Die Sprache

der

Prosa, Poesie und Beredsamkeit,

theoretisch erläutert

und

mit vielen Beispielen aus den Schriften der besten deutschen Klassiker versehen.

Für

höhere Lehranstalten

bearbeitet

von

G. Fr. Heinisch und J. L. Ludwig.

Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

(Zum Gebrauche höchst genehmigt.)

Bamberg 1867.
Verlag der Buchner'schen Buchhandlung.

Vorbemerkungen zur ersten Auflage.

Da Sprache und Geist in inniger Verbindung stehen, so gibt es auch kein besseres Mittel, geistige Bildung zu fördern, als den Unterricht in der Sprache. Durch die Sprache wirken Geister auf Geister; durch sie sind wir im Stande, die Erfahrungen, Gedanken und Ideen, welche die Menschheit seit Jahrtausenden gesammelt hat, Andern mitzutheilen und sie in den Culturzustand, welchen das menschliche Geschlecht erreicht hat, einzuführen, damit sie durch denselben zu höherer Vollkommenheit gelangen. Was denkende Geister vor Jahrtausenden Wahres, Gutes und Schönes gedacht haben, das ist uns durch die Sprache zu unserer Bildung aufbewahrt, und was unter uns selbst ausgezeichnete Männer Wahres, Gutes und Schönes erzeugen, wird durch die Sprache den nachfolgenden Geschlechtern überliefert, damit diese auf dem Grunde, den ihre Vorfahren gelegt haben, den Bau der Menschheit weiter führen und zu immer höherer Vollkommenheit fortschreiten. Darum wurden auch Sprachstudien fast jederzeit als das vorzüglichste Mittel zur Erzeugung höherer Bildung betrachtet. Es dienten aber bei uns hiezu lange nur die sogenannten klassischen Sprachen: die griechische und die lateinische. Der Muttersprache ward erst später, nachdem dieselbe zu höherer Cultur gelangt war, im Jugendunterricht einige Aufmerksamkeit gewidmet, und zwar zunächst in denjenigen Anstalten, in welchen die Zöglinge ihren Geist nicht an den Sprachen Griechenlands und Roms zu bilden vermochten. Aber wie mangelhaft und erfolglos wurde dieser Gegenstand in den bezeichneten Anstalten lange Zeit behandelt! Man verfuhr in ihm so, als gälte die Uebung der Erlernung einer fremden Sprache.

Wie nun der Unterricht in der Muttersprache zu ertheilen sei, wenn er seinem Zwecke entsprechen soll, haben wir in der in vielen pädagogischen Blättern sehr

günstig beurtheilten Vorrede zu unserm ersten Sprach- und Lesebuche aus einander gesetzt. Je mehr wir schon vor Bearbeitung dieses ersten Lesebuchs für die Unterklasse der Volksschule, sowie des zweiten und dritten für die Mittel- und Oberklassen der Volksschule und für die untersten Abtheilungen höherer Lehranstalten von diesen ausgesprochenen Grundsätzen durchdrungen waren, und je klarer sich durch alle diese Arbeiten die Idee eines zweckmäßigen Sprach- und Lesebuchs in unsern Seelen noch weiter ausbildete: desto mehr reifte auch in uns der Entschluß, ein solches Werk für höhere Bildungsanstalten zu liefern. Deutlich erkennen wir den Unterschied, der zwischen einer solchen Schrift und einem Sprach- und Lesebuch für niedere Anstalten stattfindet. In diesem wird vom Concreten zum Abstracten, vom Besondern zum Allgemeinen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortgeschritten oder regressiv verfahren; in jener muß der entgegengesetzte Weg eingeschlagen, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Zusammengesetzten zum Einfachen, vom Abstracten zum Concreten gegangen oder auf progressive Weise verfahren werden. Im Sprach- und Lesebuch für niedere Anstalten sind, was das theoretische Wesen der Sprache betrifft, die grammatikalischen, orthographischen und syntaktischen Kenntnisse als die Summe der Uebungen und Belehrungen zu betrachten; im höheren Sprach- und Lesebuch werden diese Kenntnisse vorausgesetzt und die Schüler an die Quelle der Sprache, auf das Wesen des denkenden, fühlenden und begehrenden Geistes zurückgeführt, um dadurch das Wesen der Sprache und der verschiedenen Stylgattungen aufzufassen. Dort besteht die stylistische Uebung mehr im Nachahmen und Nachbilden vorliegender kleiner Aufsätze; hier wird der Schüler zum eigenen Produciren, zur selbstständigen Abfassung größerer Redeganzen angeleitet; es werden die Bedingungen, die beim Fertigen schriftlicher Aufsätze zu erfüllen sind, kennen gelernt; die Gesetze, die jeder Gattung zum Grunde liegen, vorgeführt; die Eigenschaften, die jedem stylistischen Erzeugnisse zukommen sollen, aufgefaßt und über jede solche Kenntniß Musterstücke mitgetheilt.

Wenn schon das Wesen dieser Gegenstände das Sprach- und Lesebuch für höhere Bildungsanstalten charakterisirt, so muß auch die Form, in welcher dieselben dargestellt werden und welche dem höheren Entwicklungsgrade der Zöglinge und dem künftigen Standpunkte, den dieselben im Leben einnehmen sollen, zu entsprechen hat, es auszeichnen. Wie sich der gebildete und im geistigen, höheren Leben befindende Mensch vorzüglich durch gründlichere und feinere Auffassung der Gegenstände und der menschlichen Lebensverhältnisse auszeichnet, so muß auch das Sprach- und Lesebuch für solche Zöglinge, die einst in diese Lebenssphäre eintreten, die Gegenstände gründlicher, wissenschaftlicher und in ihren feineren Beziehungen darstellen. Wie die gebildeten und höheren Stände mehr die artistisch-scientivische und ästhetisch ideale Seite des menschlichen Lebens vertreten, so muß auch das höhere Sprach- und Lesebuch seine Gegenstände mehr von dieser Seite darstellen.

Obwohl es nicht an trefflichen Schriften fehlt, welche bezeichnete Gegenstände theils vollständiger, theils unvollständiger, theils mehr, theils weniger in der angedeuteten Weise darstellen, so glauben wir doch, daß das vorliegende Werk von nicht Wenigen als eine willkommene Erscheinung begrüßt werden wird. Manche der verschiedenen Schriften verbinden zwar Theorie und Praxis mit einander; aber sie haben dabei einen so großen äußeren Umfang, daß sie sich zum Gebrauche in den Lehranstalten nicht eignen.

In manchem dieser Werke ist auch die Theorie in einer so streng philosophischen und wissenschaftlichen Form vorgetragen, daß sie mehr von aus- und durchgebildeten Männern, als von Jünglingen, die in der Ausbildung begriffen sind, verstanden werden kann. Eben so sind in manchen solchen Schriften die Beispiele nicht mit der Sorgfalt gewählt, daß sie in Bildungsanstalten gebraucht werden können.

In andern dieser Schriften dienen die wenigen Musterstücke nur dazu, um hierdurch Belege für die aufgestellte Theorie zu geben, nicht aber um die Jugend zugleich auch mit den Geistern, unter deren Einflusse die deutsche Literatur sich entwickelt hat, genugsam in unmittelbare Verbindung zu bringen und an den literarischen Erzeugnissen dieser großen Männer in receptiver und produktiver, in intellectueller und moralischer Beziehung heranzubilden. Wir sind zwar auch der Meinung, daß sich der literarische Stoff nur auf das Wichtigste beschränken müsse, weil das Gebiet der deutschen Literatur zu umfangreich ist, und weil man sich beim Unterrichte auch hierin einer weisen Oekonomie zu befleißigen hat; doch darf auch die Grenze nicht zu eng gesteckt sein, sondern der literarische Stoff muß in der Jugend eine wohl gegliederte Totalanschauung von dem Gesammtgebiete der neueren literarischen Erscheinungen bilden und befestigen; die Jugend soll durch diesen Stoff ein treues Gesammtbild von der Entwickelung des deutschen Geistes empfangen und sich einprägen.

Manche dieser Werke enthalten eine sehr gute Auswahl trefflicher Musterstücke für die Jugend, aber ohne Belehrung über die Sprachmomente, die dadurch vergegenwärtigt werden sollen. Es bleibt hier der theoretische Unterricht ganz dem mündlichen Vortrage des Lehrers überlassen. Wir gingen von der Ansicht aus, daß einer solchen Mustersammlung für die Jugend auch die theoretische Belehrung nicht fehlen dürfe. Dieselbe soll theils Unterstützungs- und Erleichterungsmittel für den Lehrer, theils Vorbereitungs- und Wiederholungsmittel für den Zögling sein, theils aber auch Selbstbelehrungsmittel für diejenigen, die den nöthigen mündlichen Unterricht nicht genossen haben. Wir theilten daher über jedes wichtige Moment die nöthige theoretische Belehrung mit und ließen dieselbe, klein gedruckt, vorausgehen, damit der Zögling wisse, für welchen Zweck die folgenden Beispiele bestimmt sind, und worauf er bei denselben seinen Blick besonders zu richten hat.

Was die innere Haltung dieser Belehrungen betrifft, so suchten wir dieselben für Jünglinge, welche in der höheren Ausbildung begriffen sind, verständlich, darum zwar nicht streng philosophisch, aber doch nicht ohne wissenschaftliche Form zu geben. Außerdem sollten dieselben nicht zu lang und nicht zu kurz gehalten werden, nichts Wesentliches verschweigen und nichts Unwesentliches zu umständlich darstellen.

Alles, was dem deutschen Sprachunterricht auf den unteren Stufen heimfällt und was von uns schon in unsern drei vorausgegangenen Sprach- und Lesebüchern verhandelt wurde, ließen wir bei Seite liegen. Dagegen suchten wir keinen der genannten Idee des höheren Sprach- und Lesebuchs angehörigen Gegenstand unberührt zu lassen. Wir begnügten uns also nicht, z. B. in dem allgemeinen Theile bloß von den Eigenschaften guter stylistischer Produkte und von der höhern, niedern und mittlern Schreibart zu sprechen, sondern machten nach den beiden Hauptmomenten eines stylistischen Erzeugnisses: dem Stoff oder der Materie und der Form desselben, und nach den Hauptbedingungen, welche bei Bearbeitung schriftlicher Gegenstände zu erfüllen sind, sowohl auf die allgemeinen Eigenschaften aufmerksam, welche der Correctheit und der Schönheit untergeordnet sind, als auch auf die besonderen, welche nur gewissen Erzeugnissen des prosaischen und poetischen Styles zukommen.

Aus demselben Grunde begnügten wir uns auch nicht, z. B. bei der Behandlung der Eigenschaft der Lebhaftigkeit des Styles, dieselbe bloß im Allgemeinen zu charakterisiren, sondern stellten sie in den Figuren und Tropen speziell dar, um so mehr, da wir es mit dem Begriffe eines gebildeten Mannes unvereinbar finden, wenn dieser das Wesen dieser Fignren und Tropen nicht zu unterscheiden vermag.

Wir suchten jedoch nicht bloß den allgemeinen Theil der Schrift, sondern auch ihren besonderen Theil: die Sprache der Prosa, Poesie und Beredsamkeit, wenn auch kurz, doch möglichst vollständig darzustellen. Es war uns nicht genug, diese Darstellungsweisen in ihrem Verhältnisse zu einander und im Allgemeinen zu charakterisiren, sondern wir thaten dasselbe auch im Besondern und stellten zunächst die verschiedenen Arten des prosaischen Styls: den didactischen, dialogischen, historischen, Brief- und Geschäftsstyl, theoretisch und praktisch dar. Die ausgewählten Musterstücke ordneten wir in der Prosa nach den verschiedenen Wissensgebieten. So haben wir in dem didactischen Styl zuerst Beispiele aus der Religionslehre, Glaubenslehre und Moral, dann aber auch aus anderen Wissenschaften, z. B. aus der Seelenlehre, Pädagogik und Naturwissenschaft ꝛc. vorgeführt. Im historischen Styl unterschieden wir die Beschreibung und Schilderung von der Erzählung, und wählten in erster Beziehung die Beispiele aus der Himmelskunde und physischen Geographie, aus der Lehre von den Beschäftigungen der Menschen, aus dem Gebiete der Kunst, der Völkerkunde, aus Reisebeschreibungen ꝛc.; in letzter

Beziehung aus dem Reiche der Natur und aus dem Gebiete der Individual-, Special- und Universal-Geschichte, und suchten durch dieses Verfahren nicht bloß formale, ästhetische und ideale Bildung zu fördern, sondern insbesondere auch die reale zu beleben.

In dem poetischen Theile haben wir uns nicht begnügt, den Zögling bloß mit den allgemeinsten Kenntnissen der deutschen Prosodie und Verskunst bekannt zu machen, sondern suchten denselben auch in diesen Gegenstand noch etwas spezieller einzuführen und seine Aufmerksamkeit auch auf die einzelnen Arten der Versfüße und Versarten hinzulenken, damit er hierin die dem Gebildeten nöthigen Kenntnisse erhalte. Eben so übergingen wir in dem Gebiete der einzelnen Dichtungsarten: der lyrischen, didactischen, epischen, dramatischen und der Ergänzungsklasse keine Untergattung, ohne daß wir die nöthige Belehrung darüber ertheilt und ein passendes Beispiel davon gegeben hätten. Selbst die kleinsten poetischen Formen: Sonett, Madrigal, Triolet 2c. blieben nicht unberücksichtigt.

Im poetischen Theile haben wir zur Förderung der literarisch-historischen Bildung die poetischen Produkte, die in jeder Dichtungsart aufgenommen wurden, mit einigen Ausnahmeu nach der Zeitfolge der Geburt der Dichter, also nach dem historisch-literarischen Gesichtspunkte, auf einander folgen lassen. Bei der Auswahl wurden beinahe alle bedeutenden Persönlichkeiten unter den neueren und neuen Dichtern berücksichtiget. Daß diese Berücksichtigung der verschiedenen Dichter nicht gleichmäßig geschah, kommt daher: 1) weil nicht bloß dem Inhalte, sondern auch den verschiedenen Dichtungsarten die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt werden, und 2) weil von dem zu viel gesammelten Stoffe während des Druckes zur Vermeidung allzu großer Ausdehnung des Werkes Manches wieder gestrichen werden mußte.

In der Beredsamkeit mußten wir wegen des beschränkten Raumes davon abstehen, eine größere Anzahl von Beispielen über jede Gattung der Reden vorzuführen; wir konnten daher dem theoretischen Theile nur wenige Beispiele anfügen.

Was die Auswahl des literarischen Stoffes betrifft, so wandten wir bei derselben die größte Sorgfalt an. Unsere Haupttendenz dabei war: der klassische Inhalt der literarischen Erzeugnisse soll formale, ästhetische, ideale, reale und literarisch-historische Bildung bezwecken, das Gemüth erheben und veredeln und in Bezug auf Glauben, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft möglichst förderlich wirken. Erzeugnisse, die das sittliche Zartgefühl irgendwie verletzen und den Glauben gefährden könnten, Produkte, die wie Seifenblasen entstehen und wieder verschwinden, die weder nach Form, noch nach Inhalt befriedigen, oder die die Geburt politischer Schwindeleien sind, haben wir mit aller Gewissenhaftigkeit zu umgehen gesucht.

Wir hoffen daher, daß diese Schrift nicht bloß in höheren Lehranstalten, sondern auch in gebildeten Familien eine freundliche Aufnahme finden werde; sie

wird denselben nicht bloß zur allgemeinen Belehrung und nützlichen und angenehmen Unterhaltung dienen, sondern auch zur Belebung urd Erfrischung des Geistes an den Produkten der geistreichsten Männer der deutschen Nation, und zur Veredlung des Gemüthes und zur Ausbildung des Göttlichen im Menschen beitragen.

Ob es uns jedoch überall gelungen ist, das Wichtigste und Zweckdienlichste herauszufinden, ob nicht vielleicht hier und dort hinzuzufügen oder wegzulassen sein möchte, das überlassen wir der freundlichen und wohlwollenden Beurtheilung praktischer Schulmänner; jeder Wink, jede freundliche Belehrung wird von uns dankbar aufgenommen werden.

Schlüßlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß wir uns vor Abfassung gegenwärtiger Schrift mit den meisten auf diesen Gegenstand Bezug habenden Werken vertraut gemacht, und daß uns namentlich die Werke von Snell, Pölitz, Heinsius, Heyse, Schott, Apel, Wolff, Gockel, Hub ꝛc. bei der Bearbeitung dieser Schrift recht gute Dienste geleistet haben.

Die Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Durch verschiedene als nothwendig und zweckdienlich erkannte Abänderungen erhielt die hier vorliegende zweite Auflage dieses Buches eine gänzliche Umgestaltung.

Die vorgenommenen Hauptänderungen bestehen in Folgendem:

1) Zur Förderung der literarisch-historischen Bildung wurden die ausgewählten Musterstücke nicht nur in der Poesie, sondern auch in der Prosa und Beredsamkeit ganz nach der Zeitfolge der Geburt der Dichter und Schriftsteller, also nach dem historisch-literarischen Gesichtspunkte geordnet und nur in den Beschreibungen und historischen Erzählungen hievon eine Ausnahme gemacht; in den ersteren, um die Beispiele aus der Geographie, der Kunst ꝛc. geeignet zusammenstellen zu können, in den letzteren, um die erzählten Begebenheiten nach der Zeit, in welcher sie sich zutrugen, zu ordnen.

2) Der Poesie wurde in Berücksichtigung des Standpunktes, welchen der Dichter dem Stoffe gegenüber einnimmt, eine andere Eintheilung gegeben, als in der ersten Auflage, und hierdurch die Ergänzungsklasse ganz beseitigt; es mußten daher in den theoretischen Erklärungen hiezu vielfache Aenderungen vorgenommen werden, wie man überhaupt überall, wo es nothwendig schien, die Definitionen präciser, als in der ersten Auflage, zu geben suchte.

3) Viele von den Musterbeispielen der ersten Auflage wurden gestrichen und hiefür viele andere aufgenommen; hiezu bestimmte nicht allein die Absicht, Besseres oder wenigstens Zweckdienlicheres zu geben, sondern auch der Gedanke, besonders in Bezug auf Poesie den Coryphäen Göthe und Schiller, sowie den neuen und neuesten Dichtern mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als dies in der früheren Auflage der Fall war.

4) Die Musterbeispiele, welche in der ersten Auflage sogleich den Erklärungen der verschiedenen Eigenschaften des Styls als Beispiele folgten, sind jetzt bei den übrigen Lesestücken an den geeigneten Orten eingereiht und bei den Erklärungen ist immer auf dieselben hingewiesen. Gleiches geschah auch bei den größeren Beispielen, welche in Bezug auf Figuren und Tropen vorkamen.

5) Unter den in den obigen vier Punkten angegebenen Umständen mußten natürlich die sämmtlichen Lesestücke in ganz anderer Reihenfolge aufgeführt werden, als früher.

Es mag wohl sein, daß die Ansichten nicht aller Schulmänner mit allen gemachten Aenderungen übereinstimmen, und daß manche weniger Mutationen für geeigneter gehalten hätten, um diese zweite Auflage besser neben der ersten gebrauchen zu können; die Anerkennung werden sie aber kaum versagen können, daß das Bessere möglichst angestrebt wurde.

Noch soll hier bemerkt werden, daß sich ein „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur, bearbeitet von G. F. Heinisch" unter der Presse befindet, der dem vierten Sprach- und Lesebuche beigegeben und als ergänzender III. Theil desselben betrachtet werden kann, so daß der I. Theil eine kurz zusammengefaßte Lehre vom deutschen Styl, der II. eine kurze Darstellung des Wesens und Charakters der verschiedenen Stylgattungen und Dichtungsarten mit vielen Musterbeispielen und der III. das Wichtigste aus der deutschen Literaturgeschichte gibt.

Schlüßlich sei hier noch für die sehr beachtenswerthen Rathschläge und Winke eines hochgeachteten Schulmannes unser wärmster Dank ausgesprochen.

Im Mai 1867.

Die Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

III. Von der niedern, mittleren und höheren Schreibart.

Seite

Zweiter Theil.

Von der Prosa, Poesie und Beredsamkeit im Allgemeinen 49

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Die Beredsamkeit

Verzeichniß

der

Dichter und Prosaiker

nebst

kurzen biographischen Nachrichten und Angabe der Seitenzahlen ihrer hier aufgenommenen Produkte.

Ammon, Christoph Friedrich von, geboren **1766** zu Bayreuth, Dr. der Theologie, war zuletzt Oberhofprediger in Dresden und starb im J. **1850** den **21.** Mai. — Seite **698.**

Ancillon, Louis Friedrich, geb. zu Berlin **1740**, war Prediger der franz. reform. Gemeinde und Mitglied der Berliner Akademie, zeichnete sich als historischer und philosophischer Schriftsteller aus und starb **1814.** — S. **43.**

Arndt, Ernst Moritz, geb. **1769** den **26.** Dec. zu Schoritz auf Rügen, war früher Professor in Greifswalde und wurde **1818** als Professor der Geschichte an der Universität in Bonn angestellt, wo er am **30.** Januar **1860** starb. — S. **139. 348.**

Auersperg, A. A. Graf von, genannt Anastasius Grün, geb. den **11.** April **1806** zu Laibach in Oesterreich, lebt als königlich kaiserlicher Kammerherr theils zu Wien, theils auf seiner Grafschaft in Krain. — S. **362. 405. 535.**

Bechstein, Ludwig, geb. den **24.** Nov. **1801**, zu Dreißigacker bei Meiningen, studirte in Leipzig und München und starb als Oberbibliothekar zu Meiningen am **15.** Mai **1860.** — S. **357.**

Bodenstedt, Fr. Mart, geb. **1819** zu Peine im Hannoverschen, lebte in München als Professor der slavischen Sprachen und als beliebter Dichter, wurde aber **1867** zum Intendanten der Meininger Hofbühne ernannt und in den Adelstand erhoben. S. **367. 591.**

Böttger, Adolph, geb. den **21.** Mai **1815** zu Leipzig, lebt noch daselbst. — S. **425.**

Bonstetten, Carl Victor von, geb. zu Bern **1745**, trat **1775** in den Staatsdienst, zog aber demselben die literarische Muße vor, lebte dann theils in Kopenhagen, theils in Genf und Italien und starb **1832.** — S. **189.**

Brachmann, Caroline Louise, geb. den **9.** Febr. **1777** in Rochlitz, stürzte sich am **17.** Sept. **1822** bei Halle in die Saale. — S. **516.**

Bube, Adolph, geb. **1802** zu Gotha, studirte in Jena und lebt als Archivrath und Director des herzoglichen Kunstcabinets in Gotha. — S. **550.**

Bürde, Sam. Gottlieb, geb. **1753** den **7.** Dec. zu Breslau, wurde **1806** Kammerdirector, **1815** Hofrath, nahm später seinen Abschied und starb den **28.** April **1831** auf einer Reise in Berlin. — S. **324.**

Bürger, Gottfried August, geb. d. **1.** Jan. **1748** zu Wolmerswende im Halberstädtischen, war Professor der Philosophie in Göttingen, und starb den **8.** Juni **1794.** — S. **446. 489. 627.**

Campe, Joachim Heinr., geb. 1746 im Braunschweigischen, studirte Theologie, wurde Feldprediger, widmete sich dann vorzüglich dem Erziehungswesen und starb 1818 zu Braunschweig. — S. 25.

Castelli, Ignatz Frdr., geb. den 6. März 1781 zu Wien, studirte die Rechte und wurde 1811 Hoftheaterdichter und 1815 Landschaftssecretair in Wien, zog sich 1840 ins Privatleben zurück und starb 1862 in Wien. — S. 608.

Chamisso, Adelbert von, geb. den 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse zu Boncourt in der Campagne, war Dr. der Philosophie, Mitglied der Berliner Academie, der Wissenschaften und Botaniker und starb den 28. Aug. 1838 zu Berlin. — S. 382. 422. 518. 520.

Claudius, Matthias, geb. den 15. Aug. 1740 zu Reinfeld in Holstein, studirte in Jena, lebte meist in Wandsbeck, seit 1788 als Bankrevisor, und starb den 21. Jan. 1815 in Hamburg. — S 340. 341.

Cramer, Joh. Andreas, geb. 1723 zu Jöhstadt bei Annaberg, war zuletzt Prokanzler der Universität und Professor der Theologie zu Kiel und starb 1788. — S. 47. 385.

Cronegk, Joh. Friedr. Frhr. von, geb. 1731 zu Ansbach, war Markgräflich Ansbachischer Kammerjunker und Hofrath und starb 1758 daselbst. — S. 321. 445. 653.

Diepenbrock, Melchior Frhr. von, geb. zu Bochold in Westphalen den 6. Jan. 1798, war früher Domprediger zu Regensburg, wurde später Fürstbischof und Cardinal in Breslau und starb den 20. Jan. 1853. — S. 334. 335. 424. 711.

Dräseke, Joh. Heinr. Bernhard, geb. 1774 zu Braunschweig, zu Helmstadt zum Theologen gebildet, wurde 1832 Generalsuperintendent und Bischof zu Magdeburg, nahm später seine Entlassung und starb 1849. — S. 705.

Dräxler, Carl Ferd., nannte sich früher Manfred, jetzt Dräxler Manfred, geb. 1806 zu Lemberg, lebt als Sachsen-Meiningischer Hofrath und Privatgelehrter den Sommer über in Wiesbaden, den Winter über in Darmstadt und redigirt die Darmstadter Zeitung. — S. 311.

Dresch, Georg Leonh. Bernh. von, geb. zu Forchheim 1786 war lange Universitätsprofessor zu Heidelberg, Tübingen, Landshut und München und starb als Ministerialrath 1836. — S. 214.

Droste-Hülshof, A. Elis. Fräul. von, geb. den 12. Januar 1798 auf dem väterlichen Schlosse Hülshof bei Münster, war unvermählt, lebte zuletzt zu Meersburg am Bodensee, wo sie am 24. Mai 1848 starb. — S. 418.

Eberhard, August Gottlob, geb. 1769 zu Belzig, besaß bis 1835 eine Buchhandlung in Halle, zog dann nach Hamburg, lebte nach dem dortigen Brande in Dresden und starb 1845. — S. 474.

Ehrenberg, Friedrich, geb. 1776 zu Elberfeld, wurde 1806 Ober-Consistorialrath und Oberhofprediger zu Berlin und starb am 8. Dezbr. 1852 zu Berlin. — S. 73.

Engel, Joh. Jakob, geb. 1741 zu Parchim, war Lehrer Friedrich Wilhelms III., später Oberdirector des Theaters, lebte später als Privatmann in Schwerin und starb 1802 in seinem Geburtsorte. — S. 100. 154.

Eschenburg, Joh. Joachim, geb. 1743 zu Hamburg, war Professor der Philosophie und schönen Literatur und zuletzt Director des Carolinums zu Braunschweig und starb den 29. Jan. 1820. — S. 408.

Falk, Joh. Dan., geb. 1770 zu Danzig, gestorben als Legationsrath zu Weimar den 14. April 1826. — S. 595. 605.

Feuchtersleben, Ernst Freiherr von, geb. den 29. April 1806 zu Wien, gest. daselbst den 3. September 1849. — S. 537.

Feuerbach, Paul Joh. Anselm von, geb. 1775 zu Frankfurt am Main, war Lehrer des Rechts in Jena, Kiel und Landshut, trat 1805 in den bayerischen Staatsdienst und starb 1833 als wirklicher Staatsrath auf einer Badereise in seiner Vaterstadt. — S. 72.

Fichte, J. Gottl., geb. den 19. Mai 1762 in Rammenau, war einer der bedeutendsten Philosophen und starb den 27. Januar 1814. — S. 66.

Forster, Georg, geb. zu Nassenhuben bei Danzig 1754, begleitete mit seinem Vater den Weltumsegler Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt, war später Oberbibliothekar und Professor zu Mainz und starb 1794 in Paris. — S. 173. 180.

Franz II., geb. zu Florenz 1768, von 1792 — 1806 römisch deutscher Kaiser, von 1806 bis zu seinem 1835 erfolgten Tode Kaiser von Oesterreich. — S. 285.

Freiligrath, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 in Detmold, ursprünglich Kaufmann, dann Dichter und Schriftsteller, lebt jetzt in London. — S. 364. 539. 566.

Garve, Christian, geb. 1742 zu Breslau, lehrte von 1769 — 1772 Philosophie in Leipzig, ging dann aus Kränklichkeit nach Breslau zurück und starb 1798. — S. 55.

Gaudy, Franz Bernh. Heinr. Wilh., Freiherr von, geb. den 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. Oder, früher Offizier, später lebte er als Privatgelehrter in Berlin und starb daselbst 1840. — S. 548.

Geibel, Emanuel, geb. den 18. Oktober 1815 zu Lübeck, studirte in Bonn und Berlin, und ist jetzt als Professor der deutschen Literatur und der Geschichte der Poesie an der Universität München. — S. 337. 366. 435. 591.

Geissel, Johann von, geboren am 5. Februar 1796 zu Gimmeldingen in der Rheinpfalz, wurde 1845 Erzbischof und 1850 Cardinal zu Cöln und starb im September 1864. — S. 332.

Gellert, Christ. Fürchtegott, geb. den 4. Juli 1715 zu Haynichen im Erzgebirge, wurde 1745 Lehrer an der Universität, wo er sich durch Vorlesungen über Dichtkunst und Beredsamkeit und später auch über Moral sehr auszeichnete; er starb 1769. — S. 271. 272. 571. 615.

Gerhard, Paul, geb. 1606 zu Grafenhaynichen, gest. 1676 als Archidiakonus zu Lübben. S. 316.

Geßner, Salomon, geb. 1730 zu Zürich, widmete sich der Landschaftsmalerei, war später Buchhändler, Dichter und Kupferstecher und starb, allgemein geachtet, zu Zürich 1787 als Mitglied des großen Rathes. — S. 19.

Gittermann war Prediger zu Emden. — S. 37. 595.

Gleim, Joh. Wilh. Ludw., geb. am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, gestorben als Kanonikus den 18. Febr. 1803 zu Halberstadt. — S. 383. 616.

Göthe, Joh. Wolfg. von, geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main, studirte zu Leipzig und Straßburg Rechtswissenschaft und starb als erster Minister in Weimar den 22. März 1832. — S. 144. 147. 152. 159. 233. 276. 342. 343. 396. 421. 438. 444. 463. 467. 492. 493. 514. 590. 591. 664. 688.

Grimm, Jakob Ludw., geb. den 4. Januar 1785 zu Hanau, studirte die Rechte und starb als Hofrath und Professor in Berlin den 20. September 1863. — S. 81. 83. 90.

Grimm, Carl Wilhelm, geb. den 24. Februar 1786 zu Hanau, studirte die Rechte und lebte als Professor in Berlin, wo er am 17. Dezember 1859 starb. — S. 81. 90.

Grün, Anastasius, (siehe Auersperg, A. A. Graf von).

Günther, Martin, war um 1721 Prediger zu Klingenmünster und Godramstein in der Pfalz. — S. 319.

Hagedorn, Friedrich von, geb. 1708 in Hamburg, studirte in Jena die Rechte und starb 1754 als Sekretair der englischen Gesellschaft in Hamburg. — S. 340. 429.

Hailbronner, Carl von, königl. bayerischer General, bekannter Tourist, besuchte Ungarn, die Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, Spanien, Portugal, Frankreich 2c. — S. 127.

Halm, Friedr. (Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen), geb. den 2. April 1806 in Krakau, lebt in Wien. — S. 428. 434. 436.

Haller, Albrecht von, geb. den 16. Okt. 1708 zu Bern, gest. 1777 daselbst als Mitglied des großen Rathes und Präses der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. — S. 398.

Hamann, Joh. Georg, geb. 1730 in Königsberg, widmete sich anfangs der Theologie, dann den schönen Wissenschaften, wurde 1777 Packhofverwalter, gab, der Nahrungssorge überhoben, diese Stelle wieder auf und starb 1788 in Münster. — S. 622.

Hammer-Purgstall, Jos. Freih. von, geb. 1774 zu Grätz, erhielt seine Bildung zu Wien, war in österreichischen Diensten, wurde 1817 kaiserlicher Hofrath, erbte 1835 die Güter der Gräfin Purgstall, schied 1839 aus dem Staatsdienste und starb in Wien 1856. — S. 215.

Hardenberg, (Novalis) Friedr. Ludw. von, geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederstädt in der Grafschaft Mannsfeld, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg und starb als Amtshauptmann zu Weißenfels 1801. — S. 327. 328. 349.

Hartmann, Moritz, geb. den 15. Oktober 1821 in dem Dorfe Duschnik bei Przibram in Böhmen, machte nach Vollendung der Universitätsstudien große Reisen, war Mitglied der deutschen Nationalversammlung und lebt jetzt meistens in Paris. -- S. 368.

Haug, Joh. Christ. Friedr., geb. den 19. März 1761 zu Niederstolzingen, war Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart und starb 1829. — S 570.

Heine, Heinrich, geb. den 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf, Dr. beider Rechte und starb 1856 zu Paris. — S. 530.

Hell, Theodor, (siehe Winkler, K. G. Th.)

Herder, Joh. Gottfried von, geb. den 25. Aug. 1744 zu Mohrungen, in Ostpreußen, gestorben 1803 als Präsident des Ober-Consistoriums und General-Superintendent zu Weimar. — S. 14. 46. 322. 342. 372. 373. 400. 456. 542. 543. 575. 590. 623. 626. 628. 685.

Herwegh, Georg, geb. zu Stuttgart 1817, studirte Theologie, hielt sich längere Zeit in der Schweiz auf, machte Reisen nach dem Norden von Deutschland, nach Italien und Südfrankreich und lebt in der Schweiz. — S. 426.

Heydenreich, Carl Heinr , geb. 1764 zu Stolpen, wurde 1785 Professor der Philosophie in Leipzig, nahm 1798 seine Entlassung und starb 1801 in Burgwerben bei Weißenfels. — S. 325. 379.

Heyse, Paul, geboren am 15. März 1830 zu Berlin, lebt in München. — S. 427.

Hirschfeld, Christian Cajus Lorenz, geb. 1742 zu Nüchel bei Eutin, studirte zu Halle, wurde 1770 Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften, erhielt den Titel eines geheimen Justizraths und starb 1792. — S. 46. 191. 195.

Hölty, Ludw. Heinr. Christoph, geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, studirte in Göttingen, schwächte aber durch angestrengtes Studiren seinen Körper so, daß er 1776 zu Wandsbeck erlag. — S. 310. 375. 402.

Hoffmann von Fallersleben, Heinrich, geb. zu Fallersleben im Lünneburgischen am 2. April 1798, lebt als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor zu Corvei. — S. 356.

Houwald, Ernst Freih. von, geb. den 29. Nov. 1778 zu Straupitz in der Lausitz, studirte zu Halle, wurde 1822 Landsyndikus der Niederlausitz und starb 1845 zu Neuhaus bei Lübben. — S. 257.

Humboldt, Friedr. Heinr. Alex. von, geb. den 14. September 1769 zu Berlin, studirte Naturwissenschaften, besonders Geologie, wurde preuß. Oberbergmeister der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, gab 1795 seine Stelle auf, machte sehr bedeutende Reisen, lebte hochgeehrt in Berlin und starb dort am 6. Mai 1859. — S. 111. 113. 122. 250.

Humboldt, Wilhelm von, geboren den 22 Juni 1767 zu Potsdam, studirte in Göttingen und starb 1835 auf seinem Gute Tegel bei Berlin. — S. 278. 280.

Jacobi, Joh. Georg, geb. den 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, war Professor zu Freiburg im Breisgau und starb im J. 1814. — S. 341. 399. 575.

Jean Paul, siehe Richter.

Immermann, Carl Lebrecht, geb. den 24. April 1796 zu Magdeburg, gestorben als Regierungsrath zu Düsseldorf am 25. August 1840. — S. 264. 528.

Jornandes oder **Jordanes**, ein Gothe, lebte zur Zeit des byzantinischen Kaisers Justinian I. und war Notarius der Ostgothenkönige in Italien, ließ sich taufen, trat in den Mönchsstand und starb 567. Er war Geschichtsschreiber, schrieb aber in einem barbarischen Latein. -- S. 205 (ist von Lanz nach ihm erzählt.)

Jung, genannt Stilling, Joh, Heinr., geb. den 12. Sept. 1740 zu Im Grund im Nassauischen, war Dr. med., geheimer Hofrath und Professor der Staatswirthschaft zu Heidelberg und starb 1817 den 23. März. — S. 321.

Kaiser, Petr. Leopold, geb. 1789 zu Mühlheim bei Offenbach, wurde 1835 Bischof von Mainz. — S. 707.

Ludwig I., König von Bayern, geb. den 25. Aug. 1786, bestieg den Königsthron am 13. Oct. 1825, und legte den 20. März 1848 die Krone zu Gunsten seines erhabenen Sohnes Maximilian nieder. — S. 351. 403. 404.

Mahlmann, Siegfried Aug., geb. den 18. Mai 1771 zu Leipzig, gestorben daselbst als Hofrath den 16. Dec. 1826. — S. 326. 349. 392. 577.

Malten, S. 132.

Manso, Johann Caspar Friedrich, geb. den 26. Mai 1759 zu Zella im Gothaischen, studirte zu Jena, wurde 1793 Rector und Bibliothekar des Gymnasiums zu Breslau und starb daselbst 1826. — S. 198. 238. 242.

Martius, Carl Friedr. Phil. von, geb. 1794 zu Erlangen, ist ein berühmter Naturforscher, machte sehr bedeutende Reisen und starb als Professor und Direktor des botanischen Gartens in München. — S. 92. 116. 130.

Matthisson, Friedrich von, geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, war würtembergischer geheimer Legationsrath und starb den 12. Dec. 1831 zu Wörlitz. — S. 44. 345. 592.

Maximilian Joseph, geb. 1756, früher in französischen Kriegsdiensten, war von 1799 bis 1806 Kurfürst und von 1806 bis zu seinem Tode 1825 König von Bayern. — S. 286.

Meiners, Christoph, geb. 1747 zu Otterndorf, studirte in Göttingen, wo er 1810 als Professor der Philosophie und Hofrath starb. — S. 146.

Meinhold, Johannes Wilhelm, geb. den 27. Februar 1797 in Utzelkow auf der Insel Usedom, studirte auf der Universität in Greifswald, war Pfarrer zu Rehwinkel in Pommern, legte aber sein Pfarramt nieder, lebte zu Charlottenburg bei Berlin und starb dort 1851. — S. 334.

Mendelssohn, Moses, geb. 1729 zu Dessau von armen jüdischen Eltern, war ein ausgezeichneter Denker und starb 1786 zu Berlin. — S. 54.

Michaelis, J. Benjamin, geb. 1746 zu Zittau, gest. 1772 zu Halberstadt als privatisirender Gelehrter. — S. 618.

Möser, Justus, geb. 1720 zu Osnabrück, wurde in Jena und Göttingen zum Rechtsgelehrten gebildet, war bei der Regierung zu Osnabrück angestellt und starb daselbst 1794. — S. 52.

Mosen, Julius, geb. den 8. Juli 1803 zu Marienei im Voigtlande, war früher Advokat in Dresden, folgte im Jahr 1845 einem Ruf als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg und erhielt vom Großherzog den Titel eines Hofraths. — S. 360.

Müller, Johann von, geb. 1752 zu Schaffhausen, starb als Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts zu Kassel den 29. Mai 1809. — S. 62.

Müller, Wilhelm, geb. den 7. October 1795 zu Dessau, war herzoglich dessauischer Hofrath und Bibliothekar und starb den 1. October 1827. — S. 444.

Müller, Wolfgang, geb. den 5. März 1816 in Königswinter am Fuße des Siebengebirgs, studirte in Bonn Medizin und lebt seit 1842 als prakt. Arzt in Düsseldorf. — S. 540.

Murhard, Friedrich Wilhelm August, geb. am 7. December 1779 zu Cassel, studirte in Göttingen, machte große Reisen und lebte später in Frankfurt und zuletzt in Cassel. — S. 163.

Neander, Christoph Friedrich, geistlicher Liederdichter, geb. 1724 zu Ekau in Kurland, gest. 1802 als Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semgallen. — S. 320.

Neumark, Georg, geb. 1621 zu Mühlhausen, gest. als Bibliothekar 1681 zu Weimar. — S. 317.

Niemeyer, August Herrmann, geb. den 1. September 1754 zu Halle, war Professor und Kanzler der Universität daselbst und starb dort den 7. Juli 1828. — S. 376.

Novalis, siehe Hardenberg.

Pfarrius, Gustav, geb. den 31. December 1800 im Dorfe Heddesheim bei Kreuznach, studirte in Halle und Bonn Theologie und Philologie und ist seit 1834 Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. — S. 356. 620.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, geb. den 27. Januar 1736 zu Colmar, studirte in Halle die Rechte, wurde 1803 Präsident des Consistoriums in seiner Vaterstadt, wo er auch 1809 starb. — S. 601. 624.

Pfizer, Gustav, geb. den 29. Juli 1807 zu Stuttgart, studirte zu Tübingen Philosophie und Theologie, und erhielt 1846 eine Anstellung als Professor am obern Gymnasium in seiner Vaterstadt. — S. 425.

Pichler, Caroline, geboren 1769 in Wien, gestorben 1843. — S. 513.

Platen, August Graf von, geb. den 24. October 1796 zu Ansbach, ward bayerischer Offizier und Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften und erlag auf einer Reise in Syrakus am 5. December 1835 einem hitzigen Fieber. — S. 355. 382. 416. 423. 424. 434. 445. 479.

Prätzel, Carl Gottlieb, geb. 1785 zu Halbau in der Niederlausitz, lebte als Privatgelehrter in Hamburg. — S. 483. 608.

Prutz, Robert Eduard, geb. den 30. Mai 1816 zu Stettin, studirte zu Berlin, Breslau und Halle, ist seit dem J. 1849 Professor der Literaturgeschichte an der Universität zu Halle. — S. 194. 367.

Rabener, Gottlieb Wilhelm, geb. 1714 zu Wachau, einem Rittergute bei Leipzig, ward Obersteuerrath zu Dresden und starb daselbst im J. 1771. — S. 269.

Ramler, Carl Wilhelm, geb. 1725 den 25. Febr. zu Kolberg, gebildet zu Halle, Professor am Cadettencorps zu Berlin, nebst Engel Direktor des Theaters daselbst, starb als Mitglied der Berliner Akademie 1798. — S. 22. 396. 411.

Ranke, Franz Leopold, geb. 1795 zu Wiehe in Thüringen, lehrt seit 1825 als Professor die Geschichte zu Berlin. — S. 223.

Raumer, Friedrich Ludwig Georg von, geb. 1781 zu Wörlitz, gebildet zu Halle und Göttingen, wurde 1811 Professor der Geschichte und Staatskunst zu Breslau, 1819 zu Berlin, bereisete später mehrere Länder und wurde 1843 Regierungsrath. — S. 212. 219.

Redwitz, Oskar Freiherr von, geb. am 28. Juni 1823 zu Lichtenau, unweit Ansbach, studirte in München und Erlangen Philosophie und Jurisprudenz. Im Jahre 1851 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Aesthetik an der Hochschule Wien, dem er auch folgte, zog sich aber wieder ins Privatleben zurück und lebt jetzt in München. — S. 338. 339. 368. 552. 568.

Reinhard, Franz Volkmar, ausgezeichneter Kanzelredner, geb. 1753 zu Vohenstrauß, in Wittenberg gebildet, wo er 1778 als Lehrer auftrat, bis er 1792 als Oberhofprediger nach Dresden kam. Er starb 1812. — S. 11. 44. 690.

Reinick, Robert, geb. den 22. Febr. 1805 zu Danzig, ist Maler und Dichter, verlebte mehrere Jahre in Italien und nahm im J. 1844 seinen Wohnsitz zu Dresden, wo er bald mit dem Pinsel, bald mit der Feder dichtete, und wo ihn am 7. Febr. 1852 der Tod aus seiner vollen Thätigkeit dahinraffte. — S. 361.

Richter, Jean Paul Friedrich, geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel, studirte in Leipzig, ließ sich später in Bayreuth fest nieder, wurde hildburghausischer Legationsrath, bekam vom Fürsten Primas, Freiherrn von Dalberg, und später vom König von Bayern einen Jahrgehalt und starb zu Bayreuth den 14. November 1825. — S. 24. 46. 157. 194. 252. 283. 697.

Ritter, Carl, geb. 1779 zu Quedlinburg, studirte zu Halle, wurde 1820 Professor der Geographie und Studiendirektor am Cadettencorps zu Berlin und starb 1859. — S. 120.

Rochlitz, Friedrich, geb. 1770 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, widmete sich aber später ganz der Dichtkunst und Musik. Er behielt seinen Aufenthalt in Leipzig wurde 1809 weimarischer Hofrath und starb im J. 1842. — S. 326. 606.

Rückert, Friedrich, geb. den 16. Mai 1789 zu Schweinfurt in Unterfranken, studirte in Jena, erhielt 1826 die Professur der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Erlangen, wurde 1840 Professor und geheimer Regierungsrath in Berlin, lebte später auf seinem Landgute Neuseß im Coburgischen und starb den 31. Januar 1866 in Neuseß, 78 Jahre alt. — S. 329. 353. 354. 423. 431. 432. 433. 434. 435. 442. 547. 582. 620. 623.

Sachse, Christian Friedrich Heinrich, geb. 1785 zu Eisenberg, studirte in Jena, wurde 1823 Hofprediger, 1831 Consistorialrath zu Altenburg und 1841 Dr. theol. — S. 329.

Sailer, Johann Michael von, geb. 1751 zu Aresing in Bayern, wurde 1829 Bischof zu Regensburg, wo er 1832 starb. — S. 60.

Salis, Johann Gaudenz, Freiherr von, geb. 1762 zu Bothmar in Graubündten, ein lyrischer Dichter, starb als Generalinspector des Milizwesens im J. 1834 den 29. Januar zu Malans. — S. 346. 379.

Sallet, Friedrich von, geb. den 20. April 1812 in Neisse, stand als Offizier in Mainz und Trier, nahm seinen Abschied, wendete sich nach Breslau und starb zu Reichau in Schlesien 1843. — S. 365.

Schefer, Leopold, geb. den 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, wurde 1813 Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler-Muskau, bereiste die meisten Länder Europas und kehrte 1820 in seine Vaterstadt zurück, wo er am 13. Febr. 1862 starb. — S. 578.

Scheffler, Johann, geb. 1624 in Breslau, Leibarzt des Kaisers Ferdinand III., starb 1677 im Jesuitenkloster Sct. Matthäi in Breslau als bischöflicher Rath. — S. 318.

Schenk, Eduard von, geb. den 10. Oct. 1788 zu Düsseldorf, war früher Minister des Innern im bayerischen Staatsdienste, wurde später Regierungspräsident in Regensburg und starb daselbst 1841. — S. 352.

Schiebeler, Daniel, geb. 1739 zu Obersontheim, gest. 1791 zu Stuttgart als herzoglich würtembergischer Hoftheaterdichter. — S. 406.

Schiller, Friedrich von, Deutschlands Liebling und nationalster Dichter, geb. den 11. Nov. 1759 zu Marbach in Würtemberg, studirte Medizin, wurde 1780 Regimentsarzt, verließ aber diese Stellung, erhielt später den Titel eines sachsen-meiningischen Hofraths, wurde Professor der Philosophie an der Universität zu Jena und starb den 9. Mai 1805 zu Weimar. — S. 21. 227. 277. 279. 282. 344. 378. 395. 444. 494. 495. 498. 501. 505. 560. 569. 594. 595. 629. 633. 642.

Schimper, Carl, geb. den 15. Februar 1803 zu Mannheim, Geognost und Botaniker, machte wissenschaftliche Reisen und lebte als Privatgelehrter zu Schwetzingen bei Mannheim. — S. 360.

Schlegel, August Wilhelm von, geb. den 8. September 1767 zu Hannover, studirte in Göttingen, machte schöne Reisen, wurde 1818 Professor an der Universität zu Bonn, wo er am 12. Mai 1845 in dem hohen Alter von beinahe 78 Jahren starb. — S. 347. 421. 422. 437. 438. 439. 509. 593.

Schlegel, Friedrich von, geb. den 10. März 1772 zu Hannover, ist der jüngere Bruder des vorigen, studirte in Göttingen und Leipzig, war später Hofsekretair und Legationsrath zu Wien und starb den 12. Januar 1829 in Dresden. — S. 179. 199. 430.

Schmidt, Martin Heinrich, geb. 1776 zu Braunschweig, studirte zu Göttingen und starb 1830 als Prediger zu Derenburg bei Halberstadt. — S. 428.

Schmolcke, Benjamin, geb. 1672 zu Brauchischdorf, gest. 1737 als erster Pastor zu Schweidnitz. — S. 318.

Schnezler, August, geb. den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau, besuchte die Hochschulen zu Freiburg und München, lebte als Privatgelehrter an verschiedenen Orten und starb den 11. April 1853 plötzlich in München. — S. 363.

Schopenhauer, Johanna, geb. 1770 zu Danzig, machte schöne Reisen, zog später nach Hamburg, dann nach Weimar und endlich 1837 nach Jena, wo sie 1838 starb. — S. 138. 142.

Schubart, Christian Friedrich Daniel, geboren den 26. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben, studirte in Jena, führte ein bewegtes Leben, und starb als Hoftheaterdichter zu Stuttgart den 10. Oktober 1791. — S. 392

Schubert, Gotth. Heinr. von, geb. 1780 zu Hohenstein in Sachsen, studirte zu Leipzig Theologie und in Jena Medizin, kam als Professor der Naturwissenschaften 1819 nach Erlangen und 1826 nach München als Professor und geheimer Hofrath, wo er 1865 starb. — S. 107. 129.

Schütze, Johann Stephan, geboren den 1. November 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, studirte in Erlangen und Halle, lebte seit 1804 in Dresden und später in Weimar als Hofrath und starb daselbst 1839. — S. 327.

Schulze, Ernst Konrad Friedrich, geb. 1789 zu Celle, studirte in Göttingen Theologie, alte Sprachen und schöne Wissenschaften, wurde daselbst Dr. phil. und Privatdocent, zog 1814 mit gegen Frankreich und starb 1817 in seiner Vaterstadt. — S. 460.

Schwab, Gustav Benjamin, geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, studirte zu Tübingen Theologie und Philologie, war früher Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Stuttgart, später Stadtpfarrer und Studienrath daselbst und starb den 4. November 1850 als Oberkonsistorialrath. — S. 525. 526. 708.

Schwarz, Dr. Friedrich Heinrich Chr., geb. 1766 zu Gießen, wurde 1804 Professor der Theologie und Direktor des pädagogischen Seminars zu Heidelberg und später geheimer Kirchenrath; er starb daselbst 1837. — S. 71.

Seidl, Johann Gabriel, geb. den 21. Juni 1804 zu Wien, widmete sich nach vollendetem philosophischen Lehrkurse der Rechtswissenschaft und hat in Wien, wo er noch lebt, als Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinet und als Hofschatzmeister einen seiner klassischen Bildung vollkommen entsprechenden Wirkungskreis erhalten. — S. 361. 531. 533.

Seume, Johann Gottfried, geb. den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, studirte zu Leipzig Theologie, hatte ein bewegtes Leben, war ein kerniger und hochsinniger Dichter und starb 1810 im Bade zu Teplitz. — S. 379. 602.

Simrock, Carl Joseph, geb. den 28. August 1802 zu Bonn, studirte dortselbst die Rechte, wurde 1826 Referendär beim Kammergerichte in Berlin, wurde später aus dem Staatsdienste entlassen, und wurde 1851 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Bonn. — S. 360.

Smets von Ehrenstein, Wilhelm, geb. den 15. September 1796 zu Reval im Esthlande, verwaltete mehrere Pfarreien, wurde 1845 zum Domherrn in Aachen erwählt und starb den 14. Oktober 1848. — S. 333. 334. 417. 428. 530. 614.

Spitta, Carl Joh. Philipp, geb. den 1. August 1800 zu Hannover, gestorben als Superintendent zu Burgdorf im Lünneburgischen am 28. Sept. 1859. — S. 335.

Starke, Gotth. Wilh. Christ., geb. 1762 zu Bernburg, studirte zu Halle Theologie, wurde 1799 Oberhofprediger zu Ballenstädt. Im Jahre 1829 wurde er in ehrenvollen Ruhestand versetzt und im Jahre 1830 starb er. — S. 691.

Steffens, Heinrich, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, ward Dr. und Adjunkt der philosophischen Facultät zu Kiel, 1804 Professor zu Halle, zu Breslau und zuletzt zu Berlin, wo er als Professor der Philos. und geh. Regierungsrath 1845 starb. — S. 166. 183.

Steigentesch, August Friedrich Freih. von, geb. 1774 zu Hildesheim, seit dem 15. Jahre Militair, zuletzt österreichischer wirklicher geheimer Rath und Generalmajor in Turin, wo er 1827 starb. — S. 514.

Stieglitz, Heinrich Wilhelm August, geb. den 22. Februar 1803 zu Arolsen, wurde 1828 Gymnasiallehrer und Custos bei der k. Bibliothek zu Berlin, gab wegen Kränklichkeit beide Aemter auf und ging nach München, lebte eine Zeit lang in Venedig und starb daselbst den 24. August 1849 an der Cholera. — S. 359.

Stöber, Ludwig Adolph, geb. den 7. Juni 1810 in Straßburg, studirte dort Theologie, wurde 1840 zum Stadtpfarrer in Mühlhausen im Ober-Elsaß erwählt, welches Amt er noch bekleidet. — S. 364. 365.

Stolberg, Christian, Graf zu, geb. 1748 zu Hamburg, studirte zu Göttingen, wurde Amtmann von Tremsbüttel und starb als dänischer Kammerherr auf seinem Gute Wiedebye 1821. — S. 276.

Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu, geb. 1750 zu Bramstädt in Holstein, studirte zu Göttingen, ward dänischer Gesandter zu Berlin, später Präsident und Domherr zu Eutin, legte seine Aemter nieder, lebte zu Bielefeld und starb auf seinem Gute Sondermühlen 1819. — S. 47. 323. 343. 344. 376. 390. 447.

Strachwitz, Moritz, Graf von, geb. am 13. März 1822 zu Peterwitz in Schlesien, studirte in Breslau und Berlin, lebte nach vollendeten Studien wieder in seiner Hei-

math Schlesien und starb auf der Rückreise nach Italien den 11. Dezember 1847 in Wien. — S. 567.

Streckfuß, Ad. Friedr. Carl, geb. den 20. Sept. 1779 zu Gera, studirte in Leipzig die Rechte und ward 1819 wirklicher geheimer Oberregierungsrath zu Berlin, 1840 Mitglied des Staatsrathes und starb 1844 daselbst. — S. 440.

Strehlenau, Nikolaus Niembsch, Edler von, gen. Nik. Lenau, geb. am 13. Aug. 1802 im Dorfe Chatad in Ungarn, studirte in Wien und Preßburg, verließ 1832 Europa, ging nach Nordamerika, kehrte aber bald wieder unbefriedigt zurück, hielt sich hierauf abwechselnd in Stuttgart und Wien auf, mußte dritthalb Jahre in einer Irrenanstalt bei Stuttgart, und dann noch über 2 Jahre in einer solchen bei Wien in einem trostlosen Zustande verleben, bis er 1850 dortselbst starb. — S. 357. 358. 359. 404.

Sturm, Christoph Christian, geb. den 25. Januar 1740 zu Augsburg, gest. als Hauptpastor zu Hamburg den 26. August 1786. — S. 322.

Sturm, Julius, geb. den 21. Juli 1816 zu Köstritz bei Gera, ist Pfarrer zu Göschitz bei Schleiz. — S. 338. 591.

Sturz, Helfrich Peter, geb. 1736 zu Darmstadt, studirte zu Göttingen, Jena und Gießen, wurde 1768 dänischer Legationsrath, begleitete Christian VII. nach England und Frankreich, wurde zuletzt oldenburg. Etatsrath und starb 1779 zu Bremen. — S. 240.

Tieck, Ludwig, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, studirte zu Erlangen, Halle und Göttingen, hielt sich vom J. 1819 — 1842 in Dresden auf, nahm 1825 an der Theaterdirektion Theil, und wurde 1842 vom Könige von Preußen nach Berlin berufen. Er starb am 28. April 1853 in einem Alter von beinahe 80 Jahren. — S. 253.

Tiedge, Christoph August, geb. den 14. Dec. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, studirte in Halle Rechtswissenschaft und hielt sich von 1819 an bis zu dem im Jahre 1841 erfolgten Tode in Dresden auf. — S. 427. 447. 570. 576. 591.

Tschudi, Friedrich von, geb. 1820 in Glarus, Vicepräsident des Cantonsschulrathes 2c., lebt jetzt auf seinem Gute bei St. Gallen. — S. 187.

Uhland, Ludwig, geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, studirte daselbst Philosophie und Jurisprudenz, wurde Doctor beider Rechte, wurde 1829 Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, legte aber 1833 dieses Amt wieder nieder, lebte als Privatmann in seiner Vaterstadt und starb 1862. — S. 350. 422. 427. 438. 521. 522.

Uz, Johann Peter, geb. den 3. Oct. 1720 zu Ansbach, studirte zu Halle Philosophie und die Rechte, wurde zuletzt Justizrath und Landrichter zu Ansbach und starb den 12. Mai 1796. — S. 384.

Völderndorf und Waradein, Eduard Freih. von, war Major in bayerischen Militärdiensten. — S. 243.

Voß, Johann Heinrich, geb. den 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, studirte zu Göttingen, wurde 1781 Rector zu Eutin, 1785 Hofrath, bekam später, kränklich geworden, eine Pension und starb den 30. März 1826 zu Heidelberg. — S. 469.

Weiße, Christian Felix, geb. 1726 zu Annaberg, studirte in Leipzig, wurde 1761 Obersteuersecretär in Leipzig und starb daselbst 1804 als Kreissteuereinnehmer. — S. 43.

Welcker, Carl Theodor, geb. 1790 zu Oberkleiden bei Marburg, studirte zu Gießen und Heidelberg, war zu Gießen, Bonn und seit 1822 zu Freiburg im Breisgau Professor der Rechte, und wurde 1832 in den Ruhestand versetzt. — S. 247.

Wernicke, Christian, von dessen früheren Lebensumständen wenig bekannt ist, hielt sich abwechselnd in Hamburg auf, trat als Staatsrath in die Dienste des dänischen Königs und starb gegen 1720 als dänischer Resident in Paris. — S. 95.

Wessenberg, Ignaz Heinrich Freih. von, geb. den 4. Nov. 1774 zu Dresden, ward 1802 General-Vikar des Bisthums Constanz bis zu dessen Auflösung im J. 1827. — S. 328. 380.

Wieland, Christoph Martin, geb. den 5. Sept. 1733 zu Holzheim bei Biberach, studirte in Tübingen, wurde 1760 in Biberach Kanzleidirektor, im J. 1769 Professor der

Philosophie und der schönen Wissenschaften in Erfurt; ging 1772 als Erzieher der beiden Söhne der Herzogin Amalie nach Weimar, und starb in Weimar den 20. Januar 1813. — S. 338.

Winkelmann, Johann Joachim, geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark, ging nach vollendeten Studien, durch seine große Liebe zur Kunst getrieben, nach Italien, wurde 1763 Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom und wurde auf einer Reise nach Deutschland von seinem Begleiter, einem Italiener, 1768 in Triest ermordet. — S. 182.

Winkler, Carl Gottfried Theodor, gen. Theod. Hell, geb. 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen, studirte zu Wittenberg die Rechte und wurde 1815 Secretär beim Theater und der Akademie der Künste in Dresden. — S. 570. 571.

Woltmann, Carl Ludwig von, geb. 1770 zu Oldenburg, wurde 1794 Professor in Jena, später Geschäftsträger der Städte Hamburg, Bremen und Nürnberg in Berlin und starb 1817 in Prag. — S. 232.

Zachariä, Friedrich Wilhelm, geb. 1726 zu Frankenhausen, wurde Professor am Carolinum zu Braunschweig, woselbst er 1777 starb. — S. 480.

Zedlitz, Johann Christian Freiherr von, geb. den 28. Febr. 1790 zu Johannisberg im österreich. Schlesien, war früher österr. Offizier und später Geschäftsträger des Herzogs von Nassau in Wien, wo er 1862 starb. — S. 523.

Zimmermann, Eberh. August Wilh. von, geb. 1743 zu Uelzen, wurde 1766 Professor der Mathematik am Carolinum zu Braunschweig, 1801 geheimer Etatsrath und starb 1815. — S. 119.

Zinzendorf und **Pottendorf**, Nikolaus Ludwig, Graf von, geb. 1700 zu Dresden, wurde 1721 Hofrath bei der Landesregierung, legte aber 1727 diese Stelle wieder nieder, war der Gründer der Kolonie Herrnhut und starb 1760 den 9. Mai zu Herrnhut. — S. 319.

Zollikofer, Georg Joachim, geb. 1730 zu St. Gallen, studirte zu Utrecht Theologie, war an verschiedenen Orten Prediger, und starb 1788 als reformirter Prediger in Leipzig. — S. 682. 684.

Zschokke, Johann Heinrich Daniel, geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg, studirte zu Frankfurt a. d. O., erhielt in der Schweiz das Bürgerrecht, wurde 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts, und 1815 Mitglied des großen Raths, legte 1829 seine Aemter nieder und starb den 27. Juni 1848 hochgeehrt in Aarau. — S. 221.

Derselbe, Kurzer Abriß der Erdbeschreibung für die Hand der Schüler bearbeitet. 2. verb. Aufl. Preis 12 kr.

Derselbe, Kleine Weltkunde für Schule und Haus. 4. verb. Aufl. 16 kr.

Derselbe, Das Wissenswürdigste aus der Geographie und Geschichte Bayerns. 10. mit Rücksicht auf die allerhöchsten Verordnungen vom 13. Januar 1851 und 8. März 1852 über bayerischen Geschichtsunterricht und mit Bezugnahme auf die erschienenen zwölf Fürstenbilder aus dem Leben bayerischer Fürsten bearbeitete Auflage. Preis 7 kr.

Dr. G. Gehring, mathematischer Leitfaden für Handwerks-Feiertagsschulen nebst mehreren Hilfs- und Verwandlungstabellen für Maaße und Gewichte. Mit 12 Tabellen 1 fl. 12 kr. Parthiepreis direkt bei der Verlagshandlung nur 1 fl. bei Abnahme von mindestens 15 Exempl.

☞ Es ist dies namentlich für Lehrer und Schüler an Handwerkerschulen ein äußerst brauchbares Lehrmittel, eigens für die Fassungskraft des Handwerkers verabfaßt und nur Aufgaben aus dem täglichen Gewerbs-Leben enthaltend.

Heinisch, G. F., Die Lehre von den Wechseln. Ein leichtfaßlicher Rathgeber bei Vornahme von Wechselgeschäften aller Art für Handel und Gewerbtreibende, so wie ein Hilfsmittel beim Unterrichte in Schulen. Unter steter Hinweisung auf die allgemeine deutsche Wechselordnung kurz und leichtfaßlich dargestellt. Preis 32 kr.

☞ Da bei der Ausdehnung der Wechselfähigkeit auf beinahe alle Stände Unkenntniß in Wechselsachen häufig die empfindlichsten Nachtheile veranlaßt, so dürfte die Anschaffung dieses leichtverständlichen billigen Rathgebers von zu Tage liegenden Nutzen sein.

Heinisch, G. F., Geschäftsbriefe und Geschäftsaufsätze für Gewerbtreibende, zum Unterricht in Schulen und zum Gebrauche im gewöhnlichen Leben. Einzelpreis 32 kr., 10 Sgr. Bei Abnahme von 15 Exempl. nur à 27 kr., 8 Sgr.

☞ Da es heutigen Tages eine dringende Nothwendigkeit sein dürfte, daß der Handwerksmann sich richtig und gut schriftlich auszudrücken im Stande ist, so sollte vorstehendes praktisch verabfaßtes Schriftchen im Besitze jedes Gewerbtreibenden sein und ebenso von den Herrn Lehrern beim Unterrichte angewendet werden.

Heinisch, G. F. & V. Gross, Lesebücher für Land- sowie Sonntagsschulen. 5 Bändchen.

1) **Lesebuch für die Unterklasse** von G. F. Heinisch 15 kr.

2) **Lesebuch für die Mittelklasse der Landschulen.**

I. Abtheilung: a) Der Mensch. b) Geographisches. c) Geschichtliches. Preis 14 kr.
II. Abtheilung: a) Naturgeschichtliches. b) Einiges aus der Naturlehre. c) Briefe. 12 kr.

3) **Lesebuch für die Oberklasse der Landschulen.**

I. Abtheilung: a) Das Leben des Menschen in Gesellschaft. b) Geographisches. c) Geschichtliches. 11 Bogen. 16 kr.
II. Abtheilung: a) Naturgeschichtliches und Landwirthschaftliches. b) Aus der Naturlehre. c) Briefe u. Geschäftsaufsätze landwirthschaftlichen Inhalts. 18 kr.

Ludwig, J. L., praktisches Handbuch für den gesammten Unterricht in den deutschen Volksschulen. Nach den bewährtesten Grundsätzen und dem gegenwärtigen Stand der Pädagogik bearbeitet. Preis 2 fl. 24 kr.

☞ Gerne werden, wo es gewünscht werden sollte und Aussicht auf Einführung besteht, **Gratis-Exemplare** aller dieser Schriften zur vorherigen Kenntnißnahme gewährt. Bei etwaigem direkten Bezug von der Verlagshandlung wird höchster Vorschrift gemäß den k. Schulbehörden angemessener Rabatt gewährt.

Erster Theil.

Vom Styl.

Der Mensch betrachtet die Natur vermittelst seiner Sinne. Der empfangene Eindruck tritt in sein Inneres, wo er zum Gedanken wird. Der Gedanke kann aber wieder in die äußere Erscheinung treten, eine körperliche Gestalt annehmen, und dies geschieht durch die Sprache. Die Sprache ist also das Vermögen, unser Inneres, unsere Gedanken, Gefühle und Bestrebungen nach Außen kund zu geben, durch Worte auszudrücken und hierdurch auch in Anderen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen zu erwecken. Der sprachliche Ausdruck eines Gedanken heißt Satz. Man spricht oder schreibt aber, wenn man von einem Gegenstande redet, gewöhnlich nicht in einem einzelnen Satze, sondern in einer ganzen Reihe von Sätzen, und gibt hierdurch seine Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen kund, um durch diese Kundgebung auch in Anderen Vorstellungen zu erwecken, Gefühle zu erregen und das Bestrebungsvermögen zu beleben. Soll daher ein größeres Redeganze seinem Zwecke entsprechend genannt werden, so muß es a) die geeigneten Mittel für das Vorstellungsvermögen wählen, b) in demjenigen, an welchen es gerichtet ist, Gefühle erwecken, und c) zu dem, was es bezweckt, ihn veranlassen; es muß sonach auf die drei Hauptkräfte des menschlichen Geistes: auf das Erkenntniß-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen einwirken. Diese Einwirkung geschieht aber nicht zu gleicher Zeit gleichmäßig auf die drei geistigen Vermögen, sondern gewöhnlich nur auf eines derselben vorzugsweise.

Die eigenthümliche Form, welche wir der sprachlichen und besonders der schriftlichen Darstellung unserer Gedanken, Gefühle und Bestrebungen geben, also die Art und Weise dieser Darstellung nennt man Styl, und die Gesetze und Regeln, welchen die Kunst sprachlicher Darstellung unterworfen ist, Styl- oder Aufsatzlehre. Diese Regeln sind aber nichts Fremdartiges, sondern sind an guten Mustern beobachtet und aus der Natur des menschlichen Geistes, wie aus dem Wesen der Sprache abgeleitet, daher nicht sowohl gegeben, als vielmehr gefunden. Diese stylistischen Gesetze und Regeln vermögen nun allerdings nicht, den Menschen zur Production zu befähigen, sie sollen aber dazu dienen, den Producirenden zur Befolgung derselben zu bestimmen; denn wie der Maler neben dem innern Drange seines schaffenden Geistes mit den Gesetzen der Perspective, der Vertheilung von Licht und Schatten und zugleich mit der Farbenmischung und Pinselführung vertraut sein muß, eben so muß derjenige, der einen Aufsatz niederschreiben will, mit den Gesetzen des Styls vertraut sein. Es ist zwar richtig, daß man auch durch vieles Lesen der Werke klassischer Schriftsteller zu einer gewissen Bildung und Fertigkeit des Styls gelangen kann; es ist aber eben so wahr, daß man bei dieser Weise vielen Zufälligkeiten unterworfen ist und daß man wohl nur bei Wenigen ein ungetrübtes Stylgefühl voraussetzen kann; es liegt dies schon in den schädlichen Einwirkungen, die durch schlechte Schriftsteller ausgeübt werden.

Will man an den Entwurf einer stylistischen Arbeit gehen, so hat man zweierlei wohl zu unterscheiden, nämlich Stoff und Form. Unter dem Stoff oder der Materie versteht man die darzustellenden Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, unter der Form die Art und Weise der Darstellung des gegebenen Stoffes durch Worte. Kein Gefühl und Bestreben kann aber durch die Sprache dargestellt werden, ohne daß Beides erst zur Vorstellung geworden ist. Jede Vorstellung entsteht nun entweder aus einer äußeren oder aus einer inneren Anschauung; daher gibt es auch für jeden durch die Sprache darzustellenden Stoff nur zwei Quellen: eine äußere und eine innere; denn er betrifft entweder Gegenstände aus der uns umgebenden Natur, zu welcher wir selbst vermittelst unseres Körpers gehören, oder Gegenstände des inneren Sinnes, welche die gesammten Thätigkeiten der drei geistigen Vermögen umschließen.

Ein Beispiel für die Abstammung des Stoffes aus der äußeren Anschauung findet sich unter den Oden, betitelt:

7) Der Gewitterabend (von Kosegarten).

Als Beispiel für die Abstammung des Stoffes aus der inneren Anschauung führen wir unter den Oden an:

11) Die Zeit (von Heydenreich.)

Da jede sprachliche Darstellung auf das Erkenntnißvermögen wirken soll, so muß dieselbe vor Allem verständlich sein, und es ist eben deßhalb nöthig,

1) daß der gesammte Stoff vor Beginn des Aufsatzes aufgesucht, gesammelt und geordnet werde;
2) muß verlangt werden, a) daß der Stoff richtig nach den Gesetzen der Logik gedacht und durch die Sprache nach den Sprachgesetzen richtig dargestellt werde, und b) damit der Aufsatz auch auf Gefühl, Phantasie und Willen seine Wirksamkeit auszuüben vermag, daß die Form schön sei, daß sie um ihrer selbstwillen gefalle, daß sie für Einbildungskraft und Gefühlsvermögen einen bleibenden angenehmen Eindruck vermittle, daß also, kurz gesagt, dem Aufsatze die Correctheit und Schönheit, als die zwei Haupteigenschaften des Styls, nicht fehlen; endlich
3) da jede sprachliche Darstellung nach der Bildungsstufe desjenigen, für welchen sie bestimmt ist, sich richten muß und öfters auch nach Erforderniß des Gegenstandes ihren Ausdruck zu schattiren hat, so haben wir auch noch bezüglich des Styls drei verschiedene Schreibarten zu unterscheiden, nämlich die niedere, mittlere und höhere.

Wir haben demnach hier zu sprechen:

I. vom Auffinden, Sammeln und Ordnen des Stoffes stylistischer Producte,
II. von der Correctheit oder Richtigkeit und von der Schönheit des Styls, als den zwei Haupteigenschaften desselben,
III. von der niederen, mittleren und höheren Schreibart.

I. Vom Auffinden, Sammeln und Ordnen des Stoffes stylistischer Produkte.

So vielfach die Gegenstände der äußeren und inneren Anschauung sind, so vielfach können die stylistischen Producte oder Aufsätze sein. Ein Aufsatz ist nichts anderes als eine Reihe von Gedanken über einen Gegenstand in zusammenhängenden Sätzen schriftlich

dargestellt. Jedem Aufsatze oder stylistischen Producte muß ein bestimmter Gegenstand zu Grunde liegen, welcher das Wesen desselben bildet. Dieser Gegenstand ist die Grundidee und die einzelnen Vorstellungen, welche sich dieser anschließen, sind die Stofftheile, die den Inhalt des Aufsatzes bilden. Alle diese einzelnen Vorstellungen müssen mit einander verwandt sein oder in innerer Verbindung stehen, weil sie von einem Grundgedanken ausgehen. Zu einem Aufsatze gehören demnach a) eine Anzahl einzelner verwandter Gedanken, b) die Verbindung derselben zu einem geordneten Ganzen, c) ein Haupt- und Grundgedanke, von dem alle übrigen ausgehen und dessen Inhalt sie vollständig entwickelt darstellen.

Das erste Geschäft bei Fertigung eines Aufsatzes ist daher die Auffindung und Sammlung des Gedankenvorraths, und das zweite, diese Gedanken in eine natürliche Ordnung zu bringen. Erst nachher kann von der Darstellung der Gedanken selbst die Rede sein. Der Haupt- oder Grundgedanke eines Aufsatzes heißt das Thema, welches so viel als das Aufgestellte, Feststehende, oder auch Vorangestellte, die Uebersicht (den Titel) bedeutet, und alle wesentlichen Gedanken des Aufsatzes in sich eingeschlossen enthält. Ist ein Thema gegeben oder gefunden, so müssen wir uns den Gegenstand desselben klar und deutlich vorstellen, damit wir uns des Inhalts, des Umfangs und der Beziehungen dieses nach allen Seiten bewußt werden. Zur Auffindung der im Thema enthaltenen Gedanken sind wir also zunächst an unser Nachdenken gewiesen, obgleich wir dabei auch des durch Lesen und Hören von Andern empfangenen Stoffes uns bedienen dürfen. Die Auffindung und Sammlung des Gedankenstoffes aber durch Nachdenken heißt Meditation (von meditor-ari, überlegen, nachsinnen.)

Man sucht alle auf den Gegenstand sich beziehenden und durch eigenes Nachdenken, Lesen und Hören erhaltenen Gedanken in sich zu erwecken, zeichnet dieselben kurz ohne ängstliche Sorge um den Ausdruck auf, numerirt sie und fährt so lange mit der Aufzeichnung fort, bis man keinen Gedanken für das vorliegende Thema mehr zu finden weiß. Mann nennt dies die natürliche Gedankensammlung. Es giebt aber auch eine künstliche. Sie besteht darin, daß man in Beziehung eines Themas gewisse Fragen stellt und dieselben zu beantworten sucht. Diese Fragen nennt man Fundörter (loci topici). Sie sind ungefähr folgende: 1) Wie heißt der Gegenstand, und was ist er? 2) Aus welchen Theilen besteht er, oder was schließt er als ein Ganzes in sich? 3) Aus welchen Ursachen ist er entstanden und welche Wirkungen hat er hervorgebracht? Oder welches sind die Gründe? Welches sind die Folgen? 4) Welchen Werth hat er? 5) Verdient er Lob oder Tadel? 6) Stehen ihm Hindernisse im Wege? 7) Welche Beförderungsmittel gibt es? Zu diesen Fragen kann man noch folgende hinzufügen: Wie verhält sich das Gegentheil? Mit welchen andern Gegenständen (sinnlichen und nicht sinnlichen) läßt er sich vergleichen? Lassen sich Beispiele für oder gegen denselben anführen? Welche Zeugnisse Anderer sprechen für oder gegen ihn?

Wenn auch nicht alle diese Fragen bei jedem Thema angewendet werden können, so sind es doch gewiß einige, welche dabei zu gebrauchen sind, und die uns die Auffindung des Stoffes erleichtern. Außer diesen allgemeinen Fundörtern hat man noch besondere für gewisse Klassen von Thematen erfunden. Alle Gegenstände, welche wir sprachlich darzustellen haben, betreffen entweder etwas Geschehenes oder Vorhandenes, einen historischen Stoff, oder eine Wahrheit, die zur Belehrung erläutert und zur Annahme empfohlen werden soll. Bei der Darstellung eines historischen Stoffes stellt man die Fragen: Wer? Was? Wo? Wodurch? Warum? Wie? Wann? — Eine Begebenheit kann betrachtet werden nach ihrer Entstehungsart, nach ihren Ursachen, nach dem Zwecke und der Absicht der handelnden Personen, nach ihrem Werthe und ihrer Wichtigkeit

nach den Urtheilen der Menschen, nach dem Ausgange der Geschichte und nach ihren Folgen. — Eine Wahrheit erläutert und beweist man aus der Vernunft und aus der Erfahrung, aus den Aussprüchen weiser Männer, aus der Unmöglichkeit des Gegentheils, aus der Nichtigkeit der Einwürfe u. s. w. — Bei Betrachtung einer Tugend zeigt man, wie sie sich äußert, worin ihr Wesen besteht, aus welcher Gesinnung sie entspringt oder welche Quellen sie hat, woran man ihre Echtheit und Güte erkennt; wie man die Zweifel löset, die gegen die Verbindlichkeit dazu gemacht werden; welches die Beförderungsmittel derselben sind, und welche Schwierigkeiten und Hindernisse man dabei zu bestehen hat. Wenn z. B. das Thema gegeben wäre: „Toleranz," so würden sich folgende Stofftheile ergeben: Sie zeigt sich durch Schonung, Billigkeit und Wohlthätigkeit gegen Andersdenkende; sie entspringt aus allgemeiner Menschenliebe; man erkennt ihre Echtheit daran, daß sie nicht Gleichgültigkeit gegen Wahrheit verräth; die Toleranz verträgt sich mit echter Liebe zur Wahrheit und Religion; sie ist auch dem Staate vortheilhaft; durch Nachdenken und richtiges Gefühl wird sie befördert; Leidenschaften, eigenes Interesse, Vorurtheil, blinde Anhänglichkeit an hergebrachte Neigungen sind die Schwierigkeiten und Hindernisse derselben.

Will man über einen gewissen Fehler belehren, so zeigt man, worin der Fehler besteht, welches seine Quellen sind, wie er sich äußert und fortbildet, welche nachtheilige Folgen derselbe hat, wie sich die Menschen bei demselben öfters zu entschuldigen suchen, und welche Mittel dagegen anzuwenden sind. Will man also z. B. über die Selbstsucht oder den Egoismus sprechen, so sieht man 1) auf die Denkart des Menschen, wonach er sich zum alleinigen Zweck aller Handlungen macht; 2) auf die Selbstliebe und auf die schlechte Erziehung, woraus die Selbstsucht entspringt; 3) auf die übermäßige Ausdehnung, welche der Selbstsüchtige seinen Rechten gibt, auf seinen Neid, seine Mißgunst, seine Eifersucht, seinen Stolz, seine Undankbarkeit und seine Betrügereien, durch die er seine Zwecke zu erreichen strebt; 4) darauf, wie er sich noch zu entschuldigen sucht, indem er spricht: Jeder ist sich selbst der Nächste, und 5) auf das Unrecht, welches man durch den Egoismus andern Menschen zufügt, und auf die üblen Folgen, die man sich dadurch selbst bereitet; endlich sucht man noch erweckende Beispiele von Menschenliebe und Edelmuth auf, um sich vor diesem Laster zu bewahren.

Es gibt außerdem sogenannte gemischte Themata, wozu z. B. die Naturgeschichte den Stoff liefert. Will man z. B. über das Pflanzenreich sprechen, so kann man

a) den Nutzen desselben angeben: Wohnung, Licht und Wärme, Nahrung, Stoff zu Kleidungsstücken, Heilmittel, Schmuck, Vergnügen;

b) sittliche Belehrungen darüber ertheilen in Hinsicht auf Gott und Fürsehung, auf Gebrauch und Mißbrauch.

Hat man die Stofftheile gesammelt, die sich auf ein Thema beziehen, so hat man dieselben zu ordnen, d. i. die ähnlichen zusammenzustellen und die weniger ähnlichen zu trennen. Darin besteht das sogenannte Anordnen oder Disponiren. Beim Disponiren müssen alle Theile zu dem Thema in gleicher Beziehung stehen, demselben gleichmäßig untergeordnet sein. Jeder Theil muß einen selbstständigen Charakter haben, daher nichts enthalten, was im andern schon vorkommt. Es darf kein Theil mit dem andern im Widerspruch stehen und nichts Fremdartiges eingemischt werden. Die Hauptgedanken müssen von den Nebengedanken, die übergeordneten von den untergeordneten wohl unterschieden werden. Die Begriffe, denen andere untergeordnet sind, enthalten die Hauptgedanken und geben also die Haupttheile des Aufsatzes; die ihnen untergeordneten Gedanken bilden die Nebengedanken oder Unterabtheilungen.

Beispiel:

Fleiß.

Stofftheile des Aufsatzes über Fleiß sind:

1) Nicht jede Thätigkeit ist Fleiß;
2) sie ist es nur dann, wenn sie einen ernsten Zweck hat;
3) wenn sie geordnet und beharrlich ist.
4) Es ist Gottes Wille, daß wir fleißig sein sollen;
5) wir erkennen dies aus seinem Worte und aus der Einrichtung der Natur.
6) Das Beispiel Jesu Christi und edler Menschen fordert uns zum Fleiße auf.
7) Durch Fleiß üben wir unsere Kräfte,
8) werden wir vollkommener.
9) Unsere Brauchbarkeit nimmt dadurch zu.
10) Wir gewinnen die Liebe und Achtung rechtschaffener Menschen; den Geschickten hält man u. s. w.
11) Durch Fleiß gelangen wir zu Vermögen,
12) können Andere unterstützen,
13) leben unabhängiger u. s. w.
14) Durch Fleiß befördern wir unsere Gesundheit und Heiterkeit;
15) die Zeit vergeht uns schneller und angenehmer;
16) wir bleiben vor vielem Bösen bewahrt: Müssiggang ist aller Laster 2c.
17) Durch Fleiß verschaffen wir uns ein frohes Bewußtsein.
18) erreichen unsers Lebens Bestimmung.
19) bestellen eine gute Saat und bereiten uns eine reiche und glückliche Ernte in jenem Leben.
20) Unser Körper hindert uns aber oft sehr an Fleiß;
21) oft Ueberfüllung,
22) oft Mangel an Nahrung;
23) oft Kränklichkeit;
24) oft Weichlichkeit;
25) zuweilen falsches Vertrauen auf Gott und die Umstände;
26) zuweilen der Gedanke, der Fleiß bringe doch nichts vor sich;
27) es ist Andern gut gegangen, die noch weniger thaten;
28) die Menschen belohnen den Fleiß doch nicht nach Würdigkeit 2c.

Vergleichen wir diese Gedanken mit einander, so ergibt es sich, daß Nr. 1—3 einem Hauptgedanken angehören, nämlich dem Begriff vom Fleiße; Nr. 4—19 handeln vom Nutzen, und Nr. 20—28 bezeichnen die Hindernisse und Schwierigkeiten und zwar in zweifacher Weise: Nr. 20—24 sind Hindernisse mehr physischer Art, und 25—28 mehr geistiger. Somit wird der Aufsatz über Fleiß folgende Disposition erhalten:

I. Was ist Fleiß?

II. Was verpflichtet uns zum Fleiße?

1) Der Wille Gottes, der sich uns kundgibt
   a) in der Bibel,
   b) in der Einrichtung der Natur,
   c) in dem Beispiele Jesu Christi;
2) die segensreichen Folgen des Fleißes, und zwar:

a. wie oben Nr. 7.	d. wie oben Nr. 10.	g. wie oben Nr. 13.
b. „ „ „ 8.	e. „ „ „ 11.	h. „ „ „ 14.
c. „ „ „ 9.	f. „ „ „ 12.	i. „ „ „ 15.

k. wie oben Nr. 16. m. wie oben Nr. 18.
l. „ „ „ 17. n. „ „ „ 19.
angegeben ist.

III. Schwierigkeiten dieser Tugend:

1) Solche, die mehr im Körper ihren Grund haben:

a. wie oben Nr. 20. d. wie oben Nr. 23.
b. „ „ „ 21. e. „ „ „ 24.
c. „ „ „ 22.

2) Solche, die mehr im Geiste, in falschen Vorstellungen ꝛc. begründet sind:

a. wie oben Nr. 25. c. wie oben Nr. 27.
b. „ „ „ 26. d. „ „ „ 28.

IV. Besondere Regeln, die sich hieraus ergeben.

Bemerkung. Daß die Disposition Partition oder auch Division sein könne, siehe unten, wo von der Ordnung als einer Eigenschaft des Styles die Rede ist.

II. Von den Haupteigenschaften des Styls: Correctheit und Schönheit.

Ohne Form ist die Darstellung des Stoffes nicht denkbar. Es ist jedoch nicht gleichgültig, wie Stoff und Form in der Sprache verbunden sind, weil die vollkommnere oder unvollkommnere Beschaffenheit der stylistischen Form von dieser Verbindung abhängt. Die Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten stylistischen Form sind theils logisch und grammatisch, theils ästhetisch, d. h. sie entspringen theils aus der Denk- und Sprachlehre, theils aus der Kunstlehre. Bei jedem durch die Sprache dargestellten Stoffe ist zu entscheiden, ob er richtig gedacht und richtig durch die Sprache ausgedrückt worden ist. Die drei höchsten Denkgesetze sind: Das Gesetz der logischen Möglichkeit, der logischen Wirklichkeit und der logischen Nothwendigkeit. Dieselben werden durch die 3 Worte bezeichnet: es kann, es ist, es muß. Ist nach den Denkgesetzen ermittelt, ob der darzustellende Stoff richtig gedacht worden ist, so muß nach den Gesetzen der Sprache entschieden werden, ob der richtig gedachte Gegenstand auch richtig ausgedrückt worden sei. Zum richtigen Ausdruck ist aber vor Allem sorgfältiger Bau der Sätze und Perioden dringend nothwendig. (Ueber diesen Gegenstand findet sich das Wesentliche in den drei ersten Sprach- und Lesebüchern.)

Die ästhetischen Bedingungen der stylistischen Form sind darin enthalten, daß diese Form um ihrer selbst willen gefalle, daß Einbildungskraft und Gefühlsvermögen durch sie beschäftigt und ergriffen werden, und daß sie für beide einen bleibend angenehmen Eindruck vermittle.

Das Haupterforderniß der logischen und grammatischen Darstellung ist demnach Richtigkeit oder Correctheit des Styls, das der ästhetischen Darstellung ist Schönheit.

Die Correctheit im engeren Sinne begreift in sich die Rechtschreibung (Orthographie), die Wortbeugung (Formenlehre) und die Lehre vom Satzbau oder der Wortfügung (Syntax); im weitern Sinne schließt sie aber alle andern Eigenschaften einer verständlichen Darstellung, als: die Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, Reinheit, Ordnung, Angemessenheit, Kürze und Präcision des Ausdrucks in sich.

Ein Beispiel für die innige Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form sehe man unter Beredsamkeit, überschrieben:

5) Bruchstück aus einer Predigt Reinhards am Johannisfeste 1806.

Sowohl die Richtigkeit, als auch die Schönheit des Styls haben verschiedene untergeordnete Eigenschaften, von welchen hier die wichtigsten vorgeführt werden sollen.

A. Untergeordnete Eigenschaften der Correctheit oder Richtigkeit des Styls.

Hieher gehören 1) Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, 2) Reinheit 3) Ordnung, 4) Treue, 5) Vollständigkeit, 6) Kürze.

1) Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Die Klarheit besteht darin, daß man den Begriff von den übrigen Begriffen genau zu unterscheiden vermag und auch die einzelnen Merkmale desselben mit Sicherheit auffassen und angeben kann.

Die Deutlichkeit und Bestimmtheit besteht nicht bloß in der richtigen Auffassung der Begriffe nach ihrem Wesen und ihren Eigenthümlichkeiten, so wie nach ihrer Verschiedenheit von anderen Begriffen, sondern auch in dem richtigen Gebrauche derjenigen Wörter, durch welche die Begriffe so genau bezeichnet werden, daß in dem Leser dieselben Begriffe zum Bewußtsein gebracht werden. Jede Dunkelheit, Zweideutigkeit, Verworrenheit und Unverständlichkeit muß daher als Fehler gegen die Deutlichkeit bezeichnet werden.

Ein Beispiel für Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit sehe man unter Beredsamkeit, überschrieben:

2) Bruchstück aus der Predigt: Das Bild des vollkommenen Mannes, der in keinem Worte fehlet, v. Zollikofer.

Zur Klarheit des Styles gehört auch, daß man sich vor Verwickelung der Perioden durch viele eingeschobene Sätze und vor Verdrängung der Verba bis an die Schlußpunkte hüte, wenn nicht ein besonderer logischer Grund dazu vorhanden ist.

Beispiele dieses Fehlers:

Er hat sich der Gelegenheit, die ihm mein Freund, den er zum guten Glück hatte kennen lernen, anbot, bedient. —

Die Aeußerung, daß er, wenn ich das Geheimniß, welches er mir mittheilen wollte, nicht gering achtete, sehr erfreut sein würde, machte mich neugierig.

Gegen die Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Styls wird auch gefehlt durch Zweideutigkeit in der Beziehung und im Gebrauch von Verhältniß- und Mittelwörtern

Beispiele dieser Fehler:

Felsen, bewachsen mit Kräutern, durch den Sonnenstrahl verschönert, der, über die Klippen erhoben, das Grün mit Gold färbt. —

Jeder Mensch ist mit seinem Stande unzufrieden, wenn er auch noch so große Vorzüge hat. —

Das Vertrauen, womit der Fürst diesen Günstling beehrte, gereichte zu seinem größten Unglücke. —

Dieses Reich, welches ganz Europa fürchtete. —

Das wogende Meer durchwallte die Flotte. —

Menalkas trieb die Kühe brüllend durch den bethauten Hain. —

Er ist nie des Diebstahls wegen bestraft worden. —

Ich werde im Vertrauen auf Gott allein diese schwere Gewissenspflicht erfüllen.

Er beschrieb ihn sehr einfältig. —

Er hatte nicht das geringste Verdienst um des Landes Wohlfahrt. —

Auch durch Zweideutigkeit in der Bedeutung der Wörter und Vernachlässigung der Interpunktion wird gegen die Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Styls gefehlt.

Beispiele dieses Fehlers:

Die Einfalt des Mannes ist sehr groß.

Er war ein Mann, der die Wahrheit stets verfolgte, und in der Verwaltung seiner mannigfaltigen Geschäfte Alles übersah.

Ich werde gewisse Mittel anwenden.

Er versprach mir aus dem redlichsten Patriotismus Alles aufzuopfern.

Ferner wird gegen die Klarheit und Deutlichkeit gefehlt durch den Gebrauch nicht allgemein bekannter Wörter, z. B.:

Dieser Schriftsteller hat viel kaustisches Salz (beißenden Witz rc.)

Oder durch Beziehung auf Thatsachen, welche nur Gelehrten bekannt sind, z. B.:

Schon nähert sich die Sonne dem treulosen*) Widder (dem Zeichen des Widders).

Zuletzt auch durch Künstelei in der Sprache; z. B.

Die Nothwendigkeit ist ein Scheidewasser des Lebens.

Eine Rede, die wegen gänzlicher Verworrenheit der Gedanken gar keines begreiflichen Verstandes fähig ist, nennen wir Unsinn oder Nonsense, der, wenn er in Wortschwulst besteht, Gallimathias, Bombast, Phöbus heißt.

Anmerk. Schwulst von schwellen — anschwellen, gleichsam geschwollener Styl. — Bombast will man aus dem englischen bumbast herleiten, welches Gewebe von Wolle, Wulst und auch aufgedunsene Rede bedeutet. Gallimathias soll von einem französischen Advokaten herkommen, der über einen Hahn (gallus) einen Rechtshandel führte. Da der Hahn einen gewissen Mathias gehörte, so ließ der Advokat oft die Worte: Gallus Mathiae (der Hahn des Mathias) hören, versprach sich aber einige Mal und sagte Galli Mathias (der Mathias des Hahns.) Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, so nannte man nachher jeden sinnlosen Vortrag einen Gallimathias. — Phöbus vom Sonnengott Apollo wegen des Hochfliegens und des Uebersteigens in Worten.

Beispiele von Bombast und Gallimathias:

Nachruf. Auch von uns ist sie geschieden — geschieden wie ein schöner Traum, eine Erscheinung, eine irdische Königin! (!) Als sie das letzte Mal in des „Malers Traumbild" die Idee des Schönen abermals verkörperte, als sie unzählige Male hervorgerufen, ihren himmlischen Gesang dem trunkenen Auge vorzauberte: da blieb

*) Ovid heißt den Widder treulos, weil Helle, die Tochter des Theberkönigs Athamas, ihrer harten Stiefmutter auf einem Widder entfloh, der sie in die Dardanellen abschüttelte, so daß sie in diesem Meere, welches nach ihr Hellespont genannt wird, ihren Tod fand.

kein Mund stumm und keine Hand müßig, da ward jedes Wort, das man ihr zurief, zu einem Blumenstrauß, und als endlich ein menschlicher Engel herbeikam und ihr ein Album überreichte und ihr der Direktor Angesichts des Publikums die Hand küßte — o Fanny, warum hat man dir dieses gethan!! Da — ich kann nicht mehr weiter, die heiße Rührung vertrocknet die Tinte meiner Feder: —

Naturschilderung Düster und dunkler sammelten sich rings die Schatten des Abends — unheilschwanger lagen schwarze Massen über der Erde — in einzelnen Stößen pfiff der Wind — des Donners dumpfes Gemurmel verkündete das Rasen des fürchterlichen Wetters — langsam fielen schwere Regentropfen, und mit Ausdruck in Blick und Geberde, die weder zu verkennen, noch zu beschreiben, kräuselte ein Schweinchen das Schwänzchen und lief wie ein Wahnsinniger.

---

2) Reinheit.

Sie besteht darin, daß man sich wo möglich der ausländischen Wörter und fremden Wortformen (Barbarismen) — der veralteten Ausdrücke (Archaismen), — der landschaftlichen Benennungen (Provinzialismen) und der sprachwidrig gebildeten neuen Ausdrücke (Neologismen) enthalte.

Barbarismen sind:

a) Latinismen, z. B. defendiren, statt: vertheidigen;

b) Gräcismen, z. B. Hydrophobie, statt Wasserschen;

c) Gallicismen, z. B. amüsant, statt: unterhaltend; es macht kalt, statt: es ist kalt.

Archaismen oder veraltete Ausdrücke sind z. B.:

Schoß statt Abgabe, Gift statt Gabe, alldieweil, sintemalen statt weil.

Provinzialismen, oder Ausdrücke, die nur einzelnen Landschaften angehören, sind z. B.:

heisch (heiser), Diele (Flur), halbwege (ziemlich) 2c.

Neologismen oder Ausdrücke, welche ohne Noth oder auf fehlerhafte Weise gebildet sind, z. B.

Fünftelsaft statt Quintessenz, Leserei statt Lectüre, beidlebig statt beide am Leben.

Das Streben aber, kein anderes, als ein einheimisches Wort zu gebrauchen, (Purismus), muß darauf beschränkt werden, daß das fremde Wort so lange beibehalten werde, bis ein den Begriff erschöpfendes Wort ausgemittelt und von Klassikern gebraucht worden ist. Selbst die Römer mußten Vieles aus dem Griechischen entlehnen. Nur des Entbehrlichen soll man sich enthalten, d. h. dessen, was durch Vornehmthuerei und Geschmacklosigkeit eingeschwärzt worden, und sich durch wirklich vorhandene oder leicht zu bildende deutsche Wörter ganz gut ausdrücken läßt, z. B. Visite (Besuch), defendiren (vertheidigen), Distinktion (Unterscheidung), Moment (Augenblick), Advokat (Anwalt), Charge (Ehrenstelle), District (Bezirk), Noblesse (Adel), capable (fähig) Eleve (Zögling), Resultat (Ergebniß), horizontal (wagrecht), u. s. w.

Als Beispiel einer mit fremden Wörtern unnöthig angefüllten Sprachdarstellung, in welcher zugleich auch der Fehler großer Weitschweifigkeit und ungeheurer Perioden enthalten ist, dient ein Formular einer Vollmacht:

Ich Endesunterschriebener für mich, meine Erben und Erbnehmer gebe hiermit nebst meinem Herrn Curatore, ingleichen mit Consens und Genehmhaltung meines bestätigten Herrn Curatoris N. völlige Macht und Gewalt, daß er in Schuldsachen meiner contra Herrn N. an meiner Statt vor allen und jeden Gerichten, da es

nöthig, erscheine, Klage erhebe, ändere rc., Zeugen und Documente producire, jene zu vereiden und abzuhören bitte, oder auch fallen lasse, und Andere denominire, ihnen die Pflicht erlasse, diese aber zu recognosciren vorlege, oder auch deren Edition oder auch Recognition suche, reproducta documenta recognoscire, oder ad jurato diffitendum, wie auch ad comparationem litterarum mich anerbiete, juramenta de — et referire, acceptire, ad jurandum mich offerire, oder das Gewissen mit Beweis vertrete, juramenta revocire, remittire oder fallen lasse.

---

3) Ordnung.

Die Ordnung besteht in der bestimmt berechneten logischen Anordnung, Stellung und Aufeinanderfolge der einzelnen Begriffe und Sätze, die zu dem Ganzen einer zusammenhängenden Gedankenreihe gehören. Die Anordnung der Gedanken kann entweder analytisch (auflösend, zergliedernd), oder synthetisch (zusammensetzend, verbindend) sein.

Analytisch ist die Anordnung, wenn man die Begriffe in ihre Bestandtheile zerlegt, also vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigt.

Beispiel:

„Die Geschichte ist eine Erzählung wahrer oder glaubwürdiger, merkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zusammenhange. Wahr oder glaubwürdig ist eine Begebenheit, wenn sie wirklich sich zugetragen hat, und nicht, wie eine Fabel oder ein Roman, erdichtet ist; merkwürdig aber ist sie, wenn sie für die ganze Erde oder für einen großen Theil derselben glückliche oder verderbliche Folgen hervorbrachte."

Synthetisch ist die Anordnung, wenn man aus den einzelnen Vorstellungen zu dem Begriff, mithin vom Einzelnen oder Besondern zu dem Allgemeinen übergeht.

Beispiel:

„In jedem Staate ändert sich mit der Zeit Vieles; bald wird er größer, bevölkerter, glücklicher, bald kleiner, weniger bevölkert, unglücklicher; bald wechseln Verfassungen, Einrichtungen, bald Regenten und Beamte. Diese Veränderungen nennt man Begebenheiten, und die Erzählung derselben Geschichte."

Die einzelnen Gedanken und Vorstellungen erscheinen als Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und diese wieder in den größeren Formen des Denkens, nämlich als Definitionen, Descriptionen, Distinctionen, Deductionen oder Expositionen, Partitionen, oder als Divisionen.

Die Definition (Begriffserklärung) ist ein Satz, in welchem die eigenthümlichen Merkmale eines Dinges vollständig angegeben und richtig unter sich verbunden werden.

Beispiel:

„Die Pflicht besteht in der Verbindlichkeit zu guten Handlungen. — Die Selbstschätzung besteht in der Fertigkeit, die Größe seiner erworbenen Vollkommenheiten und Verdienste der Wahrheit gemäß zu bestimmen.

Die Description (Beschreibung) ist die beschreibende Angabe der Merkmale eines Gegenstandes, durch welche man eine deutliche Vorstellung von demselben hervorbringen will.

Beispiel:

„Es ist in der menschlichen Seele ein Trieb, der sie veranlaßt, ihre Vorstellungen beständig zu vermehren und zu verbessern. Dieser Trieb regt sich bei allen Menschen, welche gesunde Sinneswerkzeuge haben, sehr früh, und läßt sich, ehe er eine bestimmte Richtung auf eine gewisse Art von Gegenständen erhält, auf Alles ein, was die Außenwelt ihm darstellt. Wenn die Bildung des Menschen weiter fortschreitet und seine Denkkräfte an Uebung und Stärke zunehmen, so fängt die Wißbegierde an, sich nicht bloß mit dem zu begnügen, was sie von Außen her empfängt, sondern auch den Inhalt der gesammelten Anschauungen zu prüfen, durch Bearbeitung derselben neue Begriffe zu bilden, in den Tiefen des menschlichen Wesens selber zu forschen, und sich gleichsam eine eigene Welt von Vorstellungen zu erschaffen. Hat sie diese Richtung genommen, so kann man sie die Neigung zur Spekulation nennen. Menschen von lebhaftem Verstande überlassen sich dieser Neigung um so lieber, je stärker und angenehmer das Gefühl ist, welches sie bei Befriedigung derselben von ihrer Selbstthätigkeit erhalten. Mangel und Elend, wo es selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen fehlt; Ausschweifungen, Aberglaube und Vorurtheile sind übrigens die vornehmsten Ursachen, welche die Wißbegierde bei den meisten Menschen mehr oder weniger schwächen und unterdrücken." (Reinhard.)

Die **Distinction** (Unterscheidung ähnlicher Wörter) besteht in der bestimmten Angabe der Verschiedenheit scheinbar gleich geltender verwandter Begriffe.

Beispiel:

„Die **ängstliche Sorge für Vermögen** besteht in einem solchen Bestreben, Eigenthum zu erlangen, zu erhalten und zu vermehren, das mit großer Unruhe des Geistes und sichtbarer Gleichgültigkeit gegen andere wichtige Zwecke und Güter verknüpft ist. Die **Kargheit** ist derjenige Fehler, wo man sein Vermögen auch durch pflichtmäßige Ausgaben nicht vermindern lassen will. Die **Habsucht** ist die unmäßige Begierde nach allen Arten des Eigenthums, die sich zur Erlangung desselben jedes Mittel erlaubt, wovon sie sich Vortheile verspricht. Der **Eigennutz** besteht in dem ängstlichen Bestreben, auch den kleinsten Vortheil sich nicht entgehen zu lassen. Die **Gewinnsucht** zeigt sich in dem überwiegenden und hervorstechenden Bestreben, ansehnliche Vortheile zu erhalten. Der **Geiz** ist das Laster, wonach man das Eigenthum als den letzten Zweck aller seiner Bestrebungen liebt, und daher sein Vermögen mit Hintansetzung seiner übrigen Pflichten zu vermehren und zu erhalten sucht. Der **Diebstahl** endlich begreift jede That in sich, durch welche man einem Andern einen Theil seines Vermögens auf eine listige und unrechtmäßige Art entzieht."
(Aus Reinhard's Moral.)

Die **Deduction** (Ableitung) besteht in der **Ableitung eines Begriffs aus einem gegebenen** vermittelst der logisch geordneten Aufstellung der Mittelbegriffe zwischen beiden. Der gegebene Begriff steht an der Spitze, der zu findende am Schlusse der Deduction.

Beispiel:

Es soll die **Unsterblichkeit** der Seele aus dem Begriffe der Gerechtigkeit Gottes deducirt werden:

1) „Gott ist gerecht.
2) Ist Gott gerecht, so belohnt er das Gute und bestraft das Böse.
3) Die völlige Ausgleichung dieser Belohnung und Bestrafung mit den guten und bösen Handlungen geschieht aber nicht auf dieser Erde.
4) Es muß also nach dem Tode einen Zustand der Vergeltung geben.
5) Die menschliche Seele wird in diesen Zustand der Vergeltung übergehen.
6) Die menschliche Seele muß daher unsterblich sein."

Die Partitionen und Divisionen (Eintheilungen, Abtheilungen) sind größere logische Ganze, die dadurch entstehen, wenn ein Satz (Thema) nach den in ihm enthaltenen Begriffen in seine Theile erschöpfend aufgelöset wird (Partitionen) — oder wenn in einem Satze ein generischer (allgemeiner) Begriff enthalten ist, der in seine Species (Unterarten) aufgelöset wird (Divisionen.)

Beispiel einer Partition:

Thema: Ueber den Zusammenhang der Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unseres Lebens:

Erster Haupttheil: Worin besteht diese Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes?

a) in der Ueberzeugung, daß Gott bei allen Veränderungen der Dinge seinem Wesen und seinen Eigenschaften nach unveränderlich derselbe bleibt;
b) in der Ueberzeugung, daß die Gesetze Gottes, nach denen Alles erfolgt, in ihrer uneingeschränkten und unverminderten Kraft bleiben;
c) in der Ueberzeugung, daß der große Plan Gottes mit den sittlichen Geschöpfen unabhängig ist von dem Schicksale der sichtbaren Welt.

Zweiter Haupttheil: In welchem Zusammenhange steht diese Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unseres Lebens?

a) Ist Gottes Wesen unveränderlich, so ist auch der Geist des Menschen zu einer ewigen Fortdauer bestimmt.
b) Sind die Gesetze Gottes unveränderlich, so hängt unsere Ruhe von der Befolgung derselben ab.
c) Reicht der Plan Gottes mit dem Menschen hinüber in die Ewigkeit, so bleiben wir ewig unter dem Einflusse seiner Leitung.

Beispiel einer Division:

Thema. Warum sich gewöhnlich das menschliche Herz in reiferen Jahren der Dankbarkeit gegen erzeigte Wohlthaten mehr öffnet, als in der Jugend?

Spezies: 1) Weil man dann erst den Werth der erhaltenen Wohlthaten und ihren Einfluß auf unsere Bildung und bürgerliche Brauchbarkeit richtiger, als in der Jugend anschlagen und bestimmen kann;
2) weil man da fühlt, wie viel uns die Wohlthaten kosten, die wir Andern erzeigen, und wir uns also in der Stimmung befinden, ehemals empfangene Wohlthaten richtig zu schätzen und zu beurtheilen;
3) weil sich da die Gedankenlosigkeit und Sorglosigkeit der Jugend verloren hat, und man die Gegenstände des Lebens überhaupt von der ernsthafteren Seite nimmt;
4) weil der Stolz, empfangene Wohlthaten bloß als erfüllte Schuldigkeit gegen seine Verdienste anzusehen, sich immermehr vermindert, jemehr man zur Selbstkenntniß gelangt.
5) weil in reiferen Jahren unter dem Einflusse mancher schwer erworbenen Erfahrungen (z. B. Krankheiten, Verlust, vereitelte Plane u. s. w.) das Herz

weicher, menschenfreundlicher, wohlwollender und in der Rückerinnerung wärmer wird;
6) weil nicht selten erst der Verlust der Wohlthäter die Größe der durch sie erhaltenen Wohlthaten fühlbar macht. (Pölitz.)

Ein Beispiel einer stylistisch bekleideten Division sehe man unter Beredsamkeit, überschrieben:

4) Betrachtungen über den gestirnten Himmel. (v. Zollikofer.)

Meistens geht in einem größeren stylistischen Produkte ein Eingang voran, von welchem durch einen passenden Uebergang auf das Thema geleitet wird. Der Ausführung des Ganzen folgt dann der Schluß.

Der Eingang kann hergenommen werden:

1) aus der Veranlassung, über einen Gegenstand zu schreiben, welche in dem Nutzen, den der Gegenstand gewährt, in der besondern Vorliebe für diesen Gegenstand, in den verschiedenen Ansichten über denselben liegen kann;
2) aus einer allgemeinen Wahrheit oder einem bekannten Spruche, Sprichworte 2c.;
3) aus der Erfahrung und täglichen Beobachtung mit Rücksicht auf das, was im täglichen Leben häufig über den Gegenstand gesprochen wird 2c.

Zum Schluße kann man wählen eine kurze Wiederholung der Hauptgedanken, eine Anwendung des Gesagten durch Wünsche, Bitten, Warnungen, Ermunterungen, Rathschläge 2c., eine Hinweisung auf die guten oder schlimmen Folgen, eine Einschränkung des Gesagten, damit man nicht etwa mißverstanden werde, einen Spruch oder Vers, der die Wahrheit des Hauptsatzes ausdrückt und tief einprägt 2c.

---

4) Treue.

Sie fordert, daß der Stoff so ganz dargestellt wird, wie er theils als ausgeprägter Begriff, theils nach seinen einzelnen Merkmalen in dem Vorstellungsvermögen enthalten ist, und verbietet jede Verminderung oder Vermehrung seines Inhalts und Umfangs, jede Verschönerung oder Entstellung seiner Wahrheit.

Beispiel:

Alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, sind Vervollkommnungen; wir haben also wenigstens Winke dahin, wohin wir höherer Ursachen wegen geschaffen zu werden, unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das sein Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende, Raupe; ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmt sich an; sie spinnt sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande, sowie zum Theile die Organe ihres neuen Daseins schon in sich. Nun arbeiten die Ringe; nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut, und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmählich

bilden sich diese und treten in Ordnung; das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist. Nun drängt es sich ans Licht und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanze der Strahlen begabt, der unter dieser Sonne nur stattfand, zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephirs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldenen Kelche der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert; statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feineren, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in Beiden ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen im Schooße der Natur ruhen, wo ihr organischer Cirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! — Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht; der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe! Wirf ab, was unmenschlich ist; strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit: so kannst du deines Ziels nicht verfehlen! (Herder.)

---

5) Vollständigkeit.

Sie besteht darin, daß alle Begriffe und Merkmale, welche zu dem darzustellenden Stoff gehören, nach ihrem kleineren und größeren Umfange ganz erschöpft werden.

Ein Beispiel hiezu sehe man unter Satyre überschrieben:

1) Ideal eines Hauslehrers, (v. Matthisson.)

In Beziehung auf Sätze fordert die Vollständigkeit, daß alle diejenigen Bestandtheile derselben angegeben werden, welche zu ihrem Verständnisse nothwendig sind. Gegen diese Forderung wird theils durch Weglassung einzelner Wörter, theils durch zu weit getriebene Zusammenziehung der Sätze gefehlt.

Beispiele von Sätzen, in welchen diese Fehler vorkommen:

Man muß die Möglichkeit der Eroberung alter Ritterburgen bewundern; statt: Man muß sich wundern, wie es möglich war, daß 2c.

Arbeit ist begründet im Menschenleben, statt: Die Pflicht der Thätigkeit geht aus den Forderungen des Lebens hervor.

Wie der Waldbach in der Ebene ruhiger dahinfließt, so der Mensch (anstatt: so wird auch der Mensch ruhiger), wenn er aus dem Jünglingsalter in das Mannesalter tritt.

Eine Ausnahme machen die elliptischen Redensarten und Sprichwörter oder Sentenzen;

Z. B. er liest viel (d. h. viele Bücher). Jedem das Seine! Das Leben ein Traum. Heute mir, morgen dir, 2c.

---

6) Kürze.

Sie besteht darin, daß alles Außerwesentliche ausgeschlossen und selbst bei der Bezeichnung des Wesentlichen alles Breite und Gedehnte vermieden wird. Kürze, mit Bestimmtheit verbunden, heißt Präcision; sie macht die Schreibart gedrängt, kraftvoll und körnig. Sie soll aber nicht erkünstelte Kürze sein, welche Wesentliches ausschließt, oder durch Weglassung nothwendiger Wörter dem Sprachgebrauche Gewalt anthut.

Beispiele:

1) Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens. (Fr. Leop. Graf v. Stolberg.)

Um der Kürze zu genügen, vermeide man

1) die Tautologie (Wortnämlichkeit), welche darin besteht, daß man Begriffe unnöthig wiederholt;

Beispiele:

Es war mir gemeldet und kund gethan.

Seine Macht und Herrschaft war durch alle diese glücklichen Ereignisse und Begebenheiten so unwandelbar und fest gegründet, daß er allen seinen Feinden und Widersachern widerstehen und Trotz bieten konnte.

2) den Pleonasmus (überflüssiger Ausdruck), indem zu einem Gedanken noch ein Wort hinzugefügt wird, dessen Begriff schon im ganzen Ausdrucke liegt;

z. B. Der Oberst rückte mit seinem ihm untergebenen Regimente aus; Der König erschien mit seinem bei ihm befindlichen Gefolge. Ein weißer Schimmel, ein alter Greis ꝛc.

3) die Tyrade oder den Ueberfluß in den Gedanken und nichts sagende Ausdehnung des Vortrags;

z. B. Es wurden Auserwählte zur Berathung abgeschickt, welche sich Raths erholen sollten.

Der Kürze ist die sogenannte Breite entgegen, welche durch unnöthig gedehnte Wendung entsteht.

Beispiele der Breite und Weitschweifigkeit:

Was die Tapferkeit anbelangt, so durfte sich Friedrich I. mit allen Feldherren messen.

Unter den vielen sowohl leichten, als auch schweren Entschlüssen im Menschenleben wird wohl die Wahl eines Berufes einer der schwersten sein.

Die Anwendung unserer Kräfte ist begründet in den Pflichten der Selbstliebe und in denen, welche wir gegen andere Menschen zu erfüllen haben.

B. Einige untergeordnete Eigenschaften der Schönheit des Styls.

Zu den Eigenschaften der Schönheit, welche jedes stylistische Produkt an sich tragen soll und die daher zu den allgemeinen Eigenschaften des Styls zu zählen sind, gehören: Natürlichkeit, Einheit und Mannigfaltigkeit, Neuheit, Vertheilung von Licht und Schatten, und Lebhaftigkeit. Es gibt aber noch besondere Eigenschaften der Schönheit, die theils nur in der höheren und mittleren Schreibart vor-

kommen, theils bloß auf einzelne Seelenkräfte, z. B. auf Einbildungskraft, Empfindung und Witz vorzugsweise einwirken. Zu diesen gehören: Anmuth, Lieblichkeit und Grazie, das Romantische, das Naive, das Rührende, das Edle, Würdevolle und Majestätische, das Große, das Erhabene und Feierliche, das Pathetische, der Witz und Scharfsinn, das Humoristische, das Scherzhafte, das Lächerliche und Komische, das Satyrische, die Kraft, das Kühne.

1) Natürlichkeit.

Sie besteht darin, daß die einzelnen Theile der Sprachdarstellung so leicht an einander sich anschließen und so unvermerkt in einander verschmelzen, daß man die Uebergänge der Verbindung so wenig, wie in den organischen Formen der Natur, zu erkennen vermag. Zwang, Härte, Erkünstelung, Schwerfälligkeit und Trockenheit sind daher Fehler gegen diese Eigenschaft.

Ein Beispiel von Natürlichkeit findet man unter der Ueberschrift: „Religiöses Lied", betitelt: 14) Vertrauen auf Gott. (Von Bürde.)

2) Einheit und Mannigfaltigkeit.

Die Einheit besteht in der innigsten Verbindung und Verschmelzung aller einzelnen Theile der stylistischen Form zu einem organischen Ganzen; die Mannigfaltigkeit beruht darauf, daß auch die einzelnen Theile als Glieder des größeren Ganzen wohlgefallen und auf Einbildungskraft und Gefühlsvermögen einen angenehmen Eindruck machen, ohne daß dadurch der Gesammteindruck gehemmt wird.

Ein Beispiel hierüber findet man unter „prosaische Schilderung", überschrieben: 1) Arkona. (Von Kosegarten.)

Zur Natürlichkeit, Mannigfaltigkeit und Einheit des Styles gehört vorzüglich ein sorgfältiger Bau der Perioden. Da wir schon im 3. Sprach- u. Lesebuch musterhafte Perioden jeder Art aus den Schriften deutscher Klassiker mitgetheilt haben, so fügen wir hier bloß noch Folgendes an: Jede Periode muß symmetrische Länge, Zusammenstimmung der Haupt- und Nebensätze oder Einheit, ferner Steigerung und besonders Wohlklang haben. Eine Periode sei nie zu lang! Nur im Lehrstyle und in der Rede sind längere Perioden anzuwenden. Zwei gleich lange Perioden dürfen nie aufeinander folgen. Auch in der Prosa muß eine gewisse Harmonie der Rede herrschen, welche durch Wohllaut erreicht wird. Der Wohllaut erstreckt sich auf einzelne Töne, Wörter und Verbindungsarten und heißt dann Euphonie, oder er bezieht sich auf ganze Sätze und wird dann Numerus genannt.

Die Euphonie oder der Wohllaut der einzelnen Wörter wird gestört:

1) durch die Härte, wenn zu viele Consonanten gehäuft werden, z. B. die barbarischsten Nationen, ein beredterer Schriftsteller; oder wenn zu viele einsylbige Wörter folgen; z. B. Wer, was er will, auch darf, will selten, was er soll. (Hagedorn.)
2) Durch den Gleichklang, indem mehrere auf einander folgende Wörter gleiche Anfangsbuchstaben haben, z. B. das stete Streben streitsüchtiger Schriftsteller. Man macht mir immer mehr Mühe.

3) Durch den Hiatus, wenn zu viele Wörter hinter einander mit Vokalen, besonders mit gleichen, anfangen und enden, z. B.: Du o Urquell.

Gegen den Numerus ist:

1) ein zu ungleiches Verhältniß der Satzglieder, wenn z. B. auf einen langen Vordersatz ein kurzer Nachsatz folgt, oder umgekehrt;
2) Mangel an gehöriger Abwechselung zwischen langen und kurzen Sätzen;
3) Aufeinanderfolge von Sätzen, die gleichen Bau haben, mehrerer 2 theiliger oder 4theiliger Perioden;
4) der Schluß eines Satzes mit einem unbedeutenden, tonlosen Worte;
5) ungleiche Construction coordinirter Sätze; z. B. Zuwiderhandelnde unterliegen einer angemessenen Geldstrafe, und ist die Polizeimannschaft beauftragt worden, den Vollzug zu überwachen, statt: und die Polizeimannschaft ist ꝛc.

Der Natürlichkeit ist der gekünstelte Styl entgegengesetzt. Das Bestreben, sich über die Darstellungsweise des gemeinen Lebens zu erheben, verführt nämlich Manche zu einer gezwungenen und gekünstelten Sprache. Weil sie auf ihre gekünstelten Formen gleichsam einen besonderen Werth (pretium) legen, so hat man ihre Vortragsweise auch den pretiösen oder affektirten Styl genannt.

Beispiel des pretiösen oder affektirten Styls:

Der Vorwelt Reichthum verleitet Viele, sich ihr ganz hinzugeben, die verschollene Vorzeit ergründen zu wollen und zu vergessen der Gegenwart und Zukunft; anstatt: Die Vorzüge früherer Zeiten erwecken in Manchen eine solche Vorliebe für die Vergangenheit, daß sie über dem eifrigen Streben, dieselbe zu ergründen, der Gegenwart und Zukunft vergessen.

3) Neuheit.

Unter Neuheit versteht man hier nicht das noch nie Gesagte und nie Gehörte, also nicht die Neuheit des Stoffs, sondern die Neuheit der Darstellung oder Form. Das Neue in der stylistischen Form besteht aber in einer solchen Behandlung und Versinnlichung des Stoffes, wie sie noch von Keinem vorher versucht ward. So ist die Form, unter welcher Wilhelm Tell bei Schiller erscheint, im Gegensatze zu der bei Florian, Johannes Müller und Anderen, eine neue Form.

Ein Beispiel hierüber sehe man in der Prosa unter den Erzählungen, betitelt: „Die Juniusnacht“ von Jean Paul, Nr. 21.

Gegen die Neuheit im Besondern verstoßen abgedroschene (triviale) Ausdrücke, z. B. der gelbe Neid; unrichtige oder undeutliche neue Wortverbindungen, z. B. die Fackel mit Feuer bestecken; zu häufige Wiederholung der nämlichen neuen Wendung.

4) Vertheilung von Licht und Schatten oder ästhetische Farbengebung.

Sie besteht in der idealischen Hervorhebung und erhöhten Versinnlichung des Hauptgegenstandes, im Gegensatz gegen die absichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenstand bloß unterstützen.

Ein Beispiel hierüber findet sich im höheren Epos „1) der Schwur des Messias. (Von Klopstock.)

5) Anmuth, Lieblichkeit und Grazie.

Unter diesen Eigenschaften versteht man eine solche Darstellung des Reizenden und Schönen, welche das Gefühl des Vergnügens und eine Sehnsucht und ein Verlangen nach dem dargestellten Gegenstande in uns anregt. Anmuth und Lieblichkeit kann bei Schilderungen, sowohl von menschlichen, als von leblosen und thierischen Wesen gebraucht werden; Grazie aber nur bei Schilderungen von Menschen und höheren Wesen. Die Darstellung einer Frühlingslandschaft kann Anmuth und Lieblichkeit, nicht aber Grazie haben.

Ein Beispiel des Anmuthigen und Lieblichen sehe man unter dem weltlichen Liede, überschrieben: „16) Frühlingslandschaft" (von Matthisson.)

---

6) Das Romantische.

Dieser Begriff wird noch sehr willkürlich gebraucht; doch scheint das Romantische hauptsächlich in dem mit Lieblichkeit gemischten Großen und Edlen zu bestehen, weßwegen der Stoff des Romantischen das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche in der stylistischen Form vergegenwärtigen kann, wenn es nur mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheint. Es wird vorzüglich in der epischen und dramatischen Poesie (siehe weiter unten!), so wie in den dichterischen Landschaftsgemälden von v. Matthisson, v. Salis u. A. gefunden.

Beispiel:

Adam und der Cherub des Paradieses.

Als Abel in seinem Blute lag und Adam bei dem Erschlagenen stand und weinte, da trat der Cherub des Paradieses zu dem Vater des Menschengeschlechts, und stellte schweigend sich neben ihn, und seine Stirn war ernst. Adam aber erhob sein Angesicht und sprach: Ist das ein Bild des Geschlechts, das aus mir entsprießen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergossen, die Erde beflecken? —

Der Cherub antwortete: Du sagst's! —

Ach, mit welchem Namen wird man denn die schreckliche That benennen? fragte Adam.

Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmlische: Krieg!

Da schauderte der Vater des Menschengeschlechts, seufzte und sprach: Ach! warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen?

Der Cherub verstummte.

Adam aber fuhr fort in seinen Klagen und sprach: Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? —

Der Cherub antwortete und sprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verschwand er.

Adam aber stand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren; da breitete er seine Arme empor gen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr so schweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen, o, so redet von dem Lande, das jenseits ist, und von Abel, dem Geliebten! —

Da ward es noch stiller rings umher, und Adam warf sich auf sein Antlitz und betete an. Und er vernahm in seinem Herzen ein leises Wort:

Siehe, Abel, dein Sohn, lebet! Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth. (Krummacher.)

7) Das Naive.

Schiller sagt in dem Aufsatze über naive und sentimentale Dichtung: „Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit nicht zugeschrieben werden.“ Das Naive ist ein hoher Grad des Natürlichen, eine ungekünstelte unschuldige Offenherzigkeit im Ausdrucke, die sich bloß gibt, ohne es selbst zu wissen, und die — insofern sie gegen Gewohnheit, Denkungsart und Mode verstößt, als etwas Unerwartetes und Lächerliches auch auf den Witz wirkt.

Beispiel:

Gellert's Kleine sagt:

Was sagten Sie, Papa?
Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr' und sieben Wochen.

8) Das Rührende.

a) Dieses besteht in der Darstellung solcher Empfindungen, welche die Seele mit einem sanften Ernste, mit einer süßen Wehmuth erfüllen. So können z. B. Matthissons „Kinderjahre“ als schöner Ausdruck des Rührenden gelten, indem durch die Erneuerung des Andenkens an die unaufhaltbar verflossenen Kinderjahre Gefühle der Wehmuth, durch die Erneuerung des Andenkens an die Freuden der Kindheit aber Gefühle der Lust erzeugt werden. Dasselbe gilt von Schillers Idealen. So erfüllt uns z. B. auch der Tod eines Freundes, oder die Trennung von demselben mit Wehmuth; allein der Gedanke an die in seiner Verbindung genossenen Freuden weckt gleichzeitig das Gefühl der Lust.

Ein Beispiel des Rührenden sehe man im weltlichen Liede überschrieben: „Sehnsucht“ von Mahlmann Nr. 22.

b) Da das Rührende vorzüglich eine Eigenschaft der Schreibart für die sanften Empfindungen ist, und eine mit solchen Empfindungen bewegte Seele die Gegenstände mit einer mäßig erwärmten Einbildungskraft von allen Seiten betrachtet; so ist diese Schreibart auch mitunter reich an Ideen und Schilderungen, Erzählungen, Gesprächen 2c. doch ohne in wässerige Weitschweifigkeit zu verfallen; auch bedient sie sich der Figuren für die Einbildungskraft (s. weiter unten!), doch nur auf die geringeren Grade derselben sich beschränkend.

Ein Beispiel der Ausführlichkeit des rührenden Styles soll uns Geßner geben.

Tityrus bittet seinen alten Vater Menalkas, ihm ein Lied zu singen. Dieser durchläuft mit seinem Blicke die herbstliche Gegend, und hebt dann an:

„Höret mich, Musen! höret mein heischeres Rufen. Im Frühlinge meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Laßt mir dies Lied gelingen, mir grauem Greise!“ „Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir jetzt mir zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehen die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her; gelb stehen die Aepfel- und die Birnbäume auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschbaumes durchmischt. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im

Frühlinge die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemisch zieht von dem Berge bis ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wanderers Füßen. Ernsthaft irren die Heerden auf welkem blumenlosen Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Jetzt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume, die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde! O so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut. Denn Sohn, der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen, und bei seiner Scheune. — — —

Zwar kommen trübe Tage im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer: aber Sohn, murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischet! Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! Ich gehe vor dir her zum Grabe! Schonet, ihr Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmuckes; laßt sanftere Winde spielend das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken! Vielleicht, wenn du wieder kommst, schöner Herbst, vielleicht seh ich dich dann nicht mehr! Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?" — So sang der Greis, und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

9) Das Edle, Würdevolle und Majestätische.

Wenn einem stylistischen Produkte die Eigenschaften des Edlen und Würdevollen zukommen sollen, so darf ihm nicht die innere Schönheit der Darstellung fehlen. Die Gedanken müssen in edler Sprache dargestellt, alle Nachlässigkeit im Gedankenausdrucke, jede Gemeinheit und Anmassung muß sorgfältigst vermieden, der zur Darstellung der Gedanken passende Grundton muß richtig gewählt und auch durch das ganze stylistische Produkt erhalten werden. (Hierin fehlen Anfänger nicht selten; sie stimmen dasselbe zu hoch an, haben nicht Kraft genug, sich in der Höhe zu erhalten und sinken dann an einzelnen Stellen herab.) Der Vernunft überhaupt, und der sittlichen Vernunft insbesondere muß Alles, selbst die stärkste Leidenschaft untergeordnet erscheinen. Der höchste Grad des Würdevollen ist das Majestätische, bei welchem die Würde auf dem Heiligen beruht, das nur einem überirdischen Wesen beigelegt werden kann.

Ein Beispiel des Edlen und Würdevollen siehe unter dem Lehrgedicht, betitelt: „5) Größe im Unglück," (Von Mahlmann).

Ein Beispiel des Majestätischen siehe unter Hymne, überschrieben: „5) Gott dem Sohne am Himmelfahrtstage." (Von Klopstock).

10) Das Große, Erhabene und Feierliche.

Groß und erhaben kann eine Darstellung sein, wiefern sie entweder große und erhabene Gegenstände (Meeressturm, feuerspeiende Berge, Erdbeben, Schlachten), oder große und erhabene Seiten eines Dinges vergegenwärtigt, oder der Redende und Schreibende seine eigenen großen und erhabenen Gefühle ausdrückt. Große und erhabene Gegenstände, die gleiche Gefühle, als: Bewunderung, Erstaunen und Ehrfurcht in uns erwecken, können theils physischer, theils intellektueller, theils moralischer Art sein. Zu den erstern gehört alles mathematisch Große und Erhabene, z. B. ein großes Gebirge, das unbegrenzte Meer, der Himmelsraum, und das dynamisch Große, d. i. Alles, was

einen hohen Grad von physischer Stärke und Heftigkeit äußert, z. B. Stürme und Ungewitter, Erdbeben und Vulkane, desgl. heftige Ausbrüche starker Leidenschaften. Das intellektuelle Große und Erhabene begreift Erscheinungen in sich, die von außerordentlichen Geisteskräften zeugen, z. B. Regierung eines großen Staates oder gar der ganzen Welt; zu dem moralisch Erhabenen gehört ein hoher Grad von Uneigennützigkeit und überhaupt sittlicher Vortrefflichkeit. Die Eigenschaft des Feierlichen trägt ein sprachliches Produkt an sich, wenn es unser Gemüth in eine ernste und erhebende Stimmung versetzt.

Ein Beispiel hierüber findet man in der didactischen Epik unter der Aufschrift: „2) Die Tempel." (Von Jacobi).

Groß und erhaben ist auch folgende dichterische Beschreibung der

Idee Gottes.

Ein Gott ist! Ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke:
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. (Schiller.)

---

11) Das Pathetische.

a) Das Pathetische ist die Bezeichnung für den Ausdruck aller heftigen Gemüthsbewegungen, z. B. des Schreckens, des Entsetzens, der Rache, des Abscheues, welche die Seele nicht bloß mäßig rühren, sondern stark erschüttern. Es ist darum auch eine Eigenschaft für diejenige Darstellung, in welcher der Mensch mit großen Leiden in einem Kampfe erscheint, den seine höhere geistige und moralische Kraft siegreich besteht, wenn er gleich physisch unterliegt, weil dadurch eine heftige Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens in uns bewirkt wird.

Beispiel:

Aus dem Oratorium: der Tod Jesu.

Jerusalem, voll Mordlust ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
In Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Mörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn und Wang herab! —
Seht! welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht,
Und legt dem Blutenden mit unerhörtem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll!
Er trägt ihn willig, und sinkt ohnmachtsvoll.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen;
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Canaan.
Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern;
Der Weise sieht ihn heiter an.

(Ramler.)

b) Der pathetische Styl liebt wegen der den heftigen Leidenschaften eigenen Vergrößerung der Ideen die stärksten Figuren und Bilder; auch ist er oft abgebrochen und läßt bald Bindewörter aus, bald häuft er sie. Er wechselt auch in Ansehung der Stärke mit dem Wachsen und Abnehmen der Leidenschaften ab. Als ein Beispiel dieser Abwechselung der Affekten führen wir an:

Das Selbstgespräch des Petrus nach seiner Verleugnung.

S. Mess. am Ende des 6. Ges.

. . . . Laß ab, mit des Todes Gestalten
Mich zu schrecken! Sie reißen, wie Schwerter in meine Gebeine,
Meine zermalmten Gebeine! Laß ab! und wend, o wende
Diese tödtenden Blicke von mir, womit du mich ansahst,
Als die tiefste der Thaten, der Thaten schwärzste geschehen war —
Ach, was that ich! Mein Freund, mein Freund! dich hab ich verleugnet!
Den ich liebte, der mich, wie sonst kein Lehrer, geliebt hat,
Der ein göttlicher Mann war! — Zu kleine Seele, was thatst du!
Siehe, nun wird er mich auch im Weltgerichte, vor seinen
Frömmern Jüngern, vor seinen erhabnen Engeln, nicht kennen!
Kenne mich nicht! Ich verdien' es! — — —
O kenne mich wieder, erbarme
Meiner Angst dich! — Was hab ich gethan!
Je mehr ichs empfinde,
Desto tiefer gräbt es in meine Gebeine den Tod ein.
Stirb! — O könnt' ich sterben! — Ich werde sterben, doch langsam!"

(Klopstock.)

---

12) Witz und Scharfsinn.

Der Witz ist das Vermögen, die versteckten Aehnlichkeiten verschiedener Gegenstände leicht und schnell zu erkennen und sie leicht, gewandt, ungesucht, treffend, kurz und kräftig darzustellen.

Der Scharfsinn faßt dagegen die Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten sonst ähnlicher Dinge lebhaft auf; er ist besonders in der Synonymik thätig, d. i. in der Bestimmung der Bedeutung solcher Wörter, die für gleichbedeutend gehalten werden, es aber nicht sind.

Ein Beispiel des Witzes:

Trostgründe für die Unglücklichen,

die am 29. Februar geboren sind (etwas abgekürzt).

Man mag sagen, was man will; so ist ein Mensch, der nur aller vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch, wie andere; denn was ist

dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer, als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seines Lebens freuen? Von diesen Freudensbezeugungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29. Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens baare 75 Procent im Vergleiche mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sei nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen, oder ein wirkliches Gedicht; es seien Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden: so sind immer die 75 Procent davon weg, wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sei Einer, der das Recht hat, freiwillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen; wie kann derselbe ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drei Jahren gegen eins gar nicht existirt? — Das Bisherige galt bloß das Physische bei dieser Verkürzung; von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer! Denn da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstag sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson, künftig früher aufzustehen, oder wie jene Dame, keinen Branntewein mehr zu trinken: so kommt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschließungen, und man weiß wohl, wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmal zum Entschlusse kommen kann. — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort; den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch; es geht also den 75 Procenten auch hier nichts ab. — Doch nun nicht eine Silbe weiter in diesem Tone, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am 29. Februar Geborner seinen Geburtstag feiern, in einem berühmten Journale ziemlich ernstlich aufgeworfen, und unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost: — Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren; allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Punkte von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Punkte der Ekliptik. Er wird also genau ein Jahr alt sein, wenn die Sonne das nächstemal wieder in demselben Punkte der Ekliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunkt fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiße nun übrigens im Kalender, wie er wolle.

(v. Lichtenberg.)

---

13) Das Humoristische.

Humor bezeichnet als lateinisches Wort Feuchtigkeit. Weil aber Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft und des Körpers großen Einfluß auf das menschliche Gemüth (Temperament) äußern, so haben die neuern Sprachen sich jenes Ausdrucks mit allerlei Veränderungen bemächtigt, um bildlich die Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths zu bezeichnen. Im Deutschen hat man dafür das Wort „Laune" gewählt. Längere Zeit hat man auch Humor und Laune gleichbedeutend genommen, bis endlich Lessing erklärte, daß beide verschieden seien. Allein dieser Unterschied besteht auf dem ästhetischen Gebiete bloß darin, daß die Laune als eine üble erscheinen könne, der Humor aber immer das Gepräge der Gutmüthigkeit an sich tragen müsse. Der Humor ist also die eigenthümliche An-

lage des Geistes, die Dinge so aufzufassen und darzustellen, daß sie sowohl den Darstellenden selbst, als Andere in gute Laune versetzen. Diese Anlage kann mannigfache Schattirungen annehmen, bald ernsthaft, bald heiter, bald rührend, bald lächerlich sein, sich also bald dem Sentimentalen, bald dem Komischen nähern. Der Humoristische faßt die Gegenstände nach einer eigenthümlichen von Andern sehr abweichenden Weise auf und stellt seine Ansichten mit einer solchen natürlichen Unbefangenheit dar, daß er ihre Abweichung nicht einmal zu ahnen scheint, ungeachtet er dem Ernsthaften und Feierlichen einen Anstrich des Komischen und dem Komischen und Lächerlichen einen Anstrich des Ernsten und Wichtigen ertheilt. Man lacht über den Humoristen, nicht, weil er nicht Lachen erregen will und seine Darstellung den Charakter des Ernsthaften trägt, sondern, weil seine Auffassungsweise der Gegenstände belustigt und erheitert.

Beispiel:

Die Stadtsoldaten von ehemals.

Eine Stadtmiliz, besonders die Kuhschnappelische, ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich den Rücken, und was darunter ist, zukehrt; so wie auch eine gut geordnete Bibliothek nur Rücken zeiget. Hat der Feind Herz, so verehret der Heerbann, wie der tapfere Spartaner, die Furcht; und wie Dichter und Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen müssen, den sie mitzutheilen wünschen, so sucht der besagte Bann das panische Schrecken erst selber zu zeigen, in das er Feinde versetzen will. Um nun einen solchen Kriegsknecht oder Friedensknecht in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Thore erschreckt; man nennt es ablösen. Ein Friedenskamerad schreitet gegen das Schilderhaus und fängt Feld- und Friedensgeschrei an und macht nahe vor seiner Nase feindliche Bewegungen; der Wachthabende schreiet auch, macht noch einige Lebensbewegungen mit dem Gewehre und streckt es sodann und läuft davon; der Sieger aber behauptet in dem kurzen Winterfeldzuge das Schlachtfeld und nimmt den Wachtrock um, den er jenem als Beute ausgezogen. Aber damit nicht einer allein auf Kosten der Andern erschreckt werde, so wechseln sie mit den Siegen ab. Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonnet zu weit wegwirft und so den kühnen Nachsetzer harpunirt. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverletzlich sind, z. B. unter die Thore gestellt, und so werden solche Harpunirer recht gut von der Stadt und ihrem Thore bewacht; wiewohl ich doch oft, wenn ich vorbei ging, gewünschet habe, man sollte einem solchen Ritterakademisten einen starken Knittel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen sollte.

(Jean Paul Richter.)

---

14) Das Scherzhafte, Lächerliche und Komische.

Das Scherzhafte beruht auf einem heitern und eben dadurch erheiternden Spiel des Witzes und Scharfsinnes, welches theils in leichten Neckereien des Andern bestehen, theils zum Gegenstand des Scherzes den Scherzenden selbst haben kann, um in dem Andern ein Gefühl der Lust zu bewirken.

Der Scherz aber verliert seine Wirkung, sobald der Witz in demselben erkünstelt und gesucht wird, oder in Verhältnissen und Zeitpunkten stattfindet, in welchen er nicht stattfinden kann und soll, z. B. bei gefährlichen Krankheiten, in erschütternden Unglücksfällen &c.

Lächerlich erscheinen uns alle Ungereimtheiten, z. B. Einseitigkeit, Beschränktheit der Ansichten, Meinungen und Urtheile, Schiefheit im Betragen und in der Kleidung, Schwäche in der gesellschaftlichen Ankündigung u. s. w., wenn sie den Witz belustigen und nicht als verderblich erscheinen. Körperliche unverschuldete Gebrechen können so wenig, wie sittliche Fehler lächerlich sein. Wenn nun Etwas auf eine witzige und sinnreiche Art so dargestellt ist, daß es als lächerlich erscheint, so heißt es komisch. Dies ist vornämlich der Fall bei solchen Dingen, die in das Gebiet menschlicher Schwachheiten oder Thorheiten fallen. Was also Gegenstand einer komischen Darstellung werden soll, darf nicht als etwas Verbrecherisches oder Schändliches erscheinen; denn dies würde nur Abscheu oder Furcht erregen. Wenn demnach der Komiker unsittliche Handlungen oder Laster darstellt, so läßt er sie nicht von dieser Seite, sondern als Schwachheiten und Thorheiten erscheinen, durch welche der Mensch mit sich selbst in Widerspruch fällt und ungereimt handelt. Man theilt die komische Schreibart in die edle und niedere, von welchen die erste sich nie von der Denkungsart und Sprache der gebildeten Volksklassen entfernt, und die letzte ihre Vorstellungen und Ausdrücke aus dem niedern Leben nimmt. Die höchste Gattung des edlen Komischen ist das sogenannte Heroisch-komische oder das komische Heldengedicht (siehe weiter unten); die niedrigste Gattung des niedrigen Komischen ist das Burleske oder Possenhafte.

Ein Beispiel des edlen Komischen findet sich im komischen Epos, überschrieben „1) Bruchstück aus dem Renommisten, von Zacharia.“

Als Beispiele noch einige Anekdoten:

Eine vornehme Dame in Berlin schickte ihren Bedienten zum Schneider, ein neues Kleid abzuholen. Wenn es aber regnen sollte, sagte sie, so nehmt sogleich eine Miethkutsche, damit das Kleid nicht verdorben werde. Der Bediente kam bei einem heftigen Gewitter zurück, und brachte das Kleid ganz durchnäßt. Wie? sagt die Dame, habe ich euch nicht befohlen, einen Wagen zu nehmen? — Das hab ich auch gethan, war die Antwort. — Wie konnte aber, fragte sie, das Kleid so naß werden, wenn ihr damit im Wagen gesessen habt? Verzeihen Sie, gnädige Frau, versetzte der Kerl, ich weiß wohl, wohin ich gehöre; ich habe hintenauf gestanden und das Kleid unter dem Arme gehalten.

Als einst der berühmte, aber etwas liederliche Maler Holbein zu Basel das Haus eines Bürgers zu bepinseln übernommen hatte, und die Arbeit zum öftern unterbrach, um in einem nah gelegenen Weinhause seine unmäßige Trinkbegierde zu befriedigen, so machte ihm der Bauherr Vorwürfe darüber, und drohte, die Arbeit einem Andern zu übertragen, wenn er künftig nicht fleißiger sein würde. Holbein versprach Besserung; und wirklich erblickte der Bauherr am folgenden Tage, so oft er nach dem Gerüste in die Höhe sah, die herabhängenden Beine desselben, und glaubte also, daß seine Warnung gefruchtet habe. Allein da er diese Beine den ganzen Tag über an einer und eben derselben Stelle erblickte, so bewog ihn die Befremdung darüber, hinauf zu steigen, um zu sehen, was der Mann doch so lang an einer und eben derselben Stelle mache. Und siehe! da waren es nicht Hol-

beins wirkliche, sondern ein Paar gemalte Beine, die der Schalk, der indeß abermals im Wirthshause war, so täuschend gemacht hatte, daß sie, von unten gesehen, seine wahren Beine zu sein schienen.

(Campe.)

Wenn fremdartige und einander widersprechende Ideen ohne alle Verbindung zusammengestellt werden; so heißt das Komische dann ein Quodlibet. Komisch ist nicht bloß die Zusammenstellung fremdartiger und widersprechender Ideen in der Weise, als wären sie gleichartige, sondern auch die Verbindung des Großen, Wichtigen und Erhabenen mit dem Kleinen, Unbedeutenden und Niedrigen. So schreibt z. B.:

Ein Schneider an seinen großgünstigen Mäcen.

Wie kümmerlich, trotz seiner Göttlichkeit,
Sich oft Genie hier unterm Monde nähre,
Beweisen uns die Keppler, die Homere,
Und hundert große Geister jeder Zeit,
Und jeder Erdenzone weit und breit
— — — — — — — — — — —
Auch mir verlieh, durch Scheere, Zwirn und Nadel,
Minerva Kunst und nicht gemeinen Adel.
Allein der Lohn für meine Trefflichkeit
Ist Hungersnoth, ein Haderlumpenkleid,
Und obenein der schwachen Seelen Tadel,
Und dann einmal, nach Ablauf dürrer Zeit,
Des Namens Ruhm und Ewigkeit.

15) Das Satyrische,

ist ebenfalls eine Eigenschaft mancher stylistischen Produkte. Das Nähere über dasselbe siehe weiter unten „Didactische Epik: 13) Die Satyre."

16) Die Kraft.

Sie drückt sich durch eine nachdrucksvolle Behandlung des Gegenstandes aus, wodurch das Gefühlsvermögen bewegt und die Einbildungskraft in ein lebendiges Spiel versetzt wird.

17) Das Kühne.

Es scheut sich nicht, einen Gegenstand von einer der allgemeinen Meinung ganz entgegengesetzten Seite aufzufassen und darzustellen. Es ist daher der Ausdruck eines starken Gemüthes, das es wagt, gegen eine herkömmliche Ansicht und Meinung zu verstoßen und die entgegengesetzte aufzustellen und durchzuführen.

18) Die Lebhaftigkeit.

Diese Eigenschaft besteht in der höhern sinnlichen Anschauung, wodurch die Einbildungskraft angenehm erregt wird. Im Allgemeinen wird sie schon durch die Kürze und Präcision, durch Vermeidung alles Weitschweifigen, Matten und Schielenden im Ausdrucke, durch Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Styles befördert, im Besondern aber durch Anwendung der sogenannten Redefiguren (Redebelebungs- und Redeverschönerungsmittel), von welchen in dem Nachfolgenden weiter gesprochen werden soll.

C) Figuren und Tropen als Förderungsmittel der Schönheit des Styls.

Eine Haupteigenschaft des guten Styls ist die Lebendigkeit. Dieselbe wird zwar schon zum Theil durch die Kürze und Präcision, durch Deutlichkeit und durch andere im Bisherigen vorgetragene Eigenschaften erzeugt; ein besonderes Mittel aber, dem Style Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu geben, sind die sogenannten Figuren. Dieselben bestehen in gewissen Modifikationen des Ausdrucks, durch welche die Aufmerksamkeit vorzüglich erregt und die Seelenkraft nach ihren verschiedenen Vermögen in Anspruch genommen wird. Zu diesen Figuren oder Wendungen gehören insbesondere die uneigentlichen oder bildlichen Ausdrücke (Tropen). Uneigentliche oder bildliche Ausdrücke sind solche, mit welchen der Schriftsteller nicht die ursprüngliche oder eigentliche Bedeutung, sondern eine abgeleitete uneigentliche, oder vom Sinnlichen ins Uebersinnliche übergetragene Bedeutung verbindet, oder die den Gedanken unter der Hülle eines Bildes vorführen. Diese bildlichen Ausdrücke oder Tropen sind in den Sprachen nämlich dadurch entstanden, daß die Bezeichnung sinnlicher oder konkreter Gegenstände früher vorhanden war, als der Ausdruck übersinnlicher oder abstrakter. Bis der Kreis dieser abstrakten Gegenstände ausgebildet war, gebrauchte man das zur Bezeichnung des Sinnlichen aus früherer Zeit vorhandene Wort zugleich auch für die Darstellung des Nichtsinnlichen. So leuchtet das Auge Gottes über die Menschen; so flammt das Schwert des Cherubs. Der Sprachkreis der morgenländischen Völker blieb meistens auf dieser Stufe bildlicher Ausdrücke. Nicht nur Substantiva und Verba sind tropischer Bedeutung fähig, als: der Teppich der Wiesen; die Rose glühet; sondern auch Adjektiva und Adverbia, z. B. die silberne Welle, Jemand bitter anlächeln. Tropen sind also diejenigen Figuren, welche den Gedanken in einem entsprechenden Bilde darstellen. Die übrigen Figuren, durch welche man sich bestrebt, den Gedanken mittelst einer besondern Gestaltung der Rede möglichst hervorzuheben, heißen Figuren im engeren Sinne. Figuren sind daher vom Gewöhnlichen abweichende Wortstellungen und Gedankenwendungen. Figuren und Tropen heißen zusammen Ornamente (d. h. Ausschmückungen, Zierrathen). Wir wollen nun die einzelnen Arten dieser Figuren und Tropen vorführen, jede erklären und durch Beispiele erläutern.*)

I. Figuren.

a) Die Repetition oder Wiederholung.

aa) Wortwiederholung (Epizeuxis). Sie entsteht, wenn man der Verstärkung wegen dasselbe Wort wiederholt.

*) „Mit Quintilian (welcher, wie gar viele Andere, seiner eigenen Ausscheidung untreu wird und in seinen Beispielen die Tropen häufig mit den Figuren verwechselt) haben sich die Gelehrten noch nicht über den Begriff und die Klassifikation der Redefiguren vereinigen können. Ein Beweis, daß die Sache eben nicht so leicht sich bestimmen lasse. Da mir (frei gestehe ich's) keine der bisherigen Eintheilungen ganz entsprach, so bin ich meiner eigenen Ansicht gefolgt." So spricht Weyh, königl. Gymnasial-Professor zu Regensburg in seiner Deutschen Sprachlehre. 7. Aufl. p. 387. Dieser Schriftsteller theilt die Redefiguren in 4 Gattungen: I. Lautfiguren, II. Wortfiguren, III. Satz- oder Gedankenfiguren, IV. Wortstellungsfiguren, und handelt unter den Wort- und Satz- oder Gedankenfiguren die Tropen ab. Andere, z. B. Snell und Heinsius theilen die Redefiguren, wie Adelung, nach den Seelenkräften ein, auf welche sie wirken, z. B. in Figuren für die Aufmerksamkeit, in Figuren für die Einbildungskraft, in Figuren für die Gemüthsbewegung und in Figuren für den Witz. Wir ziehen vor, dieselben in obiger Ordnung vorzuführen; damit die Tropen und die Figuren geschieden behandelt werden.

Beispiele:

1) Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh. (Klopstock.)

2) Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und näher brausen. (Schiller im Taucher.)

bb) Wiederholung des Anfangs (Anaphora). Sie entsteht, wenn mehrere aufeinanderfolgende Sätze und Gedanken mit einem und demselben Worte anfangen.

Beispiele:

1) Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar. (Cöllin)

2) Denn was wegwelkt aus den Erdenthalen,
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt.
Nicht des Morgenroths verstrahlte Strahlen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Asche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Ros' entweh'n,
Nicht das Fädchen, das vom Wurm gesponnen,
In der Luft verflattert, mag vergeh'n. (Kosegarten.)

cc) Wiederholung des Schlusses (Epiphora). Sie entsteht, wenn mehrere Sätze mit denselben Worten sich endigen.

Beispiel:

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage;
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr! (Ramlers Tod Jesu.)

b) Die Steigerung (Gradation)

steigert die Begriffe und zwar entweder aufwärts und heißt dann Klimax (Aufsteigerung), oder abwärts und heißt in diesem Falle Antiklimax (Absteigerung).

Beispiel von Klimax:

1) Im Anfange dieses Jahres entriß ihn (Moses Mendelsohn) der Tod seinen Freunden, unserer Stadt, den Wissenschaften, der Menschheit; der Verlust ist groß, fast unersetzlich."

2) Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang. (Herder.)

Beispiel von Antiklimax:

Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. (Engel.)

c) Das Gespräch

kann sowohl Monolog, als Dialog sein, indem sich der Schriftsteller zur Abwechselung entweder mit sich selbst, oder mit andern Wesen, in eine kurze Unterredung einläßt.

Beispiele:

1) Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden? (Schiller.)

2) Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!" (Schiller.)

d) Die Anhäufung (Coacervatio).

Sie besteht darin, daß man einen Gegenstand unmittelbar nach einander mit mehreren fast gleichbedeutenden Ausdrücken bezeichnet.

Beispiel:

Religion der Gottheit, du, heilige Menschenfreundin,
Tochter Gottes, der Tugend erhabene Lehrerin, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich rc.
(Klopstock.)

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude. (Novalis.)

e) Die Anspielung (Allusion).

Sie besteht darin, daß man sich auf irgend einen bekannten Gedanken oder auf einen Ausspruch, der in Jedermanns Munde lebt, gleichsam im Vorbeigehen bezieht, um einer Vorstellung mehr Leben und Anschaulichkeit zu geben.

Man sagt z. B.: Er ist ein Judas und wird auch dessen Lohn empfangen. Dieser Mensch ist ein wahrer Nero. Es wird bei dieser Theilung gehen, wie bei der Theilung, welche nach der Fabel der Löwe vollzogen hat. So kann man von den Folgen der Nichtbeachtung guten Raths sprechen, indem man auf das Sprichwort anspielt: Wer nicht hört, muß fühlen. Eben so kann man von den Wirkungen der wild zerstörenden Kräfte eines ungebändigten Menschen reden, indem man auf den Ausspruch Schillers hindeutet:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Es ist jedoch wohl zu beachten, daß man nur auf bekannte Dinge, wie sie in der Bibel, in der Geschichte, in volksthümlichen Dichtungen, besonders in Fabeln vorkommen, anspielen darf; denn wenn die Allusion nicht sogleich verstanden wird, so bleibt sie wirkungslos und fällt somit in sich zusammen; es fehlt ihr dann das leichte Spiel der Phantasie, das ihr erst einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

f) Das Beispiel.

Es besteht darin, daß man den dargestellten Gegenstand durch einen ähnlichen erläutert und anschaulich macht.

Beispiele:

Was uns kein Anderer verwehren kann, ist deßwegen noch nicht erlaubt. Es kann mich Niemand mit Recht verhindern, den Vogel zu würgen, der hier im Käfige singt; wäre es aber deßwegen erlaubt? (Mos. Mendelssohn.)

Zwietracht hat Griechenland verdorben; die Gracchen*) waren Vorläufer der Triumvirate; durch den Neid unter den edleren Geschlechtern hat Florenz die Aristokratie verloren, durch Partheiungen die Demokratie, endlich die Freiheit durch ein Uebermaß von Freiheit; aus gleicher Ursache war Genua bisweilen unterthan; Polen, vereinigt, wäre nicht getheilt worden. (Johannes von Müller.)

g) Gleichniß.

In diesem wird ein Gegenstand mit einem sinnlich anschaulichen Bilde verglichen, welches verhältnißmäßig weiter ausgeführt wird.

1) Nicht dem Planeten nur ist's vorgeschrieben,
Wie er die Sonne treu umwandeln soll;
Es geht der Mensch auch in bestimmten Gleisen;
Und wie der Stern, aus seiner Bahn geschmettert,
Planlos, ein gluthverzehrender Komet,
Im wilden Sturme durch die Räume donnert,
Bis er zum Aschenhaufen ausgebrannt:
So geht der Mensch verloren, der verwegen
Aus seines Lebens Schranken brechen will.
(Körner. Hedwig Akt II. Sc. 4.)

2) Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser.
Vom Himmel kommt es;
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd. ꝛc.
(Göthe's Gesang der Geister über den Wassern.)

h) Die Vergleichung (Parallele).

Sie stellt 2 Gegenstände neben einander in der Absicht, die Aehnlichkeiten zwischen beiden auszumitteln.

Beispiel:

„Das Genie ist ein rasches, aber ungezähmtes Roß, welches seine Kräfte ohne Absicht und Mittel in der weiten Welt Gottes verbrauset, hier einen Greis, und dort ein Kind über den Haufen rennt, und endlich ein Bein, wo nicht gar den Hals bricht. Es wird erst dann nützlich und schätzbar,

*) Die Gracchen, ein berühmtes römisches Geschlecht, aus welchem vorzüglich Tiberius und Cajus Sempronius zu merken sind.

wenn der wohlthätige Zaum dessen Kräfte auf einen bestimmten Punkt einschränket, und es dadurch zugleich vor der Gefahr, zu schaden und Schaden zu nehmen, sichert. Die Regel ist dem Genie das, was der Zaum dem Rosse ist.“ (Adelung.)

i) Die Entgegensetzung (Der Contrast oder das Antitheton).

Diese Figur besteht darin, daß von 2 Gegenständen die einander entgegengesetzten Beschaffenheiten angegeben werden.

Zum Beispiel:

Du schläfst auf weichem Bette; ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See, u. s. w.

(Ewald.)

k) Der Gegensatz (die Antithese)

besteht darin, daß entgegengesetzte Begriffe neben einander gestellt und in irgend einem Gesichtspunkte mit einander vereinigt werden.

Beispiel:

Ein schwacher Geist erwartet die Gelegenheit; ein gemeiner Geist nimmt sie an; ein großer Geist macht sie, wie er sie selbst haben will.

(Möser.)

l) Die Auslassung (Ellipse).

Sie entsteht, wenn bei der Stärke eines Gefühls oder einer aufgeregten Leidenschaft ein oder mehrere Wörter aus dem Zusammenhange der Rede weggelassen werden.

Beispiel:

O Gott, nur noch einen schwachen Händedruck, nur ein segnendes Wort von meinem sterbenden Vater!

Anstatt:

O Gott, laß mir doch nur noch einen schwachen Händedruck ꝛc. ꝛc. zu Theil werden! ꝛc.

m) Die Abwesenheit des Bindewortes (das Asyndeton)

stellt in der Stärke des Gefühls oder der Leidenschaft bloß die in einelnen Worten oder kurzen Sätzen bestehenden Hauptbegriffe hin, ohne sie durch die sonst gewöhnlichen Bindewörter „auch, und“ zu verknüpfen.

Beispiel:

— Er ruft mit lechzender Zunge: Mich dürstet,
Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele!

(Klopstocks Messias)

n) Die Häufung des Bindewortes (das Polysyndeton)

entsteht, wenn die Bindewörter im Zusammenhange der Rede wiederholt oder gehäuft werden, um den raschen Gang der Vorstellungen und die schnelle Folge der Gefühle gleichsam zu hemmen und die Aufmerksamkeit einige Augenblicke festzuhalten.

Beispiel:

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn. (Klopstocks Messias.)

o) Die Uebertreibung (Hyperbel)

besteht darin, daß der Schriftsteller in der Stärke des Gefühls und der Leidenschaft einen Gegenstand über die Wahrheit vergrößert und verkleinert.

Beispiel:

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Zieh'n gegen dich, und droh'n mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken. (Kleist.)

p) Die Ausrufung (Exclamation)

ist der natürliche Ausbruch jeder etwas heftigen Gemüthsbewegung, sie sei angenehm, oder unangenehm.

Beispiel:

„O Jammer! immer steigt er näher heran, der Tod! Welche von diesen Wellen, o welche wird uns begraben! O Gott, dort wälzt sichs her! wie fürchterlich!" (Geßner.)

q) Der Wunsch

ist ein natürlicher Ausdruck der Sehnsucht und des Verlangens.

Beispiel:

Bester unter den Menschen! du Gottessohn!
Engel des Bundes!
Theurer Jüngling! Mein Ende sei, wie dein Ende! Mein Grab sei
Bei dem Grabe dieses Gerechten! nahe bei den Gebeinen,
Die in Sicherheit ruh'n, zum ewigen Leben erwachen! (Klopstock.)

Ach aus dieses Thales Gründen rc. siehe: Weltliches Lied Nr. 13.

r) Betheuerung.

Sie ist eine Versicherung bei Gegenständen, die man hoch und heilig hält.

Beispiel:

„Mosis Geist; Dir schwör' ich bei jenem ewigen Bunde,
„Den du, gelehrt von Gott, aus Donnerwetter uns brachtest:
„Ich will eher nicht ruhn, als bis dein Hasser erwürgt ist"
(Philo in der Messiade.)

Wird Gott selbst zum Zeugen angerufen, so heißt die Betheuerung Schwur.

Messias spricht:

— — — Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.
(Mess. v. Klopstock.)

s) Die Ironie

stellt das entgegengesetzte Verhältniß von dem auf, was man wirklich meint mit der Absicht, den bezeichneten Gegenstand lächerlich zu machen. Dies geschieht z. B. wenn man einen Schwächling einen Herkules, einen schlechten Redner einen Cicero, einen Feigling einen wahren Hannibal nennt.

Beispiel:

Er irrte sich gar oft in seinen Reden, und die Sachen sind nicht ganz so, wie er sie schildert, der Wahrheit liebende Mann; er lügt eigentlich nie, er wird nur mißverstanden.

Arten der Ironie sind:

a) Beißende Verspottung (Diasyrmus.)

Beispiel:

An Poll.

Poll sagt: Wer dichten will, muß groß an Geiste sein!
Und doch fällt ihm das Dichten ein?

(Göking.)

b) Sarkasmus ist bitterer Spott selbst gegen einen Unglücklichen. Ein Beispiel hievon gaben die Juden, als sie zu Jesus sagten:

Wie fein zerbrichst du den Tempel Gottes und bauest ihn! rc.

---

2. Tropen.

a) Die Metonymie oder Umnennung.

Nach derselben werden verwandte oder in natürlicher Verbindung stehende Begriffe für einander gesetzt, so z. B.

a) die Ursache für die Wirkung und umgekehrt:

Beispiel:

das Mitleid rann ihm die Wangen herab, statt: die Thränen rannen rc.

b) den Stoff für die daraus verfertigte Sache.

Beispiel:

Es blinkt der Stahl (statt das Schwert) im Mondenstrahl.

(Uhland.)

c) den Ort für das darin Befindliche.

Beispiel:

Wie schweigt der Wald (die Vögel) jetzt still.

(Mahlmann.)

d) die Zeit für die in ihr Lebenden:

Beispiel:

So ford'r ich mein Jahrhundert in die Schranken.

(Schiller.)

e) eine Eigenschaft für die Sache:

Beispiel:

Es blickt lachend das Blaue herein.

(Schiller.)

f) Sinnliches für Unsinnliches und umgekehrt.

Beispiel:

Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer.

(Schiller.)

b) Die Synekdoche oder das Mitverstehen.

Sie setzt den Theil für das Ganze, das Individuum für die Gattung, eine bestimmte Zahl für die unbestimmte, das Substantiv für das Adjektiv:

Beispiele:

1) Seine Felder umruhen friedlich sein ländliches Dach.

(Schiller.)

2) Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.

3) Nieder führen tausend Steige.

(Schiller.)

4) Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

(Schiller.)

c) Die Metapher oder Uebertragung.

Die Methapher stellt den Begriff eines Dinges durch ein anschauliches, dem betreffenden Gegenstande ähnliches Bild dar, ohne den Begriff selbst zu nennen. Jeder Metapher liegt ein Gleichniß zu Grunde. Da der ähnliche Gegenstand nicht genannt wird, so ist der Hörer in die Nothwendigkeit versetzt, ihn selbst aufzufinden; hierdurch wird seine geistige Thätigkeit angeregt, was mit einem Gefühl inneren Wohlbehagens verbunden ist. Man sagt z. B. in der Blüthe des Lebens oder im Frühling des Lebens (statt in der Jugend); der Zahn der Zeit (statt Vergänglichkeit); durch die Finger sehen (statt Nachsicht haben); die Klippe umschiffen (statt Gefahren vermeiden). Man spricht z. B. von dem Arm eines Flusses, vom Fuße des Berges. Man sagt: Die Leute strömen zum Thore hinaus. Der Donner rollt. Nero war ein Tiger.

B. Cotta, der Verfasser der Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos, schreibt an Humboldt:

„Meine hauptsächliche Bestrebung ist es, die Wirkung Ihres Kosmos noch mehr zu verallgemeinern, die Wellenkreise wissenschaftlicher Bewegung, die von Ihrem gewaltigen Wurf ausgehen, weiter und weiter ausschwingen zu lassen.“

In Schillers Klage der Ceres*) finden sich außerordentlich wirksame Metaphern, wo sie durch die gesteigerte Empfindung der Mutter herbei geführt werden; dort spricht sie:

O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reichstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen;
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht.

d) Die Personification (Personendichtung).

Dieselbe besteht darin, daß man leblosen Gegenständen die Eigenschaften von lebendigen und vernünftigen Wesen beilegt, oder sie selbst als wirkend darstellt; wenn man also etwas Unpersönliches als bewußte, handelnde Persönlichkeit bezeichnet, z. B. Der wüthende Sturm. Der Frühling lacht. Die Schalkheit lauscht

*) Göttin und Erfinderin des Ackerbaues.

im Grünen halb versteckt. Schön ist's, wenn aus dem Grün die rothe Beere schaut. Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden. Die Wolken drohen Verderben.

Leite mich auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Eilende Wogen, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte! (Schiller.)

e) Die Allegorie.

Das Wort Allegoria ist lateinisch und bedeutet eine anschauliche Darstellung einer allgemeinen Wahrheit unter einem sinnlichen Bilde, in welcher eine Metapher durch mehrere Vorstellungen hindurch geführt wird. Sie entsteht also, wenn sich die Metapher nicht auf eine einzelne Vorstellung bezieht, sondern auf einen ganzen Gedanken oder eine Reihe von Gedanken, die zu einer Einheit verbunden sind und unter einem Bilde dargestellt werden. Eine Allegorie ist daher nichts anderes, als eine weiter ausgedehnte und fortgesetzte Metapher. Nimmt man z. B. den Satz: „das Leben ist einer Reise zu vergleichen," und führt das Bild Reise (für Leben) im Einzelnen aus, so ist die Darstellung eine allegorische.

So stellt z. B. Schiller mit seinem Gedichte: „Das Mädchen aus der Fremde" die Poesie dar.

Eine der glänzendsten Allegorien ist das Märchen vom „Schiff von Pfeffel", in welcher er unter der Hülle des Bildes den Gang der französischen Revolution von ihrem Anfang bis zur Uebernahme des Consulats von Bonaparte versinnlicht. (Siehe dieses Gedicht unter der Ueberschrift: 17. die Parabel, Allegorie und Paramythie Nr. 1.)

Ebenso allegorisch ist „das Blümchen Wunderhold von Bürger", unter welchem der Dichter, wie er am Schlusse selbst sagt, die Bescheidenheit verstanden wissen will, nachdem er räthselgleich alle Merkmale vorher im Einzelnen angedeutet hat. (Siehe dieses Gedicht unter der Ueberschrift: 17. die Parabel, Allegorie und Paramythie Nr. 4.)

Ein einzelnes Sinnbild nennt man Symbol. Reihen sich mehrere Symbole zu einem Ganzen, und ist dieses Ganze dann ein Sinnbild für eine Idee, so ist das Ganze eine Allegorie. Die Lyra z. B. ist das Symbol der Poesie; der Löwe das Sinnbild der Stärke, die Biene das Sinnbild des Fleißes; die Lilie das Sinnbild der Unschuld; der Arm ein Sinnbild der Allmacht Gottes; das Auge das Sinnbild seiner Allwissenheit; das Schwert Symbol der Gerichtsbarkeit ꝛc. ꝛc.

Wie das Samenkorn in die Erde gesenkt wird und dann aus ihm eine Pflanze hervorsprießt, die Samenkörner trägt; wie die Raupe sich in eine Puppe verwandelt und dann als Schmetterling wieder geboren wird: so knüpft sich die Unsterblichkeitshoffnung des Menschen an diese Naturerscheinungen und nimmt sie zum Sinnbild.

Die Allegorie dagegen hat einen Gedanken bereits in der Form eines Begriffs und nimmt nun einen äußern Gegenstand, um jenen durch einen Vergleichungspunkt mit ihm zu verbinden.

f) Redende Einführung lebloser Gegenstände oder übersinnlicher Wesen (Sermocination, Gesprächsführung.)

Sie besteht darin, daß leblose Dinge, oder verstorbene Personen, oder übersinnliche Wesen redend eingeführt werden.

Beispiel:

Voß läßt in seinem Gedichte: „Die Sterne" diese sprechen:

„O Vater!“ preis't ihr hohen Klanges,
„Du hüllest uns in Glanz;
Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz!
Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
Erschuf voll Keim' uns deine Hand!
Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
Und wimmle Wasser, Luft und Land.“
u. s. w.

g) Gesicht, Erscheinung (die Vision).

Sie besteht darin, daß abwesende Gegenstände und Personen, oder überirdische Wesen, Verstorbene, Engel, ja die Gottheit selbst als gegenwärtig dargestellt werden.

Beispiel:

Elias in der Höhle.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel über ihm ward trüb und trüber,
Der Sturm begann; er riß aus seinem Sitze
Den Berg, und spaltete des Felsen Spitze.
Der Sturm ging vor Jehovas Angesicht;
Doch in dem Sturme war Jehova nicht.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel neigte sich, und immer trüber
Erscholl Getös, ein dumpf Geheul umschwebte
Die Tief'; es donnerte; die Erd' erbebte.
Erdbeben ging vor Jova's Angesicht;
Doch im Erdbeben war Jehova nicht.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel barg ein schwarz Gewölk', und trüber
Gewitternacht entströmten Feuerflammen;
Und schlugen über ihm mit Graus zusammen.
Die Gluth ging vor Jehovas Angesicht,
Doch in den Flammen war Jehova nicht.

Das Feuer schwand; es schwand der Flamme Grausen,
Und lind und still umschwebt ein sanftes Sausen
Elias Ohr; er trat mit banger Seele,
Sein Haupt verhüllt, hinaus ins Thor der Höhle.
Gesäusel schwebt um ihn, wie leiser Harfe Lieder;
Im sanften Sausen kam Jehovas Wort hernieder.

(Krummacher)

Anhang.

Die **Alliteration**, die **Annomination** und die **Onomatopöie** sind bloße Wortspiele.

Die **Alliteration** (Anbuchstabung) besteht darin, daß die unmittelbar auf einander folgenden Wörter gleiche Anfangsbuchstaben oder Anfangssilben haben.

z. B.: Geld und Gut, Herz und Hand, Haut und Haar, Leib und Leben, Mann und Maus, Nacht und Nebel, Schimpf und Schande, Stock und Stein, Wohl und Weh ꝛc.

Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben. (Schlegel.)
Wild wallend wälzt sich Well' auf Welle fort und Fluth auf Fluth. (Zachariä.)

Die Annomination (Wortgleichklang) besteht darin, daß man durch den Gleichklang mehrerer Wörter eines einzigen Stammes den Hauptbegriff verstärken will, z. B.:

Wenn ich einst alle meine Klagen ausgeklagt habe. (Klopstock)
Aber die Stille ward stiller. (Derselbe.)

Die Klangnachbildung von Naturlauten (Onomatopöie.) Sie findet statt, wenn man hörbare Gegenstände durch Sylben und Wörter bezeichnet, die mit ihnen gleichlautend und oft völlig sinnleer sind.

Beispiel:

Müßten nicht tausend Geschöpfe vergehn,
Stürben nicht Menschen und Vieh:
Wollte der Bauer nicht pflügen und sä'n.
Aernten und dreschen für sie? —
Manches hochnäsige Städtergesicht,
Rümpfte sich nimmermehr, dräschen wir nicht.
Tiktaktak, Tiktaktak, Tiktaktak.

III. Von der niedern, mittleren und höhern Schreibart.

1) Im Allgemeinen.

Da sich jede sprachliche Darstellung nach dem äußeren und inneren Stande des Redenden und Vernehmenden, des Schreibers und Lesers, nach der Entwickelungs- und Bildungsstufe desjenigen, für welche sie bestimmt ist, zu richten und hiernach ihren Ton und Ausdruck zu schattiren hat, so gibt es 3 verschiedene Schreibarten: die niedere, mittlere und höhere, und es muß daher jedes stylistische Erzeugniß zu einer dieser Schreibarten gehören. Obgleich der Grund dieser Schreibarten auch in den verschiedenen Gegenständen liegt, welche dargestellt werden, indem der eine nur in der höheren, der andere nur in der mittleren, ein dritter bloß in der niederen Schreibart auf eine seiner Natur angemessenen Weise behandelt werden kann: so gibt es doch auch wieder Gegenstände, welche sich in den 3 verschiedenen Schreibarten gleich gut und passend darstellen lassen. Als Beleg hiezu diene das Gebet des Herrn von Gittermann, von Mahlmann und von Klopstock.

Das Gebet des Herrn.

a) In der niedern Schreibart:

O du, der in der Sterne Strahlenkranze
Der Huldigung der Menschen leicht entbehrt;
O du, den tönend in der Sphären Tanze
Des ganzen Weltalls Lobgesang verehrt,
Der dennoch in des Lichtes höchstem Glanze
Auf das Gebet der Menschen huldvoll hört,

Das aufsteigt aus dem irdischen Getümmel, —
O Vater unser, der du bist im Himmel!

Du hast voll Liebe dich uns kund gegeben!
Wir sehen dich im Spiegel der Natur;
Aus deiner Liebe Quell floß unser Leben,
Und jeder Tag trägt deiner Waltung Spur.
Zu dir soll unsre Seele sich erheben;
Dein Nam', o Gott, ist unsre Freude nur!
Er sei uns heilig auf des Lebens Reise;
Geheiligt sei dein Nam' im ew'gen Preise!

Du hast ein Reich, ein ewiges gegründet,
Worin der Stern der Wahrheit flammend glüht,
Wo ew'ger Friede alle Menschen bindet,
Worin der Unschuld reine Lilie blüht.
Dein eigner Sohn hat uns dies Reich verkündet,
Das herrliche, das uns zum Himmel zieht. —
O hilf, daß diese Kund uns allen fromme;
Hilf Vater, daß dein Reich auch zu uns komme!

Wodurch wir dir, o Heil'ger! wohlgefallen,
Im Licht der Menschheit ist es uns bewußt;
Du schriebst dein göttliches Gesetz uns Allen,
Die du zu Menschen schufst, tief in die Brust;
Und deine Engel in des Himmels Hallen
Befolgen, stets dich lobend, es mit Lust.
O möchte, wie in jenen sel'gen Höhen,
Dein Wille, Gott, auch stets von uns geschehen!

Du senktest, um uns Menschen zu ernähren,
Des Lebens Stoff und Kraft in die Natur.
Durch deine Macht erwächst die Frucht der Aehren,
Dein Segen glänzet auf der Ernteflur;
O Gott, was wir bedürfen und begehren,
Erlangen wir durch deine Liebe nur. —
Du tränkst mit Lust und speisest Land und Leute;
Ach, unser täglich Brod gib, Gott, uns heute!

Wir aber, dürfen wir uns unterwinden,
Zu dir zu flehn? — Stehn wir nicht nackt und bloß,
Wir alle, Gott, vor dir in unsern Sünden?
O uns're Schuld vor dir ist furchtbar groß! —
Doch deine Huld läßt uns Verzeihung finden,
Und dein Erbarmen wägt des Menschen Loos.
Vergib uns, Gott in diesem armen Leben,
Die Schuld, wie wir den Schuldigern vergeben.

Versuchung drohet uns von allen Seiten;
Der Sünde Wurzel liegt in unsrer Brust;
Sie lockt uns süß und lächelnd, — und wir gleiten,
Wir fallen, — ach, zu groß ist ihre Lust.

Du aber willst an deiner Hand uns leiten,
Sind wir uns deines Willens nur bewußt.
Wir bitten, Vater! uns in den Gefahren
Der Sünde vor Versuchung zu bewahren.

Wir wandern hier in diesem Erdenthale
Den Weg des Lebens kämpfend auf und ab.
An unserm Wege stehen Todtenmale,
Und auf uns Alle wartet einst das Grab.
Du aber, Gott! reichst uns des Trostes Schale,
Reichst uns der ew'gen Hoffnung festen Stab.
Auf dich vertrauen wir; allgütig Wesen!
Und fleh'n, uns von dem Uebel zu erlösen.

O du, der seiner Kinder Bitten höret,
Die ihm ihr Herz in tiefer Demuth weiht,
O Gott, in Ewigkeit von uns verehret:
Dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!
Du bist es, dessen Güte ewig währet,
Ob Alles hinfließt in den Strom der Zeit. —
O Vater, was wir glaubend von dir flehen,
Wir hoffens; — Amen! ja es wird geschehen.

(Gittermann)

---

b) In der mittleren Schreibart:

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich Herr und Vater es findet!
Deine ewige herrliche Gottesmacht
Verkündigt der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr, Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt: —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!

Herr, Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist Alles recht, ist alles gleich: —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt Engel aus den heiligen Höhen;
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusäen,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bists, die Alles wirkt und schafft;
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den jeder wandeln soll. —
Doch in deine Nähe
Führest du Alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht ergläuz' im grünen Laube;
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube,
Und Alles genieße mit Dank und Freude —
Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Der du von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich Unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos;
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben,
Und vergib uns unsre Schuld.
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! uns're Zuversicht,
Starker Herr, verlaß' uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth;
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht! —
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!

(Aus A. Hungari Gottesblumen.)

c) In der höheren Schreibart:

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen;
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern,
Aber alle denken Gott, und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name!"

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich!"

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille gescheh,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den gold'nen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde!
„Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergib uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel!"

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab;

Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt;
Anbetung dir:
„Denn dein ist das Reich und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen."

(Klopstock.)

---

2) Im Besondern.

a) Die niedere Schreibart.

Das Haupterforderniß der niedern Schreibart ist die größte Einfachheit, und die ruhige, zusammenhängende Durchführung bis zum Schluß. Alle überflüssige rednerische Ausschmückung wird in derselben vermieden. Auch sie hat das Kindische, Läppische, Wässerige und Unrichtige der Sprache und das Niedrige und Gemeine zu vermeiden und die Eigenschaften der Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Faßlichkeit an sich darzustellen, um dem in ihr dargestellten Gegenstand nach allen seinen Merkmalen Anschaulichkeit zu geben. Sie thut es nur auf populäre, gemeinfaßliche Weise, ohne höheren Redeschwung. Wir haben auch herrliche Muster der niedern Schreibart, z. B. v. Gellert, Weiße, Campe, Salzmann, Knigge.

Beispiele:

a) in der Prosa:

Ueber den Umgang mit Menschen.

(Bruchstück.)

— Von deinen Grundsätzen gehe nie ab, so lange du sie als richtig anerkennest. Ausnahmen machen ist sehr gefährlich und führt immer weiter vom Kleinen zum Großen. Sei fest; aber hüte dich, so leicht etwas zum Grundsatze zu machen, bevor du alle möglichen Fälle überlegt hast, oder eigensinnig auf Kleinigkeiten zu bestehen. Vor allen Dingen mache dir einen Lebensplan, und weiche nicht von demselben. Die Menschen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zusammenstecken, und am Ende schweigen, dich in Ruhe lassen und dir ihre Achtung nicht versagen. Man gewinnt immer durch Ausdauern und planmäßige weise Festigkeit. Es ist mit Grundsätzen wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, daß der beste Beweis für ihre Güte der ist, wenn sie lange halten. Was aber noch heiliger, als jene Vorschrift ist: — habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie schiefe Wege; und baue dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhilfe in der Noth! Und verfolgt dich auch eine Zeilang ein widriges Geschick, so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens und von der Redlichkeit deiner Absichten dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben. (Knigge.)

b) In der Sprache der Dichtkunst:

An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge sehnet sich
Der Ruhe zu genießen,
Komm, sanft es zuzuschließen.

Wie aber, Freund, o schlößest du
Von nun an es auf ewig zu,
Und diese Augenlider
Säh'n nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schöner' Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet
Und keine Nacht begrenzet. (Chr. Felix Weisse.)

---

b) Die mittlere Schreibart.

Zu der mittleren Schreibart gehört ein stärkerer, lebhafterer, geschmückterer Ausdruck, als ihn die niedere Schreibart verlangt; doch muß auch hier vollkommene Uebereinstimmung des Stoffes und der Form und große Mäßigkeit bei der Wahl dieser Mittel vorherrschen, indem jede Uebertreibung die Erreichung des Zwecks hindern würde. Zu ihrer Durchführung wird das Gleichgewicht der drei geistigen Vermögen in ihren Thätigkeiten, mithin die gleichmäßige Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühls und Willensvermögens erfordert. Sie setzt einen hellen Verstand, eine selbstthätige Vernunft und Einbildungskraft, ein tiefes, geläutertes Gefühlsvermögen und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Zwar versinnlicht sie den Stoff durch einzelne bildliche Ausdrücke; nie aber verwandelt sie den Gegenstand selbst in ein Bild, wie die höhere. Sie bleibt vielmehr zu der letzten in dem Verhältnisse, wie der Schmuck zum Glanze, wie die Wärme zur Gluth. Sie hält daher die Mitte zwischen der niedern und höhern Schreibart. Die mittlere Schreibart wurde in der Prosa von Jerusalem, Engel, Heydenreich, Heeren, Eichhorn, Schlözer, Ancillon, Fr. H. Jakobi, G. Forster, Spittler, Woltmann, Manso, Fr. Schlosser und manchen andern Schriftstellern — in der Dichtkunst v. Herder, v. Schiller, v. Göthe, v. Thümmel, Chamisso, Eichendorf, Platen, Seume, Uhland — und in der Beredsamkeit v. Zollikofer, Reinhard, Löffler, v. Ammon, Schleiermacher, Tzschirner, Bretschneider, Schott, Röhr, Harleß, J. M. Sailer, M. v. Diepenbrock, P. L. Kaiser, H. Förster, J. E. Veith und vielen Andern besonders gut angebaut.

Beispiel:

In Prosa:

1) Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie.

Die Philosophie geht von der Menschheit aus, so wie sie sich an die ganze Menschheit wendet und richtet. Dieses thut sie, indem sie ihr Gebäude auf die menschliche Natur errichtet und begründet. Allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, die menschliche Natur, zumal in ihren feinsten Verzweigungen, oder in den Tiefen ihres Wesens und in ihrer reichhaltigen Fülle erfaßt zu haben, indem man sich an das hält, was die Masse des Men-

schengeschlechtes, oder die gewöhnlichen gemeinen Menschen darbieten und offenbaren. Die Menschheit erscheint uns in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Vollendung in den auserwählten Naturen, die sich durch eine seltene Harmonie des Geistes, des Gemüths und des Charakters über die Menge erheben, und in jeder Hinsicht die Zierde und der Stolz ihres Geschlechts sind. Die menschliche Natur, in den Meisten gebunden, verstümmelt, oder mindestens in schwachen Ausdrücken erscheinend, entfaltet sich nur vielseitig und in voller Pracht in den Heroen des Denkens, Empfindens und Handelns. Was in allen Menschen sich vorfindet und Allen gemein ist, findet sich auch in diesen; aber was diese auszeichnet, ist den Andern fremd, obgleich es zur menschlichen Natur gehört. Die erstern offenbaren uns die menschliche Natur weit besser, als es Tausende und abermals Tausende gewöhnlicher Menschen thun würden. In dem Verfahren, dem Gange, dem Charakter des Genies, in der Betrachtung seines Wirkens gehet uns die Größe des Menschen auf, und sonderbar wäre es, wenn er in seiner höchsten Entwickelung und Vollendung uns weniger über uns selbst belehren sollte, als in seiner Unvollkommenheit. Sind denn die glänzenden Zeichen und die Strahlen des geistigen Feuers und Lichtes, durch welches das Genie sich beglaubigt, nicht in der menschlichen Natur? Gibt es nicht ein Genie für Wahrheit, ein Genie für die Tugend, wie eins für das Schöne? Gott ist ein großer Künstler, der seine Geheimnisse nur in auserkornen und auserwählten Männern offenbart. In ihnen muß das Höchste der menschlichen Natur sich kund thun; dort muß man es suchen, so wie man das Höchste der Bildhauerkunst in den Werken des Phidias, und nicht in den Werken der gewöhnlichen Bildhauer, finden kann. (Ancillon.)

2) Der Abend.

Der heiterste Sonnenuntergang vollendete den heitersten Tag. Ruhig wallend leuchtete das Meer im dunkelrothen Feuer. Fischerbarken ruderten längs der Küste. Schiffe schwebten am Saume des Horizonts, wie zweifelhafte Luftbilder. Klösterliche Betglocken aus der Ferne unterbrachen das feierliche Schweigen der Nähe, wo nur leise Westhauche in den Orangenwipfeln muthwillig ihr Spiel trieben. Der brennende Purpur, worin die gegen Osten hinstreichende Bergkette getaucht war, begann allmählich zu verbleichen. Schwärmende Glühkäfer woben ihre wundersamen Tänze.

(Matthisson.)

In der Sprache der Beredsamkeit:

Ueber die Unvergänglichkeit des menschlichen Wesens.

Auf das Unendliche, das fühlt Jeder, der sich selbst verstehet, auf das Unendliche ist Alles bei uns gerichtet. Jede Einschränkung ist uns verhaßt, jede Grenze widrig; und mit Abscheu, mit Zittern denken wir daran, daß es ein letztes Ziel für uns, daß es ein Ende unserer Wirksamkeit, daß es eine Vernichtung unsers Wesens geben könnte. Dagegen werden wir nie müde, zu lernen, zu genießen und fortzuschreiten; jeder Zuwachs ermuntert uns zu neuen Versuchen; jeder Gewinn erweckt die Begierde nach einem größern; wir erweitern uns immer mehr, je freier unser Wirkungskreis

wird. Und, was mehr ist, als dies Alles: in unserm Innern erhebt sich eine Stimme, die sich nie ganz betäuben läßt; eine Stimme, die uns auffordert, unablässig nach höherer Tugend zu streben; die uns die Pflicht auflegt, uns eine vollendete Heiligkeit zum Ziele zu wählen. Nein, ein Wesen mit diesem Berufe, mit dieser klaren unläugbaren Bestimmung, kann nicht vergänglich sein; es bedarf einer Ewigkeit, wenn es werden soll, was es werden muß; es verachtet das Geräusch der Zerstörung, das in der Körperwelt herrscht; es schwingt sich siegreich zu einer höheren Laufbahn empor, sobald es den irdischen Gefährten verliert, der es an diese niedrige Gegend heftet. Dabei wollen wir uns an dem Beispiele aller Derer erwärmen, die in der Kraft und mit dem Feuer dieses Gefühls ihrer Unvergänglichkeit gelebt und gehandelt haben. Denn ohne dieses Gefühl ist nichts Edles und Großes auf Erden geschehen; es war die heilige Flamme, welche in den besten Menschen aller Zeiten deren Eifer zu den erhabensten Thaten entzündet hat. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Weise, so viele Lehrer des menschlichen Geschlechtes der Untersuchung und Verbreitung der Wahrheit ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Vergnügen, ihr Leben aufgeopfert. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Helden der Tugend, im Dienste der Pflicht und aus reiner Achtung gegen das heilige Gebot derselben, mit allen Schwierigkeiten gerungen, mit allen Mühseligkeiten gekämpft, und allen Gefahren getrotzt. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Vertheidiger und Retter unsers Geschlechts zur Wohlfahrt ihrer Brüder Alles gewagt, Alles gethan, Alles geduldet, und ihr Blut vergossen. Betrachtet edle Menschen genauer; fasset sie schärfer ins Auge; etwas Hohes und Ueberirdisches werdet ihr an allen merken; ihr werdet sie alle mit dem Vertrauen handeln sehen, daß sie mehr sind, als niedriger Staub; die Hinsicht auf eine höhere Welt, und das Gefühl, für sie bestimmt zu sein, werdet ihr mehr oder weniger deutlich bei Allen antreffen. Ein solches Gefühl kann nicht täuschen; es ist zu edel, zu allgemein, zu fruchtbar, zu reich an Segnungen aller Art, als daß es Schwärmerei und Täuschung sein könnte. Ueberlegt es fleißig, wie es bei allen Edlen und Guten wirkt, und es wird sich auch bei euch entzünden; es wird auch in euch zu einer Flamme werden, die Leben und Wärme in euch verbreitet. (Reinhard.)

---

c) Die höhere Schreibart.

Zu den hervorstechendsten Eigenschaften der höhern Schreibart gehören: Adel, Tiefe und Schärfe der Gedanken, edle Würde und Kraft des Ausdruckes, reicher Schmuck und edle Anmuth der Darstellung, deren höchste Steigerung sie erlaubt. Sie spricht oft in Bildern; in ihr finden daher die Tropen und Figuren ihre Anwendung. Sie ist weder für das gemeine Leben, noch für den gewöhnlichen Gebrauch in der Büchersprache geeignet; nur einzelne dichterische Ergüsse, nie aber ganze große Erzeugnisse oder ganze geistliche und weltliche Reden, geschweige ganze Bücher dürfen in derselben gehalten werden; in die niedere Schreibart darf in ihr kein unmittelbarer Uebergang stattfinden, sondern nur in die mittlere, und eben so kann zu derselben kein unmittelbarer Uebergang aus der niederen, sondern bloß

aus der mittleren geschehen. Muster höherer Schreibart in Prosa finden wir bei Lessing, Herder, Fichte u. A., in der Poesie bei Klopstock, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Kosegarten, Schiller, Göthe, Jean Paul, F. Rückert, H. Heine, Uhland u. A., in der Beredsamkeit bei Herder, Lavater, J. E. Veith und vielen Anderen.

Beispiele der höheren Schreibart.

a) In Prosa:

Apostrophe an Gott.

Nein! Du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte; — ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur kennt er nicht; — ja, wenn er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren; denn du bist gestaltlos, obwohl die erste, einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten.

(Herder.)

Schilderung des Gewitters.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag. Die Lüfte heulen; die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher. Die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort, die scheuen Thiere fliehen den Felsenhöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann kriecht nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen; das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein schreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Echo in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze, Strahl auf Strahl, aus, durchkreuzen die schweflichten Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab, und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last, und stürzen ganze Fluthen herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, so tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter. (Hirschfeld.)

Ueber das Fortbestehen des Menschen nach dem Tode.

Vom gestaltlosen Erdwurme bis zum strahlenden Menschenangesichte, vom chaotischen Volke des ersten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der

ersten Krümmung des unsichtbaren Herzens bis zu seinem willkürlichen Schlage im Jünglinge geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menschen führt und nährt, ihn gehen und sprechen lehrt, und ihn erzieht und verschönert. Und warum? Damit, wenn er als ein schöner Halbgott, sogar mitten in den Ruinen seines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben steht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerschlage? — Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinste Tropfenfall unermeßliche Kreise wirft, auf diesem hat ein lebenslanges Steigen des Geistes und ein lebenslanges Fallen desselben einerlei Folge, nämlich das Ende der Folgen: die Vernichtung? — Und da mit unserm Geiste, nach demselben Grunde, auch die Geister aller andern Welten fallen und sterben müssen, und nichts auf der von dem Leichenschleier überhüllten Unendlichkeit übrig bleibt, als der ewig säende und niemals erntende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern siehet: so ist im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck. Und alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht bloß alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen wir annehmen, wenn wir uns an eine ewige Vernichtung im Tode dahingeben. O Freund, in diese Harmonie der Sphären willst du den ewig schreienden Mißton bringen? Sieh, wie sanft und gerührt der Tag gehet, wie erhaben die Nacht kommt; o dachtest du nicht daran, daß unser Geist glänzend einmal eben so aus der Grube voll Asche steigen werde? —

(Jean Paul.)

Ueber das Sonnensystem.

Ich stehe in der stillen Mitternacht auf, wo die Aufmerksamkeit meines Geistes weder durch das Geräusche der Eitelkeit außer mir, noch durch die Unruhe der Arbeit, der Sorge und der Leidenschaft in mir gestört wird, und verliere mich in dem Anblicke des gestirnten Himmels, wo nun, statt einer Sonne am Tage, zehn tausend und noch mehr Sonnen in einer unermeßlichen Entfernung von mir angezündet sind. Ein ruhiges, aber fast ein allmächtiges Erstaunen überfällt mich! Welch eine herrliche Offenbarung Gottes! Welch ein Schauplatz seiner Größe! Welches Auge kann ihn fassen! Welch eine Höhe, wenn ich hinaufschaue! Welch eine Tiefe, worin ich mich selbst kaum gewahr werde, wenn mein Auge aus der Höhe zurückkommt! Kreise über Kreise, von einem Umfange, den vielleicht der erste Engel kaum ausmessen kann! Ohne Ende Sonnen über Sonnen, und ohne Zweifel um sie her Welten, die größer sind, als das Sandkorn von Erde, auf der ich wohne! Was für ungeheure Massen von Licht müssen das sein, daß noch ein Schimmer von ihnen bis zu meinem Auge dringen kann! — Das ist groß, unaussprechlich groß; das ist der Bewunderung und des Erstaunens würdig! Aber wie viel größer ist der, welcher sagen kann: Der Himmel ist mein Stuhl, und die Erde meiner Füße Bank, u. s. w. (Cramer.)

b) In der Sprache der Dichtkunst:

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet bei deinem Erwachen der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des Erd umgürtenden Meeres!

Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! In schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres!
Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande
Den jungen freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Saffrangewande.
Aber wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem strahlenden Köcher!
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und soll dein Bogen ertönen,
O so richte dein furchtbares Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeichten Alpen herunter schmelzende Gipfel,
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehn der Vögel Gesänge,
Dir der säuselnde Wald, und dir die duftende Blume.
Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!
Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürstest
Selber nimmer! — Als Gott mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: Verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenk deß, o Strahlende! Früher
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehn! Der große Geber des Lebens
Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen. Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

Zweiter Theil.

Von der Prosa, Poesie und Beredsamkeit im Allgemeinen.

Eine Haupteintheilung des Styls ist die in Prosa, Poesie und Beredsamkeit. Da Prosa und Beredsamkeit zu der ungebundenen Schreibart gehören, so wurde die letztere nicht immer als besondere, selbstständige Gattung des Styls aufgeführt, sondern zu der Prosa gerechnet, was auch jetzt noch von Vielen geschieht. Gebundene Rede (oratio ligata) heißt die poetische Darstellung, weil im Verse (von versus = rückwärts stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und so die Worte, nach einer gewissen Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen. Ungebundene Rede (oratio soluta) heißt die prosaische, weil sie, der Versifikation entgegengesetzt, an jene Regel der Bewegung nicht gebunden ist. Die Stylisten Schott und Pölitz haben die Beredsamkeit als eigene, selbstständige Gattung behandelt, weil sie von der Ansicht ausgingen, daß, so wie es 3 Hauptkräfte der menschlichen Seele gäbe, auch 3 denselben entsprechende Stylarten vorhanden sein müßten, nämlich die Prosa, welche die Sprache des Erkenntnißvermögens, die Poesie, die Sprache des Gefühls, und die Beredsamkeit, welche die Sprache des Bestrebungsvermögens sei. Dieser Eintheilung setzt man jedoch mit Recht entgegen, daß es Reden gebe, welche das Gefühl in einem weit höhern Grade erregen und ansprechen, als manches, selbst lyrische Gedicht; und wiederum Gedichte, die entweder gewisse Lehren vortragen, oder den Willen in Thätigkeit setzen sollen. Wie Lehre und Erkenntniß auf das Gefühl wirken, und der Unterricht das Gemüth ergreifen und den Willen in Thätigkeit setzen soll, so kann es auch kein wahres poetisches Erzeugniß geben, das nicht zugleich das Gefühls- und Erkenntnißvermögen in Anspruch nimmt; so wie auch alle Produkte der Beredsamkeit neben dem Bestrebungsvermögen das Erkenntniß- und Gefühlsvermögen in Thätigkeit setzen sollen. Uebrigens läßt sich wohl schwer verkennen, daß der prosaische Styl als Ausdruck des ruhigen Anschauens und Denkens auf das höhere Erkenntnißvermögen, der poetische als Ausdruck des lebendigen Fühlens auf das Gefühlsvermögen, und der rednerische als Ausdruck des innigen Bestrebens auf das Willensvermögen zunächst vorzugsweise wirkt.

Die prosaische Rede bedient sich verhältnißmäßig weniger bildlicher Ausdrücke, als die poetische, weil sie die abstrakten Vorstellungen, welche sie darstellt, durch unbildliche Ausdrücke bezeichnen kann. Nur die höhere Schreibart des prosaischen Styls gebraucht fast gleichmäßig mit der poetischen Rede häufig Tropen, und in den Schönbeschreibungen oder Schilderungen werden die Gegenstände wie in der Poesie auch in der Prosa von idealischer Seite angeschaut. Deßwegen nennt man solche Darstellungen auch poetische Prosa. Die Prosa ist nicht so kunstreich zusammengesetzt, wie die poetische Darstellung, indem diese einen eigenthümlichen, taktartigen oder rhythmischen Gang annimmt, der, in einem regelmäßigen Wechsel langer und kurzer Sylben wiederkehrend, sich in Versen oder metrisch

bestimmten Zeilen darstellt, weßwegen sie auch gebundene Rede heißt, während die Prosa, als eine aufgelöste vernommen wird, deren Numerus viel einfacher ist, als der poetische Rhythmus. Wo dieser und der Reim ohne höhere Anschauung des Gegenstandes und Versinnlichung der Vorstellungen vorhanden ist, da herrscht prosaische Poesie, oder metrische und gereimte Prosa.

Erster Abschnitt.

Die Prosa.

Die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens machen die Eintheilung der prosaischen Darstellung in mehrere stylistische Gattungen nöthig. Aus dem Beisammensein gebildeter und nach Bildung strebender Menschen geht das Bedürfniß des Unterrichts hervor, welches den didactischen oder lehrenden Styl erzeugt, wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört; das Verhältniß des Bürgers zum Bürger, gegründet auf den gewöhnlichen Lebensverkehr und auf gegenseitige Hilfeleistnug, gibt den Geschäftsstyl; das Bedürfniß der Mittheilung auch gegen entfernte Personen, den Briefstyl; das idealische Verhältniß des Menschen zu seinem Geschlechte im Ganzen und Einzelnen bringt die Geschichte hervor und mit ihm den historischen Styl. Die Prosa zerfällt also in folgende Stylarten: 1) in den didactischen oder lehrenden Styl, 2) in den dialogischen, 3) in den historischen, 4) in den Brief- und 5) in den Geschäftsstyl.

I. Der didactische oder lehrende Styl.

Der Lehrstyl findet in allen denjenigen sprachlichen Darstellungen statt, in welchen man durch Begriffe den Verstand zu belehren und das Urtheil desselben zu leiten sucht. Solche Darstellungen können nicht allein über Gegenstände statt finden, deren Stoff in dem Menschen begründet ist, wie z. B. über logische, metaphysische (übersinnliche), ästhetische, ethische, religiöse und mathematische Gegenstände, sondern auch über solche, deren Stoff außer dem Menschen gegeben ist, z. B. in Natur und Geschichte, sobald dieselben rationell aufgefaßt und wissenschaftlich dargestellt werden. Der im Lehrstyle dargestellte Gegenstand kann entweder ein Theil einer Wissenschaft, oder die ganze Wissenschaft selbst sein; darum unterscheidet man den Lehrstyl auch selbst hiernach, und nennt die erstere Art der Darstellung eine Abhandlung, die zweite ein System oder ein Lehrbuch. Eine Abhandlung ist jede Darstellung allgemeiner, auf einen gewissen Gegenstand sich beziehender Wahrheiten. Wer irgend eine innerhalb eines Theiles einer Wissenschaft gewonnene Wahrheit entwickelt, begründet und feststellt, liefert eine Abhandlung. Der Stoff zu Abhandlungen ist so mannigfaltig, als die menschlichen Gedanken selbst. Bei Verabfassung einer Abhandlung ist es nöthig, daß man die Hauptideen, um welche sich die Darstellung bewegt, recht ins Auge fasse, den Gegenstand derselben nach allen Beziehungen erwäge und die dadurch sich ergebenden Punkte in denk- und sachgemäßer Ordnung, mit gehöriger Sonderung des Wichtigen von dem Unwichtigeren, zusammen stelle und zu einem klaren Ganzen verbinde. Die Entwerfung eines Planes oder einer Disposition vor Abfassung einer Abhandlung ist also dringendes Bedürfniß.

Eine Abhandlung besteht im Allgemeinen aus drei Haupttheilen: aus dem Eingange oder der Einleitung (exordium*), aus der eigentlichen Abhandlung (dispositio et

*) Cicero sagt: Exordium est, ut auditorem habeas benevolum, attentum et docilem.

expositio) und aus dem Schlusse (epilogus). (S. oben p. 13.) Der Eingang, welcher auf den abgehandelten Gegenstand vorbereiten und das Interesse und die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers für denselben erwecken soll *), muß deßhalb mit jenem in der innigsten Verbindung stehen, und kann entweder die Veranlassung der Abhandlung, oder die Wichtigkeit des Gegenstandes, oder die darüber herrschenden falschen Ansichten, oder die nothwendig voraus zu sendenden Begriffe entwickeln und erläutern. Die eigentliche Abhandlung, in welcher der Hauptsatz entwickelt, erläutert und bewiesen wird, besteht aus der sogenannten Disposition (s. oben p. 4) und Exposition. Bei jener ist zu merken: 1) die Eintheilungsglieder müssen dem eingetheilten Ganzen völlig entsprechen, in welchem Falle die Eintheilung angemessen (adäquat) heißt; 2) die Glieder sollen sich auch gegenseitig ausschließen, weil sonst die Eintheilung schielend oder schwankend wird; 3) die Eintheilungen müssen stufenmäßig fortschreiten, und die Ober- und Unterabtheilungen dürfen nicht mit einander vermischt werden, jedoch sollen zwischen den einzelnen Theilen Uebergänge statt finden, welche von abgehandelten Gedanken zu dem abzuhandelnden vermittelnd überleiten. 4) Die Eintheilungen sollen fruchtbar und zur Sache gehörig sein und deßwegen nicht zu sehr vervielfältigt werden.

Die Exposition hat die in der Disposition aufgestellten Glieder weiter zu entfalten und spezieller darzustellen. Sie hat die aufgestellten Sätze zu beweisen, zu erläutern, die Einwürfe zu widerlegen und die Beziehung der darin ausgesprochenen Lehren und Wahrheiten auf die menschlichen Verhältnisse darzuthun. Der minder wichtige Beweis muß in der Regel dem gewichtigeren vorangehen. Der Beweis (argumentatio) kann aus Vernunftschlüssen (a priori) und aus Erfahrung (a posteriori) geführt werden. Bei jenen geht man von allgemeinen Grundsätzen aus, die von Niemand bezweifelt werden, weil sie auf der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes beruhen. Die Vernunftbeweise werden gewonnen aus den Begriffen selbst, aus den Ursachen und Wirkungen, aus dem Contraste (Widerspruche ꝛc.), aus der Analogie (Aehnlichkeit). Bei den Erfahrungsbeweisen, welche auch historische Beweise heißen, geht man von seinen Beobachtungen, Wahrnehmungen und Versuchen aus. Ist der Verstand durch diese Beweise überzeugt, so sucht man nun die Einbildungskraft und Empfindung zu erregen, welchen Theil man den pathetischen nennt, und dessen Aufgabe vorzüglich die Lenkung des Willens ist. Zu diesem Zwecke bedient man sich vorzüglich der Erweiterung, Schilderung, der gehäuften und ausführlichen Beispiele, der Vereinzelung und Veranschaulichung, damit die Seele nicht nur lange bei dem Gegenstande (Objekte) verweilt, sondern auch einen tiefen Eindruck davon erhält. Der Schluß kann das Ganze mehrmals zusammenfassen und das gewonnene Resultat mit Nachdruck wiederholen.

Da der Hauptzweck einer Abhandlung Belehrung und Ueberzeugung ist, so müssen ihre Haupteigenschaften Deutlichkeit, Ordnung, Bestimmtheit und Gründlichkeit sein. Damit sie zugleich auf das Willensvermögen wirkt, so muß die Abhandlung den Leser oder Hörer lebendig in Anspruch nehmen und auf die Einbildungskraft und Empfindung in rechter Weise wirken.

Wie die Abhandlung einen Theil einer Wissenschaft darstellt, so führt das Lehrbuch oder das System eine ganze Wissenschaft in logischem Zusammenhange vor. Eine Wissenschaft ist ein einzelner, selbstständiger Zweig des allgemeinen menschlichen Wissens, der an seiner Spitze einen Hauptgrundsatz hat, von welchem alle übrigen Sätze und Lehren abgeleitet werden, und die mit jenem ein sogenanntes System bilden. System ist die

*) Manche nehmen den Uebergang (transitus), d. i. das Band, welches den Eingang mit dem zu beweisenden Hauptgedanken verbinden soll, und die Bezeichnung dieses Hauptgedankens (Thema) auch als besondern Theil der Abhandlung an.

ganze Reihe einzelner Erkenntnisse in Beziehung auf einen Gegenstand, welche durch eine Idee zu einem organischen Ganzen verbunden sind. Die Eigenschaften einer solchen Schrift, in welcher ganze Wissenschaften oder Systeme vorgetragen werden, müssen Klarheit, Faßlichkeit, Ordnung, methodische Eintheilung, Vollständigkeit, Gründlichkeit und Kürze sein. Der Weg, auf welchem in ihnen die Gegenstände vorgeführt werden, kann entweder die analytische, oder die synthetische Methode sein. Nach jener geht man vom Allgemeinen zum Besondern herab, nach dieser vom Besondern zum Allgemeinen hinauf. Die Männer, durch welche das Gebiet der Abhandlung vorzüglich angebaut wurde, sind: Jerusalem, Mendelssohn, Reimarus, Eberhard, Garve, Engel, Schlosser, Herder, Kant, Fichte, v. Schelling, Hegel, Schubert, Reinhold, Heidenreich, Reinhard, Jakobi, Görres, Jak. Grimm und A.

Beispiele von Abhandlungen und didactischen Aufsätzen.

1) Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig erfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die meisten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe.

Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, Alles was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des andern Tags verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entlediget habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnet neue Aussichten, die zuerst noch von den nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellet sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fange ich allmählich an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was nicht dazu paßt, wegzustreichen, und Jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt aber, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehro mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrik bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice (Schauspielerin); aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea*) steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte,“ so würden Sie freilich die Rich-

*) Medea: eine gewaltige Zauberin des Alterthums, welche z. B. alte Leute durch Sieden im Kessel verjüngen und die auf einem Drachenwagen durch die Luft davon fahren konnte.

tigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht Alles dabei fühlen, was ich wollte, das Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus; er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihrer augenblicklichen Empfindung zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Koloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Meiste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, für die Sie schreiben, Ihre Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergibt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele, Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen; Jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr gibt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. Aber auch für die Liebe gibt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist. (Möser.)

2) Ueber die Empfindungen.

Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfassen können, erregt eine vermischte Empfindung von Lust und Unlust, die Anfangs ein Schauern, und, wenn wir es zu betrachten fortfahren, eine Art von Schwindel erzeugt. Diese Unermeßlichkeit mag in einer ausgedehnten oder unausgedehnten, in einer stetigen oder unstetigen Größe bestehen; die Empfindung

ist in allen diesen Fällen die nämliche. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, die Ewigkeit der Zeit, jede Höhe oder Tiefe, die uns ermüdet, ein großes Genie, große Tugenden, die wir bewundern, aber nicht erreichen können; wer kann diese ohne Schauern erblicken, wer ohne angenehmes Schwindeln zu betrachten fortfahren? Diese Empfindung ist von Lust und Unlust zusammengesetzt. Die Größe des Gegenstandes gewährt uns Lust; aber unser Unvermögen, seine Grenzen zu umfassen, vermischt diese Lust mit einiger Bitterkeit, die sie desto reizender macht. Doch ist dieser Unterschied zu bemerken: Wenn der große Gegenstand uns bei seiner Unermeßlichkeit keine Mannigfaltigkeit zu betrachten darbietet, wie die stille See, oder eine unfruchtbare Ebene, die von keinen Gegenständen unterbrochen wird: so verwandelt sich der Schwindel zuletzt in eine Art von Eckel über die Einförmigkeit des Gegenstandes; die Unlust überwiegt, und wir müssen den verwirrten Blick von dem Gegenstande abwenden. Hingegen ist die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, die Größe erhabener Tugenden so mannigfaltig, als groß, so vollkommen, als mannigfaltig, und die Unlust, die mit ihrer Betrachtung verknüpft ist, gründet sich auf unsre Schwachheit; daher gewähren sie ein unaussprechliches Vergnügen, dessen die Seele nie satt werden kann. Was für selige Empfindungen überraschen uns, wenn wir an die unermeßliche Vollkommenheit Gottes gedenken! Unser Unvermögen begleitet uns zwar auf diesem Fluge, und drückt uns in den Staub zurück; aber die Entzückung über jene Unendlichkeit, und das Mißvergnügen über unser eigenes Nichts vermischen sich in eine mehr als wollüstige Empfindung, in ein heiliges Schauern. Nach einer kleinen Erholung wagen wir den zweiten, den dritten Versuch, und die Quelle des Vergnügens ist noch so unerschöpflich, als vorhin. Hier mischt sich kein Eckel, keine Unlust von Seiten des Gegenstandes in unsre Empfindung, und wir wären glückselig, wenn unser ganzes Leben ein ununterbrochener Versuch, die göttlichen Vollkommenheiten zu begreifen, sein könnte.

(M. Mendelssohn, aus seinen philosophischen Schriften.)

3) Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir sie wünschten.

Am öftesten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern uns versprachen, nicht zu Hause; werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langer Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größeren Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen, und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langer Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen; oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern; immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — Etwas, das nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussehungen am öftesten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt:

desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte; und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weitaussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigen Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinkt geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als Andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläufige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht; so ist dieser Weg wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eigenen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So erblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viel fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben; und diejenigen werden ohne Zwei-

fel am öftesten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, gibt ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinns versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten u. s. w. halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto größere Erwartungen hat er, und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größere Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können: der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segeln stoßen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter, griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will, oder wer

für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussetzungen zu entdecken, und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum Voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklicheren Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag: so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Ansichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigene Natur, seine eigene Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu anderen Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlsein eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache, mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlicher und geistiger Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eigenen Gesetzen fortwirkt, meine eigenen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen festgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reiffster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit besserem Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch

etwas von seiner, sich auf diese äußeren Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehen, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlsein berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese Alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zuweit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinn fröhlich nach Hause geht. (Ch. Garve.)

4) Die Geschichte des Menschen in der Geschichte eines Menschen.

Was ist doch der Mensch, daß er auch durch eigenen Schaden nicht klug werden mag, da er es durch fremden schon werden sollte? Laßt euch die Geschichte des Menschen in der Geschichte eines Menschen darstellen!

Ehe er die gewünschte Sache in seinen Besitz- und Genußstand gebracht hat, glaubt er sein Paradies sicher zu finden, sobald er sie in seinen Besitz- und Genußstand gebracht hat. Nun werden alle Kräfte angespannt, den möglichen Besitz und Genuß des erträumten Glückes wirklich zu machen. Die Hoffnung, bald zum Ziele zu kommen, spannt die Erwartungen nur noch mehr. Hindernisse, welche die Hoffnung nicht Freude werden lassen,

vergrößern durch Widerstand das Sehnen nach dem gewünschten Gute. Das vergrößerte Sehnen weckt die Phantasie, daß sie das Bild noch schöner ausmale. Die neuen Reize, durch die Phantasie in das Bild gezaubert, erhöhen den Muth noch mehr und beflügeln das eilende Verlangen. Endlich wird der Wunsch erfüllet. Im ersten Moment des Genusses hat man nicht Zeit, die Täuschung zu bemerken und das Leere des Gegenstandes zu fühlen. Nach und nach verliert der Genuß den Reiz des Neuen; nach und nach erwacht die Vernunft aus dem Taumel und spricht es leise aus: Du bist betrogen! denn die Eigenliebe läßt sie nicht gleich zur lauten Sprache kommen. Jetzt sagt es die Vernunft laut: Deine Erwartung ist getäuscht! Der Mensch, bisher durch eine falsche Erwartung bethört und jetzt durch Erfahrung belehrt, daß z. B. die Sinnenlust nicht die volle Seligkeit gewährt, ändert den Gegenstand seiner Liebe; denn das Streben nach Lust und Sättigung kann er doch nicht ändern und hängt sich nun, freilich mit schon halb zerrütteten Kräften — denn die Wollust läßt keine Kraft unzerrüttet — an die Gelehrsamkeit, und hofft in dem Becher des Wissens seinen Durst nach Seligkeit löschen zu können, und trinkt und trinkt bis auf die Hefe, und merkt es erst nach vielen, vielen Jahren aus dem Bodensatze, daß ihn seine Erwartung auch das zweite Mal getäuscht habe. Unwillig über sich selbst, daß ihn Sinnenlust und Gelehrsamkeit so schändlich betrogen haben, und fühlend die Nothwendigkeit, sein Herz in Ordnung zu bringen, das ihm die Wollust in Unordnung und die bloße Gelehrsamkeit wenigstens nicht in Ordnung gebracht haben, greift er nun nicht etwa nach dem Mantel der philosophischen Tugend, sondern nach ihr selbst, arbeitet mit Ernst an Bändigung seiner Leidenschaften und will ein Weiser werden. Da wird er aber die Stärke der Leidenschaften erst aus der Bemühung, dieselben zu bekämpfen, gewahr, siegt und fällt und kehrt nach manchem Falle und Siege, des ewigen Streitens müde, bald zur Sinnenlust, bald zur Gelehrsamkeit zurück, um da und dort Ruhe zu finden, und kommt endlich nach fehlgeschlagenen einzelnen Versuchen auf den blendenden Gedanken, Sinnenlust, Gelehrsamkeit und philosophische Tugend werde ihm als ein zusammengesetztes Mittel zu seiner Beruhigung verhülflich sein können, wähnt, die vereinten Kräfte werden ihm geben können, was die einzelnen bisher zu geben nicht vermochten.

Da er auf dieser neuen Laufbahn einige Jahre zurückgelegt und durch manche traurige Erfahrungen gelernt hatte, daß Sinnenlust, Gelehrsamkeit und philosophische Tugend, auch vereint, das Leere, das einer jeden einzelnen Kraft eigen ist, nicht ausfüllen, noch die unersättliche Gier des menschlichen Herzens nach Freude sättigen können, und da ihm gerade zu dieser Zeit das Glück Macht, Ansehen, Ehre, Menschengunst, Reichthum, ich weiß nicht mehr wie, in die Hände spielte: so macht er jetzt eine große und, wie er nicht anders denken kann, unfehlbare Rechnung auf künftiges Wohlsein und spricht zu sich: „Nun wirst du doch einmal und bald das Ziel aller deiner Wünsche erreichen, und es wird zu deinem Vergnügen nichts mehr fehlen, zumal du Sinnenlust, Gelehrsamkeit, philosophische Tugend, Ehre, Menschengunst, Ansehen, Reichthum, Vollmacht, also alle Werkzeuge zum Wohlsein besitzest. Bisher warst du thöricht genug, auf einem einzelnen Brette in den Hafen der Glückseligkeit einfahren zu wollen; aber jetzt hast du aus einzelnen Thorheiten die ganze Weisheit gelernt, und

dir aus allen einzelnen Brettern ein dauerhaftes Schiff gebaut, das dich sicherlich in den Port bringen wird." Lieber Mann! du hast also Alles, was zum Wohlsein beitragen kann? Wohl dir, wenn du es findest! — Die ersten zwei Monate kommt er in dem neuen Dunstkreise von Anbetung der Niederen und Gnadenlächeln der Großen nicht zu sich. Nichts als Zufriedenheit, Wonne, Paradies. Nach drei Monaten hat er bereits alle Vergnügungen, die diese Art von Existenz geben kann, durchgewandert und — an dem finsteren Gesichte des Königs und in dem ungebeugten Nacken einiger Unterbeamten, der eine Folge des verfinsterten Gesichtes des Fürsten war, einen Dorn gefunden, der ihn so tief verwundete, daß alle Freuden seines Zirkels für ihn ihre liebliche Gestalt verloren. Er wollte sich die Folter seines Herzens in Miene und Gebärde nicht merken lassen; aber alle Verstellung konnte den durchscheinenden Gram vor den Augen der Kenner nicht verbergen. Selbst sich hätte er's noch länger verborgen, daß ihn seine besten Hoffnungen auch diesmal getäuscht haben, wenn ihn nicht das Gefühl seines Jammers in einer hellen Mondesnacht überwältigt hätte, daß er sich hinwarf in eine Ecke seines Schreibzimmers und sich der beschämenden Empfindung eines getäuschten Sterblichen, der seine Täuschung nicht mehr läugnen kann, überlassen mußte. „Also kein Friede für mein krankes Herz in der Sinnenlust, und kein Friede in der Gelehrsamkeit, und kein Friede in der philosophischen Tugend, und kein Friede in allen dreien, und kein Friede in Ehre, Menschengunst, Reichthum, Vollmacht, und kein Friede in allen sieben, und kein Friede in der ganzen weiten Schöpfung für mich!" So sprach sein armes Herz, zerrissen, beklemmt, und in Kummer und Gram und Unmuth sich wälzend!

Also kein Friede für mich! . . . Da er einst diesen Gedanken schärfer als sonst verfolgte und überall, in dem ganzen Kreise seiner Täuschungen, einen Haltungspunkt seiner Wünsche suchte und in dem ganzen Kreise seiner Täuschungen nirgend einen Haltungspunkt fand, da that sein Gewissen den Mund auf und sprach: „Nur einen Haltungspunkt für dich — in dem Einzigen!" Er folgte diesem Ausspruche und fand endlich — wahrhaftig endlich, den Einen Haltungspunkt in dem Einzigen, in Gott.

(Joh. Mich. Sailer.)

5) Ueber die Art, wie man studiren soll.

Um das richtige Maß für Ihre Studien immer im Auge zu behalten, so stellen Sie sich nur von Zeit zu Zeit — dies rieth auch Sokrates seinen Schülern — den Zweck, zu welchem Sie die Wissenschaften studiren wollen, recht lebhaft vor. Der sei Ihr Leitstern; er wird Sie nicht nur gegen schädliche Verirrungen und Abschweifungen verwahren, sondern Ihnen auch für die eigene Bearbeitung derselben das rechte Licht aufstecken. Und dann wird sich in Kurzem zeigen, wer auf der rechten Meinung gewesen sei — Sie oder jene, welche die Gelehrsamkeit aus Unkenntniß verschmähten. Treiben Sie sie nur mit einem freien Geist, und wählen Sie sich aus jeder Wissenschaft das Schönste, Beste, für Sie Tauglichste; das Andere lassen sie, ohne es zu verachten, für Andere liegen, deren Beruf es ist, weiter darüber zu forschen. Ihr Zweck sei nie, (wozu eben nicht viel erfordert würde!) mit Vielwisserei sich unter Ihresgleichen auszuzeichnen, sondern Ihren Geist zu bilden und zu üben, Erfahrungen Anderer mit den Ihrigen zu verbinden, Ihre Grundsätze dadurch zu reinigen, zu

stärken, zu bereichern, damit hiedurch Ihr Geist für das Nothwendige aufgeklärt und einst Ihre Wirksamkeit zum Besten des Ganzen erweitert werde. „Denn die Verbesserung des Verstandes verbessert und erweitert das Herz,“ sagt eine wichtige Autorität, wenn es nöthig ist, eine anzuführen.

Wenn Sie sich auch, mein hoffnungsvoller Freund! von dem, was Sie für Ihre eigene Ausbildung künftig thun, und wie Sie überhaupt sein wollen, ein recht glänzendes Ideal machen, und mit Enthusiasmus das Werk anfangen, so werde ich darüber nicht erschrecken. Sie müssen eine große Form in der Seele haben, der Sie nachstreben. Eine solche ist in Ihren Jahren nützlich und fast nöthig, wenn sie vom Flecke kommen sollen. Sie wird Sie anspornen; und wenn das Ziel auch immer von Ihnen zu weichen scheint, so werden Sie doch ohne Vergleich weiter kommen als die, welche gar keines vor sich sehen, als etwa ein Stück Brod, oder das lustige Ding, das man Credit nennt, und das sich meist bloß auf einige Leute in der Vaterstadt einschränkt.

Ueber das Lesen gebe ich nicht gern viele Regeln; sie werden doch nicht beobachtet; und schränke mich also nur auf folgende ein:

Lesen Sie wichtige Bücher, besonders die klassischen und historischen Schriftsteller, im Anfange Ihrer Studien wenigstens, nie anders als mit der Feder in der Hand; d. i., zeichnen Sie sich Alles, was ihnen bemerkenswerth vorkommt, hauptsächlich eigene Gedanken, die Ihnen darüber beifallen, fleißig auf; am besten ist's: unter gewisse Titel, wo man sie leicht wieder finden kann; und legen Sie diese in eine systematische Ordnung, wodurch Ihnen das System derselben Wissenschaften, wozu das Excerptum gehört, leicht und unvermerkt geläufig wird. (Sollte Jemand über diesen Rath als über eine Pedanterei lächeln wollen, so sagen Sie ihm, daß der unsterbliche Locke es wichtig genug gefunden habe, eine eigene Schrift über die Kunst, zu excerpiren, und ein Formular derselben heraus zu geben.) Vernet pflegte sich jeden Abend aufzuzeichnen, was ihm des Tags über beim Lesen oder im Umgange Merkwürdiges vorgekommen war. Nicht nur üben Sie dadurch Ihre Schreibart in passendem und leichtem Ausdrucke der Gedanken, und Ihren Geist im Aufmerken und Prüfen, sondern Sie sammeln sich einen Schatz von lehrreichen Bemerkungen, die Ihnen überall zu vernünftiger Schätzung der Dinge und echter Lebensweisheit unendlich vortheilhaft sein werden. Sie sollen Ihnen sein, was dem jungen Maler seine Studien. Allerdings gibt es auch hierin, wie in Allem, ein Uebermaß, und über dem allzu pedantischen Excerpirfleiß hat schon Mancher das eigene Denken verlernt. Für die eigentlich gelehrte Bildung sind aber Kollektaneen (zusammengetragene Auszüge) unentbehrlich, und, mit Verstand und guter Auswahl gemacht, haben sie noch den Nebenvortheil, daß, indem man sich, schreibend, bei wichtigern Ideen etwas länger verweilen muß, man sie besser versteht, und so intensiv an Einsicht gewinnt, wo hingegen das flüchtigere Lesen die Kenntnisse nur extensiv vermehrt. — Es ist aber seit einigen Jahren unter gewissen jungen Männern zur Mode geworden, (wie es eine solche in den Siebziger-Jahren bei den sogenannten „Kraft-, Sturm- und Drang-Genies“ war), von dem gelehrten Fleiß überhaupt sehr wenig zu halten, und in dem stolzen Wahne, Alles aus sich allein schöpfen zu können, die Gelehrsamkeit als bloßes Strohfutter für „Buchstaben-Menschen“ mit hoher Verachtung von sich zu stoßen; (denn man verachtet gern, was man durch eigne Schuld selbst nicht hat — und doch haben sollte!). Die eitelste Präsumtion von sich selbst liegt gewöhnlich dabei im Hintergrunde; und wer sich ganz einzig auf seinen produktiven Kopf verläßt, geräth leicht auf Träumereien,

oder hält Manches für eine neue wichtige Entdeckung, was Andern längst bekannt, vielleicht auch längst wieder verworfen war. Finden Sie einen solchen, so erinnern Sie ihn — so höflich als sichs eben läßt — an jenes alte Sprichwort: „Wer sein eigner und einziger Lehrmeister sein will, hat einen Narren zum Discipel."

Nach jeder wichtigern Lektüre üben Sie sich, sich's mit andern Worten zu sagen, was Sie eigentlich gelesen und gelernt haben. Wo es unmöglich ist, einen Gedanken oder wenigstens das Resultat desselben mit andern Worten als in der Terminologie des Verfassers zu sagen, da ist's fast allemal bloß Wortspiel.

Lege multum, sed non multa — Viel, nicht Vielerlei! Ehemals las man weit weniger, und hatte dabei festere Grundsätze, bestimmtere Ueberzeugungen, einen entschiedenern Willen. Ich will damit nicht der Lobredner der vergangenen Zeit sein; Sitten, Bedürfnisse, die ganze Lern- und Denkweise sind nun anders. Aber offenbar zerstreut und verwirrt allzuvieles und unerdenkliches Lesen den Geist, und das beständige Anfüllen mit neuen, uns fremden Ideen ist vorzüglich Schuld, daß wir so wenig in uns (intensiv) leben und so viel außer uns schauen. Lesen Sie mehr in sich selber und in der Welt: in sich selber, indem Sie sich überzeugen, daß nicht gelernte Ideen, sondern die, welche wir selbst erzeugen, unser wahres Eigenthum sind; und lieben Sie zu dem Ende die Einsamkeit, die Mutter unserer besten Gedanken; wer diese nicht ertragen kann, wird weder mit sich selbst vertraut, noch kommt er je zu einiger Selbstbeständigkeit in seinem Innern: in dem Buche der Welt, des menschlichen Lebens, der täglichen Erfahrung von den Sitten der Menschen, den Ursachen und Folgen ihrer Handlungen, dem Gange der menschlichen Begebenheiten; aufmerksam bei jeder derselben geforscht: was die Geschichte lehret, führt zur wahren praktischen Lebensweisheit, zu sicherm Urtheile, zu klugem Selbsthandeln. Sind Sie so glücklich, einen Freund zu finden, der gleichen Eifer sich zu unterrichten und die Gabe der Mittheilung hat, so werden Sie sich aufs angenehmste überzeugen, daß nichts so schnell, so gründlich, wie ein solcher Umgang, den Geist entwickelt und zu festen Grundsätzen führt.

Lesen Sie mit Auswahl — und lieber keine, als immer nur mittelmäßige Bücher (besonders im philosophischen, religiösen und moralischen Fache). In ganz schlechten fällt die Thorheit oder das Schädliche von selbst auf; aber es gibt eine Art Bücher, die man weder vortrefflich nennen kann, noch auch (ihres Credits wegen) wagt, schlecht zu nennen: es läßt sich gegen die Sache nichts eigentlich sagen; aber es ist kein Geist darin; man lernt nichts; man fühlt sich nicht gehoben, und am Ende hinterlassen sie im Geiste eine ermattende, Schlummer ähnliche Lähmung, von der man sich eine geraume Zeit nicht erholen kann. Freilich sind es eben diese Bücher, die von mittelmäßigen Köpfen der Jugend am meisten angepriesen werden. Jünglinge sollten Anfangs in jedem Fache nur Meisterstücke lesen, bis ihr Geschmack die gehörige Festigkeit gewonnen hat.

Wenn Sie nicht gerade eine besondere Materie durchstudiren wollen, so wechseln Sie mit Ihrer Lektüre ab zwischen Geschichtschreibern, Philosophen, Moralisten, Dichtern u. a., um nicht einförmig zu werden, und um verschiedene Arten von Darstellung kennen zu lernen.

Den Büchern von wichtigerm Inhalte, die Sie zum eigentlichen Unterichte lesen, widmen Sie die besten und heitersten Stunden des Tages; denen, die nur

zum Vergnügen sind (obschon das reinste Vergnügen im Unterrichte besteht), nur so viel, als von jenen übrig bleibt. — So gemein diese Regel, so nöthig ist eine Erinnerung an dieselbe. Das gewöhnliche Lesepublikum liest im Grunde fast gar nicht mehr zum Unterrichte, sondern bloß zum Zeitvertreib, und weil dieser viel Abwechslung erfordert, so bleibt selten etwas Reelles im Kopfe, oder es wird sogleich wieder von andern Ideen verdrängt und weggewischt.

Betrachten Sie jedes Buch historisch, d. h. als ein Erzeugniß eines andern Geistes, und untersuchen Sie, wie fern seine ersten Grundsätze, und sodann die aus denselben hervorgeleiteten Folgerungen richtig sind. Haben Sie über den vorliegenden Gegenstand schon einmal nachgedacht, und sich Ihre eignen Grundsätze darüber gemacht, so vergleichen Sie sie damit. Dies wird Sie wahrhaft belehren, Ihre Urtheilskraft schärfen, Sie nicht in jene Geistesschwäche fallen lassen, die alle neuen Meinungen annimmt und selbst keine eigne hat, und Ihnen Ihre Geistes-Eigenthümlichkeit ungeschwächt erhalten.

Alle diese und andere Arbeiten sind mühsam, und man muß dazu seine Zeit wohl zu Rathe halten, die wahre Geistesbildung ist gewiß keine leichte Sache, und der herrliche Lohn, den sie gibt, muß mit Anstrengung errungen werden. Hiezu gehören auch die so häufig und mit so großem Schaden vernachläßigten Gedächtnißübungen, da es doch gewiß wahr ist: Wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtnisse behalten, und da das, was im Gedächtniß Schönes und Gutes aufbewahrt wird, ein Schatz auf Zeit Lebens bleibt.

Nur diejenigen Schriftsteller verdienen studirt zu werden, die ihr Zeitalter übersahen, und, ohne damit ungerecht gegen seine Vorzüge zu werden, auch seine Mängel, seine Vorurtheile, seine allgemein angenommenen und als Grundsätze vorausgesetzten Lieblingsmeinungen kannten und zu schätzen wußten; die für die Nachwelt schrieben, und gleichsam anticipirten, was erst dieselbe ganz helle machen konnte. Solche Männer, wenn sie gleich beim großen literarischen Haufen gewöhnlich wenig gelten, helfen allein ihrem Zeitalter wirklich fort, da andere es nur amüsiren.

Bei solchen suchen Sie zuerst die herrschende Haupt-Idee auf, dergleichen jeder selbstdenkende Schriftsteller hat; denn diese ist sein eigen Werk, aus welcher alles Folgende herfließt, und die er in spätern Jahren selten mehr austauscht. Sie kommt einem meist bald auf den ersten Blättern entgegen, und erfordert das mühsamste, genaueste und anhaltendste Studium; nach diesem wird aber die Beurtheilung der Folgerung ganz leicht, und das Studium eines solchen Kopfes und seiner Produkte für Ihren Geist höchst lehrreich und bildend sein. Kein Sterblicher denkt allgemein; wir reihen unsere Ideen immer an irgend einen Punkt an, der unserer Seele frühe schon nach einer Anfangs oft nur leisen Berührung am hellsten entgegenglänzt; gehen von dem aus, und führen Alles auf ihn zurück. Ein solches System, das für uns ganz wahr sein mag, ist deßwegen für Andere kein Gesetz, und verblendet zuweilen uns selbst. Mithin ist auch den größten Schriftstellern, wofern wir unsere Eigenthümlichkeit behalten wollen, nie unbedingt zu folgen, und nur schwache Seelen machen sich zu Sklaven fremder Meinungen.

Endlich rathe ich Ihnen, besonders nun, da Sie anfangen die Wissenschaften für sich selbst und ohne fernere mündliche Anleitung zu studiren, über jede derselben, die Sie erlernen möchten, nur die klassischen Schriftsteller zu lesen, die entweder in derselben Epoche gelebt, oder sie ganz oder in ihren wichtigsten Theilen besonders glücklich, geistreich, und con amore abge-

handelt haben. Einen solchen Genius hat, auch in den neueren Zeiten, fast jede Kunst und Wissenschaft einmal gehabt, der sie gleichsam erschuf und umschuf. Aus diesen Quellen schöpft man sie am reinsten, und es ist eine eben so angenehme als lehrreiche Betrachtung, wie sich die große Idee in ihrem Geiste gestaltet hat. Zu dem, wie spätere Zeiten sie kommentirt, erweitert und verbessert haben, kommt man immer noch frühe genug.

Dies leitet mich natürlich auf die Lektüre der Alten.

In der Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt es sich, daß zuerst das Allerwichtigste ausgedacht wurde, und daß derselbe, ehe er auf minder nützliche Forschungen verfiel, erst viel Zeit und Mühe darauf verwenden mußte, die Grundbegriffe der Wahrheit, auf deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl der Einzelnen wie der Gesammtheit beruht, zu erforschen und festzusetzen. Darum sind die ältesten Bücher so merkwürdig, weil eben diese Begriffe darin enthalten sind; und da diese, so lange die menschliche Gesellschaft besteht, immer der Grund aller rechten Erkenntniß bleiben werden, bleiben jene für jeden, der weniger das Neue als das Wahre wissen will, immer höchst lehrreich. Darum ist das Lesen der Alten so sehr anzurathen, da sie über Moral, Politik und alles menschliche Wissen die Grundideen enthalten, von welchen alle spätern ausgegangen sind. Auch waren die meisten und größten Schriftsteller der Griechen und Römer keine bloß spekulirenden Stubengelehrte, sondern durch eigene Erfahrung in der Welt, vornehmlich in Staatsämtern gebildet, und sie sprechen aus, was sie da gelernt haben. Man darf auch wohl behaupten, daß die besten derselben sowohl Dichter, als Geschichtschreiber, Philosophen, Redner und Moralisten, wenn auch zum Theil erreicht, doch im Ganzen unübertroffen sind; daß auch die mittelmäßigern (die gar schlechtern der spätern Zeiten ausgenommen) mit denjenigen neuern, die gerade jetzt gelobt und gelesen werden, gar wohl eine Vergleichung aushalten dürfen; und sie bleiben immer die Väter der Wissenschaften, wie des guten Geschmackes in ihrem Vortrage. Viele Weltleute mögen von der fortgesetzten Lesung der Alten dadurch abgeschreckt, ja einige der berühmtesten derselben ihnen sogar zum Spott geworden sein, weil sie sie in der Jugend nur als Marterbücher kennen lernten, und später, selbst auf Akademien, über dem Studium der Grammatik und Kritik, zu wenig geschah, sie auf die Sachen, auf den innern Werth ihren Geist und ihre Anwendbarkeit aufs Leben aufmerksam zu machen. Doch wer die Alten nicht aus eigner Bekanntschaft liebgewonnen hat, bei dem würden alle Lobsprüche auf sie vergeblich sein; und wer sie, d. h. die besten gekannt, und ihre hohe Einfalt, die Weisheit und den Edelsinn ihrer Lehren, und ihren ewig frischen Glanz gefaßt und liebgewonnen hat, für den sind sie eben so unnöthig. — (J. v. Müller.)

6) Ueber die Kunst zu lesen.

Dies ist ein Gemälde des thätigen Theils in diesem Heerlager formaler Wissenschaft: der Schriftsteller. Nach diesem bildet sich nun wiederum der empfangende Theil: das Corps der Leser; um ihr genaues Gegenbild zu werden. Wie jene ohne Rast und Anhalt fortschreiten, so lesen diese fort ohne Anhalt; mit aller Kraft strebend, sich auf irgend eine Weise empor zu halten über der Fluth der Literatur, und fortzugehen, wie sie dies nennen, mit dem Zeitalter. Froh, das alte nothdürftig durchlaufen zu haben, greifen sie nach dem neuen, indem das neueste schon ankommt; und es bleibt ihnen kein Augenblick übrig, jemals wieder an das alte zu gedenken. Nirgends können sie in diesem rastlosen Fluge

anhalten, um mit sich selber zu überlegen, was sie denn eigentlich lesen; denn ihr Geschäft ist dringend, und die Zeit ist kurz; und so bleibt es gänzlich dem Ohngefähr überlassen, was, und wie viel bei diesem Durchgange an ihnen hängen bleibe, wie es auf sie wirke, welche geistige Gestalt es an ihnen gewinne.

Nun ist diese Art des Lesens schon an und für sich selber, eine von allen andern Gemüthsbestimmungen specifisch verschiedene Stimmung, die etwas höchst Angenehmes hat und gar leicht zum unentbehrlichen Bedürfnisse werden kann. So, wie andere narkotische Mittel, versetzt es in den behaglichen Halbzustand zwischen Schlafen und Wachen, und wiegt ein in süße Selbstvergessenheit, ohne daß man dabei irgend eines Thuns bedürfe. Mir hat es immer geschienen, daß es am meisten Aehnlichkeit mit dem Tabaksrauchen habe, und durch dieses sich am besten erläutern lasse. Wer nur einmal die Süßigkeit dieses Zustandes geschmeckt hat, der will sie immerfort genießen, und mag im Leben nichts anderes mehr thun; er lieset nun, sogar ohne alle Beziehung auf Kenntniß der Literatur, und Fortgehen mit dem Zeitalter, lediglich damit er lese, und lesend lebe, und stellt in seiner Person dar den r e i n e n L e s e r.

Und an diesem Punkte hat denn die Schriftstellerei, und die Leserei ihr Ende erreicht; sie ist in sich selbst zergangen und aufgegangen, und hat durch ihren höchsten Effekt ihren Effekt vernichtet. An den beschriebenen reinen Leser ist auf dem Wege des Lesens durchaus kein Unterricht mehr, noch irgend ein deutlicher Begriff zu bringen; denn alles Gedruckte wiegt ihn alsbald ein in stille Ruhe und in süße Vergessenheit seiner selber. Auch sind ihm dadurch alle andern Wege des Unterrichts abgeschnitten. — So hat die mündliche Mittheilung, — durch fortgehende Rede, oder wissenschaftliche Unterredung — unendliche Vortheile vor der durch den todten Buchstaben; das Schreiben ist bei den Alten erfunden worden, lediglich um die mündliche Mittheilung denen zu ersetzen, die zu ihr keinen Zugang haben konnten; alles Geschriebene war zuerst mündlich vorgetragen und war Abbildung des mündlichen Vortrags; nur bei den Neueren, besonders seit Erfindung der Buchdruckerkunst, hat das Gedruckte begehrt, für sich etwas Selbstständiges zu sein, wodurch unter Anderm auch der Styl, dem das lebendige Korrectiv der Rede entging, in solchen Verfall gerathen. Aber selbst für diese mündliche Mittheilung ist ein Leser, wie der beschriebene, vors erste verdorben.

Wie vermöchte er, der absoluten Passivität des Hingebens gewohnt, den Zusammenhang der ganzen Rede festzuhalten, welcher nur thätig ergriffen und festgehalten werden kann? Wie vermöchte er auch nur, falls periodisch gesprochen wird, wie es in jeder guten Rede soll, — die einzelne Periode in Eins zu fassen und zu übersehen? Wenn er es nur, schwarz auf weiß gesetzt, an seine Augen halten könnte, dann, meint er, wäre ihm geholfen. Aber er täuscht sich. Auch sodann würde er die Periode nicht als Einheit geistig fassen; sondern nur das Auge würde auf dem Umfange, den sie einnimmt, ruhen, und ihn fortdauernd auf dem Papiere und vermittelst des Papiers fest halten, so daß er nun glaubte, er fasse sie.

Bei diesem Punkte angekommen, sagte ich, hat das wissenschaftliche Streben des Zeitalters sich selbst vernichtet, und das Geschlecht steht von einer Seite in absoluter Ohnmacht, von der andern mit der völligen Unfähigkeit, weiter gebildet zu werden, da; das Zeitalter kann nicht mehr lesen, und darum ist alles Schreiben vergeblich. Dann wird es hohe Zeit, etwas Neues zu be-

ginnen. Dieses Neue ist nun meines Erachtens dies, daß man von der einen Seite wiederum das Mittel der mündlichen Mittheilung ergreife, und diese zur Fertigkeit und Kunst ausbilde; von der andern, sich Empfänglichkeit für diese Art der Mittheilung zu erwerben suche.

Soll nun ja noch gelesen werden, so geschehe dies wenigstens auf eine andere Weise, als die gewöhnliche. Damit ich die nicht gefällige Schilderung, welche ich heute vor Ihre Augen zu bringen hatte, mit etwas Gefälligerem beschließe: so erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, welche Art des Lesens ich für die rechte halte.

Was man auch in Buchstaben Verfaßtes lesen möge; so ist es entweder ein wissenschaftliches Werk, oder ein Produkt der schönen Redekünste. Was keins von beiden wäre, und ohne alle Beziehung auf das Eine oder das Andere, bleibt besser ungelesen, und es hätte auch immer ungeschrieben bleiben können.

Was zuvörderst wissenschaftliche Werke betrifft, so ist der erste Zweck beim Lesen derselben, sie zu verstehen, und den eigentlichen wahren Sinn des Verfassers historisch zu erkennen. Hiebei muß man nun nicht also zu Werke gehen, daß man sich dem Autor leidend hingebe und ihn auf sich einwirken lasse, wie Ohngefähr und gutes Glück es will: oder, daß man sich von ihm vorsagen lasse, was er uns eben vorsagen will; und nun hingehe, und es sich merke. Sondern, wie in der Naturforschung die Natur den an sie gestellten Fragen des Experimentators zu unterwerfen ist, und zu nöthigen, daß sie nicht in den Tag hinein rede, sondern die vorgelegte Frage beantworte: eben so ist der Autor zu unterwerfen einem geschickten und wohlberechneten Experimente des Lesers. Dieses Experiment wird also angestellt: Nachdem man vors erste das ganze Buch kursorisch durchgelesen, um nur vorläufig einen ohngefähren Begriff von der Absicht des Autors sich zu verschaffen, suche man den ersten Hauptsatz, Hauptperioden, Hauptparagraph, oder in welche Form es gefaßt sei, auf. Dieser ist nun nothwendig, auch nach der Absicht des Autors, nur bis auf einen gewissen Grad bestimmt, im Uebrigen aber unbestimmt; denn wäre er schon durchgängig bestimmt, so wäre mit ihm das Buch zu Ende: und es bedürfte nicht der Fortsetzung, welche vernünftiger Weise ja nur dazu da ist, um eben das unbestimmt Gebliebene weiter zu bestimmen. Nur in wie weit er bestimmt ist, ist er verständlich; in wie weit er unbestimmt ist, ist er dermalen noch unverständlich. Dieses Maß, der Verständlichkeit und der Unverständlichkeit mache man sich recht klar auf folgende Weise: Der Begriff, von welchem der Autor redet, ist, an sich und unabhängig von dem Autor, bestimmbar auf diese Weise, und diese, u. s. f." — Je weiter man vorläufig die Möglichkeit der Bestimmungen übersieht, desto besser ist man vorbereitet. — „Von diesen Möglichkeiten der Bestimmungen berührt nun der Autor in diesem ersten Satze d i e s e, und d i e s e; und zwar bestimmt er in dieser Rücksicht so und so, — in diesem bestimmten Gegensatze gegen andere Bestimmungsweisen, die hier auch noch möglich wären. So weit nun ist er mir verständlich. Unbestimmt aber läßt er seinen Satz in dieser, dieser, dieser Rücksicht; wie er es nun damit meine, weiß ich zur Zeit noch nicht. Ich stehe fest in einem verständlichen Grundpunkte, umgeben von einer mir wohl bekannten Sphäre des jetzt noch unverständlichen. Aber wie dies der Autor sich gedacht habe, — gesetzt auch, er sagte es nicht einmal, — wird sich ergeben aus der Weise, wie er aus dem Vorausgesetzten folgert; der Gebrauch, den er von seinen stillschweigenden Voraussetzungen macht, wird ihn schon verrathen. Lese ich weiter, bis der Autor

weiter bestimmt, — ganz gewiß wird durch diese neue Bestimmung ein Theil der vorigen Unbestimmtheit wegfallen, der klare Punkt sich erweitern, die Sphäre des Unverständlichen sich verengen. Mache ich mir dieses dermalige Maß der Verständlichkeit wiederum recht klar, und präge es mir ein, und lese fort, bis der Autor abermals neu bestimmt, — und nach derselben Regel immerfort, so lange, bis die Sphäre der Unbestimmtheit und Unverständlichkeit ganz verschwunden und aufgegangen ist im klaren Lichtpunkte, und ich das ganze Denksystem des Autors vorwärts und rückwärts in jeder beliebigen Ordnung, und alle Bestimmungen desselben ableitend aus jeder beliebigen einzelnen, selber erschaffen kann." — Um in diesem eignen Denken über den Autor streng über sich selbst zu wachen, auch um das einmal Festgesetzte und Klare nicht wieder zu verlieren, dürfte es sogar rathsam sein, diese ganze Operation, mit der Feder in der Hand, auf dem Papiere vorzunehmen, — und sollten, wie es Anfangs sich wohl zutragen dürfte, über Einen gedruckten Bogen zwanzig andere beschrieben werden müssen. Hier wäre das Erbarmen über das Papier an der unrechten Stelle: — nur daß nicht etwa dieses Papier unter dem Namen eines Kommentars zur Presse eile! Dieser Kommentar, als vorhergehend aus der Bildung, mit der ich zum Studium des Autors ging, ist doch eigentlich nur der Kommentar für mich; und jeder andere, der wirklich die Sache verstehen wollte, müßte wiederum mit meinem Kommentar dieselbe Operation anstellen. Lassen wir ihn lieber, wie es auch schicklicher ist, diese Operation am ersten Autor selber, wie auch ich es mußte, vollziehen.

Es ist klar, daß man auf diese Weise, — besonders wenn man gleich Anfangs von einem noch klarern Begriffe ausging, als der Autor selber, — den Schriftsteller oft noch weit besser verstehen werde, als er sich selber verstand. Hier verwickelt er sich in seinem eignen Räsonnement; dort macht er einen falschen Schluß; dort versagt ihm der Ausdruck, und er schreibt ganz etwas Anderes nieder, als er schreiben will; — was verschlägt mir dies? — ich weiß, wie er hat folgern und sagen sollen; denn ich habe sein Ganzes durchdrungen. Jenes sind Fehler der menschlichen Schwäche, die bei entschiednem Verdienste in der Hauptsache der Edle nicht rügt.

Es ist eben so klar, daß bei dieser Weise zu lesen, man bald entdecken werde, wenn etwa der Autor selbst in der Wissenschaft, über welche er zu schreiben begehrt, nicht zu Hause ist, und die Höhe des Zeitalters in ihr gar nicht kennt; oder wenn er ein verworrener Kopf ist. In beiden Fällen kann man seine Schrift ruhig hinlegen und braucht sie gar nicht weiter zu lesen.

Und so wäre denn der nächste Zweck des Verstehens und historischen Erkennens des Sinnes des Autors erreicht. Ob nun dieser Sinn des Autors der Wahrheit gemäß sei, — was der zweite Zweck des Lesens war, — zu beurtheilen, wird nach einem so durchdringenden Studium sehr leicht sein, wenn nicht, wie zu erwarten, schon während des Studiums ein Urtheil über diesen letzteren Punkt sich ergeben hat.

Was zweitens das Lesen eines Rede-Kunstwerks betrifft: so ist der eigentliche Zweck dieses Lesens der, daß man der Belebung, Erhöhung, und Bildung des Geistes theilhaftig werde, welche das Werk zu gewähren vermag. Für diesen Zweck würde nun die ruhige Hingebung völlig zureichen: denn die Quelle des ästhetischen Wohlgefallens überhaupt zu entdecken, und sogar in jedem einzelnen Falle sie zu erspüren, ist nicht Jedermanns Ding; und die Kunst beruft zwar Alle zum Mitgenusse, aber nur Wenige zur Ausübung, oder auch nur

zur Entdeckung ihrer Geheimnisse. Aber, damit das Kunstwerk auch nur an uns komme, und wir mit demselben in Berührung treten, muß es vorläufig verstanden werden; d. h. wir müssen die Absicht des Meisters, und was eigentlich er durch sein Werk habe liefern wollen, vollkommen begreifen, und diese Absicht, als den Geist des Ganzen aus allen Theilen des Werks, und diese wieder aus jenen heraus zu konstruiren vermögen. Immer ist dies noch nicht das Kunstwerk selbst, sondern nur der prosaische Theil davon; erst das, was uns bei der Ansicht des Werks aus diesem Standpunkte gewaltig erfassen und ergreifen wird, ist das Wahre der Kunst; aber doch müssen wir jenen Theil, das Durchdringen des Werkes in seiner organischen Einheit, erst an uns gebracht haben, um seines Genusses fähig zu sein. Immer auch bleibt jene organische Einheit, wie alles Genialische, unendlich und unerschöpflich, aber es ist schon ein Genuß, sich ihr auch nur in einer gewissen Entfernung angenähert zu haben. Wir werden zurückkehren zu unsern ernsten Geschäften, und jener Anschauung vergessen; aber sie wird insgeheim bleiben in unserm Innern, und uns unbewußt sich fortbilden. Wir werden nach einiger Zeit zurückkommen zu unserm Werke und dasselbe in einer andern Gestalt erblicken; und so wird es uns nie alt werden, sondern bei jeder neuen Beschauung sich uns zu einem neuen Leben verjüngen. Wir werden nicht mehr uns sehnen nach etwas Neuem, weil wir das Mittel gefunden haben, gerade das Allerälteste in das lebendigste und jüngste Neue umzuwandeln.

Was nun jene organische Einheit eines Kunstwerks sei, die vor allen Dingen erst verstanden und begriffen werden müsse: frage mich keiner, der es nicht schon weiß, und dem ich, durch das eben Gesagte, nicht, entweder nur seinen eignen Gedanken wiederholt, oder wenigstens ihn bloß deutlicher ausgesprochen habe. Ueber die Einheit eines wissenschaftlichen Werks konnte ich mich Ihnen ganz klar machen, und habe es meines Wissens gethan: nicht so über die Einheit eines Kunstwerks. Wenigstens ist die Einheit, welche ich meine, nicht jene Einheit der Fabel, und der Zusammenhang ihrer Theile, und ihre Wahrscheinlichkeit, und die psychologische Fruchtbarkeit, und moralische Erbaulichkeit derselben, von denen die üblichen Theorien und Kunstkritiken verlauten; — Geschwätz von Barbaren, die sich gern Kunstsinn anlögen, für Barbaren, die sich durch Andere ihn anlügen lassen! — Die Einheit, welche ich meine, ist eine andere; höchstens durch Beispiele, durch wirkliche Zergliederung und Zusammenfassung vorhandener Kunstwerke in jenem Geiste würde es sich dem Unkundigen deutlich machen lassen. Möchte sich doch bald ein Mann finden, der sich dieses hohe Verdienst um die Menschheit erwürbe, und dadurch wenigstens in jungen Gemüthern den fast ganz erstorbenen Kunstsinn wieder anzündete; — nur müßte derselbe nicht selber ein junges Gemüth, sondern ein vollkommen bewährter und gereifter Mann sein. Bis nun dieses geschieht, können ja die Andern sich des Lesens und des Anschauens wirklicher Kunstprodukte, die ihnen wegen ihrer unendlichen Tiefe unverständlich und, da der Genuß derselben das Verstehen voraussetzt, auch ungenießbar sind, ruhig enthalten. Sie werden, bei Künstlern anderer Art weit besser ihre Rechnung finden, welche die Lieblingstendenzen, Paradoxieen, und Spielwerke des Zeitalters glücklich in Schutz nehmen, und dasjenige, was Alle zu leben begehren, und was sie wirklich, nur leider oft unterbrochen, leben, in einen kurzen Zeitraum zusammen drängen. Und so wird es denn auch wirklich, ob wir es ihnen nun erlaubt hätten, oder nicht, fernerhin, so wie bishero, geschehen. Joh. Gottlieb Fichte.

(Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.)

7) Die belebende und heiligende Kraft.

Das Leben quillt aus der Tiefe. Wo der Odem des Allmächtigen wehet, da nur entspringt es, denn es wohnt in Gott, und von Ihm nur ergießt es sich da, wo er es will. Wie Sein Hauch draußen in der Natur den Frühling schafft, so spricht Sein Wort: Es werde Licht in der Seele! und es wird Licht in der Seele, die Ihn suchet. Denn suchen muß ihn die Seele, wenn Er zu ihr kommen soll; aber nur die sucht Ihn, die sich nicht selbst sucht; denn ihr Selbst ist nicht der Herr. Von ihrer Selbstheit muß sie sich also erst entkleiden, auf daß sie sich arm fühle, so ganz arm in ihrem Nichts, um in Demuth ihm zu nahen, damit er mit seiner Gnade sie erfülle, damit er sie von ihrem Verderben erlöse, und damit Er ihr das ewige Leben ertheile. Das ist das wahre Licht und Leben, alles Andere schwindet in der Eitelkeit der Dinge dahin.

Was der Mensch auch suchen und erforschen mag, ist ohne dieses Leben nur Schein, und nährt nur den natürlichen Dünkel. Denn wo ist die Wahrheit, als in Gott? Was ist das Gute, das wir allein so nennen dürfen, wenn es Gott nicht ist? Woher kommt alle gute und alle vollkommene Gabe, als von dem Vater des Lichts? Wer also zu ihm kommt, der schöpfet des Lebens Freude und Fülle, und zu ihm sich führen zu lassen, dazu fordert auf der himmlische Ruf, der an die Menschheit ergeht.

Der Gelehrte denkt wohl viel zu wissen, und ist hocherfreut über das immer tiefere Eindringen der Forschungen: aber seht diese Schätze nur näher an, ob sie wahres Gold sind, oder nicht vielmehr ein blendender Schimmer. Und gesetzt auch, das Planetensystem sei noch weiter durchforscht als es jetzt ist, wo die Fernröhre die Himmelskörper aus ihrer kaum bemerkten Sichtbarkeit in unsere Nähe stellen; gesetzt auch, der Bau unserer Erde sei in seinem ganzen Plan den Geologen vorgelegt; gesetzt auch, wir kenneten alle Wesen und Kräfte der Natur auf unserer Erde und wüßten sie noch weiter als bis jetzt Eisen und Dämpfe zur Bequemlichkeit des Lebens zu gebrauchen; gesetzt auch, wir wüßten die Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten her bis jetzt noch genauer, als es die Geschichtschreiber lehren: — so sind das doch immer nur Einzelheiten, und von der Einsicht in das Ganze bleiben wir noch weit genug entfernt; denn die Tiefe der Natur bleibt dem verschlossen, der den Schöpfer der Natur nicht erkannt hat, und kein Mensch hat ihn erkannt, dem er sich nicht offenbart. Nur in Gott ist Wahrheit. Wohl sind auch jene Wissereien von Werth, sie sind für unser Erdenleben nothwendig; aber mit diesem schwinden sie auch dahin, und sie nähren nur unsere Eitelkeit, wenn wir nicht dabei das Leben in Gott besitzen, in dem zeitlichen das ewige.

Der Philosoph hält sich wohl für den geweiheten Seher, der die ewige Wahrheit durchschaut und begriffen habe, während er sich doch nicht einmal selbst kennt; denn sonst würde er wissen, wie wenig er zu wissen vermag, weil seine Vernunft verdüstert ist, und durch die Selbstsucht so weit von dem Quell der Wahrheit seitwärts geführt worden, daß ihr nur der Dünkel des Wissens übrig geblieben. Der rechtliche, der moralische Mensch meint Wunder, wie hoch er stehe, weil er seine Pflichten ausübt, weil er diese und jene Tugend besitzt, auch seine Freude an den Tugendgemälden sieht: aber blicke er doch einmal in sein Herz, ob er wohl da so Alles finden wird, daß

er damit zufrieden sein kann? Wehe ihm, wenn er damit zufrieden ist, denn solcher Hochmuth ist schon ein tiefer Fall. Auch der natürliche Mensch liebt, die ihn lieben, hat auch ein gutes Herz zum Mitleid und zum Wohlthun; auch er eilt, wo die Noth zur Hilfe ruft; auch er freut sich gerne mit den Fröhlichen: aber ist das nicht alles der Naturzug der menschlichen Seele? Wir streben nach Bildung, weil uns der Schöpfer den Geist einhauchte; wir sind denkthätig, weil das Denken in dem Geistesleben so von sich selbst kommt, wie in dem leiblichen das Athmen; wir sind fortwährend in einem Begehren und Wollen begriffen, weil es nie an Reizen fehlt, welche dieses aufregen: aber denken wir denn damit schon das Wahre? Wollen wir das Gute? Suchen wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt? Nur wer die Weisheit sucht, ist der Philosoph, und wer sie gefunden hat, der göttliche Mensch; die Gottesfurcht ist aber der Weisheit Anfang. Nicht das Gesetz gibt uns die Kraft, daß wir es erfüllen; nicht die Pflichterfüllung gibt dem inneren Menschen seinen höhern Werth; sondern die Liebe ist es, welche ihn zum wahrhaft Guten belebt, stärkt, erhöht, die Liebe, die von Oben kommt und nach Oben zieht.

Ganz recht, daß die Menschen Wissenschaften und Künste betreiben, daß sie für die Bequemlichkeiten des Lebens sorgen, den Geist bilden, die Ordnung in den gesellschaftlichen Verhältnissen sichern, die Rechte gegenseitig achten, und sich mit Dienstleistungen zuvorkommen. So ist es Gottes Wille. Daß sie das aber aus Liebe zu diesem Willen thun, und ihre Lüste und Begierden besiegen, um Kinder Gottes zu sein und in der Heiligung zu wachsen, das erst macht sie zu wahrhaft sittlichen Menschen. Und dazu gibt es nur einen Weg. Er, der Erlöser ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch ihn; aber Niemand kommt zu ihm, denn durch den heiligen Geist. Wer also in das sittliche Leben eintreten will, muß in das Reich der Gnade eintreten, wo er durch eine neue Geburt das ewige Leben empfängt. (Dr. F. H. C. Schwarz.)

8) Die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit.

Es ist die Absicht der Natur, daß die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe, und jedes Volk in seiner Eigenthümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allen Dem entwickele und ausbilde, was es nach seinen besondern Anlagen und Kräften werden kann und darum auch werden soll. Nicht in einförmigem Einerlei, sondern in unergründlicher Mannigfaltigkeit, im unendlichen Reichthume der Formen und Gestalten, in der endlosen Verschiedenheit der Bildungen offenbart sich der große Weltgeist, wie in der leblosen, so in der lebenden Natur. Wie jedes Pflanzengeschlecht unter diesen tausendgestaltigen Kindern der Erde, so steht auch jedes einzelne Volk mit allen Besonderheiten seines Seins und Wesens als ein Glied in dem ewigen Plan der Natur verzeichnet. Ein jedes soll durch Entwicklung und Ausbildung der menschlichen Natur der Menschheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf seine Art und Weise, auf seinem eigenen Wege, mit den ihm angemessenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden sein ihm eigener Wohnplatz angewiesen; darum erhielt jedes seine besondere Gestalt, Bildung und Sprache, seine ihm eigenthümlichen Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften, und mit diesem Allen seinen besonderen Charakter, seine besonderen Sitten, Gebräuche und Gesetze Wenn alle die

Berge und Höhen zur Ebene sich niedersenkten, alle Ströme und Flüße in gleichförmig ausgeschnittenen Betten, jedes in angemessener Entfernung, dahinflößen; alle Pflanzengeschlechter in einer einzigen, wenn gleich die höchste Vollkommenheit und Schönheit umfassenden, Mittelgattung sich verallgemeinten, so wäre dahin alle Schönheit und alle Pracht der Erde; erstorben das mannigfaltige Leben der Natur. Wie aber dies nach Gottes ewigen Gesetzen unmöglich ist, so steht auch im Buche der Weltordnung geschrieben, daß der Asiate nicht Europäer, der Europäer nicht Morgenländer, der Deutsche nicht Franzose, der Franzose nicht Engländer, sondern jeder nur er selbst, und dieses ganz und in der höchsten menschlichen Vollkommenheit sein und bleiben soll. Damit aber ein jedes Volk sein ihm eigenthümliches Leben frei entwickele; damit sein ihm eigener Geist auch in einem ihm eigenen Körper wirke; damit die Volkspersönlichkeit sich durch diesen Körper in Kraft und Handlung offenbaren möge: so gehört, wie jeder Seele ihr Leib, so jedem besonderen Volke auch sein besonderer Staat. Daher ist die höchstmögliche Grenze der Ausdehnung eines Staates bestimmt durch die Grenze der Volksthümlichkeit, bezeichnet durch die gemeinsame Sprache. Darum ist Selbstständigkeit der Völker, Unabhängigkeit derselben von fremden Herrschern, als erste Bedingung alles eigenthümlichen Seins, das heiligste Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines jeden Volkes, welches mit den höchsten Aufopferungen nicht zu theuer erkauft werden kann; welches, mit Standhaftigkeit bis in den Tod zu vertheidigen, billig unsterblichen Ruhm gewährt; welches nicht in feiger Unterwürfigkeit einem Eroberer Preis gegeben werden kann, ohne ewige Schmach und Schande zu bringen. Wo die Selbstständigkeit der Völker in der Einheit eines Weltreichs unterginge, da würde zuletzt Alles, was die moralische Persönlichkeit der Völker ausmacht, Sprachen, Sitten, Gesetze, Denkungsweise, in ein einförmiges, flaches Einerlei auseinander fließen; aller Reichthum der Menschennatur und des Menschengeistes in dürftiger, eckelhafter Allgemeinheit sich verflachen, alle tausend und tausend verschiedenen Blüthen eigenthümlicher Ausbildung der Völker und Geschlechter in einer einzigen gemeinsamen Form erstarren. — Wenn übrigens derjenige Zustand der Bestimmung der Menschheit am angemessensten ist, in welchem die größte Summe menschlicher Kräfte in regsamer Uebung erhalten wird; wo alle Anlagen auf das Vielseitigste angeregt werden; wo die Kräfte des Geistes und die Tugenden des Herzens in den mannigfaltigsten Bestrebungen nach allen Seiten hin vielfach sich regen, ausbreiten und entfalten: so verdienen schon darum mehrere neben einander bestehende Staaten von mäßigem Umfange den entschiedensten Vorzug vor einem einzigen Alles verschlingenden Staatscolosse, wo in dem ungeheuren Ganzen jede Individualität in Unbedeutenheit versinkt; wo alle Theile unbemerkt in der großen Masse sich verlieren, alle Sterne von dem Strahlenglanze einer Weltsonne erbleichen. Mehrere Einzelstaaten sind eben so viele besondere Uebungsplätze mannigfaltiger Kräfte, welche insgesammt verschwinden, sobald jene Staaten in einem einzigen untergehen.

(Ans. v. Feuerbach.)

9) Ueber die Behandlung der Einbildungskraft.

(Abgekürzt.)

Die Einbildungskraft hat sehr großen Einfluß auf den Geist, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß sie einen bedeutenden

Theil seiner Freuden und seiner Leiden bestimmt; sie kann auch den Verstand erleuchten und verwirren, das Gemüth stählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterstützen und hemmen; sie kann ihm seine Bestimmung lebhafter vergegenwärtigen und sie ihm aus den Augen rücken; sie kann ihn für die Tugend und für das Laster befeuern; sie kann Versuchungen herbeiführen, und ihn gegen die stärksten Versuchungen waffnen; sie kann sein Leben erheitern und ihn elend machen. Lassen Sie mich daher über diejenige Behandlung derselben, wodurch sie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichst förderlich wird, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weise darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geistes unterdrückt oder geschwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, dessen sie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte sie bei dem, was sie mit dem Menschen überhaupt und mit dem Manne insbesondere beabsichtigte, vorzüglich rechnen. So lange sie nicht aus dem Verhältnisse tritt, in welchem sie zu den übrigen Kräften des Geistes stehen soll, ist sie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menschlichen Wesens mächtig hervorstrahlt, und das zu keiner wahrhaft menschlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verstand die meisten Stoffe, an welchen seine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen sich äußert. Muß sie gleich selbst Alles von den Sinnen entnehmen, so würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was sich unsern Sinnen darstellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur selten ist dem Verstande, was er verarbeiten soll, in unmittelbarer Anschauung gegeben; fast immer muß jene ihm vorhalten, was sie aus diesem sich zu eigen gemacht. Wenn Andere uns ihre Gutachten mittheilen, so ist sie es, die uns in den Stand setzt, dieselben aufzufassen, indem sie dem gehörten Worte seinen Begriff zugesellt, und diesem den Gegenstand unterlegt. Sie führt den Verstand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn sich dieser zwar in den meisten Fällen genöthigt sieht, mit denselben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, so findet er sich doch nicht selten von ihr durch die glücklichsten Combinationen überrascht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime großer Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unsern feinsten und stärksten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgestaltete innere Leben, das sich in den menschlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine so große und wunderbare Welt entfaltet, und sich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht sein, wenn die Phantasie nicht wäre.

Mittelst der Einbildungskraft halten wir die Zwecke fest, die wir in unsern Bestrebungen verfolgen; durch sie enthüllten sich uns die Dinge, aus welchen wir die zur Erreichung derselben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthusiasmus an, mit dem der Mann erfüllt sein muß, um sich an das Große und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die sichtbare Welt hinaus liegt, dem sich aber doch das Gemüth gläubig und sehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit

er sich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen und sich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantasie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unser Thun Einfluß erlangen: dann müssen sie, in das Gewand der Phantasie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was sind die Werke, wodurch die Kunst uns entzückt, anders, als Erzeugnisse der Phantasie, vom Geiste gestaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergessen werden, wie die Phantasie oft das enge Leben erweitert, über seine Noth tröstet, in seine Dunkelheit Licht sendet, seine Bitterkeiten versüßt, und seine Täuschungen vergessen macht.

Wir haben deßwegen zunächst Sorge zu tragen, daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, so viel als möglich, mit wahren, edlen und fröhlichen Bildern. Sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, seien wahr, d. h. der Natur getreu. Nur in einer gewissen Sphäre ist ihr verstattet, zu verschönern, und auch in dieser erst dann, wenn sie schon hinlänglich gesammelt und sich des Wirklichen gehörig versichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es sich auch in der Phantasie finde, wie es ist. Aus dem Wahren erzeugt sich das Schöne; aber ungetrübt gehe das Wahre erst in uns ein, damit es sich auch in seiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantasie den Stoff zu Kenntnissen hergeben soll, da liegt Alles daran, daß sie jedes in seiner echten Gestalt zeige. Zu verhüten ist deßwegen, daß sie irgend ein Interesse zu sehr hervor hebe, was ihm zusagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung steht.

Mit der Wahrheit jedes besondern Bildes verträgt sich indeß wohl das Bestreben, der Einbildungskraft vorzüglich edle und fröhliche Bilder zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils seine Nahrung. Ist in ihr wenig des Großen und Würdigen: so werden auch die Gefühle selten sein, die den Sinn für das Große und Würdige beleben. Ist sie mit Gemeinem, Eckelhaftem, Verächtlichem angefüllt: so ist schwer zu vermeiden, daß die Gesinnung nicht davon angesteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, die sie dem Geiste vergegenwärtigt, so wird die Liebe zum Edlen durch jede freie Regung derselben gestärkt und das Vortreffliche selbst dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und Alles, was sie aufgenommen, so viel als möglich fröhlich gestaltet: dann werden Sie immer mit Wohlgefallen den Beschäftigungen des Geistes, bei welchen sie vorzüglich wirksam sein muß, sich hingeben können, die Erweiterung Ihrer Kenntnisse und die Anstrengungen des Nachdenkens werden sich immer mehr zur leichten und frischen Thätigkeit stimmen, der Ernst des spätern Lebens wird sich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantasie vergiftet die Quelle des inneren Lebens. Finstre Bilder, die sich ihr eingedrückt haben, verlieren sich nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen diesem fast immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Gestalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantasie beleuchtet wird, besonders wenn dies der Morgenschimmer des Lebens ist.

Darum soll es sich schon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit sein

lassen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch sie hierin das Meiste zu leisten vermag.

Nächst der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt die Art, wie sie sich thätig erweist, die für die Geisteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit ist, unsre Sorge in Anspruch. Hier haben wir insbesondere die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derselben zur näheren Betrachtung zu ziehen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft sind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft ist reizbar, wenn sie leicht angeregt wird; sie ist beweglich, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns fast bei Allem, was sich uns in der Anschauung darstellt oder unser Nachdenken beschäftigt, irgend ein Bild, das nach ihren Gesetzen damit zusammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern; immer bieten sich ihr neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geistesbeschäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings sind dies schätzbare Vorzüge. Durch sie wird der Reichthum der Einbildungskraft erst etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu übersehen und zu durchdenken, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu fassen, die Gabe, schnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten schnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit sich mitzutheilen und das von Andern Mitgetheilte gleich zu verstehen, und vorzüglich der das Verschiedene in seinem Aehnlichen zusammenfügende Witz, hängen hauptsächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch ist es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maß übersteigen; sie gestatten uns dann nicht, eine Sache scharf in das Auge zu fassen, und bei ihr lange genug zu verweilen, sie ziehen unaufhörlich unsre Aufmerksamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beschäftiget — und in mancherlei Zerstreuungen umher, und lassen uns keiner Untersuchung auf dem geraden Wege nachgehen; sie erfüllen den Geist mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Wesen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernstlichen Wollen kommt. Dieses Eindringen und Festigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens suchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantasie kann man sich zwar nicht verschaffen; sie sind Geschenke der Natur. Aber man kann sie, wo sie zu stark sind, schwächen; und das ist wichtiger; darauf haben Alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter streben. Nichts wirkt sicherer dahin, als daß man es sich mit jeder Sache, mit welcher man sich beschäftigt, Ernst sein läßt, und ein möglichst lebhaftes Interesse für sie in sich erweckt; daß man sich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantasie so ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über seine Gedanken besitzt, welche die größte ist, die dem Menschen verliehen ward, und seine Freiheit am Meisten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß sich die Thätigkeit der Phantasie den Befehlen des Verstandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns die Vortheile derselben zu entziehen.

Die lebhafte Einbildungskraft stellt Alles in individueller Bestimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, die feurige Alles in großen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsschweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in stiller Betrachtung; diese strömt gewaltig dahin — an Allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft ist für die männliche Natur eben so charakteristisch, wie die Lebhaftigkeit derselben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Fassen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entschließungen muß die Meisten eine feurige Einbildungskraft in den Stand setzen. Bei Wenigen wird der Verstand ihrer Unterstützung entbehren können; nie aber darf er ihre Vorbereitungen verschmähen. Was die bewegliche Phantasie für die gewöhnliche Thätigkeit, das ist die feurige für das schöpferische Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Ergreifen, auf das gedankenvolle Hinstellen, auf das rasche und kräftige Fortschreiten. In diesem Sinne muß die lebhafte Phantasie sich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunst zu erreichen. Selbst der philosophischen Forschung sind die Andeutungen einer feurigen Phantasie nützlich; indem sie bald derselben einen höhern Schwung geben, bald sie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald sie mit wirklich wahren Ideen bereichern; daß sie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entscheidungen sich anmaßend, welche dieser allein gebühren, und mystische Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt ist eine feurige Phantasie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und sittlichen Charakter. Leicht tritt sie dem ruhigen Denker in den Weg: leicht begnügt sie sich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wissen möglich und nöthig ist; leicht verleitet sie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechseln; leicht drängt sie in wilden Stürmen den Menschen aus der Einheit seines Wesens; leicht läßt sie in brausendem aber schnell niedergeschlagenem Streben die Kraft erschöpfen; nicht selten exaltirt sie einzelne Gefühle zur zerstörenden Gewalt; nicht selten endlich stürzt sie in die wildesten Ausschweifungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob das Feuer der Phantasie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenschaft entzündet sei. Im ersten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menschen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in sich selbst. Im zweiten stürzt es auf die Leidenschaft zurück, von der es ausging, und treibt sie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantasie von einer großen Idee. Dann ist vor Allem der sittliche und der rein menschliche Gehalt dieser Idee zu untersuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im Uebrigen diese Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie setze.

Nie bedarf die feurige Phantasie mehr der sorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am stärksten; hier bekommt es die gefährlichste Nahrung; hier greift es so leicht verwüstend um sich, und hindert so oft die wohlthätigsten Bestrebungen. Die edelsten Gefühle und Regungen werden nicht selten von der Gluth einer wilden Phantasie verzehrt. Die Beschäftigung mit solchen Wissenschaften, welche die Anschauung und den Verstand in Anspruch nehmen, das Lesen solcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen,

strenge Selbstgewöhnung, Alles scharf zu bestimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforschen, sorgfältige Pflege der sittlichen Anlagen, ernste Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, sich für seine Bestimmung tüchtig zu machen, sind die besten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht selten auch in spätern Jahren noch erfordert wird, das zu starke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gediegener, in sich abgeschlossener und in seinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorschein komme.

Eine starke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterstützung von außen. Zwar muß auch sie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den ersten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von diesem berührt, bewegt sie sich fest und frei auf eignem Boden, und bildet sich aus dem, was sie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgerissen, hält sie ihr Leben über derselben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die schwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu sie nicht von ihr die Umrisse und die schon zubereiteten Materialien empfing. Menschen von starker Einbildungskraft sind es, die eine Idee lange festhalten, von allen Seiten ausgestalten, und sich ganz in sie verlieren können.

Eine starke Einbildungskraft gehört dazu, sich dem hinzugeben, was das Höchste des Menschen ist. Sie ist aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorscheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Nur seien die übrigen Kräfte des Geistes ihr gewachsen; nur stehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, festes Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für seine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt sie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantastischen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geistige Erschlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat!

Die Einbildungskraft wird kühn, wenn sie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verschmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbietet; ihr gelten nur diejenigen Gesetze, welche aus dem höchsten Vermögen der Menschen stammen. Der Verstand kann ihr nicht folgen, weil er an den Fesseln der Sinne liegt; dafür meistert er sie denn ohne Ende. Es ist die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorschwebt, und obgleich sie sich bewußt ist, dieses nie erreichen zu können, so strebt sie doch, in beständigen Erweiterungen des Endlichen, sich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben so wohl das Gefühl zerreißen, als den Geist erheben. Das Erste vorzüglich dann, wenn sie im Dienste einer düstern Stimmung steht. Der Künstler bedarf ihrer; aber in ihm wird sie vom Genie beseelt und geregelt, daß sie nur in schönen und großen Gestalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr sind, darstellen kann. Wo es ihr hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft ist verderblich, wenn ihr nicht das Gesetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf diese Weise eine regellose, eine Dienerin roher Leidenschaft. Sie verachtet unter den Gesetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüstigen Paradiesen bis zu Höllen voll schauderhafter Qual steht ihr unermeßliches Gebiet offen. Durch sie wird die Schwärmerei zum Unsinne, der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Ver-

hältnissen des Lebens richtet sie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge sucht sie zu verkehren. Der Seele raubt sie ihre Kraft, dem Gemüthe seinen Zusammenhang, dem Handeln seinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch sie zu Grunde, und Alles, was im Herzen Schlimmes ist, kann durch sie zum Ungeheuern gesteigert werden.

Noch ist übrig, daß wir uns für den Gebrauch der Einbildungskraft, weil dieser nicht von der natürlichen Beschaffenheit derselben allein bestimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewiesen sind, von so großer Wichtigkeit ist, einige Regeln merken.

Vor Allem hüten Sie sich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens gestatten. Sie darf, ja sie soll Ihnen zur Besorgung derselben und zur Verschönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber sie darf sich nicht in Ihre Ansichten, in Ihre Erwartungen mischen. Die Welt, wie sie ist, nicht wie sie im Schmucke der Phantasie erscheint, empfängt ihr Wirken, und gibt Ihnen zurück, was daraus entsteht. Jener gehören Ihre Zwecke an; jener sind die Bedürfnisse eigen, denen Sie abhelfen sollen; aus jener müssen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, sich in süßer Täuschung zu erhalten; einmal wird sich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, sei es in verfehlten Absichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben schienen, die Verhältnisse, die Sie in einem so sanften Schimmer erblickten, die Menschen, denen Sie so herrliche Gesinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rausche des Entzückens übersahen, die Klüfte, die Sie in begeisterter Sehnsucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie sein, wenn Sie zu spät merken, daß Sie sich verrechnet haben, und nun vor der leisen Berührung der Wahrheit die Stützen Ihrer Zufriedenheit zusammensinken! Einmal gewohnt, sich mehr von der Einbildungskraft als vom Verstande leiten zu lassen, wird es Ihnen schwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen; und in düsterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Nur vom Verstande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur dessen ist man sicher, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt sich die Phantasie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander; sie regen das Gemüth mächtig auf; sie vereinigen sich zu einem starken Totaleindrucke; man ist davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man sieht dämmernde Umrisse, und glaubt die Sache selbst zu besitzen; man ahnet, und glaubt zu verstehen; man bildet sich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald ist das allmächtige Zauberwort gefunden, das Alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist, wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen und Andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie Etwas sei, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Die Phantasie sucht oft auch durch sinnreiche Verknüpfungen den großen und ersten Zusammenhang zu vertreten, den der Verstand in die Gedanken bringt. Was auf diese Weise entsteht, stimmt nicht selten wunderbar mit an-

dern Erscheinungen und Gedankenverbindungen überein. Durch dieses Uebereinstimmen geblendet, unbekümmert um das Viele, was doch nicht übereinstimmt, ohne Sorge, ob sich dies auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man solche Einfälle zu Systemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern, als an Grund und Boden fehlt. So ist das Wesen der Schwärmerei.

Lassen Sie sich nicht blenden durch den Glanz solcher Meteore, die jeder Tag auf-, aber auch wieder untergehen sieht. Die Wahrheit müßte sich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger sorgfältig jede einseitige Richtung der Phantasie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem interessanten Gedanken, oder von einer besondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer besondern Beschäftigung her.

Ist es eine bestimmte Vorstellung, was ihr vorschwebt: so wird Alles auf sie gezogen, Alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältnisse entschieden, worin es zu ihr steht. Zu den traurigsten Verirrungen des Verstandes führt dieser Weg.

Steht die Phantasie im Dienste einer düstern Stimmung: dann ist es unvermeidlich, daß diese immer düstrer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshasse.

Hat eine Leidenschaft sich ihrer bemächtigt: so muß diese bis zu einer fast unbezwinglichen Stärke hinanwachsen. Ihre natürliche Kraft ist unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieselbe von der Phantasie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unersättlich, das Ziel immer weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens weicht entweder dieser Leidenschaft, oder wird ihr, die sich Alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns sonst als wünschenswerth erscheinen möchte, dienstbar.

Die Gesundheit der Seele und die Vollstimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantasie nach allen Seiten sich verbreite, jeden Reichthum des Lebens sich aneigne, und für die ganze Summe menschlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig sei.

Nur werde sie rein erhalten vom Unsittlichen. Kein unlautres Bild müsse von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, ist, was die Einbildungskraft ahnet, — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt; sie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissensbisse, Qualen, die von dieser verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That.

Ist es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren — und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtsein, die Kraft und die frische That des Mannes: — dann bewachen Sie sorgfältig die Regungen der Einbildungskraft; dann unterdrücken Sie schnell, was das Gewissen verurtheilt; dann hüten Sie sich, durch sie mit der Sünde in eine Gemeinschaft zu treten, die so bald ein unauflösliches Bündniß geworden ist.

Endlich wird es auch nöthig sein, daß Sie sich nur selten und mit großer Vorsicht den müßigen Träumen der Phantasie überlassen.

So mag man sich denn wohl zur Erholung angenehmen Beschäftigungen überlassen. Aber stets seien diese Beschäftigungen rein; nie seien sie mehr, als unterhaltende Spiele, denen man sich immer entreißen kann; nie müssen sie das Gemüth verstimmen oder verweichlichen: nie müssen sie den Traum an die Stelle der Wahrheit setzen, nie die Befreundung mit dem Leben stören, nie uns mit Menschen und Umgebungen in Mißverhältniß setzen, nie jene weiche, wehmüthige schwärmerische Sehnsucht erzeugen, die den Muth erstickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil sie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchsten Interesse des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch sein. (Ehrenberg.)

10) Ueber das Wesen der Sage.

Es wird dem Menschen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage von einer geringeren Mannigfaltigkeit der Farbe, hat doch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesäet zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher, sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalte die Anlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Theile der urdeutschen Heldensage erhalten haben, ohne Namen, (außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand); während in den Liedern und Sagen unseres Volks so viele einzelne beinahe trockene Namen, Oerter und Sitten, aus der ältesten Zeit festhaften.

Die Märchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den einen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen, und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Ueber den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das Sinnlichnatürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstelluug selbst vorträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen; aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin, sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt, (und einmal hinter einem gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht durchlebten tritt,) dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nöthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor

dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht sie an Oerter und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag. (Gebrüder Grimm.)

11) Wesen der Thierfabel.

Die Poesie, nicht zufrieden Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.

Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur, der, für sich selbst betrachtet, auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Thieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben.

Es ist nicht bloß die äußere Menschähnlichkeit der Thiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaßen, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannichfaltigen Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und Schmerzen zwingt in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältniß zu jenen bringt, daß ohne gewaltsamen Sprung Eigenschaften des menschlichen Gemüths auf das Thier, und thierische Aeußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. In mehr als einer sinnlichen Kraft thut es uns das Thier zuvor, in Schärfe des Gesichts, Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; sollten wir ihm nicht zugestehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns seine Besonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber das Band fester gewunden. Alles athmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirte sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Thieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geschwächter Beziehungen zu den Thieren entwickelt. Von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wildes, Verfolgung des Raubthiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwischen Mensch und Thier eintreten mußte, gingen diese Bezüge aus. Für Thiere, deren nähere Bekanntschaft unentbehrlich war, oder die man scheute, mit denen aber gut zu stehen für rathsam erachtet wurde, entsprangen außer den gewöhnlichen appellativen besondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältniß einer wenigstens unvollkommen gelungenen Verständigung herbeiführten. Diese Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ständige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phan-

tasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstandes wenig fühlend, Thiere beinahe für seines gleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologieen glauben Verwandlungen der Menschen in Thiere, der Thiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rath und Hilfe einiger Thiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Uebel und Nachtheil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu schaden mit sich führt, allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Thiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Thiere sind bald heilbringende, bald schreckende Zeichen; Thiere sind Anführer auswandernder Ansiedelungen. Thiere werden zur Deutung der Gestirne an den Himmel versetzt, Thiere versehen Botendienste und künden den Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch (das Begabte verstehen lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unsern Begebenheiten. Einige Thiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Thiergestalt in Tracht, Larve und Rüstung, Thierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menschen nahe; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Thiere und ihr Verhältniß zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.

Sobald einmal um diesen Zusammenhang des thierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückschoben, mußte sich da nicht eine eigenthümliche Reihe von Ueberlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Thierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Thieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Thieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Theilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständniß ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel „als noch die Thiere sprachen", mit welcher wir das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandenen engeren Verkehrs mit den Thieren aus, dessen Erinnerung diese uns in ihren Bildern vorhält.

Wie durch ein Mißgeschick sind diese Thiere nachher verstummt, oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Thierfabel gründet sich also auf nichts Anderes als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehal-

tene, zähe Ueberlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos, in nie still stehendem Wachsthum, setzt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüthe ungenutzt verläuft, stirbt sie allmählich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahin getragen. Es ist ebenso widerstrebend, echte Thierfabeln zu ersinnen, als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.

Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Thierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch keine wirklichen Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unauflösbar mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt; die Thierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit nothwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Bestätigung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht ertheilte, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Thieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Thieren eine Theilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim reinmenschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Thiere sind, wir muthen ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Thierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Thiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Thierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem thierischen Element setze. Die Thierfabel hat demzufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal sie muß die Thiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Todtenamt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Tonsur zu gewähren. Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein, und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Thieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen thierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampfe mit dem Wolfe der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwickelungen hervorgehen. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann

die Thierfabel nicht entrathen. Wer Geschichten ersinnen wollte, in denen die Thiere sich bloß wie Menschen geberdeten, nur zufällig mit Thiernamen und Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt, wie wer darin Thiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte, ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehene Handlung. Fehlte den Thieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würde sie albern, fehlte ihnen der thierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Thierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehen, den Thieren ihr Eigenthümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschenähnlichkeit zu erheben; er muß den thierischen Leib beibehaltend ihm dazu noch Geberde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.

Eben in dieser Nothwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Thierfabel. Das bloße Märchen kann ganz todte Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen, handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebensthätigkeit, die ihr beizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr ebensowenig. Selbst zwischen den Thieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Thiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigenthümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber stehen für die Verwendung der Thierfabel schon darin den Säugethieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Thieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde seltne Thiere liegen der anschauenden Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich, in unserer Thierfabel dem Elephant oder Kameel irgend einen bedeutenden Platz zu überweisen. Hausthiere sind es und die Bewohner unserer Wälder, welche für die Fabel geschaffen scheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Hausthieren selbst aber finden wir diejenigen, welche sich gänzlich in menschliche Dienstbarkeit ergeben haben, den Ochsen, Hund und das Pferd ausgeschlossen, oder nur in beschränker Weise auftretend; sie sind allzu zahm und prosaisch geworden; anders verhält es sich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach ist also der Thierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide nothwendig einheimischer Helden bedürfen. Aus der gleichen Ursache aber wird das gedeihende und erwarmende Thierepos überall eine feste Stätte und Heimath suchen und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Oerter anschlagen, auf dem sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Thiere auszeichnet und genau individualisirt, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß nothwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehen, welche Alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beschränkt sich darauf, ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

Nach dem Charakter, den ich der Thierfabel beigelegt habe, versteht es sich von selbst, daß ihr kein Hang zur Satyre beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen, ihren Spott über das ganze Menschengeschlecht ergießenden, noch zu einer besonderen, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als versteckte oder gezähmte Satyre erblicken will. Die Satyre ist von Haus aus unruhig, voll geheimer Anspielungen und verfährt durchgängig bewußt. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite; sie ist gleichmüthig, wird von ihrer innern Lust getragen, und kann es nicht darauf abgesehen haben, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Uebersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen. Wir werden sehen, daß alle auf diesem Wege gemachten Versuche, die alte Fabel zu deuten, in sich selbst zerfallen. Wohl aber ist zuzugeben, daß sie zuweilen, wo es ihr Haft an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satyre streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur der Fabel fremde und halb aufgedrungene Ausschmückung betrachte. Noch weniger mag ihr Parodie des menschlichen Epos untergelegt werden; diese vorsätzliche, verzerrende Nachahmung gehört weit späterer Zeit an, als der, worin die Fabel entsprang, und man darf sie nicht mit der stillen komischen Kraft, von der die Fabel unbewußt durchzogen wird, mit einer harmlosen Ironie, die sie dann und wann kund gibt, verwechseln. Der Widerschein menschlicher Gestalten, Handlungen und Worte hat gar nichts von der gewaltsamen Verdrehung jener Verkleidung. In dem herben, aber schlagenden, überall poetischen Witz unserer Thiersage verräth sich ganz die einer rohen, kraftvollen Heldenzeit angemessene Einkleidung, besonders der Spott, der darin mit Wunden und Verstümmelungen getrieben wird, ist mir ein fast unverwerflicher Zeuge ihres hohen Alters. Wie Reinhart den blutenden Isengrim höhnt, den wunden Brun lästert, darin mag man leicht den Styl der bitteren Scherze erkennen, die zwischen Walther und Hagano fallen, oder der Weise, in welcher Hagene von Volkers rothem Anstrich zum Fidelbogen redet.

Schwerer zu widerlegen wird die ausgebreitete Ansicht scheinen, daß mit der Fabel wesentlich ein didactischer Zweck verbunden sei, daß sie stets eine Lehre verhülle, die sich der Mensch aus dem Beispiel der Thiere zu entnehmen habe. In der That ist auch schon sehr frühe die Thierfabel unter diesen Gesichtspunkt gestellt und bei wirklichen Vorfällen als Gegenstück erzählt worden, um aus ihr in schwieriger Lage des menschlichen Lebens eine triftige Nutzanwendung zu schöpfen, sei es nun, daß man die im Gewebe der Dichtung eingeschlossene Lehre gar nicht hervorhob, sondern dem Zuhörer sie daraus zu ziehen überließ, oder daß man sie am Ende des Vortrags aussprach, oder sie gar vorausschickte und ihr den Stoff der Erzählung wie zur Erläuterung anfügte. Unter diesen drei Arten ist die erste als die älteste und wirksamste zu betrachten, die zweite mehr der griechischen, die dritte der orientalischen Weise angemessen. Unleugbar wird bei der letzten die Erwartung am wenigsten gespannt, da die vorn ausgesprochene Moral den Ausgang der Begebenheit halb errathen läßt. In allen drei Erzählungsweisen aber ist der Erfolg der Fabel dem des Sprichworts oder der Parabel vergleichbar, wie denn auch diese Benennung selbst auf die Fabel übergeht, und der Ursprung der altdeutschen Ausdrücke **bispel** oder **biwurti** ganz eine solche Beziehung verräth.

Lehrhaft nun ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn

ist nicht Lehre gewesen. Sie lehrt wie alles Epos, aber sie geht nicht darauf aus, zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und dem Epos, um eine Vergleichung zu brauchen, gesogen werden, wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße, nicht schon den gekelterten Wein, mit sich führen. Ueberall, wo uns das zur Moral vergorene Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Thierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden. Daher quillt auch aus dem Epos die Lehre eigentlich reichhaltiger nach vielen Seiten hervor, der spätern Fabel wird eine bestimmte Affabulation entpreßt, die von kleinerem Bereich in vielen Fällen ihren Stoff gar nicht erschöpft hat; es könnten ihr noch ganz andere Lehren, als die gewählten entnommen werden, ja der nämlichen Fabel sehr verschiedene. Der echten Fabel Inhalt läßt eine Menge von Anwendungen zu, aus dem bloßen Epimythium aber sich noch keine Fabel auferbauen, was jene morgenländische Auffassung als weniger gelungen darstellt und zugleich entschuldigt, da fast jede Sittenlehre von dem Umfang der Erzählung übertroffen wird. Die Fabel braucht nicht einmal eine sittliche Lehre zu enthalten, oft bietet sie nur eine Regel der Klugheit dar; das Böse kann im Einzelnen oder in der Wendung des Ganzen über das Gute den Sieg davon tragen. Es scheint mir sogar ein tiefer Zug der Fabel, daß sie an den Thieren mehr Laster und Fehler der Menschen als Tugenden vorstellt, gleich als sei unsere bessere Seite zu herrlich, um von uns mit den Thieren getheilt zu werden, und alle Aehnlichkeit auf das beschränkt, was an uns noch thierisch ist. Daher in ihr List, Schlauheit, Wuth, Treulosigkeit, Zorn, Neid, Schadenfreude, Dummheit und die daraus folgenden Verbrechen zur Schau kommen, fast niemals aber die edleren Leidenschaften der Liebe, Treue und Großmuth, es sei denn in vorübergehenden Nebenzügen, geschildert werden. Eine Ausnahme machen Muth und Tapferkeit, Eigenschaften, die an den meisten wilden Thieren zu offenbar sind, als daß sie übergangen werden konnten. Die Moral der Fabel wird also gewöhnlich eine negative sein, entweder bloße Regel des Vortheils, oder Warnung, dem Beispiel der Thiere nicht zu folgen. Den stärksten Beweis für die in der That zufällige Verbindung der getroffenen Nutzanwendung mit der Fabel selbst bietet ein Verfahren des Mittelalters an die Hand. Man hat es versucht, aus der Thierfabel wie aus andern weltlichen Erzählungen christliche Lehren und Bezüge herzuleiten. So wenig nun diese geistliche Deutung Grundlage oder wesentliche Folge der Fabel war, so wenig ist es auch die Moral, die sie begleitet.

Den Völkern des Alterthums, deren Vorbilder in beinahe allen Dichtungsarten glänzen, scheint sich die Thierfabel nicht so glücklich gestaltet zu haben, obgleich sie ihrer Ueberlieferung früherhin ohne Zweifel reich zu Gebote stand. Die Batrachomyomachie*) kann indessen für ein vortreffliches, auf echter Sage beruhendes Stück gelten, das sich im engen Kreise kleiner Thiere bewegt, aber durch seine überaus wohl gehaltene, reine Darstellung die anmuthigste Wirkung hervorbringt. Was wir unter dem Namen äsopischer Fabeln begreifen, ist durch so manche Hände gegangen und so ungleich geworden, daß die ursprüngliche Abfassung daran sich nicht mehr deutlich erkennen läßt: es sind kostbare Ueberbleibsel aus einer Fülle von Thierfabeln, die aber meistens die Gestalt bloßer

---

*) Batrachomyomachie = Froschmauskrieg, ein dem Homer zugeschriebenes komisches Heldengedicht, worin die Frösche und Mäuse miteinander kämpfend vorgestellt werden.

Auszüge an sich tragen und nur selten zu behagender epischer Breite sich erheben. So manch bedeutsamer und erfreulicher Zug auch noch in dieser geschwächten Niederschreibung haftet, ist doch fast Alles bereits auf die Epimythien zugeschnitten, also nur bloße Verdünnung einer älteren, in größerer Freiheit empfangenen und auferzogenen Thierfabel. Zeichen der abgenommenen Wärme ist es schon, daß der äsopischen Fabel die örtliche Anknüpfung beinahe ganz gebricht. Dagegen hat sich der Zusammenhang zwischen ihr und der Thierfabel anderer Völker in genug einzelnen Spuren augenscheinlich erhalten, und es muß ein Hauptaugenmerk sein, ihn hervorzuheben, weil er die Enge der Affabulation zeigt und das Ganze durchblicken läßt, aus dem diese Mythen gerissen wurden. Phädrus gewährt uns die nochmalige Nachbildung Aesop's in gemessener, aber unbelebter Sprache, aus der alle Poesie entwichen ist, eine glatte kahle Erzählung, ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Mosts. Von bedeutendem Gehalt, theilweise trefflicher Darstellung, wenn man die geschraubte, Alles verkettende Manier der Erzählung nachsieht, ist die morgenländische Fabel.

Als kein ganz geringer Ersatz für unwiederbringliche Verluste und Entbehrungen muß es angesehen werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Thierfabel aufzuweisen hat, der sich nichts anderswo zur Seite stellen läßt. Ich bezeichne sie näher als eine deutsche, und gedenke es im Verlauf der fernern Abhandlung zu rechtfertigen. Die Fülle ihrer Entstehung und Ausbildung überbietet Alles, was das Alterthum in der Fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. Diese örtliche Einschränkung zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an. Die älteste und einfachste aller Dichtungsarten, die epische, ist weit mehr als alle übrigen durch Zeit und Raum bedingt. Nach Jahrhunderten und Gegenden scheint sie zurückzuweichen, und weder eine kältere noch wärmere Zone zu ertragen. Wie gewisse Pflanzen und Bäume nur unter bestimmtem Himmelsstrich gedeihen und zu ihrer vollen Macht kommen, über ihn hinaus verkümmern und zu Grunde gehen; so hat auch die Thierfabel die Grenze jener Länder nicht überschritten, und weder Südfrankreich, Italien und Spanien, noch auf der andern Seite das celtische Sprachgebiet, England, Scandinavien und die slavischen Völkerschaften erreicht. Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Thiernamen besitzt, fällt am meisten auf. Die Thiersage umschreibt also einen viel engeren Kreis, als die kerlingische Dichtung, welche aus Frankreich nach Italien und Spanien gezogen, und als die deutsche Heldensage, die uns mit dem Norden und Altengland gemeinschaftlich war.

Nach dem Mittelalter hörte die Forterzeugung der echten Thierfabel auf, es blieben nur noch schwache, in didactische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der classischen Literatur gelten, daß Aesop und Phädrus allmählich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten. Indem sich hier unsere Betrachtung zwei neuere Fabeldichter aushebt, die in Frankreich und Deutschland vorwiegend Ton angaben, wird dadurch hinlänglich der Weg bezeichnet werden, den diese Gattung überhaupt eingeschlagen hat.

In Frankreich möchte es bald an der Zeit sein, das lang überschätzte Ver-

dienst Lafontaine's auf seinen wahren Werth zurückzuführen. Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Thierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein trefflicher Fabulist heißen. Aber selbst einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebote stehen, können nicht die verlorne Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Tact, und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zu Grunde richtet, verweilen wollte. Jene Eigenschaften thun daher nicht selten eine widerwärtige störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Thierfabel hat er nie erreicht. Seine leichte, gewandte Erzählungsgabe soll nicht verkannt werden, aber von der äsopischen Natürlichkeit, selbst der phädrischen Präcision ist er absichtlich gewichen, um in einem freien und losen Versmaß die Arbeit nach dem Geschmack seiner Zeit aufzuheitern.

Wäre Lessing's scharfsinnige Betrachtung, wie in die griechische Fabel, eben so tief in die altdeutsche gedrungen und durch umfassendere historische Studien unterstützt worden, so hätten wir diesem geistreichen Mann vielleicht die fruchtbarsten Erörterungen unserer Thierfabel zu danken. Den Abstand des Phädrus von Aesop hat er aufgedeckt, auch die Schwäche der lafontainischen Fabel gegenüber der äsopischen blieb ihm unverborgen. Sein Irrthum lag darin, daß er in den besten griechischen Stücken den Gipfel, nicht in allen schon das Sinken und die sich zersetzende Kraft der alten Thierfabel erblickte. Zu dieser können die Apologe, die er selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten, als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Alterthums. Das naive Element geht den lessingischen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Thiere den natürlichen Charakter, aber was sie thun, interessirt nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze ist ihm die Seele der Fabel, und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden; man darf umgedreht behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet. Oertliche Anknüpfung verschmähen beide, Lafontaine wie Lessing.

Aufgabe der nachfolgenden Untersuchungen ist, die vielfache Verzweigung der altdeutschen Thierfabel, innerhalb ihres Kreises, zu erörtern und zu zeigen, wie fast jede Bearbeitung ihr Eigenthümliches hat, um derentwillen sie nicht auseinander hergeleitet werden dürfen, sondern vielmehr alle auf eine noch breitere Grundlage der Ueberlieferung hinführen. Wenn sich auch ergeben sollte, daß bei der Menge erhaltener Gedichte dennoch die reinsten und vorzüglichsten in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen sind, so muß diese sogar unsere Bewunderung des mächtigen Thierepos steigern, von dessen geschmälertem Umfang die folgenden Jahrhunderte fortgezehrt haben und dessen Ruf noch spät in Uebertragungen und Nachbildungen durch ganz Europa gedrungen ist. Was hier von seinem Wesen und seiner Bedeutung vorausgeschickt wurde, hoffen die einzelnen Abhandlungen bestimmter auszuführen und in's Licht zu stellen.

(Jacob Grimm.)

12) Bedeutsamkeit und Unschuld des Märchens.

Wir finden es wohl, wenn von Sturm oder anderem Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen wird, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die

Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen, und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als sonst ganze Garben, werden sie heim getragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hat, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen, und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden. Freilich, die sie noch wissen, wissen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen; aber die Sitte selber nimmt immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem stätigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht, und doch wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch, oder für gescheidte Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allen unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie, oder eine noch nicht von den Verkehrheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne diese Märchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen; ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines, zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Darum auch geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach, und zum Dienste der Erde noch ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es als ein Erziehungsbuch diene. Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausscheiden dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie täglich vorkommen, und auf keine Weise verborgen bleiben können, erlangt wird, und

wobei man zugleich in der Täuschung ist, daß was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben sei. Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze und ihnen anstößig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im Ganzen, das heißt für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen als die Natur selber, welche diese Blumen und Blätter in solcher Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind, nach besonderen Bedürfnissen, der kann nicht fordern, daß sie deshalb anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch, Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht einzustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind, und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Thau darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und danach sollen wir trachten. Uebrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerm Maß einträten; der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern, wie ein schönes Wort sagt, ein Zeugniß unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während Andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen.

(Aus der Vorrede zu: Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.)

13) Die Naturforschung.

Die Forschung, wenn sie reine Naturfacta zum Gegenstande hat, nimmt folgenden Gang: Sie nimmt Naturdinge und Erscheinungen an denselben wahr; sie erkennt, dem eingebornen Gesetze der Causalität folgend, deren Wirkungen; sie gelangt von dieser concreten Anschauung zur Abstraction, von dieser zu Gesetzen, welche sie ins volle Bewußtsein bringen, welche sie begreifen, durch Experiment und Rechnung prüfen und endlich für mancherlei Zwecke verwenden kann; — aber, hier angekommen, hat sie das Grenzgebiet menschlichen Wissens betreten; und statt einer neuen, vollständigen Erkenntniß kommt ihr ein unbegriffenes Etwas, kommt ihr ein Unbegreifliches: die Kraft entgegen. Der Naturforscher erstarrt, von dem Geisterhauche durchschauert, der ihn aus diesem dunkeln Gebiete anweht. Eine Gorgone*) hat er geschauet, die sein kühnes Forscherantlitz zu versteinern droht. Bebend, ahnungsvoll wendet er um, kehrt er in den Kreis des Verständnisses, des verwandten Daseins, des holden Lebens zurück. — So ist er denn mit Hoffnungen, mit Ahnungen eines herrlichen Gewinnes hinausgezogen, um zu forschen. Er kehrt heim, bereichert mit Anschauungen, mit Erfahrungen, mit Combinationen, mit vielen Gewißheiten; jedoch das letzte Räthsel hat er nicht gelöst, er bringt es mit sich zurück.

*) Gorgonen: drei fabelhafte Schwestern mit ehernen Klauen, ungeheuern Zähnen und Schlangenhaaren; sie verwandelten Jeden, der sie ansah, in Stein.

Die Materie unsers Planeten wird von widerspenstigen Geistern beherrscht. Sie zieht sich überall, in der todten Schöpfung, wie im Lebendigen, in den kleinsten Raum zurück. Hier will sie, unbelauscht von dem Geiste des Menschen, sich der Fülle des eigenen Daseins erfreuen, hier, unentweihet von Späherblicken, ihre Mysterien feiern. Das Todte auf unserer Erde ist auch im Kleinsten ganz, das Lebende ist auch im kleinsten Theile thätig; daher die ewig wiederkehrende Aufgabe, das Kleinste zu erforschen, um daraus das Größere zu erklären. Schon Plinius wußte dies, als er ausrief: **Natura in minimis tota est***). Doch, wie wenig gelang es damals noch, die Eigenschaften der Materie zu erkunden, in die Structurverhältnisse, in die hohe Gesetzmäßigkeit der inneren Bildung der Naturkörper zu dringen! Seitdem haben die Forscher ihr Augenlicht geschärft durch das Mikroscop. Vertraut mit den Gesetzen der Brechung des Lichtes durch verschiedene Stoffe, setzt der Forscher Gläser auf Gläser zusammen, er concentrirt diese heilige Emanation (Ausfluß) der Schöpfungen, das Licht, und bewaffnet mit jenem unscheinbaren und doch so kräftigen Instrumente, dringt er nun vor zu den äußersten Grenzen der Materie, und alle Räthsel, welche das Körperliche rücksichtlich seiner Structurverhältnisse aufgeben konnte, werden endlich durch den beharrlichen Fleiß, durch die Geschicklichkeit des Beobachters gelöst. Die neueste Zeit lehrte uns das Mikroscop zu einer tausendfältigen Vergrößerung schärfen. Klar und deutlich liegen Formverhältnisse und davon abhängige Thätigkeiten vor uns, welche man noch vor einigen Decennien nicht einmal zu ahnen vermochte.

Mit Recht dürfen wir wohl behaupten, daß die Forschung in der Richtung des Kleinsten glücklich die Schranken durchbrochen habe, welche unserer Sinnlichkeit gesteckt schienen. Jene organische Wunderwelt, welche, sonst unbekannt und unerreichbar unsern Blicken, gleichsam an der Körperlichkeit zu liegen schien, ist uns jetzt nahe gebracht, und entfaltet von Tag zu Tag neue Schönheiten vor unsern erstaunten Blicken.

Die erste Befriedigung empfängt der Naturforscher eben aus der unmittelbaren Bereicherung seiner Sinne durch Anschauungen neuer Art und Bedeutung. Die Sinne sind bestimmt, von den Gegenständen erfüllt zu werden; ihnen ist vollständige Befriedigung beschieden. In dieser Beziehung genießen sie noch ungeschmälert alle Vorrechte unserer leiblichen Natur, welcher in gewisser Weise vergönnt ist, den Becher des Genusses bis auf den Boden zu leeren. Wo daher die Sinne des Naturforschers so an die Objecte hingeführt werden, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung Genüge thun, daß sie diese Objekte ergreifen können, da werden sie in einen Zustand eigenthümlicher Behaglichkeit versetzt. Es ist dies die Empfindung von Naturgemäßheit, von Harmonie, weil der Sinn das Maß der Empfänglichkeit für das Objekt in sich trägt. Schon mit der Befriedigung der rohesten Bedürfnisse unserer leiblichen Natur, des Hungers und Durstes, tritt eine angenehme Empfindung ein: sollte darum nicht die Befriedigung der höheren Sinnlichkeit von einem viel höhern Vergnügen begleitet sein? Allerdings ist dies der Fall, und jeder Naturforscher weiß, welches eigenthümliche Vergnügen in diesem, gleichsam elementarischen Beginnen seines Forschergeschäftes liegt. Das Auge spricht zum Verstande: Mich hungert nach jenen mir unbekannten Formen; das Ohr ruft: Mich dürstet nach den ungehörten Melodien. Der Verstand entgegnet: „Diesen Genuß sollt ihr haben,

*) Die Natur ist auch im Kleinsten ganz — vollkommen.

ihr meine Diener; und auch ich werde einen Gewinn ziehen aus eurer Wirksamkeit, den Genuß nämlich von jenem Ebenmaß, dessen jeder sinnliche Eindruck in der Natur voll ist. Darum schwelget immerhin in Gestalt und Raumausdehnung, in Farbe, Ton und Geruch, und bereitet mir das Mahl des Naturverständnisses aus eurer Thätigkeit." Und die Sinne lassen es sich nun angelegen sein, unter Führung des Verstandes erfüllen sie sich mit der Herrlichkeit der Naturanschauungen, welche vor ihnen ausgelegt sind, und der Verstand erfreuet sich im Anblick dieses Geschäftes, und behaglich ruft er aus: „That und Genuß, sie sollen Eins werden in der großen, herrlichen Schöpfung, und wie freue ich mich darum meiner Sinne; sie sind ja thätig im Genuß und genießen durch die That. Wie ein guter Hirt seine Schafe, so will ich sie weiden lassen unter den Gestirnen des Himmels zwischen den Strahlen des Lichtes, unter dem umnachtenden Fittig der Windsbraut, auf der elektrischen Wolke, die Blitze schleudert, in den Tiefen des Oceans, wie in den Schachten des Gebirgs, unter den Heerden des Wildes und zwischen den Blumen der Flur, den Bäumen des Waldes. Empfanget, ihr harmlosen Söhne des Leibes, empfanget sie alle, jene ewigen Wirkungen der Natur: freuet euch ihrer mit aller Heiterkeit eines unmittelbaren Wesens, und ich erfreue mich mit euch, wie der Vater sich erquickt beim Anblick des Spiels seiner Kinder."

Aber, höre ich Mehrere sagen, dies ist nicht Naturforschung. Daß der Sinn erfüllt werde mit Anschauungen, ist allgemeine Bestimmung des Lebens, ist noch nicht jene erhabene Thätigkeit, welche wir Naturforschung nennen möchten. Doch, ist zu erwiedern: — Jene erste Thätigkeit der Sinne ist der Anfang der Forschung. Es ist keine so leichte Sache, den Sinn rein zu erhalten, lauter und ungetrübt. Dazu bedarf es einer Schule, unter der Leitung des ruhig erwägenden Verstandes. Alles sehen, was vorliegt, und nicht mehr sehen, ist mehr als Fertigkeit, ist Kunst. In dem Geschäfte der Sinne liegt, eben weil es ein Geschäft der Unmittelbarkeit ist, eine eigene hohe Weihe. Der Sinn hat ein Priesterthum zu verwalten. Wie nur reine Hände und reines Herz zulässig sind vor dem Altare, so ist auch hier, wo die Anerkennung der Schöpfung außer uns gefeiert werden soll, ein reines, ungetrübtes Auge, ein freies, von keinem Mißton verstimmtes Ohr nöthig, und eine sichere Hand, die nicht zittert aus Furcht oder Schwäche.

Ist es uns durch Vergleichung der einzelnen Thatsachen, wie sie der Sinn festgestellt hat, gelungen, die Begriffe von gewissen Naturdingen und Naturhandlungen zu gewinnen, so gehen wir dem hohen Vergnügen entgegen, Einheit in unsere Anschauung zu bringen. Dies Geschäft des Geistes ist in hohem Grade lohnend, und wird es mehr und mehr, je weiter wir uns über die einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Begriffen erheben. So gelangen wir zu Gesetzen, anfänglich bloß von den räumlichen und zeitlichen Verhältnissen der Naturdinge, sofern diese Verhältnisse einzeln und in ihrer Sonderung erkannt und geordnet werden; später begreifen wir auch die gegenseitigen Beziehungen dieser Verhältnisse; wir lernen ihren genetischen Zusammenhang kennen; wir kommen endlich zu Reihen von Gesetzen, wie sie sich in der Entfaltung des Einzelnen, in seinen Fortschritten und Perioden, in seinem ganzen Leben darstellen. Welche Freude für den Forscher, sich auf solche Höhepunkte zu erheben, von hier aus gleichsam die Naturfacta zu wiederholen! Dieser schönen erhabenen Thätigkeit des menschlichen Geistes verdanken wir also eine systematische Ansicht von der Schöpfung, jenes vielgliedrige Wissen, welches uns die Gestirne, die Ele-

mente, das Steinreich, die Pflanzen, Thiere und den Menschen als ein großes, göttliches Ganze zu umfassen lehrt. Auf diesem Wege gelangen wir zu dem unendlichen Fachwerke, worin wir jedes der zahllosen Geschöpfe, jede Handlung, die uns in der Natur begegnen kann, an sicherer Stelle finden. Der Mensch hat ein tiefes Gefühl für Ebenmaß und Ordnung: dieses Gefühl erhält mehr oder weniger Befriedigung in der systematisirenden Naturansicht, wodurch der Forscher allmählich die ganze Schöpfung dem Verständniß der Menschheit näher bringen soll. So weit wir auch noch entfernt sein mögen vom Ziele dieser Forschungen, so herrlich ist doch schon gegenwärtig unser Gewinn.

(K. F. Ph. v. Martius.)

14) Der gothische Baustyl.

In Deutschland rief besondes das glänzende Zeitalter der sächsischen Kaiser, in welchem das Nationalgefühl so mächtig geweckt wurde, auch auf dem Gebiete der Baukunst bedeutende Erscheinungen hervor, und obgleich der romanische Styl sich in allen Gegenden des Landes geltend machte, so bildete er sich doch in Sachsen und Thüringen besonders herrlich aus. In der späteren Zeit des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstand sodann in jenen Gegenden und außerdem namentlich auch in den Rheinlanden eine bedeutende Anzahl gewölbter Basiliken, an denen man zugleich die glanzvollste, zum Phantastischen sich neigende Ausbildung des Styls bemerkt. Die erste bedeutsame Ausbildung des Baues gewölbter Basiliken finden wir in den Domen zu Mainz, Worms und Speier. Der älteste Theil in diesen drei Gebäuden ist das Schiff des Domes zu Mainz, welches vermuthlich aus den Jahren 1009—1037 herrührt, dagegen gehören bedeutende Veränderungen, die nach einem großen Brande in diesem Gebäude von 1191—1239 an den Wänden der Seitenschiffe, dem westlichen Querschiffe und den Gewölben vorgenommen wurden, ebenso wie der westliche Chor des Domes zu Worms der letzten Entwickelung des romanischen Styles an und bilden zu dem alsdann sich entwickelnden gothischen Style den Uebergang.

Wenn dieser Baustyl mit dem Namen des gothischen bezeichnet wird, so ist dabei nicht an eine Ableitung desselben von den Gothen zu denken, sondern dieser Name rührt von den neuern italienischen Aesthetikern her, die in fader, eitler Verkehrtheit befangen die ganze mittelalterliche Kunst als eine Verirrung, und den germanischen Baustyl als den Gipfel der Barbarei betrachteten, deshalb nannten sie den ganzen mittelalterlichen Baustyl, besonders aber den germanischen, in dem sie nur das Uebermaß des Ungeschmacks zu finden vermochten, gothisch, d. h. barbarisch. Und doch hat gerade in diesem Baustyl die Architectur die höchsten Aufgaben der Kunst gelöst. Selbst die in sich so vollendete hellenische Baukunst kann der gothischen nicht gleichgestellt werden. In der hellenischen bewegten sich die Formen nur nach *einer* Richtung des Raumes, und ihre Bewegung wurde durch die starre Last des Gebälkes willkürlich abgeschnitten; hier dagegen kam es darauf an, „den Raum nach allen Richtungen zu beleben, ein Inneres zu schaffen, das in sich vollendet sei, ein Aeußeres, das als der unmittelbare Ausdruck des Innern erscheine und nicht minder seine Vollendung in sich trage, und solche Aufgabe sehen wir hier bis in ihre letzten und einzelnsten Anforderungen hinab erfüllt. Ihre höchste Vollendung erreichte die gothische Bau-

kunst in dem Bau christlicher Kirchen, wie die hellenische in dem Bau der Göttertempel, und vornehmlich dadurch ist es bedingt, daß jene auf einem unendlich höheren Standpunkte stehen mußte als diese. Nur die Idee äußerer Schönheit war es ja, welche das Wesen der hellenischen Religion ausmachte; nur sie konnte daher auch in den Göttertempeln ihren Ausdruck finden. In den christlichen Kirchen dagegen sprach sich die ganze Tiefe des gottinnigen Gemüthes aus, das mächtige Emporstreben von der Erde, die glühende Sehnsucht des Herzens nach dem Himmel und seiner Seligkeit; sie stehen vor uns einem mächtigen Baume gleich, der tief in der Erde wurzelt, aber sehnend die Zweige gen Himmel ausbreitet.

Der Form nach schließt sich der gothische Baustyl zunächst an das System der gewölbten Basiliken, wie es sich in der Zeit des romanischen Styles ausgebildet hatte. Die Grundform bleibt im Ganzen dieselbe. Der Chor nimmt den östlichen Theil ein, und wird häufig von den vorderen Räumen durch ein Querschiff getrennt. Das Mittelschiff erhebt sich über die Seitenschiffe; zwei Thürme, in der Regel an der Westseite, bilden eine imposante Façade. Was aber das Auszeichnende dieses Styls vor dem romanischen bildet, ist vor Allem, daß der ganze Raum ein zusammenhängendes, in allen Theilen belebtes Ganze bildet, daß die starre Mauer fast gänzlich verschwindet und nichts als völlig gegliederte Stützen und Gewölbebogen an ihre Stelle treten. Kreuzgewölbe hatte schon der romanische Styl, aber während bei jenem die Haupttheile derselben nur durch Quergurte gesondert wurden, werden hier alle einzelnen Theile durch Kreuzrippen bezeichnet; sie bilden den eigentlichen Kern des Gewölbes, und es werden zwischen sie nur leichte dreieckige Gewölbekappen eingeschoben, um die Decke zu schließen. Selbständig und frei erheben sich die Pfeiler und Halbsäulen, welche die Bogen und Gewölbe tragen, und in den Linien des Gewölbes setzt sich ihre Bewegung fort. Nicht massenhaftes Gemäuer dient mehr dazu, um an der Außenseite dem Gewölbe eine Widerlage zu bereiten, sondern Strebepfeiler, die nach innen als Träger für die Gewölbegurte gegliedert sind. Sie machen den eigentlichen festen Kern der Mauer aus, und zwischen ihnen ist nur noch eine leichte Füllmauer, welche die mächtigen Fenster umschließt und die untere Brüstung derselben bildet. So ist aller Druck der Masse verschwunden; kühn und frei strebt Alles empor. Dem entspricht es nun auch daß an die Stelle des Halbkreisbogens durchweg der kühnaufsteigende Spitzbogen tritt. Statt der viereckigen, allerdings auch mit Halbsäulen versehenen Pfeiler, die bei dem romanischen Style für die Säulen angewandt werden, finden wir hier wieder die lebensvollere Säulenform, die sich aber zu einem lebendigen Wechsel schwächer und stärker hervortretender Halbsäulchen umgestaltet. Die Basis ist vieleckig; kleinere Halbvielecke über einander lösen sich daraus ab, und auf den obersten derselben ruhen die Fußglieder der Säulchen. Das Kapitäl besteht aus einer leichten herumlaufenden Blätterkrone, die sich kelchförmig erweitert und mit wenigen leichten Deckgliedern versehen ist. Es bezeichnet eigentlich nur den Uebergang von der Säule zum Gewölbe, und die vorderen Halbsäulchen laufen, den Blätterkranz durchschneidend an dem Obertheil des erhöhten Mittelschiffs empor, indem sie die innere Seite des Strebepfeilers bilden, und verlieren sich in die Gurte des Gewölbes, von denen dasselbe getragen wird. Da, wo jene Gewölbgurte von ihnen ausgehen, haben sie dann noch ihr besonderes Kapitäl. Wie die

übrigen Bogen, so haben auch die Umfassungen der Fenster die Form des Spitzbogens, und der hohe weite Fensterraum selbst wird mit schlanken Säulchen ausgefüllt, die sich oben wieder zu Spitzbogen verbinden; der Raum endlich zwischen diesen und dem großen Umfassungsbogen wird durch kreis- und rosettenförmiges Stabwerk eingenommen, welches dem Ganzen Halt und Festigkeit verleiht. Aehnlich wie die Umfassungen der Fenster sind die der Thüren, nur weit reicher und mannichfaltiger gebildet. Die Fensterwölbung ist mit einem schlanken, spitzen Giebel eingefaßt, der einen Theil des Kranzgesimses verdeckt oder hochaufsteigend durchbricht, über den Strebepfeilern erheben sich freie schlankaufsteigende pyramidenartige Thürmchen; das Dach erhebt sich dem Ganzen entsprechend, und von den Strebepfeilern der Seitenräume, die sich weit über die Dächer derselben erheben, sind frei gewölbte Strebebogen nach den Strebepfeilern des Mittelschiffes gezogen, die Widerstandskraft mächtig verstärkend. Von der Façade führen gewöhnlich drei Portale in das Innere, ein Hauptportal in das Mittelschiff und zwei Seitenportale in die Seitenschiffe. Reichgeschmückte Giebel, gleich denen der Fenster, krönen die Bogen dieser Portale, über dem mittleren aber ist ein großes, prachtvolles Fenster angebracht, dessen Licht in das Mittelschiff fällt. Ueber den Seitenportalen erheben sich die Thürme, und in diesen offenbart sich das Emporstreben zum Himmel mächtiger als in irgend einem andern Theile des Gebäudes. Viereckig steigen sie in verschiedenen Absätzen auf; Fenster beleben die starre Mauermasse derselben, oder sie lösen sich durch ein reich gegliedertes System von Strebepfeilern von einander ab. Das oberste Geschoß ist meist achteckig und von den Ecken seiner Grundfläche steigen wieder freie Thürmchen empor. Immer leichter und luftiger wird der Bau. Schon jenes Obergeschoß ist ganz frei und durchbrochen, und mit ihm scheint die Masse völlig überwunden. Nur acht mächtige Rippen, mit Blumen besetzt, durch zierliches Rosettenwerk verbunden, schießen über demselben in die Lüfte empor, eine schlanke, leichte Spitze bildend, und wo sie am höchsten Gipfel des Baues zusammenlaufen, da blüht aus ihnen eine majestätische Blume auf, in heiliger Kreuzesform ihre Blätter nach oben entfaltend. Aehnliche Blumen, nur kleiner, sprießen aus jeder Spitze des Aeußeren hervor und eben solche keimen auf aus den Linien der Giebel und aller pyramidenförmig gestalteten Theile des Baues. In ihnen löst sich die Bewegung allmählich auf, bis sie endlich in den Blumen der Thurmspitze ihren völligen Abschluß findet, hindeutend auf das Ziel alles menschlichen Strebens und Sehnens, das hienieden seine Befriedigung nicht zu finden vermag. So gestaltete sich ein bis in seine letzten Spitzen belebtes und beseeltes Ganze; Alles bis in die geringsten Einzelnheiten herab erscheint als Erzeugniß eines gemeinsamen, in höchster Gesetzlichkeit überall waltenden Gefühls; nichts ist bedeutungslos. Schon in der Grundlage war es angedeutet, daß jede Kirche ein Abbild der christlichen Welt sein solle; deßhalb war sie nach den vier Weltgegenden gerichtet, um darauf hinzuweisen, daß sich das Christenthum über die ganze Erde verbreiten, und daß einst ein Hirt und eine Heerde werden sollte. Der Chor mit dem Altar befindet sich im Osten; dahin, nach dem Aufgange des Lichtes, soll sich das Auge der Gläubigen wenden, ihr Herz soll der göttlichen Erleuchtung geöffnet sein, und wie die schlanken Säulchen zu mächtigen Säulen verbunden emporstreben, so strebt auch die Gemeine umschlungen durch das Band des Glau-

bens und der Liebe gemeinsam zum Himmel empor. Diese ewige Heimath aber, die dem Christen verheißen ist nach besonderer Pilgrimschaft, fand ihre Andeutung in dem Gewölbe, das häufig blau und mit goldenen Sternen geschmückt war, wie wir es z. B. noch jetzt in der Sebalduskirche zu Nürnberg und in der Martinskirche zu Landshut finden. Die Südseite der Kirchen erscheint überall reicher geschmückt als die Vorderseite. Dort in der vollen Sonnenbeleuchtung konnte jedes einzelne Bildwerk in seiner ganzen Schönheit erkannt werden, während die Nordseite meistens im Schatten liegt. Wer möchte aber darin auch die Andeutung verkennen, daß, wie im mild wärmenden Strahl der Mittagssonne alle Knospen sich zur duftenden Blüthe entfalten und diese zur goldenen Frucht reift, während in des Winters ewiger Nacht alles Leben erstarrt, so auch nur im vollen Lichte des Evangeliums die schöne Frucht des Glaubens und der Liebe gedeiht, die uns zum Himmel erhebt, während der Unglaube das Herz trostlos läßt wie die sternenlose Mitternacht! In gleicher Weise wird in jenen herrlichen Gottestempeln Alles zum Symbol, und der starre Stein belebt sich, um Demjenigen Ausdruck zu verleihen, was still und heilig in der Tiefe des christlichen Gemüthes verborgen ist.

Dazu muß denn auch jegliche Kunst mitwirken in ihrer Weise. So trat die Baukunst in die lebendigste Wechselwirkung mit der bildenden Kunst. Nicht bloß zum Schmuck der todten Masse dienen die Bildwerke; sie erscheinen da, wo die architektonische Form ihren völligen Abschluß erlangt hat. So sind die Altäre, die Tabernakel, in welcher die Hostie bewahrt wird, und Anderes zu selbstständigen Monumenten ausgebildet, so sind die Portale reich mit Sculpturen geschmückt. Statuen von Consolen getragen stehen zwischen den Gliederungen ihrer Seitenwände, andere sind in den Bogenwölbungen angebracht. Reliefs schmücken das Bogenfeld über der Thüröffnung, auch die Giebel über den Portalen sind mit Bildsäulen und Reliefs ausgefüllt, und die Thürmchen der Strebepfeiler gestalten sich häufig zu zierlichen Tabernakeln, in welchen sich Bildsäulen befinden. Ebenso fand auch die Malerei in jenen Kirchen ihre bedeutungsvolle Stellung. Die Wandfläche erscheint gewissermassen verflüchtigt in den hohen mächtigen Bogenfenstern, und diese wurden mit den herrlichsten Glasgemälden geschmückt, deren glühende Farbenpracht das Licht im Innern des Gebäudes dämpft, aber im Scheine der Sonne es zugleich in magischem Reize verklärt. „Scheinbar körperlos, aus Luft und Licht gewoben, in verklärter, vergeistigter Erscheinung treten die Gestalten derjenigen Religion, die überall das Körperliche zu vergeistigen strebt, dem Auge des Beschauers entgegen." Endlich auch die Musik wird in den heiligen Dienst hinein gezogen, und wie von den Thürmen, die einer Mahnung zum Himmel gleich in die Lüfte ragen, der volle Klang der Glocken herabtönt und die Brust mit Andacht und Inbrunst schwellt, so brausen die Töne der Orgel in die Kirche hinein, wie die lautwerdende Sprache des Gebäudes selbst. Diese Einheit der Plastik, der Malerei und Musik mit der Architektur bildet eben eine Haupteigenthümlichkeit eines solchen Baues. Er blüht, wie unser größter Dichter sagt, auf wie eine Pflanze, die aber auf eine Blüthe deutet, welche sie selbst nicht darzustellen vermochte.

II. Der Dialog oder das Gespräch.

Der Dialog ist nichts anderes, als Nachahmung der mündlichen Unterredung, in welcher 2 oder mehrere Personen durch kurze abwechselnde Reden ihre Gedanken und Empfindungen einander mittheilen. Wenn das Gespräch mit fortlaufender Handlung verbunden ist, wie z. B. in Schauspielen, so heißt es dramatisches, enthält es aber bloß die Gedanken und Gefühle der sich über einen Gegenstand besprechenden Personen, so heißt es belehrendes oder dogmatisches. Die Gegenstände, worüber sich die Personen besprechen, können verschieden sein; z. B. Dinge des täglichen Lebens und wissenschaftliche Gegenstände. Diejenige Gattung des lehrenden Gesprächs, welche eine allgemeine aus dem Gebiete der Weltweisheit oder einer anderen Wissenschaft hergenommene Wahrheit zum Gegenstande hat, heißt das philosophische Gespräch. Wenn ein solches Gespräch so angelegt ist, daß der Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten mit allen Zweifeln und Einwürfen auf eine lebhafte und unterhaltende Weise vorgestellt wird, so hat es große Vorzüge vor dem eigentlichen didactischen Vortrag. Der Dialog fordert außer großer Deutlichkeit einen natürlichen und sich leicht fortbewegenden Gang, und die Einkleidung verträgt weder ängstlichen Periodenbau, noch sonst eine Art von Schmuck, welche mühsames Nachdenken voraussetzt, weil sonst das Gespräch steif oder gekünstelt wird. Doch muß alles Platte, Unedle und Niedere darin vermieden werden. So gut die dialogische Methode ist, wenn es darauf ankommt, einer philosophischen Untersuchung mehr Leben zu geben und den Leser durch ein wohlgeführtes Wechselgespräch kräftiger anzuregen: so ist sie doch auch sehr schwierig, weil durch das Hin- und Herreden der Faden der Untersuchung leicht verloren geht und eine gewisse Weitschweifigkeit kaum zu vermeiden ist. Der dialogischen Methode bedienten sich im Alterthum vorzüglich die Sokratiker Plato, Xenophon, Aeschines u. A., weil ihr Lehrer Sokrates sich immer nur in Gesprächen Anderen mittheilte. Unter den Deutschen haben Lessing, Mendelssohn, Engel, Fries u. a. m. im Dialog Vorzügliches geleistet; doch ist das Gespräch jetzt eine der am wenigsten gebrauchten Formen des prosaischen Styls.

Eine besondere Art des Gesprächs ist die Katechese, welche beim Unterrichte der Jugend in den verschiedenen Lehrgegenständen und besonders in der Religionslehre angewendet wird. Wollte man beim Unterrichte der Jugend bloß die sogenannte akroamatische Lehrform, d. i. diejenige Art des Unterrichtes anwenden, in welcher der Lehrer spricht und der Schüler zuhört, so würde die Aufmerksamkeit der Zöglinge bald ermüden, und der Unterricht würde seinen Zweck: Uebung der Seelenkräfte 2c. nicht erreichen. Deßwegen gebraucht man im Jugendunterrichte mehr die erotematische Lehrform, in welcher sich der Lehrer mit Fragen an die Schüler wendet, welche diese zu beantworten haben. Zwar rechnen Manche zur Katechetik auch die examinirende Lehrweise, welche früher Gelerntes abfragt, und die analysirende, welche ein Lesestück zergliedert und in Fragen und Antworten vorführt; aber doch wird meistens bloß die sogenannte sokratisirende Lehrweise darunter verstanden, welche die treffenden Lehren und Wahrheiten den Schüler selbstthätig auffinden läßt, und ihn so leitet, daß er dieselben gleichsam aus sich entwickeln muß. Aber nicht alle Gegenstände lassen sich in dieser Weise behandeln, wie dies z. B. schon mit den historischen und positiven Wissenschaften der Fall ist, welche nur durch Mittheilung aufgefaßt werden können. Handelt es sich aber um ihre Beziehungen zum Leben, so kann auch bei ihnen die entwickelnd katechetische Lehrart angewendet werden. Eine vollständige Katechese enthält, wie ein Aufsatz oder eine Rede, 3 Theile: den Eingang (Exordium), die eigentliche Abhandlung (Katechese) und den Schluß (Epilogus).

Beispiele des Gesprächs.

1) Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde. —

Je nun, wenn Er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht?

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen den auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollicht! Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehest du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich ein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till, so habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an, und

schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber nur hübsch in Acht nehmen, wie Ers Gesicht trägt.

Was? Wie ichs Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Ers Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutigen Tages davon.

Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht Er! Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Haussorgen in seinem Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schreck fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht heraus kommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er brauchet? —

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm gern geben! Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drollichtes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig

Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was, sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hundert fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt: die einzige verdammte Redensart half ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen, die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren; viel Geld, ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäuden und Waarenläger. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt Ihm am besten?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprach ich nur nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell. (Engel.)

2) Von der wahren Hoheit der Seele.

(Ein Gespräch).

Ich hatte mich, weil mir der Schatten nirgends kühl genug war, über dem Aufsuchen dichterer Bäume ein wenig verirrt und mich endlich bei einem Busche niedergesetzt. Denn wen läßt der Anblick der schönen Natur lange lesen? Als ich mich auf diese Art zwischen meinen und meines Buches Betrachtungen theilte, so hörte ich einige Worte eines ernsthaften Gesprächs, und es währte gar nicht lange, daß sich die, welche sich unterredeten, auf der andern Seite ds Busches niedersetzten. Ich will sie Damokles und Crito nennen.

Damokles. Aber wenn denn die Ehrbegierde eben deßwegen so verführerisch ist, weil sie so viel Schein vom Edlen und Großen hat, und man also wegen ihrer so starken Reizungen auf das Lebhafteste gegen sie streiten muß: was bleibt denn übrig, womit sich eine Seele sättigen kann, die diese Nahrung vor allem Andern sucht?

Crito. Ich habe dir schon gesagt, und dir war es ohnedies schon bekannt, daß die Bestrebungen nach großen Endzwecken und die Erreichungen derselben die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durst einer Seele zu stillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles. Aber der Beifall solcher Männer, wie du eben beschrieben hast?

Crito. Den suche! Allein wenn du ihn auch nicht erlangen solltest, so habe Muth genug, zu glauben, daß du ihn verdienest.

Damokles. Dieses Suchen, dieser Muth — nein, Stolz ist es gewiß nicht; aber es ist doch Ehrbegierde.

Crito. Ehrbegierde, wenn du willst, nachdem man das Wort nimmt. Ich will dir sagen, was es ist. Es ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hoheit der Seele? Dieses Wort hat mir immer wie Musik geklungen. O, laß uns ein wenig davon reden, Crito.

Crito. Wer kann ohne Enthusiasmus davon sprechen? Und wir wollen es doch gern mit philosophischer Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles. Beides. Mit dieser überhaupt, und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthusiasmus.

Crito. Diese Hoheit ist nicht sowohl das Gefühl einer großen Seele, das sie von sich selbst hat, ob dies gleich auch mit in Betrachtung kommt; sie zeigt sich vielmehr durch gewisse Handlungen, wodurch eine außerordentliche Ueberwindung unsrer selbst nöthig ist, am meisten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes (das wäre ein zu kleiner Sieg für sie) und derjenigen Rache, die in den feinsten Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles. Aber gleichwohl scheint sie (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlassen) scheint sie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu sein.

Crito. Eine weise Tochter einer stets heftigen und oft ausschweifenden Mutter.

Damokles. Glaubst du meinen Philemon so gut zu kennen, als ich?

Crito. Unsern Philemon, bitte ich mir aus. Aber freilich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen gelernt. Denn es lebt kein Mensch mehr, der soweit davon entfernt ist, die Entdeckung seines Charakters Andern aufzudringen.

Damokles. Und was sagst du sonst noch von ihm?

Crito. Es ist genug gesagt, aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könntest du mich böse machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennst du ihn denn?

Damokles. Rede nur, so mag ich dich wohl böse sehen.

Crito. Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet — und die größeren jemals anders als Mittel zu richtigen Endzwecken angesehen? Hat er sich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt, wenn ihm die ihren Beifall versagten, die er hochachtete, da es doch so sehr in seiner als in ir-

gend eines Andern Gewalt war, sie auf eine feine Art zu erniedrigen? Ist er nicht immer ein unparteiischer Beurtheiler ihrer Verdienste geblieben? Hat er sich jemals (so lerne ihn kennen!) den Vorstellungen von dem Triumphe dieser außerordentlichen Unparteilichkeit lebhaft überlassen? Kennst du ihn nun?

Damokles. Nun habe ich —

Crito. Warte, ich habe noch mehr zu sagen. Er hat sich niemals an denen, die er eben nicht Ursache hatte, hochzuachten, und die schwach genug waren, ihn oft sehr zur Rache zu reizen, er hat sich sogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn sie sein Stillschweigen, sein immer gleiches Betragen gegen sie für Schwäche hielten. Und wo ist eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles. Mir wird ganz heiß dabei, wenn ich mir diese Reizung vorstelle.

Crito. Und unserm Philemon noch heißer, um sie zu überwinden. Und er überwindet sie.

Damokles. Das ist viel, sehr viel, mein theurer Freund. Mir schwindelt, wenn ich ihm bis in seine Höhen nachsehe.

Crito. Ja, es ist viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenschaften gehört Größe, aber dies ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hat er viel an sich arbeiten müssen?

Crito. Eine Seele, wie die seinige, ist beständig in Arbeit gegen sich selbst. Du kennst seine heftige Lebhaftigkeit. Er flammt nicht, er glüht. Und dann sein sanfter Charakter! Dies ist sein beständiger Sieg über sich selbst.

Damokles. Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu sagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich bringen wollte. Du hast den Philemon und dich sehr richtig beschrieben.

Crito. Mich? — Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einst werde sagen können: Ich bin wie Philemon, so will ich dir es sagen, weil du mich kennst und mich nicht eitel nennen wirst. Doch laß uns nun von etwas Anderem sprechen.

Damokles. Du eitel! Du der stolz zu sein verachtet und die Ehrbegierde nur in so ferne an sich duldet, als sie ein Mittel zu großen Zwecken ist? (Klopstock.)

3) Sokrates und Chärekrates.

Da Sokrates in Erfahrung gebracht hatte, daß zwei seiner Bekannten, die Brüder Chärephon und Chärekrates, im Unfrieden mit einander lebten, nahm er die nächste Gelegenheit wahr, dem letztern der beiden, welchen er zufällig traf, das Verhältniß zu Gemüthe zu führen, in dem Brüder jederzeit mit einander leben sollten. Bekennst du dich, sagte Sokrates, denn auch zu dem Grundsatze, daß das Geld ein nützlicheres Ding sei, als ein Bruder? Wers vermag, der kauft sich Sclaven, um diese zu seinem Vortheile arbeiten zu lassen; man sucht sich Freunde zu gewinnen, damit man im Falle der Noth Hilfe finde, und die Brüder werden vernachlässigt, gleich als könnten diese nicht eben so gut oder noch besser unsere Freunde sein; denn die Bande des Bluts sind ja doch der natürlichste Grund zur wechselseitigen Liebe. Und wenn man mit einander aufgewachsen ist, sollte man

einander um so mehr lieben, da ja sogar Thiere, die zugleich aufgezogen worden, beisammen zu bleiben trachten.

Chärekrates sagte: Wenn das Zerwürfniß nicht bedeutend ist, so magst du recht haben, daß man sich mit dem Bruder zusammenhalten, sich nicht um einer Kleinigkeit willen von ihm sondern solle; denn ein Bruder, welcher ist, wie er sein soll, ist freilich ein wirkliches Gut. Wenn ihm aber Alles fehlt, um so zu sein, wie er sein soll, und wenn er durchweg das Widerspiel des rechten Bruders ist, wie kann man ein in sich unmögliches Verhältniß herstellen oder erhalten? Sokrates fragte wieder: Ist denn Chärephon überhaupt nicht im Stande, sich irgend einen Menschen zum Freunde zu machen, wie ers bei dir nicht im Stande ist? Ebendarum, antwortete jener, ist er mir hassenswerth, weil er für Andere liebenswürdig genug sein kann, mir aber überall, wo ich mich mit ihm zusammenfinde, mit Allem, was er thut und was er sagt, nur zur Plage da ist. — Ist denn der Fall hier etwa wie mit dem Pferde, das dem Menschen eine Plage ist, wenn er es reiten will, und doch das Reiten nicht versteht? Ist es wohl dasselbe mit einem Bruder, daß er dem eine Plage ist, welcher mit ihm leben will, ohne zu verstehen, wie ers machen soll, um mit ihm zu leben? — Warum sollte ichs denn nicht verstehen, mit einem Bruder zu leben, da ich wohl weiß, wie man freundlich gesinnten Menschen auch in Wort und That freundlich begegnet? Einem Menschen aber, der mit Allem, was er sagt und vornimmt, nur darauf ausgeht, mich zu kränken, kann ich wahrlich auch in Wort und That nicht freundlich begegnen, und habe auch nicht im Sinne, einen Anfang damit zu machen. — Wunderlich! Wenn du einen Schafhund hättest, wachsam bei der Heerde und zuthätig gegen die Hirten, aber knurrig und böse gegen dich, so oft du hinaus zu den Hürden kämest, so würdest du doch deßwegen ihn nicht wegschaffen, sondern vielmehr suchen, ihn durch gute Brocken an dich zu ziehen und zu gewöhnen. Und einen Bruder, den du ein großes Gut nennst, wenn er sei, wie er sein soll, willst du gar nicht einmal versuchen, so gegen dich zu machen, daß du einen guten, lieben Bruder an ihm hättest, während du doch wohl zu wissen behauptest, wie man Andern in Wort und That freundlich begegnen müsse. — Ich fürchte, nicht weise genug zu sein, um aus Chärephon das zu machen, was er mir sein sollte. — Und doch ists nichts Besondres und nichts Neues, was du bei ihm anzuwenden hast; du kannst ihn durch die Mittel, die du schon besitzest, so an dich fesseln, daß er dich doch halten muß. — So sage mirs doch unverweilt, wenn du mich im Besitze eines Liebeszaubers weißt, den ich selbst nicht kenne! — Laß einmal hören: wenn du machen wolltest, daß ein Bekannter, der ein Opfer darbringt, dich zum Opfermahle lüde, wie würdest du das anfangen? — Ich würde natürlicherweise ihn selbst zuerst einladen, wenn ich opferte. — Und wenn du einen deiner Freunde bewegen wolltest, sich deines Hauswesens anzunehmen, während du auf der Reise bist, was würdest du thun? — Ich würde natürlich mich zuerst seiner Sache annehmen, wenn er vom Hause entfernt wäre. — Und wenn du bewirken wolltest, daß ein Auswärtiger dich als Gast aufnehme, wenn du in seine Gegend kämest, wie würdest du es anfangen? — Es ist natürlich, daß ich auch diesen zuerst behergen würde, wenn er nach Athen käme; und wenn ich machen wollte, daß er mir in den Geschäften, die mich in seine Gegend führten, mit Eifer behilflich wäre, so

müßte ich natürlicherweise ihm selbst das auch zuerst erweisen. — Nun wahrhaftig, so bist du also längst im Besitze aller Liebeszauber, die es in der Welt gibt, und hast nichts davon gewußt! Oder zögerst du darum, einen Anfang mit ihrer Anwendung zu machen, weil du fürchtest, es möchte dir Schande bringen, wenn du deinem Bruder mit Liebe entgegenkommst? Und doch hält die Welt den für besonders ehrenwerth, der nicht nur den Freunden, sondern auch seinen Feinden mit Gutem zuvorkommt. Dächte ich nun, Chärephon tauge besser dazu, in diesem Geschäfte den Vorgänger zu machen, so würde ichs versuchen, ihn zu bewegen, daß er sich bemühe, deine Zuneigung zu gewinnen. So aber dünkt mich, du seiest mehr dazu gemacht, in diesem Werke voranzugehen. — Du sprichst seltsam, Sokrates, und nicht consequent, indem du von mir, dem jüngeren Bruder, verlangst, ich solle den Anfang machen; während gerade das Gegentheil davon unter allen Menschen angenommen ist, daß der Aeltere im Handeln wie im Sprechen den Vortritt habe. — Wie? gilts denn nicht überall als Sitte, daß der Jüngere dem Aeltern beim Zusammentreffen auf der Straße ausweiche; wenn er sitzt, ihm den Platz und den bessern Sitz anbiete, und ihm das Wort lasse? Lieber! verliere keine Zeit, suche die Versöhnung mit ihm! Er wird auf der Stelle bereit dazu sein. Du siehst da, wie ehrliebend und edlen Sinnes er ist. Schlechte Creaturen kann man freilich nicht anders gewinnen, als indem man ihnen etwas gibt; der edlere Mensch aber wird am leichtesten durch die Gesinnung, durch die Liebe erobert. — Wenn ichs nun aber so machte, und er würde doch nicht besser gegen mich? — So würdest du damit der Welt beweisen, daß du ein braver Mann und guter Bruder, er aber ein schlechter, der liebreichen Behandlung unwürdiger Mensch sei. Aber ich denke, das hast du nicht zu befürchten; vielmehr wird er, von dir zu diesem Wettstreit in liebreicher Behandlung herausgefordert, sich alle Mühe geben, dirs durch Wort und That in Liebe zuvorzuthun. Denn jetzt stehet ihr so mit einander, wie wenn die Hände oder die Füße des einen und desselben Menschenleibes, die nach Gottes Ordnung dazu gemacht sind, ihre Geschäfte mit einander zu verrichten, sichs einfallen ließen, einander in ihren Geschäften Alles zuwider zu thun. Wo Brüder sind, da hat sie Gott noch mehr dazu berufen, einander gefällig und behilflich zu sein, als Hände, Füße, Augen und was er sonst dem Menschen in Zwillingsgestalt anerschaffen hat.

III. Der historische Styl.

Wie im Lehrstyle der **Begriff** vorwaltet, so herrscht im historischen Styl die **Anschauung** vor. Er zerfällt in die **Beschreibung** und in die **Erzählung**.

A) Die Beschreibung (descriptio)

ist **die Darstellung der Merkmale eines Dinges, damit man eine deutliche** Vorstellung, ein klares und deutliches Bild von demselben erhält. Sie unterscheidet sich von der Erzählung dadurch, daß sie das Bestehen und Verhalten des Dinges in Zeit und Raum, mithin die neben und mit einander bestehenden Theile desselben angibt. Die Erzählung stellt aber einen Gegenstand nach dem dar, was mit ihm in der Zeit vorgeht, und hat folglich das Successive, die Begebenheit, das Ereigniß zum Inhalte. Man kann darum auch sagen: die Darstellung der Gegenwart heißt Beschreibung, die

Darstellung der Vergangenheit Erzählung. Der beschreibende Styl erstreckt sich auf Natur- und Kunstbeschreibung, Geographie und Statistik, auf die Darstellung körperlicher und geistiger Zustände; selbst Gegenstände, die gar nicht wirklich vorhanden sind, sondern bloß als Gebilde der Einbildungskraft existiren, können beschrieben werden.

Man theilt die Beschreibung in Lehr- und Schönbeschreibung ein, welche letztere auch Schilderung heißt. Bei jener ist die Belehrung der Hauptzweck, indem man das Verständniß eines Gegenstandes, d. i. die deutliche Vorstellung und Unterscheidung desselben von andern Gegenständen erzielen will. Deßwegen kommt es in ihr ganz besonders auf die Aufzählung der wichtigsten Merkmale, auf ihre richtige Anordnung und auf die einfache sprachliche Darstellung an. Durch die Schönbeschreibung oder Schilderung will man vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft einwirken, den Hörer oder Leser unterhalten, ergötzen, rühren, um dadurch wichtige Zwecke zu erreichen. Sie muß sich darum durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit auszeichnen. Es sollen nun verschiedene Beispiele der Beschreibung und Schilderung folgen.

Beispiele von Beschreibungen und Schilderungen.

1) Die Fixsterne.

Die Region der Fixsterne ist so weit über die Grenze einer in etwas genaueren und sicheren Beobachtung hinausgelegen, daß Alles, was wir über diese Welt des Lichts zu sagen wissen, fast nur jenen Ahnungen gleichet, welche der noch in seinem Leibe festgebundene, befangene Menschengeist über die Weise und Beschaffenheit eines künftigen höheren Lebens heget.

Während sich uns alle Weltkörper unseres Sonnensystems, selbst die nicht zu nahe an ihrem strahlenden Hauptkörper stehenden Monde des Saturn, durch starke Fernröhre betrachtet, als Scheibchen zeigen, deren Durchmesser noch mit einiger Sicherheit gemessen werden kann, erscheinen uns die Fixsterne, wenigstens großentheils, auch durch die besten Fernröhre nur als unmeßbare Lichtpünktlein, und das, was der treffliche Herschel über den annoch bemerkbaren Durchmesser einiger jener Lichtquellen gesagt, unterliegt noch immer einigem Zweifel. Dennoch strahlen diese für unser Auge nicht mehr meßbaren, mithin für den gröberen menschlichen Sinn gleichsam körperlosen Lichtwesen mit einem solchen hellen Glanze, daß Sirius, nach einer freilich nicht allerdings zuverlässigen Lichtmessung, welche Huyghen gemacht, nur 27664 mal schwächer leuchtet, als die unserm Auge über 100,000 mal nähere Sonne, und daß in dem heitern Himmelsblau der Wendekreise Canopus, so wie Sirius selbst mit dem Lichte der noch hoch am Himmel stehenden Sonne wetteifern, und einem ihre Stellung genau kennenden Auge schon unter dem leichten Schatten eines Baumes mitten am Tage sichtbar werden. — Die Eigenschaft des Leuchtens wird mithin die erste und vorzüglichste sein, welche ein nach der Natur der Fixsternwelt forschender Sinn daran bemerken und festhalten kann.

Alle Eigenthümlichkeiten des Fixsternenhimmels, welche schon von einem gesunden Auge unmittelbar, oder doch mittelst eines Fernrohres von geringer Lichtstärke bemerkt werden können, sind sämmtlich von der Art, daß sie uns über die eigentliche Natur der Fixsterne noch in Ungewißheit lassen; obgleich sie es wahrscheinlich machen, daß das Licht jener Welten einen ähnlichen Quell und Grund habe, als das der Sonne. Als daher der berühmte Herschel dem Teleskop eine

fast tausendfach größere Stärke und raumdurchdringende Kraft gegeben, und mit solcher riesenhaften Bewaffnung des Auges in tausendfach weitere Fernen gedrungen, als vor ihm irgend ein beobachtender Astronom, da hat die fragende Erwartung des ganzen gebildeten Europas an seinen Blicken gehangen, und den Entdeckungen gelauscht, welche jener große Beobachter eine Reihe von Jahren hindurch besonders am Fixsternenhimmel gemacht. Aber freilich ist der menschliche Sinn, seitdem ihm durch jene großen Erfindungen der Flug in die fernsten Höhen jener Lichtwelt möglich geworden, mit jedem Jahr voll reicher fleißiger Beobachtung, auf Entdeckungen gestoßen, welche zu den alten Räthseln, statt einer erwarteten Lösung, nur noch neue hinzufügten.

Jener große Beobachter sah, seitdem er zuerst in das eigentliche Innere des Fixsternenhimmels geblickt, in dieser Region Gestaltungen und Wechselverhältnisse, zu welchem uns in der ganzen dem Menschen näher bekannten Sichtbarkeit der entsprechende Name fehlt, obgleich nicht selten jene nur durch gute Fernröhre sichtbaren, nebelartigen Gebilde der Lichtwelt an das abenteuerliche Reich unserer Kometen erinnern.

Hier gewahrt man Nebel, die, über unermeßlich große Räume des Himmels gestaltlos ergossen, einer zarten leisen Morgendämmerung gleichen, welche das Herannahen eines neuen von Menschensinnen noch nie empfundenen Tages verkündet. Anderwärts zeigt sich in solchen Nebeln ein mehr oder minder lichter Kernpunkt, welcher sich bei einigen schon zum deutlicheren Umriß gestaltet, bei andern aber sich unmerklich gegen seinen Rand hin in den umgebenden Lichtäther verliert. Nicht selten werden zwei solche Kernpunkte mitten in einem Lichtnebel gesehen, welche in einem gegenseitigen Wechselverhältniß zu einander zu stehen scheinen, und von denen manchmal der eine schon zum vollkommenen Stern ausgebildet ist, während der andere an der Grenze zwischen dem Zustande des noch gestaltlosen Aethers und der Sternenform schwebet. Hie und da zeigt sich ein Lichtkörper, welchen auf seinen unbekannten, Aeonen langen Laufe durch die Unermeßlichkeit gleich unseren Kometen ein langer Streifen oder eine fächerartige Ausstrahlung von Licht begleitet.

Während sonst in der Regel der lichthellere Kernpunkt oder Stern in der Mitte des nach außen immer lichtschwächer und dünner werdenden Nebels oder Sternenhaufens gelegen ist, sehen wir da, mit unsrer gewöhnlichen Vorstellung in einem unerklärbaren Widerspruche, nach der Mitte eines runden Sternenhaufens eine dunkle Leere und einen nach dem Rande des Sternenringes hin zunehmenden Glanz, gleich als ob sich hier das herrschende Gesetz unserer näheren Sichtbarkeit in ein ihm gerade entgegengesetztes umkehrte, und die vollkommneren, leuchtenden Sonnen um das Dunkle, der Erleuchtung Bedürfende sich bewegen. Dort wird, ähnlich unsern Gletschern und Felsengraten, ein breiter Streifen von Sternen gefunden, dessen Ränder steilen Abhängen gleichen; anderwärts ein hakenförmig gekrümmter Zug von Sternen, welcher durch diese Form an die gegen das Ende hin umgebogenen Schweife einiger Kometen erinnert. Nicht selten glänzen die kleinen Sterne, welche ein tiefereindringendes Fernrohr in der an Sonderbarkeiten so reichen ferneren Region des Fixsternenhimmels bemerkt, in Farben, welche das Auge hier nicht erwartet, und dieses wird öfters durch das lebhafte Grün oder das Roth oder Gold jener teleskopischen Sterne an den lebendigen Farbenwechsel der irdisch-organischen Welt erinnert.

Herschel hatte anfänglich, ausgehend von der herrschenden Ansicht, welche er bis an seine letzten Lebensjahre so weit als nur möglich festgehalten, alle jene Nebel, welche sich auch durch sein Riesenteleskop nicht mehr in Sterne auflösen

lassen, für Milchstraßen gehalten, deren Millionen Sonnen für das menschliche, auch durch die besten Hilfsmittel verstärkte Auge noch zu weit fern stehen, um als einzelne Sterne unterschieden zu werden. Als er jedoch, gegen die letzten Jahre seines Lebens hin, einige von jenen vermeintlich unermeßbar fernen Nebelflecken von Neuem betrachtete, hat er an ihnen eine selbst in dem Verlauf seiner wenigen Menschenjahre schon merklich werdende Fortbewegung gegen irgend einen nahen Stern wahrgenommen. Andere solche für ungeheuer abgelegen gehaltene Nebel sind von ihm selber hernach als solche gestaltlose Lichtmassen erkannt worden, welche noch innerhalb der Grenzen des zunächst an uns gelegenen, dem bloßen Auge sichtbaren Sternenhimmels ihre Stellung haben.

Ein andrer, nicht minder fleißiger Beobachter, Schröter, hat an dem Lichtnebel des Orion Veränderungen, z. B. ein plötzliches Ausdehnen oder Zusammenziehen des äußeren Umrisses, bemerkt, welche so blitzesschnell und über eine so ungemein große Strecke des Weltgebietes hin statt fanden, daß sie hierin, freilich in einem ungeheuer viel größeren Maßstabe, an die elektrischen Meteore unseres Luftkreises erinnerten.

Während der Abstand, in welchem, nach den Untersuchungen über die Parallaxe*) der Fixsterne, der nächste Stern vor uns stehet, Staunen erreget, wird dieses fast noch mehr durch jene Betrachtungen erweckt, welche der in der Beobachtung des gestirnten Himmels grau gewordene Herschel, wenige Jahre vor seinem Tode, über die Sternenhaufen der weiter entlegenen Weltentiefen bekannt gemacht. Ein Raum, nicht größer als der, welcher zwischen unserer Sonne und dem nächsten Fixsterne liegt, fasset dort öfters Millionen von Sonnen in sich, so daß eine Sonne von der andern kaum weiter entfernt stehet, als verhältnißmäßig unser Mond von seiner Erde, oder wenigstens als ein Planet unseres Systemes von seinem nächsten Nachbar. Setzt man nämlich, bei den hierüber angestellten Rechnungen, die ziemlich hellen Sterne jener eng zusammengedrängten Sternenhaufen in eine weitere Entfernung von uns, so muß man auch zugleich den vermuthlichen Durchmesser der einzelnen Lichtwelten größer annehmen, und das räthselhafte Verhältniß ihrer nahen Zusammendrängung bleibet somit gerade dasselbe, als wenn man sie in den vermuthenden Rechnungen näher an uns heranstellt, indem man zu gleicher Zeit ihre körperliche Größe geringer anschlägt.

Mitten unter den andern, für Sonnensysteme gehaltenen Nebelflecken und Sternenhaufen finden sich nach einigen Gegenden hin Glanzwesen von einer ganz besondern Natur. Ein durch das Riesenteleskop eines Herschel oder Frauenhofer schauendes Auge wird in ihnen, auf den ersten Blick Planeten oder Kometen aus der benachbarten heimathlichen Weltregion zu sehen glauben, bis es sich bald durch die unveränderlich feste, unbewegliche Stellung derselben überzeugt, daß diese Lichtkugeln zu den Gegenständen des ferneren Fixsternenhimmels gehören. Während nämlich, wie bereits erwähnt, die Fixsterne sich im Felde des Fernrohrs meist nur als zarte, unmeßbare Pünktlein, die sternlosen Nebel aber mit einem undeutlich begrenzten, verwaschenen Rande zeigen, wird hier eine runde festbegrenzte Scheibengestalt, ein merklicher, zum Theil sehr bedeutender Durchmesser und ein ruhiges planetarisches Licht gefunden. Der kühne Herschel hat auch in diesen räthselhaften Lichtwesen der Jenseitswelt zusammengesunkene, einer neuen Umgestaltung entgegen wandelnde Sonnenhaufen zu sehen gewähnt.

*) Parallaxe ist der Unterschied zwischen dem wahren und scheinbaren Stande eines Sterns.

Wollte man auch annehmen, daß diese Riesenkörper, deren manche weit über eine Minute im scheinbaren Durchmesser haben, ganz nahe an den Grenzen unseres Planetensystems ständen, so würde sich dennoch hieraus ein körperlicher Umfang derselben berechnen, welcher größer wäre, als der unseres gesammten Planetensystemes bis zur Bahn des Uranus hinaus, so daß bei einigen von ihnen, wenn ihr Mittelpunkt da stände, wo der Mittelpunkt unserer Sonne steht, die Oberfläche noch weit über die Sonnenferne des Uranus hinaus zu liegen käme. Will man aber ihren Abstand von uns größer setzen, z. B. über unsere Milchstraße hinaus, so wird zu gleicher Zeit die hieraus berechenbare körperliche Größe derselben so ins Ungeheure getrieben werden, daß ein hienieden nach Aehnlichkeiten forschender Sinn sich nur um so unvermeidlicher und schneller in einer für alle Vergleichungen bodenlosen Fremde fühlen muß. Denn in jedem Falle, so scheint es, müßten jene Riesenwelten, wenn sie von einer nur einigermaßen festen, gröber körperlichen Natur, z. B. so wie unsere Sonne, wären, Bewegungen in der Fixsternenwelt bewirken, von denen auch die aufmerksamste und feinste Beobachtung nichts weiß.

In der That, es hat für den Geist des Menschen etwas sehr Erhebendes, wenn er, schon durch den Schleier der bisherigen Wahrnehmungen, in den Lichtwelten des Fixsternenhimmels eine Natur ahnen darf, welche von höherer, geistigerer Art zu sein scheint, als diese grobkörperliche unserer Planeten, bei denen das Leben nur auf der äußersten Oberfläche, und auch hier nur auf einige vorübereilende Augenblicke Fuß zu gewinnen vermag. Vielleicht daß alle jene glänzenden Lichtwelten durch und durch aus einem — nur in leise Gegensätze zerfallenden — Lichtäther bestehen, aus welchem der große Herschel die noch fortgehende oder eben beginnende Bildung einiger Hunderte von Sternen nachgewiesen. Es stehet dann das hehre Gewölbe des Fixsternenhimmels zu dem tief in seiner Mitte gelegenen, gröber körperlichen Planetensystem in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die durch unsere ganze Planetenwelt Licht und Wärme und Leben verbreitende leuchtende Atmosphäre der Sonne zu dem eigentlichen festen und dunklen Körper derselben, und nach einem, freilich ungeheuer viel größern Maßstabe sind die Kernpunkte der Lichtnebel und die Fixsterne ähnliche Bildungen des Lichtäthers, wie die hellglänzenden Zusammenballungen des leuchtenden Sonnenäthers — die sogenannten Sonnenfackeln.

Wenn auch den Fixsternenhimmel von unserer Sonne ein ungeheurer Zwischenraum trennt, so ist doch jener in sich selber, wie es scheint, sonst nirgends durch solche weite Abstände der einen leuchtenden Welt von der andern zerrissen, sondern es bildet öfters von einem Stern zum andern der leuchtende Aether — gleich einer gemeinschaftlichen Atmosphäre — ein verbindendes Mittelglied, oder es wandeln, wie bei den Doppelsternen, zwei Lichtwelten, nur wenige Durchmesser von einander entfernt, um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt, und Millionen von solchen oberen Sonnen schweben, ohne sich gegenseitig durch die Uebermacht einer gröberen körperlichen Anziehung zu bedrängen, in einer Nähe aneinander, in welcher in dem uns nähern Planetensystem kaum Monde und Planeten an einander wandeln. Eine leihet und erwecket der andern das Licht, und jene fernen Millionen scheinen um so heller zu leuchten, je näher sie zusammengedrängt stehen.

Vielleicht daß übrigens, unserer Sonne näher verwandt, die größeren Fixsterne nicht gerade an uns die nächsten, sondern nur die leuchtendsten sind, und daß, wie dies auch aus anderweitigen Thatsachen zu erhellen scheint, tausende der kleineren, minder lichthellen, ebenso nahe als jene an uns wandeln.

Und so scheinet der unserm irdischen Auge noch sichtbare Fixsternenhimmel

ein in sich selber verbundenes, rücksichtlich des Abstandes seiner einzelnen Lichtpunkte von uns nicht so gar ungeheuer verschiedenes Lichtgewölbe, welches, in riesenhafter Höhe, mitten in der dem menschlichen Sinne unerfaßbaren Unendlichkeit, unser Planetensystem umschwebet.

Unfehlbar wird diese feine körperliche, buntstrahlige Lichtwelt, die sich zu unserer Planetenwelt fast eben verhält, wie das Licht und die Wärme zu den schweren und festen Stoffen, auch eine ihr entsprechende lebende Natur haben, welche den beständigen Gefährten der gröberen Körperlichkeit — den Tod — nicht kennet, sondern wie die Gestaltungen, die sich die Seele im Traume schaffet, unmerklich aus einer Formenwandlung in die andere hinüberschwebt; eine Natur, an deren ewigen und unvergänglichen Reizen denkende Wesen sich freuen, welche die drückende, nach unten ziehende Last einer gröberen Körperlichkeit niemals erfahren haben, niemals jedoch auch den Triumph eines Geistes, der, im siegreichen Kampfe mit dem Feindlichen und Niedern, Kräfte an sich gezogen, welche den selig stillen Kräften einer nie erschütterten und geprüften Welt des Friedens so überlegen sind, wie das vollendete Mannesalter dem lieblichen Alter einer unschuldigen Kindheit. (G. H. v. Schubert.)

2) Schönheit des südlichen Sternenhimmels.

Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des südlichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maß, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder vor unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbar unbekanntes Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator und besonders, wenn man von der einen Hemisphäre in die andere übergeht, allmählich die Sterne niederer werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes, als der Anblick eines neuen Himmels. Die Gruppirung der großen Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigenthümliche Physiognomie. Dieses Schauspiel setzt selbst die Einbildungskraft derjenigen in Bewegung, welche, ohne Unterricht in den höhern Wissenschaften, das Himmelsgewölbe gern betrachten, wie man eine schöne Landschaft oder eine majestätische Aussicht bewundert. Man hat nicht nöthig, Botaniker zu sein, um die heiße Zone bei dem bloßen Anblick der Vegetation zu erkennen; ohne Kenntniß in der Astronomie erlangt zu haben, ohne mit den Himmelskarten vertraut zu sein, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn man das ungeheure Sternbild des Schiffs, oder die phosphorescirenden Wolken Magellans am Horizont aufsteigen sieht. Die Erde und der Himmel, Alles nimmt in der Aequinoctialgegend einen exotischen (fremden) Charakter an.

Die niedern Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angefüllt. Wir sahen erst in der Nacht vom 4. zum 5. Julius (1799) im 16. Grad der Breite das Kreuz des Südens zum erstenmal deutlich; es war stark geneigt, und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbenes Licht zurückwarf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist, von seinen persönlichen Rüh-

rungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah.

Wenn man anfängt, den Blick auf geographische Karten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welcher man sich in einem höheren Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß auf unsere Entschlüsse, und wir suchen uns wie instinktmäßig mit den Gegensätzen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. In einer Epoche, wo ich den Himmel studirte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südpols zu denken, und ohne mir die erhabene Stelle des Dante ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten Commentatoren auf dieses Sternbild bezogen haben.

Dieselbe lautet in deutscher Uebersetzung:

Zur Rechten kehr' ich mich, den Geist gewandt
Zum andern Pol, und sah vier Stern' im Schimmer,
Die Niemand, als das erste Paar, erkannt.
Den Himmel letzt' ihr funkelndes Geflimmer;
O du verwaistes Land, du öder Nord!
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!

Die Befriedigung, welche wir bei der Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft getheilt, welche die Colonien bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern wie einen Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Interesse zu vermehren; ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Form ihnen das Zeichen des Glaubens ins Gedächtniß ruft, welches von ihren Voreltern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde.

Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche gerade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, beinahe senkrecht stehen. Diesen Umstand kennen alle Völker, welche jenseits des Wendekreises oder in der südlichen Hemisphäre wohnen. Man hat beobachtet, um welche Zeit in der Nacht, in verschiedenen Jahreszeiten, das Kreuz in Süden gerade oder geneigt ist. Es ist dies eine Uhr, welche ziemlich regelmäßig, nahezu um 4 Minuten täglich vorrückt, und kein anderes Sternbild bietet bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit dar. Wie oft hörten wir in den Savannen von Venezuela oder in der Wüste, welche sich von Lima nach Truxillo erstreckt, unsere Wegweiser sagen: „Mitternacht ist vorbei; das Kreuz fängt an sich zu neigen." Wie oft haben diese Worte uns die rührende Scene ins Gedächtniß gerufen, wo Paul und Virginie, sitzend an der Quelle des Flusses der Latanien,

sich zum letzten Mal unterhalten, und wo der Greis bei dem Anblick des Kreuzes im Süden sie erinnert, daß es Zeit ist zu scheiden! —

(Alexander v. Humboldt.)

3) Ueber Naturgenuß.

Wenn wir über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste Stufe unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgiebt. Wo in der Ebene einförmig gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht; wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen; überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen. In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur, aus dem Eindrucke ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten das Allgemeine sich spiegelt, aus dem Contraste zwischen dem sinnlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstriche, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe geistiger Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt. — Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritte in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unsere Sprache sagen), sondern dem eigenthümlichen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unsers Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deßhalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente, oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Gedanken und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, ein Wald über dem Walde; oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der untern Erdfläche trennen, und plötzlich durch einen Riß, den der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die wein-

begrenzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten*) der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns ansprechen; es ist der ureigene Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgendufte der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppirung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, Alles, was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimath, wir zum erstenmale ein Tropenland betreten, erfreut uns an schroffen Felswänden der Anblick derselben Gebirgsarten, die wir auf europäischem Boden verließen; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nordischen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe der tropischen Gebilde und einer exotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Lebendigen verwandt, daß, wenn es auch anfangs scheint, als müsse die heimische Landschaft, wie ein heimischer Volksdialekt, uns zutraulicher und durch den Reiz einer eigenthümlichen Natürlichkeit inniger anregen, als jene üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmenklima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnißvollen Zusammenhang aller organischen Gestaltung erscheinen unserer Phantasie jene fremden Formen, wie erhöht und veredelt aus denen, die unsere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung sinnlicher Anschauungen, wie später die Thätigkeit der combinirenden Vernunft, zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, daß ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlinge. Es ist ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen. Denn der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die eindrucksreichsten Naturerscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Gedanken und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Den mannigfaltigsten und reichsten Stoff für diese Art der Betrachtungen gewährt die landwirthschaftliche Natur im südlichen Asien, oder im neuen Continente, da, wo hohe Gebirgsmassen den Boden des Luftmeeres bilden, und wo dieselben vulkanischen Mächte, welche einst die lange Andesmauer aus tiefen Erdspalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erschüttern.

Wenn man als ein Spiel der Phantasie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unsere sudetische Schneekoppe auf den Montblanc aufthürmt, so hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, die doppelte Höhe des Aetna, erreicht; wenn man auf den Chimborazo den

*) Hesperiden: fabelhafte Töchter des Atlas und der Hesperis, die in einem lieblichen Garten wohnten. In demselben stand der sogenannte Drachenbaum mit goldenen Aepfeln, die sie bewachen sollten.

Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himalayagebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Größe seiner kolossalen Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalayakette liegt schon weit außerhalb der Grenze tropischer Klimate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Comorin. Unter dem 28. und 34. Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamisus entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farrenkräuter und Gräser, großblüthiger Orchideen und Bananengewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinaufsteigen. Unter dem Schatten der cederartigen Deodwara-Fichte und großblätteriger Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische Pflanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde; Wachholder, Alpenbirken, Gentianen, Parnassien und stachlige Ribesarten. Dem Himalaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulkane, welche in der indischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigstens an seinem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindustans ihren Wassergehalt absetzt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von 11 bis 12,000 Fuß an, und setzt so der Entwickelung des natürlichen Lebens eine frühere Grenze, als in den Aequinoktialgegenden von Südamerika, wo der Organismus fast 2600 Fuß höher verbreitet ist.

Die dem Aequator nahe Gebirgsgegend hat einen andern nicht genug beachteten Vorzug; es ist der Theil der Oberfläche unseres Planeten, wo im engsten Raume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke die höchste Stufe erreicht. In der tief gefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfaßt Heliconien, hochgefiederte Palmen, Bambusen, und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mespilus-Arten und Doldengewächse, wie in unserer deutschen Heimath; ein Blick umfaßt das südliche Kreuz, die Magelhanischen Wolken, und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schooß und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise über einander gelagert, dort die Gesetze abnehmender Wärme dem aufmerksamen Beobachter verständlich mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Anden, am Abhange des Gebirges, eingegraben.

Sind die tropischen Länder eindrucksreicher für das Gemüth durch Fülle und Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch vorzugsweise dazu geeignet, durch einförmige Regelmäßigkeit in den meteorischen Prozessen des Luftkreises und in der periodischen Entwicklung des Organismus durch scharfe Scheidung der Gestalten bei senkrechter Erhebung des Bodens dem Geiste die gesetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgespiegelt in dem Erdenleben, zu zeigen. — In den heißen Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche der Südsee erheben, herrscht die Fülle der Pisanggewächse, der Cicadeen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beschattet, abumartige Farren und in üppiger Naturkraft, von kühlem Wolkennebel

unaufhörlich getränkt und erfrischt, die Cinchonen, welche die wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen, gesellig an einander gedrängt, Aralien, Thibandien und myrthenblätterige Andromeden. Einen purpurrothen Gürtel bildet die Alpenrose der Cordilleren, die harzreiche Befaria. Dann verschwinden allmählich in der stürmischen Region der Paramos die höheren Gesträucher und die großblüthigen Kräuter. Rispentragende Monocotyledonen bedecken einförmig den Boden, eine unabsehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einsam das Kameelschaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickeln sich bei mangelnder Dammerde nur noch Pflanzen niederer Organisation, die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlenstoffarme Luftkreis dürftig ernährt, Parmelien, Lecideen und der vielfarbige Keimstaub der Leprarien. Inseln frisch gefallenen Schnees verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis scharf begrenzt die Zone des ewigen Eises beginnt. Durch die weißen, wahrscheinlich hohlen, glockenförmigen Gipfel streben, doch meist vergebens, die unterirdischen Mächte auszubrechen. Wo es ihnen gelungen ist, durch runde, kesselförmige Feuerschlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreise in bleibenden Verkehr zu treten, da stoßen sie fast nie Laven, aber Kohlensäure, Schwefeldünste, und heiße Wasserdämpfe aus. (A. v. Humboldt.)

4) Ein Tag unter dem Aequator.

Wie glücklich bin ich hier; wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, zeitiget Gefühle und Gedanken Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlter Wonne. Es ist drei Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangmatte; denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern; Andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr süß duftenden Paullinien-Hecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe eines Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist

dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen, lichtscheu taumelnd, ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's; die Nagthiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur; — wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht; große Reflexe flüchten sich, verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagsgestirn zu, und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich; andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf; sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen, bisweilen verdunkelnd und kühlend, unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durch einander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief; sie sondern sich schichtenweise ab; immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont; gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weit verbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel; nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich; aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Wehe ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom

Winde übertönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erhebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, sondern Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weit hin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tief blauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens. —

In gleicher Folge, wie dies allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tage, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Creatur erscheint im vorgeschriebenen Momente auf der großen Bühne, handelt, und verliert sich dann wieder in der Mannigfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eigenen Triebe seines Daseins, und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze; jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Gesammtheit verfallen; der Mensch aber, sonst gewohnt, nur in seinem Bewußtsein

die Uhr der Weltepochen zu finden, erkennt in jenen gewaltigen Pulsschlägen der Natur ihren eigenen Stundenzeiger. Und dieses merkwürdige Verhältniß einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier unter dem Aequator am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert, und gleichsam zur Dienstbarkeit dem höhern Gestirn unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers. Wie ganz anders verhält sich dies im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmischen Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht; kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockene und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt; ja gewissermassen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immer grünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfters als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt: manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes: doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten, und von Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur den Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche, ihm überall entgegentretend, gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllet mit Lebensmuth, Hoffnung und Heiterkeit die Seele. (Ph. v. Martius.)

5) Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neuern darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen dritthalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Quadrupeden, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolossen des Thier- und Pflanzenreiches gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien, und

der schönsten Färbehölzer; zugleich erzeugen die Eingeweide seiner Gebirge centner=schwere Massen des reinsten Goldes!

Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereinigt. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos, Neger mit Tigerzähnen, zwergartige Elephantenjäger, Menschen= und Heuschreckenfresser, Heere streitender Weiber, ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklav!

Welch ein Land muß endlich Afrika seyn! Es war die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften; ja noch jetzt, nach mehreren Jahrtausenden trotzen in beiden Hemisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles zernagenden Zeit!

Und dieser Welttheil von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmannes nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen; ja in älteren Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam *eine unbekannte Welt!*

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von viel tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land gleichsam versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren, wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

Ja wäre Heinrich der Nautiker, der wißbegierige Portugiesen=Fürst, nicht (1414) aufgetreten; hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet: wäre nicht durch ihn Porto Santo und Madera entdeckt und sogar angebauet (1418), wäre nicht das sonst gefürchtete **Cap non (plus ultra)** umsegelt, das grüne Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinem Todesjahre die Küste von Guinea (1460) bis Cap Mesurada hervorgegangen; hätte er nicht seiner Nation diesen edlen Geist des Entdeckens und kühnen Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südlichste Spitze von Afrika und die östliche Küste, also fast der ganze Umriß des großen Welttheils ans Licht trat: was wüßten wir sodann wohl von dem nahen Wunderlande? Man überlaufe nur die Karte von Afrika; kaum ist ein Vorgebirge, ein Fluß, eine Küste, welche nicht den Ursprung seiner Entdeckung durch ihren portugiesischen Namen ausspricht.

(E. A. W. v. Zimmermann.)

6) Die afrikanische Wüste.

Sie ist wegen der vom Winde häufig aufgejagten Sandwolken unsichrer als das Meer; ihren Bewegungen kann man eben so wenig entfliehen, als denen der Erdbebenstrecken; es bleibt keine Rettung übrig. Sandwirbelsäulen, die sich furchtbar drohend um die Wanderer stellen, schildern Poncet, Bruce, Park; nur der lakonische Browne will sie nicht schreckend gefunden haben. Vom Verschwinden der Quellen, was für den Reisenden so furchtbar wird, sind die Schriften der Araber voll; Leo hat die Erzählung von sonst übrigens unbekannten Monumenten der verdursteten Karavanen aufbewahrt. Jackson bestätigt dies durch die neueste furchtbare Thatsache,

die sich während seines Aufenthaltes an der Grenze der Wüste, im Jahr 1805 zutrug. Auf dem Wege von Tafilelt nach Tombuktu nämlich kam auf ähnliche Art eine ganze Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kameelen um, weil eine der Oasen, die sonst eine Station der Karavanen war, kein Wasser mehr hatte.

Aber auch Entbehrungen außerordentlicher Art, erwarten hier den Reisenden. Die dorrende Kraft des Windes macht hier die gefüllten und besten Wasserschläuche schwinden, trocknet sie fast ganz aus. Dann preiset der Reiche sich noch glücklich, für 10 bis 500 Dollars einen Trunk Wassers zu erkaufen. Auch die Kameele sterben nicht selten auf den weiten Zügen vor Durst und Ermattung. Ihre, und andrer Lastthiere in den Karavanenstraßen häufig umher zerstreueten Knochen und bleichen Gerippe, zeigten in den hilflosesten Einöden einem Leo, Poncet, Bruce, Hornemann, Park, Lyon und Andern, im Norden, Osten und Süden des Sandoceans das Verzweiflungsvolle der Lage, in welche sie sich begeben hatten.

Selbst die Vögel, welche sich nur bis auf bestimmte Fernen von bewohnten Plätzen in der Wüste sehen lassen, und darum dem Mahomedaner wie Boten des Propheten erscheinen, ihnen Muth in der Trübsal einzusprechen, selbst diese werden von den Sandstürmen in diese Einöden verschlagen und ihre todten Körper über den Boden verstreuet. Aus der Wüste bleiben da, wo Wasserstellen sind, die Elephanten und Eber, und selbst auch — wo diese fehlen — an ihrem Rande, die reißenden Bestien, Löwen und Panther, zurück. Nur die schnellfüßigsten aller wandernden Thiere, die dem Blitze gleich erscheinen und verschwinden, Strauße und Antilopen, leben innerhalb der Wüste, und nur ihnen allein begegnet da in der Todtenstille das Sausen des Windes und der Karavanenzug; denn selbst die Vegetation bleibt fast ganz zurück.

Nur einzelne Gewächse sind dazu von der Natur organisirt, den Gluthwinden zu widerstehen, die sonst Alles versengen, und den Menschen, ja den Mauren selbst wie seinen Gefährten, das Kameel, in Todesangst zu Boden strecken. Einige Distelarten, in deren Blattwinkeln sich die wenige Feuchtigkeit sammeln kann, die Mannastaude Algul, eine Art duftender Thymian, das She der Araber auf losem, und der bestäubte Thalstrauch (Thal Mimosa gummifera Forsk) auf festem nackten Boden, das sind die am meisten verbreiteten Gewächse, und das einzige knappe Futter der Kameele und Esel, das sie oft Monate lang erhalten muß. In einzelnen Gegenden wachsen, wo auch kein Wasser ist, niedrige Krüppelgesträuche, welche den Karavanen zu Wegmarken dienen; aber ihre saftlosen Blätter erfrischen die schmachtende Zunge nicht. Hie und da stehen an geschützteren Stellen dornige Mimosen und Akacien, die Gummi liefern. Sonst erblickt man überall nur Sand und Himmel, und die Vegetationsstellen erscheinen dem Araber darin nur als Inseln, die er zumal dann, Gezira oder Jazr zu nennen pflegt, wenn Dattelhaine sie verherrlichen.

Müßte nicht auch hier im Allgemeinen Vegetation den Boden bedecken können, wie fast überall sonst auf der Erde, wenn er nicht selbst von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag, seine Stelle verrückte? — So wird aber jede leichte Besamung selbst mit fortgeführt, und wo niedriges Gesträuch sich angesiedelt hat, da häuft sich in der Wüste nur desto leichter ein Sandberg an; und wo auch in einem Theil des Jahres durch besondere Begün=

stigung Vegetation haftete, da muß sie zur Zeit der Aequinoctialstürme mit in den allgemeinen Wanderzug treten.

Nur der Mensch hat sich demnach mit der Wüste befreundet, und sie trennt die Länder von Nordafrika und der Mitte des Sudans weniger, als jene wirklich durch das Mittelländische Meer von Europa gesondert geblieben sind. Selbst mit dem losen Sande hat er sich befreundet, denn so wie ein kühler Wind weht, legt sich der Fezzaner sogleich in den von der Sonne immer erhitzteren Sand, und weiß sich an ihm zu wärmen: läßt er sich in ein Gespräch mit dem neben ihm stehenden ein, so ebnet er erst die Sandfläche vor sich, um darin seine Meinungen bei jedem Ausspruch, bei jeder Sentenz, durch Zeichnung und Figuren zu unterstützen. Wird ein Handel geschlossen, so werden sogleich die Rechnungen darüber im Sande geführt. Ja selbst der fanatische Maure und die vielen Fackirn und Mullahs unter ihnen, haben sich dazu bequemen müssen, dem trocknen Sande dieselbe heilige Kraft, die das Wasser im Islam hat, einzuräumen, und ihn zu ihren religiösen Ablutionen zu gebrauchen. Das Thier aber, dessen Fußballen, dessen Magen und dessen Gebiß dem Saharaboden so ganz entsprechen, dies hat er dem Stande der Natur völlig zu entreißen und sein ganzes Geschlecht zu seinem Sklaven zu machen gewußt.

Auf ihm, dem Schiffe der Wüste, durchzieht er den Sandocean, und seine Hauptaufgabe besteht in der Kenntniß der Jahreszeit, der Hafenplätze, und in der Kunst, nach diesen zu steuern. (K. Ritter.)

7) Teneriffa.

Auf einer kleinen Ebene gelegen, von Gärten umringt und beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschenbäumen bekränzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Man würde sich irren, wenn man nach der Erzählung einiger Reisender glaubte, sie liege an dem Ufer eines Sees. Die Regenwasser bilden von Zeit zu Zeit einen ausgedehnten Sumpf; und der Geologe, der überall mehr den vergangenen als den gegenwärtigen Zustand der Natur erblickt, kann keinen Zweifel hegen, daß nicht jene Ebene ein großes ausgetrocknetes Bassin sei. Die Stadt ist von einer großen Anzahl Windmühlen umgeben, welche den Anbau des Getreides in diesen höhern Gegenden verkündigen. Eine Menge Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umkränzen die Stadt Laguna. Beschattet von immer grünen Bäumen und auf kleine Erhöhungen erbaut, verstärken die Kapellen hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind von einer festen, aber sehr alten Bauart, und die Straßen erscheinen verödet Ein Botaniker darf sich über das Alter der Gebäude nicht beklagen. Die Dächer und die Mauern sind mit Sempervivum Canariense und mit jener schönen Trichomanes bedeckt, von welcher alle Reisende gesprochen haben; häufige Nebel ernähren diese Pflanze.

Teneriffa, gleichsam am Eingang der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffs-Tagreisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten Theil, welche die Natur in den Aequinoctial-Ländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Der für die Schönheiten der

Natur empfängliche Mensch findet auf dieser herrlichen Insel noch mächtigere Hilfsmittel als das Klima. Kein Aufenthalt scheint geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen, und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa. Diese Vortheile sind nicht bloß die Wirkung der schönen Lage und der Reinheit der Luft; man verdankt sie noch besonders der Abwesenheit der Sclaverei, deren Anblick in beiden Indien und überall so empörend ist, wo die europäischen Colonisten das hingebracht haben, was sie ihre Aufklärung und ihre Industrie nennen.

Die Nachbarschaft des Meers macht Laguna im Winter gemäßigter, als es nach seiner Erhöhung über die Oberfläche des Oceans sein sollte. Ich war fast erstaunt zu hören, daß mitten in der Stadt in einem Garten Brodfruchtbäume (Artocarpus incisa) und Zimmtbäume (Laurus cinnamumum) gepflanzt würden. Der Anbau des Kaffeebaumes gelang nicht auf gleiche Art. Es ist wahrscheinlich, daß einige lokale Umstände, die Beschaffenheit des Bodens und der Winde, welche während des Blühens wehen, die Ursache dieser Erscheinung sind.

Um von der Stadt Laguna an die westliche Küste von Teneriffa zu gelangen, durchwandert man zuerst eine bergige, mit einem schwarzen und thonigen Erdreich bedeckte Gegend, worin man hie und da kleine Crystalle von Augit antrifft. Das Wasser löst diese Crystalle wahrscheinlich von dem benachbarten Felsen los, wie zu Frascati bei Rom.

Wenn man in dem Thal von Tacoronte hinabsteigt, kommt man in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vielem Enthusiamus gesprochen haben. Ich habe unter der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwicklung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Cocosbäumen geschmückt. Höher oben contrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agava und Cactus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von kryptogamischen Pflanzen, besonders von Farrenkräutern, bedecken die durch kleine Quellen eines klaren Wassers befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung. Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Unglücklicher Weise entspricht der Wohlstand der Einwohner weder den Anstrengungen ihres Fleißes, noch den Vortheilen, womit die Natur diese Gegenden überhäuft zu haben scheint. Diejenigen, welche das Feld bebauen, sind im Allgemeinen nicht die Eigenthümer: die Frucht ihrer Arbeit gehört

dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche so lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den canarischen Inseln.

Von Tegueste und Tacoronte bis in das Dorf San Juan de la Rambla, durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten bebaut. Ich würde sie mit den Gegenden von Capua oder von Valencia vergleichen, wenn der westliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des 11430 Fuß hohen Pics, der bei jedem Schritt neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre.

Der Anblick dieses Berges interessirt nicht bloß durch seine interessante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnißvolle Quelle des vulkanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Pics wahrgenommen, und doch beweisen ungeheuere Seiten-Ausbrüche, wovon der letzte im Jahr 1798 Statt fand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist, zu erlöschen. Es liegt überdies etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte eines fruchtbaren und wohlbebauten Landes liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane zerstören, was sie in dem langen Zeitraum von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meer thätige Feuer über die Fluthen emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Oceans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig nichts als einen Haufen von Schlacken und vulkanischen Aschen darbieten, ehemals eben so fruchtbar, als die Abhänge von Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt! —

Die Reise auf die Spitze des Vulkans von Teneriffa ist nicht nur wegen der großen Anzahl von Erscheinungen interessant, welche sich unsern wissenschaftlichen Forschungen darbieten; sie ist es noch mehr durch die malerischen Schönheiten, die sich denen darbieten, welche die Majestät der Natur lebhaft empfinden. Es ist ein schwieriges Bestreben, diese Empfindungen zu malen; sie wirken um so stärker auf uns, als sie etwas gewisses Unbestimmtes haben, welches durch die Unermeßlichkeit des Raums, wie durch die Größe, Neuheit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, in deren Mitte wir uns versetzt finden, hervorgebracht wird. Wenn ein Reisender die höchsten Gipfel unsers Erdballs, die Katarakten großer Ströme, die gewundenen Thäler der Anden beschreiben soll; so läuft er Gefahr, seine Leser durch den einförmigen Ausdruck seiner Bewunderung zu ermüden. Es scheint mir angemessener, den besondern Charakter anzugeben, der jede Zone unterscheidet. Man unterrichtet um so mehr über die Physiognomie einer Landschaft, je mehr man sich bemüht, die individuellen Züge zu zeichnen, sie untereinander zu vergleichen, und durch diese Art von Analyse die Quellen der Genüsse zu entdecken, welche uns das große Gemälde der Natur darbietet.

Die Erfahrung hat die Reisenden belehrt, daß die Spitzen sehr hoher Berge selten eine so schöne Aussicht, so mannichfaltige malerische Wirkungen darbieten, als die Bergspitzen, deren Höhe die des Vesuvs, des Rigi und des Puy-de-Dôme nicht übersteigt. Kolossale Berge, wie der Chimborazo,

der Antisana, oder der Mont-Rosa haben eine so bedeutende Masse, daß die Ebenen, welche mit einer reichen Vegetation bedeckt sind, nur in einer großen Entfernung gesehen werden, und daß ein bläulicher Duft gleichförmig über die Landschaft verbreitet ist. Der Pic von Teneriffa vereinigt durch seine schlanke Gestalt und durch seine locale Lage die Vortheile, welche weniger hohe Bergspitzen haben, mit denen, welche von einer sehr großen Höhe entspringen. Nicht nur entdeckt man an seinem Gipfel einen ungeheuren Horizont von Meer, der sich über die höchsten Berge der benachbarten Inseln erhebt, sondern man sieht auch die Wälder von Teneriffa und den bewohnten Theil der Küsten in derjenigen Nähe, welche geeignet ist, die schönsten Contraste von Form und von Farbe hervorzubringen. Man könnte sagen, der Vulkan erdrücke mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich auf dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist, als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den äolischen Inseln, so würde der Pic von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schifffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

Als wir auf dem äußern Rand des Kraters saßen, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannichfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Schichte von Wolken, die uns von den niedern Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme durchbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegend berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt: wir genossen den auffallenden Contrast, den die entblößten Seiten des Pics, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine aller Vegetation beraubten Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt. Unter dem Piton fangen Lichenen an, die verschlackten und auf der Oberfläche glänzenden Laven zu bedecken; eine Veilchenart (viola Miranthifolia) erhebt sich auf dem Abhang des Vulkans bis auf 1740 Toisen Höhe; sie steigt nicht nur höher als die andern krautartigen Pflanzen, sondern auch als die Gräser, welche auf den Alpen und auf dem Rücken der Cordilleren unmittelbar die kryptogamischen Pflanzen berühren. Büschel von Retama mit Blumen beladen, zieren die kleinen Thäler, welche die Bergströme gegraben haben, wenn sie in ihrem Abfluß gehemmt und die Wirkungen der Seiten-Ausbrüche verschlossen sind; unter der Retama kommt die Region der Farrenkräuter, begrenzt durch die der baumartigen Haiden. Wälder von Lorbeern, von Rhamnus und von Erdbeerbäumen trennen die Haiden von den mit Reben und Fruchtbäumen bepflanzten Abhängen. Ein reicher Teppich von Grün erstreckt sich von der Ebene der Pfriemen und von der Zone der Alpenpflanzen bis zu den Gruppen von Datteln und Musa, deren Fuß der Ocean zu bespülen scheint.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pics die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht bloß die Folge der Höhe der Gegend; sie beweisen besondere Modifikationen der Luft in den warmen Klimaten. In allen Zonen erscheint ein Gegenstand, welcher sich an der Oberfläche des Meeres befindet, und sein Licht in horizontaler Richtung ausstrahlt, weniger hell, als wenn man ihn von der Spitze eines Berges sieht, wo die Dünste durch Luftschichten von abnehmender Dichtigkeit ankommen. Eben so auffallende Unterschiede werden durch den Einfluß der Klimate hervorgebracht; die Oberfläche eines Sees, oder eines breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie bei gleicher Entfernung von dem Gipfel der hohen Schweizer-Alpen, als wenn man sie von dem hohen Gipfel der Cordilleren von Peru oder von Mexiko sieht. Je reiner und heiterer die Luft ist, desto vollkommener ist die Auflösung der Dünste und desto weniger wird das Licht bei seinem Durchgange geschwächt. Wenn man von der Seite der Südsee auf der Gebirgs-Platte von Quito oder von Antisana ankommt, so ist man die ersten Tage über die Nähe betreten, in welcher man auf sieben und acht Meilen entfernte Gegenstände zu sehen glaubt. Der Pic von Teyde hat nicht den Vortheil unter den Tropen gelegen zu sein; aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrika's erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, gibt der Atmosphäre der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Quito und Peru übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen, und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonien und Contraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während einem Theil des Tags die äußern Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittäglicher Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne daß es nöthig ist, die Grenzen Europa's zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien, besucht haben.

Bei unserer Rückkehr von der Wanderung auf die Höhen des Vulkans begegneten wir in der Nähe der Stadt Orotava großen Zügen von Canarienvögeln. Sie waren ziemlich gleichförmig grün; einige hatten auf dem Rücken eine gelbliche Färbung; ihr Gesang war der nämliche, wie jener der zahmen Canarienvögel; man beobachtet indessen, daß diejenigen, welche auf der Insel Gran-Canaria und auf der kleinen Insel Monte-Clara, bei Lancerote, gefangen wurden, die stärkste und zugleich am meisten harmonische Stimme haben. Die gelben Canarienvögel sind eine Varietät, die in Europa entstanden ist; und die, welche wir in Käfigen zu Orotava und zu Sainte-Croix auf Teneriffa sahen, waren in Cadix oder andern Häfen

Spaniens gekauft worden. Aber von allen Vögeln der canarischen Inseln ist derjenige, welcher den angenehmsten Gesang hat, in Europa unbekannt: es ist dies der Capirote, den man nie zahm machen konnte, so sehr liebt er die Freiheit. Ich bewunderte seinen sanften und melodischen Schlag in einem Garten bei Orotava; aber ich konnte ihn nicht nahe genug sehen, um zu bestimmen, zu welchem Geschlecht er gehört.

Beim Eintritt der Nacht bot uns der Abhang des Vulkans auf einmal einen außerordentlichen Anblick dar. Die Hirten, einem Gebrauch getreu, den ohne Zweifel die Spanier eingeführt hatten, ungeachtet er sich von dem höchsten Alterthum herschreibt, hatten die Feuer des heiligen Johannisfestes angezündet. Diese zerstreuten Massen von Licht, diese Säulen von Rauch, durch die Wirbelwinde gejagt, contrastirten mit dem düstern Grün der Wälder, welche die Seiten des Pics bedecken. Freudengeschrei ließ sich von ferne hören, und schien allein das Stillschweigen der Natur an diesen einsamen Orten zu unterbrechen. (A. v. Humboldt).

8) Kairo.

Kairo, ist Afrikas größte Stadt. Gelbgrau, gleich dem Grunde, der sie trägt, erhebt sich die Saracenenstadt, wie keine andere auf den kühnen Ausläufern des Mokkatamgebirges. Ihr gegenüber thronen auf den starren Felsenhügeln der lybischen Wüste die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachehalter des zauberischen Nilthales. Kairo, ist die Pforte von Oberägypten. Zwischen Gebirg und Strom, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königsstädten der Welt, zu sein. Ganz eine Geburt des Mittelalters, wo sie die edelsten Künste nährte, während Europa in Barbarei und Unwissenheit versunken war, finden wir in ihr eine neue Welt. Allein diese neue Welt erhält ihr Leben von den selbstsüchtigen Bestrebungen eines eitlen Parvenus, und das Gebäude seiner Macht dürfte kaum so lange dauern, als die festen maurischen Burgen, welche jetzt noch Kunde geben, weß Geistes ihre Erbauer müssen gewesen sein.

Wer sich nur einmal in seinem Leben in London durch den Strand oder Cheapside gewunden hat, kann sich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairo's machen. Nur sind diese sehr schmal, und der Lärm durch die unglaubliche Lebhaftigkeit der arabischen Bevölkerung mit keiner andern Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der ersten Zeit stets Kopfschmerz von den Straßen nach Hause. Es ist, wie wenn Alles im Zustand von Aufruhr und Kampf sich befände. Kameelzüge mit schweren Lasten; flüchtige Reiter auf arabischen Pferden; Packträger ohne Barmherzigkeit; Heerden von Büffeln und Ochsen; ägyptische Phantasien mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen, Tausende dieser leisetretenden Esel, die einem auf den Fersen sind, ehe man sie auf den ungepflasterten Straßen hört — Alles das kreuzt sich im unentwirrbaren Knäuel und unter Ohren zerreißendem Geschrei und Gesang durch die schmalen Gassen, und es wäre noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden. Es ist noch nicht lange, daß es in Kairo für einen Schimpf galt, in den Straßen zu gehen. Dafür halte ich es zwar nicht; aber doch fand ich mich besser auf einem guten Pferde, wo man gibt, was man sonst empfangen muß.

So wechseln die Bilder in dieser originellen Stadt. Das unwissende, Kindern gleiche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augen-

blick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erstaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und schlechten Witze der Possenreißer bringen Alle zu heftigem Lachen. Derwische, die durch mysteriöse Künste Schlangen aus den Häusern locken; Magier, die den Dieb mittelst des berühmten Zauberspieles entdecken; die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann; das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen; das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler; die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten; die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden ägyptischen Offiziere, die Unzahl von abyssinischen, äthiopischen Sklaven; das Geheul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brüste zerschlagen; das traurigtönende Rufen der Muezzins von 400 Minarets; der nie endende Tumult der Fantasias in 1100 Kaffeebuden; nackte Menschen und Kinder; halbverhungerte, herrenlose Hunde in großen Banden herumschweifend und Alles angreifend; all dieser heillose Spektakel windet sich den ganzen Tag durch die Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß eben so wunderbar, daß nicht mehr, ja daß nicht unausgesetzt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Grau in Grau getaucht, erheben sich die Saracenenschlösser des alten Kairo längs den Höhen des Gebirges, welche das Castell krönt. Feindlich ist Alles unter sich abgeschlossen, und wie die Florentiner ihre Paläste verschanzten, im nächsten Nachbar den Feind erspähend, so ist die Kalifenstadt in hundert Festungen gespalten, durch mächtige Thore und dicke Mauern verwahrt, und nur durch enge Gänge unter sich verbunden, die sich gleich Trancheen und Laufgräben durch sie fortwinden. Alle diese Burgen sind nach jeder Richtung sorgfältig geschützt, feste Quadermauern, eisenbeschlagene Thore, große Vorhöfe mußten einen Ueberfall beinahe unmöglich machen, und noch jetzt möchte es leicht sein, einen gewagten Handstreich davon abzuhalten. Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem dichten Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraume, in dessen Innerem sich das ganze Leben der Wohnung bewegt. Dahin aber zu dringen, dieses Leben der jetzigen Levante in den düstern maurischen Säulenhallen zu betrachten, blieb mir lange ein unerfüllter Wunsch. Wie viele Tage wanderte ich an diesen sprachlosen Wänden herum, vom Gewühl der Straßen getrieben; wie manche Nacht besah ich mit Erstaunen dieselben unheimlichen Gebäude, aus denen kein Ton der Freude ertönte, die kein Lichtstrahl erleuchtete, diese todte ausgestorbene Stadt mit ihren dunkeln hohen Häusern, die gleich Statuen ohne Augen mich anstarrten, die nämliche Stadt, die des Tages so laut, so schrecklich laut sich vernehmen ließ! Wo sind sie hingeschwunden die Hunderttausende, die sich hier gedrängt und getreten, bis sie zur Ruhe kamen, die Ruhe des Grabes; denn kein Ton ist mehr übergeblieben, keiner als das seltsame Knarren der Thorangeln an den Stadtquartieren, wenn ja ein Kühner es wagt, die schauerlichen Straßen zu durchwandeln und Einlaß fordert von dem schlaftrunkenen Portier seines Stadttheiles.

(K. v. Hailbronner.)

9) Aussicht vom Sinai.

Ich habe stark aussehende Menschen gekannt, auf welche der erstmalige Anblick des Meeres einen solch erschütternden Eindruck machte, daß sie fast ohnmächtig wurden. Ohnmächtig zwar wurde keiner von uns; mächtig erschüttert aber wurden wir alle durch die Aussicht vom Berge, deren schon an sich selber große Macht durch das Andenken an das, was einst hier geschehen, noch vielfach erhöht wird. Der Gipfel des Sinai ragt mehr denn sieben tausend Fuß hoch über das Meer und beherrscht eine Aussicht über die Ebene des Tieflandes und des Wassers, welche einen Umfang von 144 Meilen hat, während nach der Richtung, wo ferne Bergzüge jenseits dieses Kreises sich erheben, die Aussicht auf das Doppelte sich erweitert, so daß man den zackigen Umriß des furchtbar schönen Wüsten-Panoramas, das sich hier dem Auge beut, nahe auf 200 Meilen anschlagen darf: eine Ausdehnung, welche unter dem reinen, klaren Himmel Arabiens bei so heiterem Wetter, als wir hier trafen, in unverkürzter Deutlichkeit dasteht.

Nach meiner Ueberzeugung wird wohl jeder Reisende, der den Sinai besteigt, und so wie wir die Aussicht von seinem Gipfel betrachtet, in ihr eine so außerordentliche und eigenthümliche anerkennen müssen, daß er derselben keine andere auf Erden zu vergleichen weiß. Im Süden, wie in Ost und West bemerkt man an einzelnen Punkten den Gürtel des Meeres, der das Hochland der peträischen Halbinsel umschlingt; jenseits des Meeres in weiter Ferne mehrere Gebirgshöhen der arabischen und ägyptischen Küste. Es ist, als stände man in der Mitte des riesengroßen Horstes eines einsamen Adlers, gegründet auf nackten, öden Felsen zwischen die Grenzen der Meere. Nirgends, wohin man auch sieht, eine grünende Alpenwiese, nirgends ein Wald; kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Sennenhütte, noch Dorfschaft; und wenn nicht gerade der Sturmwind oder der Donner ihre Stimme reden, da ist hier eine Stille, wie ich sie noch nirgends auf Erden also hehr und also tief empfunden habe. Die Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte ist ein Denkstein, ein unverändert stehen gebliebenes Werkstück des dritten Tages der Schöpfung, da Gott sprach: „Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe!“ — eine Verrsinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras und Kraut, noch fruchtbare Bäume, kein webendes und lebendes Thier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menschen waren, sondern da statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, das der Erdveste ihre Gestaltung, dem Gewässer seine bestimmten Grenzen gab.

Wo kann man wohl in weiterem Umfange und ungehemmter in das Getriebe der krystallinischen Gestaltung der Felsen hineinschauen als hier, wo kein Erzeugniß der späteren Schöpfungstage die des dritten überkleidet und verhüllt, wo das granitische Gebirge mit seinen riesenhaften Tafeln und Felsenpyramiden unvermischt mit jüngeren Bergarten emporsteigt, keine seiner zunächst liegenden, jähen, tiefen Schluchten mit Sandstein oder Kalk ausgefüllt ist, und wo man die Gänge der Wacke und des Basalts wie schwarze Adern stundenweit durch das Gestell seiner Bergwände und Kuppen fortlaufen sieht.

Und auf diese Felsenwarte läßt nun auch die Geschichte der vergangenen

Tage ihren verklärenden Strahl fallen und erhebt den inneren Blick auf einen Standort, da derselbe in noch viel anderem Umfange, als das äußere Auge, ein Reich der Zeiten und Völker überblickt. Hier ward den Menschen das Gesetz gegeben, das wie eine Erdveste dem Meere der Leidenschaften und Begierden zur sicheren Grenze dient, das Gesetz, das auf Christum hinweiset, weil in Ihm des Gesetzes Erfüllung ist. Wie dann hier, unter dem Fittige des einsamen Adlers, der sein Volk hieher in die Stille der Felsenwüste führte, der Lebenskeim der beiden Religionen, der des Gesetzes und jener der Erfüllung ausgeboren ward, so nahm dort im Südosten das stürmische Meer des Islamismus seinen Ausgang; wir stehen hier im Geburtslande der drei Hauptreligionen der Völker. (G. H. v. Schubert).

10) Der brasilianische Urwald.

Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen statt findet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophischen Leidens von Ameisen und anderen Insekten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer anderen Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstkultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen

Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen, oder, in einzelne Haufen zusammengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige, oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor, und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacûs, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodieen kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diaman-

ten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hilfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht. (K. F. Ph. v. Martius.)

11) London als Weltstadt und Weltmarkt.

Wir begeben uns in die größte Stadt der Erde, welche das englische Volk nicht ohne gerechten Stolz, „Metropolis" nennt; denn in der That ist London eine Weltstadt, weil in ihr die Geschicke der Welt mitberathen und entschieden werden, weil sich dort Alles befindet, was England durch seine Politik, durch seinen Handelsgeist, die Siege seiner Land- und Seemacht in allen Ländern der Erde und auf allen Meeren erobert und heimgebracht hat. Was seine großen Denker, Erfinder und Dichter Erhabenes und Weltbewegendes erzeugt, dort fand es zuerst Anerkennung und von dort aus Weltverbreitung. London ist eine Weltstadt, weil neben der königlichen Gewalt auch das Parlament dort seinen Sitz hat, welches über die Freiheiten England's, über die Freiheiten der Völker wacht; es ist eine Weltstadt, weil England vorzüglich an der Verbreitung der Civilisation, der Humanität und der christlichen Religion auf der ganzen Erde arbeitet. London ist aber auch der Weltmarkt. Dort werden alle Schätze und Herrlichkeiten der fünf Welttheile, alle Früchte und Kostbarkeiten, welche den Verkehr und den Handel der Welt beleben, und die materielle Thätigkeit des gesammten Menschengeschlechtes in Bewegung setzen, aufgestapelt; von dort aus werden sie entweder roh oder in Fabriken verarbeitet in tausenderlei Gestalten gebracht, wiederum zu allen Nationen der Erde verfahren, wodurch es England freilich möglich wird, allen anderen Völkern weit überlegen, ein neues System zu proklamiren, das freie Handelssystem, dessen begeisterter Apostel, John Cobden, es als obersten Handelsgrundsatz in England zur Anerkennung gebracht hat.

In der That, der erste Eindruck, den diese unermeßliche Stadt der Häuser und Menschen, des Reichthums und der Pracht, der Armuth und des gräßlichsten Elendes in dem Beschauer hervorruft, ist der der Unendlichkeit. Mag man auch kommen, von welchem Punkte der Erde man will, mag auch die Phantasie die kühnsten Bilder von der Größe und Unermeßlichkeit dieser Weltstadt Einem vorgezaubert haben, die Wirklichkeit übertrifft sie alle. Und hört man nun noch dazu alle Sprachen der Erde an den belebtesten Plätzen aus dem Munde wandelnder Menschen, so glaubt man sich nicht allein in das Labyrinth versetzt, sondern findet auch die Schilderung vom alten Babel abermals verwirklicht vor sich. Denn alle Völker senden ihre Vertreter Jahr aus, Jahr ein nach diesem einzigen Orte der Erde, alle Völker Europa's eben so gut, wie Indien, Afrika, Australien, Neuseeland, Amerika, China, Japan und die Inseln des stillen Oceans.

Treten wir eine Wanderung in die City, die Altstadt London's, an und betrachten wir den Handelsstand und das Bürgerthum! Der Punkt, wo der Welt-

handel in der City zusammenläuft, ist der, wo die großartigsten Gebäude mit der Aussicht nach der New-London-Brücke in einem Knoten zusammenlaufen; dort stehen die Bank, die Börse und das Mansionhouse, und nicht weit davon liegt auch das Haus der ostindischen Handelsgesellschaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, sondern selbstständig wie ein Königreich verwaltet. Die oberste Behörde ist der Lordmayor, der von fürstlichem Glanze umgeben ist. Er sitzt täglich zu Gericht, um Klagen anzuhören und Gerichtsbescheide zu ertheilen. Am Michaelistage jeden Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines neuen Lordmayors.

An der Bank dürfen wir nicht ganz stillschweigend vorübergehen; die Bank ist die größte Niederlage von Capitalien, die nicht allein in England, sondern in der ganzen Welt besteht. Sie besitzt ein Drittel des baaren Geldes, welches in Großbritanien cirkulirt; in ihren unterirdischen Gewölben ruhen die Silber- und Goldbarren, die trotzdem, daß das Gebäude von massivem Sandsteine und feuerfest ist, dennoch jeden Augenblick unter Wasser gesetzt werden können. Am 31. Januar 1845 betrug das in der Casse der Bank in Baarem oder gemünzt vorhandene Gold und Silber 44,819,872 Pfund Sterling. Die königliche Börse hatte zweimal das Schicksal, ein Raub der Flammen zu werden. Der berühmte Bau ging zum letzten Male vom 10. auf den 11. Januar 1838 in Flammen auf. Im großartigsten italienischen Style steht ein neues Prachtgebäude seit dem Jahre 1845 da, das aus der Asche wie ein Phönix in drei Jahren emporstieg. Das Innere der Börse ist von einer Säulenhalle umgeben, unter der die Wappen aller mit England Handel treibenden Völker angebracht sind. Hier versammeln sich zwischen 3 und 5 Uhr die Handelskönige England's, dort werden Geschäfte mit der ganzen Welt gemacht, dort schweben Millionen Pfund auf den Lippen, von dort aus beherrscht die englische Handelsaristokratie ganz Europa. Dorthin bewegt sich in jenen Nachmittagsstunden der ganze Verkehr London's; der Strom der Geschäfte, der Güter und der Menschenwelt mit dem Flusse parallel von Westen nach Osten. Dorthin ziehen Reihen von Omnibus, Wagen und Menschen, lautlos ihren Geschäften nacheilend, Keines das Andere stoßend oder störend; und doch bewegen sich in einer Stunde 50,000 aneinander vorüber und doch wandeln den Tag über 500,000 nach der Börse. Wohl belebt ist der Corso zu Rom zur Zeit des Karnevals, die Straße Toledo in Neapel, aber alle werden bei weitem übertroffen von diesem ungeheueren Menschengewühle.

Mächtig prangt vor der Börse die Reiterstatue jenes Mannes, den die Engländer mit Recht den „eisernen Herzog" oder den „Helden von hundert Schlachten" nennen; kalt und stolz, gemessen sitzt hier Wellington auf seinem Rosse.

Eilen wir nun zu dem Hause der ostindischen Handelsgesellschaft, welche uns das lehrreichste Bild der Entstehung der englischen Größe giebt. Diese Gesellschaft lehrt uns, wie wahr das welthistorische Sprüchwort ist, daß alle Anfänge klein sind. Die Compagnie von Kaufleuten, welche mit dem Minister der Krone die Verwaltung des ungeheueren Reiches theilt, das sie zwischen dem Indus und Ganges besitzt, in welchem über 150 Millionen der verschiedensten asiatischen Stämme wohnen, machte einen kleinen Anfang. Als sie 1600 von der Königin Elisabeth ihren Freibrief erhielt, betrug ihr eigentliches Kapital nur 369,891 Pfd. Sterling; aber schon 1684 mit Gewinn und Stock 1,703,102 Pfd. Und mit diesem Kapitale wurden Handelsverbindungen in Arabien, Persien, China, Indien und verschiedenen Inseln des ostindischen Oceans angeknüpft. So wuchs die Gesellschaft unter mancherlei Schicksalen fort und fort und gewann eine solche Ausdehnung und Bedeutung für Politik, Handel und Civilisation, daß sie in der

Weltgeschichte das einzige unübertroffene Beispiel ihrer Art geworden ist. Im Jahre 1834 wurde ihr Freibrief wieder erneuert und zugleich der Compagnie die Pflicht auferlegt, als einer christlichen Nation angehörig, unter den Eingebornen nützliche Kenntnisse und religiöse Verbesserung, aber ohne Mittel des Zwanges und der Gewalt einzuführen. Und so ist England durch die Vorsehung bestimmt, dieses ungeheuere Reich Asien's, dieses einst gebildetste Volk der Hindu's, diese Wiege des Menschengeschlechtes und menschheitlicher Entwickelung, zu colonisiren und die Civilisation in den Osten zu verpflanzen.

Die jährliche Ausfuhr nach Ostindien beläuft sich allein auf 4 Millionen Pfund und die Schiffe der ostindischen Gesellschaft können bei 21,166 Tonnengehalt allein mehr Lasten tragen, als alle Schiffe Londons ein Jahrhundert früher. An diesem lehrreichsten Muster kann auch Deutschland lernen, mit einem Theile seiner 100,000 Auswanderer, wenn auch mit kleinen Summen und in kleinen Anfängen, zu colonisiren. — Wichtig sind die inneren Räume des ostindischen Hauses, seine Museen für die indischen Curiositäten und naturhistorischen Sammlungen, seine Sanskrit-Bibliothek, die zugleich jedes Buch enthält, was über Asien veröffentlicht worden ist; von hier aus, kann man sagen, wird Asien regiert.

Begeben wir uns nun zu einem der Docks. Der Londoner Hafen dehnt sich etwa 4 Meilen lang aus. An ihn schließen sich die verschiedenen Docks, die westindischen, ostindischen, die Londoner und die St. Katharinen-Docks, die mit ihren Schiffsbassins (Docks genannt) und mit ihren ungeheueren Waarenhäusern eigentlich mit dem Hafen ein Ganzes bilden. Und auch diese ungeheuren Waarenniederlagen sind, wie die ostindische Gesellschaft, die Frucht des großartigsten, englischen Associationsgeistes, welcher in der Welt Größeres geschaffen hat, als irgend ein Reich, als irgend ein Staat. Ja, der Associationsgeist ist der Schlüssel zu dem Geheimnisse der wunderbaren Handels- und Schifffahrtsgröße England's. Frei entwickelt sich unter seinen freien Institutionen der praktische Geist seiner thatkräftigen Bürger, und stets hat die englische Regierung den ersten aller Grundsätze befolgt: „Laßt sie gewähren.“ Wenn die Bürger reich sind, ist der Staat mächtig und reich.

Wir treten ein, und siehe, jede Vorstellung, die wir uns von den Waarenspeichern, von den Waarenvorräthen und von der Größe der Bassins gemacht haben, ist weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Wir finden zwei Bassins, die eine solche Tiefe haben, daß die größten Dreimaster mit voller Ladung sich darauf flott erhalten können. Das eine Bassin ist $^1/_2$ Meile breit und $^3/_4$ Meilen lang; es ist das nördliche, wo die Ladung der Westindienfahrer gelöscht wird; hier ist Raum für 300 Dreimaster. Das südliche Bassin, wo die Ladung der abgehenden Schiffe eingenommen wird, bedeckt einen Raum von 24 Acres (1 Acres = $^3/_4$ hessische Morgen). Hier können sich leicht 200 Dreimaster bewegen. Alle diese Docks kosteten mehr als 50 Millionen Thaler, aber sie ersparen auch jährlich dem Handel eine Summe, die man auf 10 — 12 Millionen Thaler anschlagen darf. Die gewöhnlichsten, wie die kostbarsten Waaren, welche Westindien hervorbringt, liegen in diesen 6 — 7 Stockwerk hohen Speichern sicher unter Verschluß; Rohzucker und Caffee in vielen tausend Säcken; sie sind hier beschützt vor Diebstahl und Verderbniß. Täglich kommen eine Masse Schiffe an und täglich gehen eine Masse geladen in See. Nichts kommt der Pracht und der guten Einrichtung dieser Bassins gleich, wo nun die Handelsfahrzeuge ausruhen und wodurch die Themse selbst für den Verkehr frei bleibt. Die Waarenhäuser sind von der Ausdehnung und Menge, daß die bis zur Zollbezahlung aufgehäuften Güter des ganzen westindischen Handels frei gelagert werden können. Hier kann man sich

Tage lang herumtreiben und stets wird das Auge durch etwas Neues gefesselt. Hier hört man alle Sprachen reden und man sieht die Eingebornen aller Länder. Wir sind so glücklich, eine sogenannte Tastingordre in Händen zu haben, die uns erlaubt, in das unterirdische Labyrinth, in die Keller, die sich 4 — 5 Stockwerke über einander wölben, wie in den Orkus hinabzusteigen. Der Reichthum an Weinen ist unberechenbar; da liegen in 400 Fuß langen Kellern lauter neue kleine Fässer, die den feinsten Rum und die spanischen und portugiesischen Weine, Madeira, Sherry und Portwein enthalten. Man zeigt uns auch das ungeheuere Faß, in das man das Heidelberger beinahe zweimal stecken kann, in welches von Zeit zu Zeit alle Weine von gleicher Stärke geschüttet werden, um sie mit Rum zu vermischen, damit sie die weiteren Seereisen aushalten können.

Soll ich noch ein Bild der Handelsthätigkeit aufstellen? Wahrlich, wer bei dem Anblicke der vielen Hunderte von Schiffen und des Reichthumes, welcher die materielle Grundlage der geistigen Größe Englands bildet, von englischem Krämergeiste reden will, der wird gewiß zum Schweigen und Staunen gebracht. Was sind die Häfen von Havre de Grace, von Rouen, von Antwerpen, von Amsterdam, Rotterdam und Hamburg gegen den von London? Nichts erinnert in ihnen an den Verkehr auf der Themse; und obschon diese Häfen ihrer Lage nach mit London wetteifern könnten und einem viel bedeutenderen Strom- und Mündungsgebiete angehören, als der Themse, so erreichen doch alle zusammen die Handels- und Seethätigkeit London's nicht, was aus folgenden Zahlen klar hervorgeht. Ich führe den Werth der Seeeinfuhr, den Werth der Seeausfuhr, den Tonnengehalt der eingelaufenen Schiffe und die Handelsflotte des Platzes in Tonnengehalt von folgenden sieben Welthäfen an, deren Totalsumme noch nicht die betreffende Totalsumme Londons erreicht; es sind die Städte Havre, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Bremen, Hamburg und Triest. Der Werth der Seeeinfuhr in Thalern betrug von diesen sieben Seestädten 314 Millionen, der Werth der Seeausfuhr 188 Millionen, der Tonnengehalt der eingelaufenen Schiffe 3,199,000 und die Handelsflotte dieser Plätze in Tonnen 651,000; dagegen betrug die Seeeinfuhr Londons in Thalern 350 Millionen, der Werth der Seeausfuhr 210 Millionen, der Tonnengehalt der eingelaufenen Schiffe 4,176,000 und die Handelsflotte in Tonnen 620,000; die Stadt selbst besitzt über 3000 Seeschiffe und entrichtet von ihrem überseeischen Handel 71 Mill. Thaler Zoll jährlich an den Staat. Und während in Nordamerika im Hafen von Newyork, trotz der ungeheueren Auswanderung, 2500 Seeschiffe jährlich ein- und ausliefen, steigt die Zahl der jährlich in London aus- und einlaufenden Schiffe über 8000. London empfängt demnach ein Viertel der Einfuhr und versendet ein Fünftel der Ausfuhrwaaren aller europäischen Häfen. Darauf beruht England's materielle und auch seine geistige Größe.

Doch wir gehen nun zuerst am Tower vorbei zu dem Werke, das die Alten noch über die sieben Wunder der Welt gestellt haben würden. Seine vier Thürme schauen nicht vergebens so grau und trübselig auf die Themse herab; viel Königs- und Adelsblut ist innerhalb des Towerbaues vergoßen worden und selbst die kindliche Unschuld war dort nicht verschont. Zugleich ist es die großartigste Waffenniederlage, die man wohl in der Welt finden mag; nicht allein die Kanonen und Waffen und Siegestrophäen jeder Art, allen Völkern der Erde im blutigen Streite entrissen, schmücken die langen Corridore und Säle, sondern es sind auch dort stets über 100,000 Gewehre aufgestellt, mit denen England die entlegensten Völker der Erde gegen gute Bezahlung versieht. Wir steigen hinab in die Unterwelt. Kühle Luft weht uns an, Nacht umgiebt uns, sobald wir eintreten, bis unsere

Augen an das Gaslicht gewöhnt, das diese Unterwelt strahlend erleuchtet. Ein geniales Werk ist der Riesentunnel in der That, trotzdem, daß die praktische Benutzung dieser Verbindung der beiden Ufer nur für Fußgänger, noch nicht aber für den Transport eingerichtet ist. Die Schwierigkeiten, die bei diesem Bauwerke zu überwinden waren, sind unglaublich gewesen; bewunderungswürdig war die Erfindungsgabe bei der technischen Einrichtung des sogenannten Schildes durch das es möglich wurde, 36 Zellen für die unter dem Themsebette wühlenden Arbeiter zu gewinnen, die in diesem Schilde immer weiter vorrückten, wodurch jene zweibogenartigen Durchgänge ausgehöhlt und zu gleicher Zeit mit Backsteinen ausgemauert wurden. Das Schild war am 1. Januar 1826 vollendet, worauf die Arbeit begann; zweimal brach das Themsewasser ein, wobei man jedesmal fürchtete, daß das Werk aufgegeben werden müßte. Von jener Zeit an blieben die Arbeiten während einer Zeitdauer von sieben Jahren unterbrochen, theilweise war Geldebbe, theilweise auch Ebbe der Begeisterung und des Muthes eingetreten. Acht Jahre wurde daran gebaut und endlich am 25. März 1843 wurde das Riesenwerk geendet. Die Kosten betrugen 446,000 Pfund Sterling. Die Breite des ganzen Werkes beträgt 35 Fuß, die Höhe 20 Fuß: die Dicke der Erde von der Höhe des Tunnels bis zur Wassermark der Themse 15 — 16 Fuß; die Breite eines jeden Bogens mit dem Fußpfade ungefähr 14 Fuß. Allerdings wird es uns schauerlich zu Muthe, wenn wir in die dunkle Tiefe hinabsteigen, wo, wie im Orkus der Alten, Todtenstille herrscht, eine feuchte, dumpfe Luft Einen anweht, wie vom Styxe, und die herumwandelnden Gestalten uns wesenlose Schatten dünken. Wir steigen auf dem rechten Themseufer zum Tageslichte auf der prachtvollen Stiege empor und freuen uns, dasselbe wieder zu erblicken.*)

Wir eilen nun in den Stadttheil, wo die großartigsten Brauereien der Welt zu finden sind. Nach London gekommen zu sein, ohne eine Bierbrauerei gesehen zu haben, hieße so viel, als in Rom gewesen zu sein und nicht den Pabst gesehen zu haben. Es werden in England vorzugsweise drei verschiedene Biere gebraut, nämlich Porter, Ale und Stout. Der Porter ist ziemlich dick, sieht dunkelbraun aus, Hopfen waltet vor und er schmeckt Anfangs dem deutschen Gaumen wie Lakrizsaft, nur mit einem bitteren Beigeschmacke. Der Deutsche schüttelt sich ziemlich lange davor, bis er ihn später den übrigen vorzieht. Desto lieblicher dagegen mundet ihm das gelbe süßliche Ale, bei dem der Gerstensaft vorwaltet. Der Stout ist eine dunkelschwarze dicke Masse, dessen Classicität man erst nach einem längeren Aufenthalte und einer längeren Erfahrung vollständig würdigen kann. Gegen die englischen Brauereien stehen die Münchener, die bayerischen überhaupt, an Größe und Industrie zurück, ob sie gleich auf dem Continente die ersten sind.

Aus dem Geräusche der Geschäfte, des Welthandels und der Weltindustrie flüchten wir uns in die geweihte Stille der Kirche. Wir schreiten über die Westminsterbrücke und stehen vor der berühmten Westminsterabtei. Dieses großartige Gebäude, das indeß weder an Kleinheit des Styls, noch Großartigkeit der inneren

*) Seit einigen Jahren wurde ein neues Glied in die Kette der merkwürdigen Unternehmungen vollendet — eine unterirdische Eisenbahn, bei der statt des Dampfes die Luft die bewegende Kraft ist. Dieselbe wurde zwischen der Nordwestbahn im Euston-Square und dem $^3/_4$ englische Meilen entfernten Postbureau in Eversholtstreet errichtet, und es sollen durch solche Eisenbahnen die 10 Hauptpostämter mit dem Generalpostamte und dieses mit den Londoner Bahnhöfen 2c. in Verbindung gesetzt werden. Derartige Eisenbahnen dienen vorzugsweise zur Beförderung von Briefsäcken und kleineren Paketen; es können jedoch auch Personen auf denselben von einem Orte zum andern gelangen. Die Herausgeber.

Einrichtungen sich mit dem Kölner Dome messen kann, beherrscht mit der St. Paulskirche, die in der Mitte der Altstadt von London liegt, eigentlich die unermeßliche Stadt; denn sie bilden die beiden Punkte, die allein aus der unübersehbaren Häusermasse mächtig emportauchen. Was sowohl der Paulskirche, als auch der Westminsterabtei einen Vorzug vor dem Kölner Dome gewährt, ist eben, daß sie bei ihrer Großartigkeit vollständig ausgebaut und bis in's Kleinste vollendet sind. Man kann diese drei steinernen Kunstriesenwerke, die zwei englischen und das deutsche, mit Recht als Symbole der beiden Nationalitäten betrachten; die englische Nationalität ist in ihrer ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit bis in die kleinsten Verhältnisse auf's Herrlichste vollendet, während die deutsche Nationalität, wie der Kölner Dom, noch ihrer Vollendung entgegenharrt.

Neben dem religiösen Glauben, der dem Herrn der Welten eine so prachtvolle irdische Wohnung erbaut, hat auch der Nationalsinn dem Nationalruhme, der Nationalgröße nicht allein den Helden und Kriegern, den größten Staatsmännern und Rednern in allen Theilen der beiden Kirchen, sondern auch in dem berühmten Poetenwinkel der Westminsterabtei den Denkern, Erfindern und Dichtern eine Ruhmeshalle errichtet, an deren Namen sich die großartigsten, historischen Erinnerungen knüpfen. Dieser berühmte Poetenwinkel bildet eine kleine Säulenabtheilung in der Westminsterabtei an einem der östlichen Eingänge. Hier prangen die Monumente des größten Dichters christlicher Zeitrechnung, William Shakespeare's, der zu Stratford am Avon geboren, sich zu London seinen Weltruhm erwarb. Dort ruht auch unser großer Meister Händel, der mit seinem erhabenen großartigen Style England eroberte und für alle Zeiten die Grundlage des musikalischen Naionalgeschmacks gelegt hat. — In den unterirdischen Katakomben ruht England's größter Seeheld, der gläubige und unerschrockene Nelson, der Sieger von Abukir, der England außer seiner unüberwindlichen Flotte, mit dem Wort: „England erwartet, daß ein Jeder seine Pflicht thut", die Weltherrschaft zur See und damit den Sieg im Jahre 1805 als unsterbliches Erbtheil zurückließ.

In keiner Stadt finden sich so viel wissenschaftliche Vereine, als in London. Ein Hauptsammelpunkt der gelehrten Welt und eine wahre Rüstkammer für dieselbe ist das britische Museum, eins der großartigsten Institute, das sich auf Erden findet. Es wird auf Kosten des Staates erhalten und vergrößert und nimmt ein ganzes Stadtviertel ein. Einzig in ihrer Art sind die Sammlungen, aus denen es besteht. Vor Allem enthält es die große Bibliothek, welche im Verlaufe von Jahrhunderten und durch Geschenke ganzer Bibliotheken von Privatmännern und Königen 218,957 gedruckte Bücher und 21,604 der kostbarsten Manuscripte in allen Sprachen enthält. Gedruckte Kataloge, sowohl über die gedruckten Bücher als Manuscripte, so wie der liberalste Gebrauch derselben, stehen täglich in zwei großartigen Lesesälen des Museums zu Diensten. Sodann enthält das britische Museum die großartigste Antiquitäten-Sammlung, britische, griechische und römische wie ägyptische Antiquitäten.

Was in anderen Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London: Tag für Tag erfüllt jenes Gedränge, das stets fluthet und nur bei Nacht in den Straßen ebbt, jener Tumult, der nie still ist, jene Thätigkeit, welche sich nie erschöpft, das Auge und das Ohr des Fremden mit Verwunderung und er empfindet es, von welcher Kraftentwicklung er umgeben ist, und wie diese weithin ausgedehnten Kräfte des britischen Reiches in diesem Herz von England zusammenlaufen. Jedes Bedürfniß befriedigt der Genius dieses Landes durch den Austausch für diejenigen Erzeugnisse, die England von andern Himmelsstrichen und Nationen bedarf und

macht die Verbindung mit andern Volksstämmen und Regierungen stark. Könnten diese Verbindungen unterbrochen und diese Quellen des Verkehrs gestopft werden, so würde England, wie Aegypten, aufhören zu seyn, als das letztere aufhörte die Haupthandelsstraße der Welt zu sein. (Malten.)

12) Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsameren Ort als Bruck, und es gibt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang; Jeder lebt für sich; selten läßt sich Jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchsten Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen; alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasirten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet; Alles ist wie der Fußboden im eleganteſten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein Gärtchen; dadurch stehen sie weit genug auseinander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorder-

thüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitzwerk auf das überladenste geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief (erhabene Arbeit), aus Spielgruppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldne Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohr stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen; Alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen; die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte der Gärtchen erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer, oder ein Türke, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheuerer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres colossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachlässigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachließe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die echt-holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth erschien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldnen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt, und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig. (Johanna Schopenhauer.)

13) Deutschland.

Wir rechnen hier die Menschen unserer Zunge mit ein (die Schweiz, die Niederlande), welche in unsern natürlichen Grenzen, d. h. beide in den

sprachlichen und geographischen Grenzen liegen. Dann ist Deutschland nahe an 14,000 deutsche Geviertmeilen groß, sonst, diese abgerechnet, ungefähr 12,000 solcher Meilen. Es hat keine so glücklich geschlossene Grenzen, als Italien, Spanien, Frankreich. Der Süden, Norden und Westen Deutschlands sind wohl fast ganz gut geschlossen; der Nordosten aber ist fast offen und der Südwesten wenigstens sehr zugänglich. Den Süden schließen die höchsten Alpen von Italien ab, die freilich mit geringeren Bergen gegen die Spitzen des adriatischen Meeres ablaufen, aber doch gegen den vom Süden oder Osten zum Angriff anrückenden Feind eine glückliche Vertheidigung geben. Den Norden schließt die Ostsee und der enge Hals der Cimbrischen Halbinsel. Der Westen ist durchs Meer und noch viel stärker durch Sümpfe, Flüsse und Canäle vertheidigt. Der Südosten kann nicht bloß ziemlich, sondern sehr geschlossen genannt werden. Die deutsche Sprache endigt hier mit den Bergen, aus welchen die Sau, Drau, Raab, March, Oder und Weichsel entspringen. Die Donau, welche in Deutschland beginnt, bricht hier durch und läuft durch ferne Grenzen und fremde Völker den Deutschen weg. Wo Weichsel und Oder in Niedermähren entspringen, ist ein Zusammenband des Riesengebirges und der Karpathen, welche Polen und Ungarn scheiden, mit geringeren Bergstrecken und einzelnen durchgerissenen Spalten und durchstreichenden Pässen. Das Riesengebirge mit seinen Zweigen bildet Böhmen, das deutsche Ostcastell; dann läuft die Grenze in einer Länge von fünfzig Meilen, in gerader Linie gemessen, von da mit Weichsel und Oder zur Ostsee hinab. Dies ist Deutschlands offenste Seite mit unbestimmten, etwas schwimmenden Grenzen, wie es wohl in ältester Zeit schon war; nur Böhmen mit seinen vielen Bergkesseln, eine Art deutsches Spanien, gibt die Grenzrichtung nach Norden hinab. Dieses Land ist unsere große östliche Festung, die Riesenburg Deutschlands. Das fühlte schon vor achtzehnhundert Jahren der kluge Tiberius heraus, als er, wie ein schlauer Fuchs auf der Lauer sich vor den Markomannen zur Witterung auf die Hinterbeine stellte, still stand und seitwärts abzog, hier stürmte der große Marcus Aurelius vergebens gegen die Markomannen und Quaden an und ward immer blutig zurückgeworfen; hier hätte man im Herbst 1805 Napoleon fassen oder vielmehr feststellen können, wenn die Russen und Oestereicher diese Berge und Schluchten damals zu gebrauchen verstanden hätten. Ist diese Riesenburg Deutschlands wohl bewehrt und wohl bewahrt, so darf der Feind ihr nördlich über Weichsel und Oder nicht zu weit vorlaufen, er könnte sich verlaufen; denn man kann ihm von hier aus immer furchtbar in Flanke und Rücken fallen. Deutschlands Südwesten ist sehr zugänglich; mittlere Gebirge (Jura, Ardennen, Vogesen) scheiden ihn von Frankreich; da diese aber in einer Strecke von fünfzehn bis zwanzig Meilen mit Mosel und Maas fortlaufen, so machen sie dem Angreifer durch scharfe starke Stellungen und durch Verlegenheiten und Mängel, wie alle Berglande sie mit sich bringen, sauerste, schwerste Arbeit. Aber viel offener ist das Land zwischen der Maas und dem Ocean, wo niederige Fortläufe der Ardennen, welche nur Höhen heißen dürfen, die Gebiete der Schelde und Lys von dem Gebiet der französischen Somme scheiden. Hier also ist und war der leichteste Anlauf und Angriff der Südwestgrenze, zu gleicher Zeit bald ebene Blachlande, welche dem angreifenden Feind Leichtigkeit des Eindringens und durch ihren Reichthum und ihre Fruchtbarkeit Verpflegung seiner Heere

bieten. Doch hat in Flandern, Seeland, Holland in dem durch eine Unendlichkeit von Sümpfen, Lachen, Inseln, Seen, Flüssen, Canälen durchschnittenen Gebiet die Natur auch an dieser deutschen Grenze eine Vertheidigung bereitet, wie wenige Länder sich derselben rühmen können.

So ist mit kleinen Ausnahmen Deutschland in seinen natürlichen Grenzen und in seinen Sprachgrenzen hingestellt, mit einer so gewaltigen Stellung und Lage, daß auch der verwegenste Teufel von Eroberer, wenn es wohl geordnet und gerüstet steht, sich daran die Hörner abstoßen sollte. Aber freilich innere Zwietracht und Vergessenheit und Sorglosigkeit und Zerreißung jeglicher Einheit der Macht und die gegen seine Stärke immer geschäftige welsche List hat ihm zwei seiner Hauptfestungen entrissen, nämlich die Alpenburg Schweiz und die Wasserburg Holland, welche seit drei Jahrhunderten von Deutschland wenig wissen wollen und durch den unseligen westphälischen Frieden ganz von ihm losgerissen sind, der Abreißung Elsaßes und Straßburgs, der Burg der Straße nach Süddeutschland, nicht einmal zu gedenken.

Dieses große weite Deutschland hat nun zwar nicht die herrliche Mannichfaltigkeit und das vielgestaltige, vielgestaltende Naturspiel von Griechenland, Italien und Spanien; aber den übrigen Ländern Europas's darf es kühnlich gegenüber treten, ja sich sogar vieler Vorzüge vor denselben rühmen. Es hat einen reichen Wechsel von Hochgebirgen, Bergen und Hügeln und von den mannichfaltigen Gestalten und verschiedenen Reizen und Reizungen, welche diese immer geben. Dreiviertel Deutschlands sind Bergland und nur sein Nordosten kann Ebene gescholten werden, welche Ebene aber wieder das Glück hat, in den meisten Landschaften nicht weiter als zehn bis fünfzehn in wenigen dreißig bis vierzig Meilen von dem Meere und dessen reichem vollen und kräftigen Wesen und Leben entfernt zu sein. Wie ganz anders dagegen Polen und Rußland mit ihren unermeßlichen Hunderte von Meilen fortlaufenden Flächen!

Die eben gemachte Schilderung erklärt ungefähr die Beschaffenheit des Himmels und der Luft des Landes. Zwischen dem 46. und 55. Grad der Breite gelegen, muß es schon ein kaltes Klima haben. Im Süden und Südosten wird diese Kälte durch hohe Gebirge noch vermehrt und dort sind frischere und strengere Winter, als im Nordwesten, wo die Seeluft mildernden Anhauch bläst. Der Nordwesten dagegen, als aus Blachland und Sumpf- und Moorland bestehend, hat gelindere Winter, aber in den andern Jahreszeiten auch feuchtere und dickere Luft und weniger frische und helle Sonnen. Hier, wo sich oft dicke Nebel lagern und die bösen naßkalten Seewinde wehen, muß sich also eine gewisse natürliche und klimatische Schlaffheit und Trägheit leicht einstellen und auf die Bewohner dieser Landestheile wirken; und so ist es auch in der That, und eine gewisse dumpfe Nebligkeit und Faulheit des Daseins würde hier endlich Alles ergreifen und die Lust und Kraft des Lebens niedermachen, wenn das Meer und seine kühnen kräftigen Reize, Arbeiten und Geschäfte das Menschengeschlecht nicht aufschüttelten und ihnen den Stab des Gemüthes und den Flug der Phantasie gäben, welche die andern durch die Berge bekommen. Dieser Westen, das Land um Niederrhein, Ems, Weser und Elbe, ist dasjenige Gebiet des alten Germaniens, welches die Römer im kriegerischen und friedlichen Verkehr mit unsern Altvordern zuerst kennen lernten, und nach dem Anblick und der Art dieses Landes und seiner Bewohner haben die ersten Römer, die uns über unsere

Vorfahren Nachrichten überliefert, Sinn, Art, Gestalt, Sitten und Gebräuche Germaniens und seiner Menschen beschrieben. Hieran hat man sich immer zu erinnern, wenn man Cäsar, Plinius und Tacitus liest; denn wenn man diesen geographischen, klimatischen, ethnischen Standpunkt verschiebt, schiebt man sich in Hinsicht unserer ältesten Geschichte in viele verkehrte Standpunkte und Ansichten hinein; eine Verschiebung, die leider nur zu häufig geschehen ist.

Dieses große Land ist auch ein reiches Land, reich durch Menschen, Sachen und Arbeiten. Die Menschenzahl mag, wenn man das Ganze zusammenrechnet, etwas über fünfzig Millionen Seelen betragen, in Deutschland im kleineren Sinn vierzig und einige Millionen. Es fehlt diesem Lande, wie gesagt, der südliche Himmel und die Erzeugnisse und Früchte des Südens; aber alles dessen, was gemäßigte Himmelsstriche hervorbringen, hat es zur Freude und zum Bedürfniß des Lebens die reiche Fülle: Kornbau, Waldbau, Viehzucht, Wein, Obst, Holz, von Metallen: Eisen, Silber, Kupfer, zur Bekleidung auserlesenste Schafheerden und Flachsbau; dazu mancherlei kunstreiche Gewerbe und Fabriken für den eigenen Bedarf und für den Absatz in die Fremde. Kurz, eine glückliche und genügende Lage, wenn es den Gebrauch dieser Güter zu benutzen und ihre Erhaltung zu sichern versteht. Glücklicher und stärker würde es sein, wenn es, von Weltgetümmeln und Weltschicksalen ergriffen und fortgerissen, die eigene Ehre und diese Güter mehr zu Rathe gehalten hätte. (E. M. Arndt.)

14) Fernsichten im Rheingau.

Die Ruine des Schlosses Klopp liegt auf dem Gipfel eines Weinberges, der, hoch und steil, sich dicht hinter Bingen erhebt, und dessen jetziger Besitzer überall zwischen den Reben sehr anmuthige, mit Blumen und Bäumen geschmückte Spaziergänge anlegte, welche zu den schönsten Aussichten führen. Bei jeder findet man ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Unter diesen gefiel mir von allen ein kleines Kabinet, gerade am schönsten Punkt der ganzen Gegend. Duftende Blumen und eine unweit davon angebrachte Aeolsharfe sind die nächsten Umgebungen des kleinen traulichen Zimmers, welches eine gewählte Sammlung unserer besten Dichter, ein bequemes Sopha und einen wohl besorgten Schreibtisch enthält. Es ist ein so anmuthiges ruhiges Plätzchen, daß es mir schien, als brauche ich nichts mehr von der Welt, wenn dies Kabinetchen nur mein wäre.

Hier übersah ich nun recht Bingens ganze herrliche Lage. Rechts überblickt man die lachendste, vom Rhein durchströmte Landschaft, einige seiner Inseln, die unzähligen Ortschaften des Rheingaues, die Rebenhügel, den Johannesberg bis zu den blaudämmernden Felsen bei Heidelberg und den fernen Melibocus. Zur linken Seite verliert sich der Rhein in ewig-dunkle Schatten hoher waldgekrönter Felsen; hier ist Alles erhaben und groß, wie dort anmuthig und heiter. Hatto's Thurm steht da, stets umtobt von der wilden Brandung, mitten in den Fluthen; ihm gegenüber sieht man die leichten Nachen, wie im Tanz, an den immer kreisenden Wirbel des Binger-loches vorüberschweben, und sich bald darauf in dunkeln Felsenklüften verlieren. Seitwärts dem wundersamen Mäusethurm strömt die Nahe aus ihrem romantischen Thal in den Rhein; eine schöne Brücke wölbt sich über sie hin. Gerade Bingen gegenüber streckt sich der hohe Rüdesheimer Berg

lang aus, ihn krönt der Niederwald, durch dessen dunkles Laub die weißen Säulen eines Tempels hervorschimmern, und an seinem Abhange wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Rüdesheim mit seiner uralten Römerburg liegt am Fuße dieses Berges, dem Rheingau zu. Auf der andern Seite erheben sich in ziemlich beträchtlicher Höhe die pittoresken Trümmer der Burg Ehrenfels, und gegenüber hoch auf dem Binger Berge, von dessen Abhange ich alles Dieses überschaute, stehen die alten Mauern und Thürme des Schlosses Klopp, von denen man dieselbe Gegend noch ausgebreiteter vor sich liegen sieht.

Heute erlebten wir einen schönen Morgen in Bingen, und benutzten ihn sogleich, um den Niederwald zu besuchen. Eigentlich schifft man zu diesem Zweck nach Asmannshausen herüber, ersteigt von dort den Berg, und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Unser Schiffer aber, der uns über den Rhein bringen und hernach als Führer dienen sollte, behauptete, einen bequemern, nähern Weg zu wissen, und da der Mann übrigens ganz vernünftig zu sein schien, so überließen wir uns seiner Führung.

Wir landeten also weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terrassen zu erklimmen. Diese umgeben den sehr steilen Berg im Zickzack, und auf ihnen wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terrassen stützenden Mauern hin und her zu gehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, stufenartigen Einschnitte in diesen gelangten, auf welchen wir uns etwa zwei Ellen höher schwangen und dann bis zum nächsten Einschnitt wieder weiter wanderten. Glücklicher Weise ist die Anhöhe bis zur Burg Ehrenfels nicht sehr beträchtlich und so war dies bald überstanden. Der nähere Anblick der höchst malerischen Ruine, die wir täglich aus unsern Fenstern vor Augen gehabt hatten, und die wunderschöne Aussicht machten uns alle Ermüdung vergessen. Wir blickten dort tief in das wilde Felsenthal, durch welches sich der Rhein hinter dem Bingerloch windet; auch Asmannshausen sahen wir zwischen seinen Rebenhügeln, woran uns in Bingen der weit vortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter, und zwar auf einem Wege, den ich Niemanden in der Welt, als höchstens einem Gemsenjäger empfehlen möchte.

Tief unter uns brauste der durch einen plötzlich sich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; fast senkrecht stieg über uns der hohe Fels mit seinen Terassen empor, und wir mußten auf den immer schmaler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns anhalten, um nicht herunter zu stürzen, und fanden oft nur eben Raum genug, um einen unserer Füße festzustellen. So hingen wir zwischen dem Himmel und dem Rhein; ein einziger Fehltritt, ein losbröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, der armen Jutta in ihrem nassen Grabe Gesellschaft zu leisten. Dennoch konnten wir nicht zurück; denn an das Heruntersteigen war auf diesem Wege nicht zu denken; ja ich wagte es nicht einmal herunter zu blicken, so schwindelerregend war mir die grausenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und später die Trauben zu sammeln, ist mir unbegreiflich. Endlich nach einer langen ängstlich ermüdenden Stunde, waren wir oben im kühlenden Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr über ein schwer errungenes Ziel gefreut, als über dieses. Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, ist durch aus-

gehauene Gänge zu einem Park umgeschaffen. Diese gewähren hie und da wunderschöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein; besonders anmuthig ist eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und seine nächste, höchst romantische Umgebung erblickt, aber den Preis von Allen trägt, näher an Rüdesheim, ein offener, von Säulen getragener Tempel davon, den ich schon von Bingen aus durch den Wald schimmern gesehen hatte. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur, stand ich lange in stummem Entzücken auf diesem Platz, nicht nur dem schönsten auf dem Niederwalde, sondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vorgrunde das freundliche Rüdesheim mit seinen alten Burgen, seitwärts über dem Strom das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuskapelle im Sonnenstrahl, ihr gegenüber, diesseits, der Johannisberg, und nun der ganze Rheingau mit allen seinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheins, alle seine vielen gartenähnlichen Inseln. Der Odenwald, die Vogesen, der Donnersberg begrenzen in blauer Ferne die weite Aussicht, wie leicht am Horizont hinschwebende Wolken. (J. Schopenhauer).

15) Künstlerwanderung von Tyrol nach Mantua.

Auf der Höhe des Brenners, gleich da, wo das Gebirg nach der italienischen Seite hin abhängig wird, entspringt, nur wenige Schritte von der Straße, die Eißach aus warmer Quelle. Ein kleines, rinnendes Bächlein, welches sich mehr durch den aufsteigenden Dampf, als durch die Menge seines Wassers bemerklich macht. Abgekühlt erhält sie schnell Zufluß, vergrößert sich immer mehr, springt, gaukelt und stürzt in schäumenden Wellen von Stein zu Stein; wie ein heller Krystall gleitet sie über bunte Kiesel und wäscht die Wurzeln der Erlen, welche hier häufig wachsen. Bald murmelt sie sanft, bald stürmt sie gedrängt, mit brausendem Toben, durch tiefe Schlünde.

Man könnte behaupten, daß die Aussichten in Tyrol, an der nördlichen sowohl als an der südlichen Seite der Gebirge, weniger Großheit, einen nicht ganz so edeln Styl haben, als die in der Schweiz, wohl aber mehr Sonderbares, ja manchmal etwas so überraschend Eigenthümliches, daß man sie, in der Kunstsprache, Capricen der Natur nennen möchte.

Ueber Brixen fängt die Gegend an, etwas milder zu werden, schon gedeihen Kastanien- und Nußbäume, allmählich zeigen sich auch Weinstöcke. Weiter hinab gewinnt Alles einen malerischen Charakter; der Fluß hat sich hier zwischen mächtigen Granitfelsen sein Bett gewühlt und daneben nur noch Raum für die Straße übrig gelassen; jenseits den Berg hinauf sind Terrassen über Terrassen angelegt und mit sorgfältig gepflegten Reben bepflanzt. Darüber liegen, auf heitern Höhen, friedliche Wohnungen der Winzer. Bäche ergießen sich aus den Schluchten der Felsen und bilden gleichsam natürliche Abtheilungen der Besitzthümer. Bald öffnet sich das Thal, oder vielmehr ein anderes läuft quer vorbei, und da, wo beide zusammenstoßen, liegt die Stadt Botzen, angenehm umgeben, doch ihr Inneres schmutzig, enge, feucht und daher wenig erfreulich. Dagegen scheint sie lebhaft, gewerbreich, und hat einen ziemlichen Umfang.

Unsere Sprache hat sich auf der nach Italien zu abhängigen Seite Tyrols beträchtlich weit ausgedehnt und verliert sich nicht eher, als bis gegen Trient hin. Dieses ist um deßwillen bemerkenswerth, weil im Gegentheil in der Schweiz und

Graubünden, sowohl am Gotthard, als auf dem Splügen, sich die Sprachen gleich auf der Höhe der Gebirge scheiden. Die Ursache hievon mag wohl bloß darin liegen, weil die Pässe durch Tyrol bequemer sind und den alten Andrang der Deutschen nach Italien mehr begünstigten. Hauptsächlich mögen die großen Expeditionen der Kaiser an diesem Uebergreifen Ursache gewesen sein.

Trient selbst liegt in einer fruchtbaren, geräumigen Ebene, mit hohen Bergen umgeben, die gut angebaut und auf den Gipfeln mit Wald bekrönt sind; aus dem Schooß ihrer Felsen stürzen sich hohe Bäche prächtig in die Gründe nieder. Die Stadt selbst ist beträchtlich groß, wohlbevölkert, nahrhaft. Sie hat nach Art alter Städte enge Straßen und sieht düster aus.

Vor der Domkirche ist eine große Fontaine mit ziemlich mittelmäßigen Bildhauerarbeiten; hingegen finden die Liebhaber der Kunst auf dem Hauptplatz und in der Nähe desselben ein paar auswendig bemalte Häuser, welche bemerkt zu werden verdienen. Die Manier ist anmuthig; in der Farbe sowohl, als in den Umrissen herrscht viel Heiteres und Gefälliges, etwas von dem sanften und fließenden Style des Correggio. Von den Gemälden in der Domkirche sind verschiedene nicht ohne Verdienst, das beste hängt auf dem ersten Altare, linker Hand, am Haupteingange.

Unter allen tyrolischen Gegenden, vom Brenner herunter, vereinigt die unter Trient die meisten Schönheiten; sie erhält besonders an einer Stelle einen wahrhaft erhabenen Charakter. Da strömt in ruhigem Lauf die Etsch durch das Thal; jenseits erhebt sich das Gebirg, und dreifach liegen Dörfer stufenweise übereinander an seinem fruchtbaren Abhange. Noch höher hinauf sind grünende Weiden und endlich eine Krone von Wald, aus welcher nackte Felsgipfel hervorragen, von Wolken umflossen.

Ist man Roveredo vorbei, so nimmt der Reiz der Ansichten sehr ab; gegen das veronesische Gebiet hin bekommen sie sogar ein ziemlich wüstes Ansehen; bei la Chiusa wird Alles wild und schauerlich. Der Fluß rauscht unten in der Kluft, die er sich selbst gebrochen zu haben scheint. An der Felswand her schmiegt sich die enge Straße, mit Mauern gegen den Abgrund gesichert; weiterhin liegt die Festung, welche den Paß sperren kann, in die Felsen eingehauen, überhangen von denselben. Salvator Rosa hat kaum jemals in seinen Bildern etwas so Wildes, romantisch Wunderbares und Schauerliches dargestellt, als die Natur hier in der Wirklichkeit, und was den Eindruck noch mehr vermehrt, ja gleichsam der Erinnerung unverwüstlich einprägt, ist der Contrast, zu welchem man nun plötzlich übergeht. Denn kaum hat man diesen Felsschlund verlassen, so entfalten sich, auf dem kurzen Wege nach Verona, alle Reize, mit denen Italien geschmückt ist. Klöster und prächtige Kirchen, Dörfer, Meierhöfe und zierliche Landhäuser, Auen voll weidenden Viehes. Die wohlbestellten Aecker sind mit Reihen von Maulbeerbäumen bepflanzt, Reben umschlingen sie, und jeder ist mit dem andern durch Traubengehänge verbunden.

Zwischen Verona und Mantua sind Fruchtbarkeit und Feldbau ungefähr eben dieselben, wie auf dem Strich von la Chiusa bis nach Verona; nur ist die Gegend überhaupt hier flacher und offener; man befindet sich wirklich schon in der lombardischen Ebene. Näher bei Mantua scheint auch die Vegetation etwas üppiger zu werden, so wie der Grund allmählich feuchter wird. Der Weg führt durch verschiedene schöne Dörfer und an einigen allerliebst angelegten Landhäusern vorüber, von denen sich zwar nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt, ob sie nach

der Angabe des Palladio aufgeführt sind, aber so viel ist wenigstens gewiß, daß der Geschmack derselben, der Sinn, in welchem sie gedacht sind, von den musterhaften Gebäuden dieser Art hergenommen ist, mit denen dieser Künstler die Gegend um Vicenza schmückte. Ihm, und der Bemühung seiner Schüler, hat man es allein zuzuschreiben, daß Oberitalien in diesem Fache der Baukunst unstreitig die besten neuern Muster besitzt.

Die Situation von Mantua, mitten in einem sumpfigen See, ist so bekannt als sonderbar. Aehnliche Umstände wie diejenigen, welche zur Gründung von Venedig Anlaß gegeben, mögen früher auch die Entstehung von Mantua bewirkt haben. Menschen, die gegen feindlichen Ueberfall Schutz suchten, bauten sich hier an, und fanden in der Lage des Orts Sicherheit. So entstand nach und nach eine Stadt, an welche sich die umliegende Gegend, entweder freiwillig, oder überwältigt anschloß, und einen Staat bildete, der endlich wieder durch Zufälle Theil eines größern werden konnte.

Dieses ist das Allgemeine einer Geschichte von Mantua, welches sich, als von der Nothwendigkeit bedingt, gleich beim ersten Blick auf diese Stadt dem Geiste darstellt. Die Aussicht auf dieselbe gewährt zwar keine besonders malerische Wirkung, indessen liegt sie doch prächtig und mit imposanter Größe da auf ihrem Wasserspiegel. Reizender ist hingegen die Aussicht aus der Stadt nach den Gebirgen hin, zumal in den heiteren Abendstunden von der Brücke St. Giorgio, wenn die sinkende Sonne den Schmuck tausend herrlicher Farben verbreitet. Aus der baumreichen Ebene heben sich Hügel empor, hinter ihnen größere Hügel, Berge und Alpen, endlich die hohen, himmmelanstrebenden Eismassen, in unabsehbarer Reihe nach Osten und Westen, unendlich mannigfaltig nüancirt, ein prächtiges, wundervolles, erhebendes Schauspiel. (v. Göthe.)

16) Anblick des Montblanc.

Wir vergaßen alles Andere, was uns den ganzen Tag vorgekommen war, als wir nahe vor Salenche den erhabensten, und ehrwürdigsten aller europäischen Berge, den Montblanc, in einer Glorie erblickten, dergleichen ich vorher nie gesehen hatte, und vielleicht auf dieser Erde auch nie wieder sehen werde. Die Häupter des Montblanc und seiner Nachbarn strahlten nicht von dem rosenfarbnen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt sieht, sondern sie waren von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben so überirdisch lebhaft als milde war, und der aus höheren und reinern Regionen, als in welchen unsere Sonne brennt, herabzufallen schien. Dieses goldene empyreische Licht glühte nicht so stark, als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge; allein es leuchtete viel mehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde warf, die dadurch gleichsam zu Staffeln des Throns der nahen Gottheit erhöhet wurden. Diese Erscheinung dauerte mehrere Minuten, und versetzte uns alle in ein solches Entzücken, daß wir uns gegenseitig mit Ungestüm zum Anschauen und Anstaunen aufforderten, und uns dann in harmonischem Jubeln Glück wünschten, daß die Natur sich uns in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit geoffenbaret hatte. Lange, nachdem der Scheitel des Montblanc den goldnen Nimbus verloren hatte, wallte um seine hohe Stirn noch immer das weißlich-blaue Licht, das nur in den hellsten Nächten an den höchsten Schneebergen sichtbar wird, und das, wie ich hier erfuhr, selbst vom gemeinen Mann mit Bewunderung betrachtet,

und wenn ich nicht irre, mit einem besondern Worte bezeichnet wird. Die Meinung, daß der Montblanc der höchste Berg der alten Welt sei, gibt diesem Urgebirge ein unglaubliches Interesse, wenn man ihm so nahe ist, als in Salenche, wo man ihn besser und tiefer herab, als selbst im Chamouni-Thale übersehen kann. Wir gingen gestern Abend und heute Morgen unzähligemal auf die Straße, oder ans Fenster, und doch wurde unsere Neugierde und Wißbegierde nicht befriedigt. Auch verdient es kein anderer Berg so sehr, daß man sich sein Bild tief und unauslöschlich einprägt, als der Montblanc, der erlauchteste unter den erstgebornen Söhnen der mütterlichen Erde, in deren Schooß er wahrscheinlich nicht eher zurückkehren wird, als bis das Innerste derselben wird erschüttert, oder zerschmettert werden. Der Anblick des Montblanc aus solchen Standpunkten, wo man ihn in seiner ganzen Höhe überschauen kann, muß etwas Vernichtendes und zu Boden Drückendes haben. Bei fortgesetzter Beobachtung aber kann er kaum mehr Ehrfurcht, und eine lebhaftere Vorstellung von einer Alles übersteigenden und überwältigenden Größe hervorbringen, als er bei Salenche hervorbringt, wo seine untere Hälfte durch andere Berge verdeckt ist. Alle Berge, die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen von Hochgebirgen vom ersten Range an sich. Ihre Häupter und Rücken sind tief herab mit schimmerndem Schnee bekleidet. In ihren Zwischenräumen senken sich Gletscher gegen oder gar bis in das untenliegende Thal herunter, und aus den Gletschern stürzen gewaltige Gletscherwasser hervor. Und über alle diese prächtigen Berge ragt der Montblanc wie ein Göttersohn über gemeine Menschen hinaus. Gegen die Spitze hin ist die blendende Schneedecke, womit er umhüllt ist, an einigen Stellen durch Felsspitzen zerrissen, die zu scharf abgeschnitten sind, als daß auch sie Schnee tragen könnten. Diese Hörner, die gegen den Schnee schwarz erscheinen, vermindern die Schönheit seines Gewandes nicht so sehr, als sie die Größe des Eindrucks vermehren. Sie erinnern den Beschauer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der sonst unsichtbare Körper des Montblanc gebildet ist. (Meiners.)

17) Venedig.

Man möchte in Italien eintreten, wo man wollte, nirgends würde Auge und Phantasie durch neue Eindrücke und alte Erinnerungen so mächtig ergriffen werden, als hier in dieser außerordentlichen Stadt. Sie gleicht, im Profil gesehen, einem unermeßlichen Linienschiffe mit zahllosen Masten; durch die Straßen ergießen sich die grünlichblauen Fluthen, und bisweilen schlägt die brandende Woge in die Thore der schönen Paläste hinein. Ueberdies tritt uns hier der reine italienische Volkscharakter mit der ganzen Kraft seiner Eigenthümlichkeit entgegen: trotz dem politischen Tode des Staates unbesiegbares Leben in seinen Einwohnern: die Matrosen, Mäkler, Fischer, Verkäufer, Bettler toben auf der Riva der Sclavonier *) ärger, als die daneben brausenden Wellen des Meeres. Dazu kommt die Erinnerung an die Kraft vergangener, glorwürdiger Jahrhunderte, deren keine Republik der Welt mehr gezählt hat, als diese. Ueberzeugen uns hiervon noch nicht die

*) Riva der Sclavonier, auch Riva de Schiavoni = ein breiter Fußweg an den Lagunen.

ehernen Paläste des heiligen Marcus, die Procuratieen, Wunder der Baukunst, die Paläste, worin die Dandoli, Grimani, Badoeri, Michaeli und alle die uralten Stützen der Republik wohnten, so werden es die ungeheuern, ins Meer geworfenen Dämme, die bald meilenweit von der Stadt die Wuth des Elementes abwehren, bald die einzelnen Inseln der Stadt mit einem unverwüstlichen Saume einschließen. Welche unermeßliche Kraftäußerung kostete es, auf den mürben Lagunen, die überall das verderbliche Meer umwogt, einen sicheren Fußtritt zu bereiten!

Der Größe wegen darf Niemand den St. Marcusplatz bewundern; denn die alten Republikaner waren auf jedes Plätzchen der Freiheit geizig und drängten sich auf ihre Insel so eng zusammen, daß es nicht viel übertrieben sein wird, wenn man behauptete, man könne mit ausgereckten Armen die meisten Straßen der Breite nach überspannen.

In Venedig ist eine ungewöhnliche Lebendigkeit, ein beständiges Hin- und Herwogen der Menschen: schreiende, ächzende, wimmernde Bettler, brüllende Kleinhändler, Obstverkäufer, Matrosen, Fischer und Köche erheben einen Lärm, daß die Mauern Jericho's einstürzen könnten. An einer Ecke stand ein Kerl, einen Quadratschuh elender Leinwand mit großem Geschrei zum Verkauf ausbietend, den ganzen Tag im schneidendsten Nordwinde; ein anderer lief wie besessen brüllend durch ganz Venedig mit einer handvoll Kürbiskerne in einem großen Korbe; das ganze Waarenlager hätte man um einige Kreuzer gekauft; er aber trug es unermüdlich in der ganzen Republik umher, in welcher andere Kaufleute die Gläubiger der Könige und Kaiser Europas waren. Um solcher individuellen Züge und der Vereinigung der ungeheuersten Gegensätze willen verdienen eben große Städte überhaupt ein sorgfältiges Studium, vor allen aber die italienischen; denn außerdem, daß diese Nation vielleicht die reichste an ganz eigenthümlichen, höchst entschieden ausgeprägten Charakteren ist, so treibt sie noch das milde Klima aus den Häusern, so daß es fast keine menschliche und bürgerliche Handlung und Beschäftigung gibt, die die Italiener nicht unter freiem Himmel verrichten und treiben, und man hat nicht nöthig, die Eigenthümlichkeiten zwischen den Wänden zu suchen; sie liegen so zu sagen auf freier Straße. Daher machen alle Residenzen in Europa zusammen genommen nicht den Lärm, den der Toledo in Neapel jeden schönen Tag ertönen läßt; und auf einem venetianischen Fischmarkte scheint beinahe eine Rebellion zu wüthen.

Wer die Entstehungsgeschichte Venedigs nicht kennte, würde schwerlich begreifen, wie man so wahnsinnig sein und diese unsicheren Inselgruppen zur Gründung einer Stadt wählen konnte, die keineswegs etwa von Natur felsenfest dem Meere trotzen, sondern erst mit ungeheuern Kosten gegen die Kraft des Elementes geschützt werden mußten; und wirklich hatte Venedig schon einen sehr hohen Grad des Wohlstandes erreicht und manches Jahrhundert existirt, ehe es seine Existenz sicher und auf die Dauer begründen konnte. Die elenden Lagunen beengten die aufblühende Stadt innerhalb unverrückbarer Grenzen und boten den Schiffen nicht einmal eine sichere Rhede an; obgleich es auch wohl Niemandem einfallen würde, eine Stadt, um der etwaigen Seemacht willen, an einen Ort zu bauen, wo man keinen Halm Getreide, kein Körnchen Samen gewinnen, keine Klaue Vieh erziehen kann, und sich in ewiger Continentalsperre befindet. Und in der That, da Venedig jeden Tropfen und jeden Bissen Nahrung, die Fische ausge-

nommen, erst vom festen Lande erwartet, bezahlt es Alles sehr theuer; daher es auch hier von jeher eine ungeheuere Menge Bettler gab. Es scheint also, daß Venedig keineswegs wie Konstantinopel oder Messina durch den Willen der Natur, sondern durch eine seltene Verkettung günstiger Umstände auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit erhoben wurde, von welchem dieses seltsame Kunstwerk auf alle Städte Italiens herabsah.

Was sich mir vor Allem in Venedig aufdringt, ist das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges, unwillkürliches Dasein. Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spasse auf diese Insel geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte sie ihre Sicherheit in der unvortheilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen immer höher empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft, wie die Bäume, die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich Anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raume vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden.

(Kephalides. — Göthe.)

18) Süditalien.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer, als bei Euch in den schönsten Frühlingstagen, wann die Dünste, welche immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nah erscheinen Tags sieht man Sterne, und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper starke Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei Euch erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erd' und Meer ist am Tag eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbengluth verbreitet, die unaussprechlich ist. Man könnte kindisch sagen, Euer Himmel wäre Glas und der unsere Krystall.

Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meer von Rosenroth, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wann, wie es manchmal geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur nieder zu träufeln. — Von der violetten Farbe der Berge Abends, wann die Sonne noch am Himmel steht, hab' ich eben gesprochen; es ist dieß eine wunderbare Verklärung der Natur, gleichsam der Wiederschein einer schöneren Welt.

Vergleicht man ferner die deutschen Gebirgsformen mit den italienischen, so erscheinen erstere weit gewöhnlicher. Ich berufe mich auf die Maler, welche beide aus der Anschauung kennen. Haben hier nicht alle Linien einen edleren Schwung, einen ausdrucksvolleren Charakter? Ist nicht auch das natürliche Colorit der Gegenden durch vieles Blau, Braun, Goldbraun und Roth weit mannichfaltiger und reizender, während oft ein einförmiges, giftiges Grün nordischen Landschaften Eintrag thut? Erscheint nicht, ohne von Luft, Contouren und Localfarben zu reden, jeder einzelne Gegenstand unendlich malerischer, als Häuser, Villen, Dörfer, Ruinen, Felsenbuchten, Klippen, Schwefelberge, erstarrte Lavaströme, spitze Vulkane und die üppige südliche Vegetation in all ihren wunderbaren Erzeugnissen? Dazu kommt noch Gesichtsbildung, Gestalt und Kostüm der Bewohner, was auch von großer Wirkung ist und den poetischen Reiz des Ganzen aufs Höchste steigert.

Auch das südliche Meer muß ich, dem nordischen gegenüber, erheben. Wer je das Meer oder tiefe Seen betrachtet hat, der weiß, wie sehr ihre Schönheit von der Farbe der Luft abhängt, und wie ein grauer Himmel nur immer auf ein graues Wasser niederschaut. Sobald man sich hier im Golfe so weit vom Ufer entfernt hat, daß der Grund nicht mehr durchscheint, ist die See, besonders im Schatten des Fahrzeugs, vom schönsten, reinsten Indigoblau; doch wechseln die Farben beständig in den mannichfaltigsten Abstufungen.

Ueberblickt man vom hohen Ufer die ruhige Wasserfläche, so bemerkt man, wie auf einer Landkarte, ordentliche Flüsse und Strömungen, die sich, ohne die mindeste Wellenbewegung, langsam winden; man sieht verschiedenartige Felder, z. B. ein hellgrünes in einem größeren blauen, oder auch ein mattes in einem stahlblanken. Naht ein Wind vom Meere her, so verdunkelt sich das Gewässer in weiter Ferne; ein breiter Schatten rückt allmählich näher. Der glatte silberne Spiegel geräth in schwankende Bewegung; kleine Wellen erheben sich und schlagen plätschernd, wie zum Spiel, ans Ufer; aber schon folgen größere; lange Bänke grüner Wogen kommen brüllend; ihre weißen Häupter und Kämme erheben sich immer wilder; donnernd prallen sie an den Strand und brechen zurückschmetternd die nächste Linie der andringenden Wasserhügel.

Herrlich ist auch der hüpfende Sonnen- und Mondglanz auf dem mäßig bewegten Meere. In gerader Linie bis zum Fuße des Beschauers schwanken und blitzen die Lichter auf den Häuptern der Wellen, wie Geister, die auf- und niedertauchen. Wann die Sonne in der See untergeht, sind diese Lichter roth und golden, und alle Farben des Regenbogens spielen auf dem Meere. Schlagen dann die Wogen ans Ufer und verbreiten sich flach über den Sand, so werden sie plötzlich zu flammendem Purpur, wandeln sich aber zurückfließend schnell wieder in weißen Schaum.

Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, schimmern die Wellen im matten phosphorischen Lichte; um des Fischers Ruder sprühen Funken, und die Spur seiner Barke ist Feuer. Dies rührt von Millionen sonst unsichtbarer Bewohner des Meeres her; deren Leuchten durch eine stärkere Bewegung des Wassers gesteigert wird.

Die Barken, welche öfters an dunkeln Abenden von größern, auf der Rhede liegenden Schiffen ans Ufer gehen, und, mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in taktgemäßen Schlägen über den Spiegel des Meeres fliegen,

gleichen dann riesenhaften Krebsen mit feurigen Füßen. Wirft man einen Hund ins Meer, so kommt er leuchtend zurück, sich schüttelnd sprüht er von Funken, und man denkt an den Höllenpudel im Faust.

Welch wunderbares, geheimnißvolles Element ist nicht das Wasser! Kann man stundenlang an einem Bache liegen; welche Gedanken und Phantasien weckt erst das endlose, ewig wechselnde Meer und seine tausendstimmigen Wellen; die kleine plätschernde Welle, welche schmeichelnd über Deinen Fuß schlägt und bunte Steinchen und Muscheln am Strande auf- und niederrollt, und die Welle, welche, vom Sturm gepeitscht, aufspringt, ein schwarzes Riesenpferd mit weißer Mähne, und thurmhoch an einem Felsen zerschellt!

Das mittelländische Meer ebbt und fluthet wie alle Binnenmeere nur im geringen Grade, und eine regelmäßige Veränderung des Wasserstandes im Golfe von Neapel ist kaum bemerkbar, während doch in Venedig zur Zeit der Fluth die Treppen um einige Stufen tiefer im Wasser stehen. Da der Mond Einfluß auf das Meer ausübt, und dieses wieder mit dem Vesuve und seinen Ausbrüchen in Verbindung steht, so sagt man, der Mond steigere oder schwäche die Eruptionen.

Ich gehe zum Clima über. Italiener, die aus Deutschland zurückkehren, erzählen, sie hätten sieben Monate lang Winter und fünf Monate keinen Sommer gehabt. In Neapel rechnet man auf v i e r T a g e d r e i schöne. Eis und Schnee sind höchst seltene Erscheinungen. Ich habe nun schon mehrere Winter hier zugebracht und auch nicht e i n e Flocke in der Stadt fallen sehen. Die gewöhnlichen Thermometer gehen auch nicht unter zwei Grad Kälte. Zwar sieht man vom November bis in den März weiße Berggipfel; denn die Abruzzen haben ein rauhes Clima; ja der Vesuv selbst ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; hier unten aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling mit blühenden Bäumen, aber doch mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube, Gemüse und mit vielen immergrünen Bäumen. Er ist wie ein deutscher März; oft die wärmste Sonne, oft finsteres Gewölk, Regen und Sturm. Es fällt auch wohl dem Himmel ein, fünf Wochen lang ohn' Unterlaß Wasser herabzuschicken, von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch der d e u t s c h e Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch, nebst vielen andern Blumen, in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten, daß im Februar an allen Carnevalstagen Bouquets den vorüberfahrenden Damen in den Wagen geworfen werden.

Freilich erscheint hier geringe Kälte bedeutender als heftige bei Euch, einmal, weil die Haut weicher und empfindlicher ist, hauptsächlich aber darum, weil man sich nicht auf eine rauhe Jahreszeit vorbereitet hat. Die Fußböden sind ja von Stein; die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht; die Thüren stehen immer offen; die Oefen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt; zugleich hält er aber oft die Fenster offen, weil er den widerlichen Dampf nicht ertragen kann. Will man letztern vermeiden, so muß man sehr gute Kohlen nehmen und dieselben stundenlang vor dem Zimmer glühen lassen.

So kommt es, daß man nirgends mehr friert als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie daheim am besten heizen. Der

Fremde, welcher in Neapel behaglich leben will, verschaffe sich also für den Winter ein Zimmer mit Teppichen oder Strohdecken, mit wohlschließenden Fenstern und einem Kamine, oder — was aber schon eine außerordentliche Erscheinung ist — einem Blechofen. Das Zimmer liege gegen Mittag, das ist mehr werth, als alle Teppiche und Blechöfen; denn die ungeheuern, ganz steinernen Wände sind ohne Sonne feucht, und nehmen leicht einen Modergeruch an. Es gibt hier Zimmer an offenen, warmen Stellen (z. B. in Croce di Malta auf Largo di Castello), wo das Thermometer nie unter 14° über Null fällt.

Uebrigens hat hier die Sonne immer große Kraft, sobald der Winter heiter ist und kein Wind weht. Dann liegen die Lazzaroni und Landleute im Januar auf den Gassen und halten, wie im Sommer, ihren Mittagsschlaf; dann sieht man noch in der Nacht halbnackte Bettler auf dem Pflaster ausgestreckt. Ich selbst habe auf einem Spaziergange um Weihnachten meinen Regenschirm aufgespannt, um mich gegen die drückende Hitze zu verwahren. Erhebt sich aber der Nordwind, die berüchtigte Tramontana, und rüttelt die schlechten Fenster, so hüllt sich der Fremde in seinen Mantel und seufzt nach dem traulichen Ofen in der Heimath. Man sieht nach dem Thermometer und begreift nicht, daß es noch so hoch steht.

Der Neapolitaner kann auf der Stube weit mehr Kälte ertragen, als der Nordländer; im Freien aber geht er, bei einigermaßen rauher Luft, sehr warm gekleidet und bedeckt sorgfältig den Mund. Letzteres thun sogar die härtesten Fischer, indem sie einen Zipfel ihrer braunen Kutte hoch über die Schulter werfen und den Kopf neigen, was ihnen ein ungemein malerisches Aussehen gibt. Dabei haben sie doch oft nackte Füße.

Gewitter sind hier im Ganzen selten; sie kommen im Winter häufiger vor als im Sommer, und treten öfters plötzlich mit großer Heftigkeit ein, besonders im Gebirge. — Nichts ist erhabener, als ein Gewitter auf dem Meere; ich habe ein solches letzten Sommer am Strande der Insel Ischia beobachtet. Es war schwarze Nacht; kein Mond, kein Stern konnte das schwere Gewölk durchbrechen. Das offene Meer lag, wie eine Welt voll Finsterniß, vor mir; ich sah die Wellen nicht, ich hörte sie nur brüllen und schäumen und an die Lavaklippen des Ufers schlagen, als solle mein Felsensitz in Trümmer gehen. Jetzt zuckten leichte Blitze in der Ferne; gezacktes Feuer drang von allen Seiten aus dem schwarzen Himmel; der ganze Horizont flammte von Gluth, und die weite, wild bewegte, weißschäumende See lag plötzlich deutlich vor mir, um sogleich wieder in Nacht zu versinken. Lautkrachend umrollte mich der Donner; die Erde zitterte. So währte es die halbe Nacht. Endlich zog das Gewitter weiter; der Donner erstarb; nur die Blitze leuchteten noch; kein Regen fiel auf der Insel.

Die Nebel, welche hier sehr selten vorkommen, sind viel trockner und feiner, als im Norden; manchmal färbt sie die untergehende Sonne dunkelroth, und sie stehen wie eine purpurne Wolke über der Erde.

(K. A. Mayer.)

19) Der Vesuv.

Neapel, Dienstag, den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich, zum dritten Male den Vesuv zu besuchen.

Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweiräderigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen missen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir und wir gingen muthig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervor quellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich dann nach und nach ein Damm erhebt, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen, und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdichtet; nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicher Weise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz; denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte; aber der Boden ward immer glühender; sonnenverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulcanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sahe sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unseren Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulcanischer Ruß sey, ab-

gesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; da konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor.

(Göthe.)

20) Der Aetna.

Von Nikolosi aus ging die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genießen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert war. Endlich, da wir uns der zweiten waldigen Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert, und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlassenen öden Wüste des Meeres ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That ein Garten Eden.

Und dieses entzückende Eden mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannichfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt, — auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen, sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?

Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geißhöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsere Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unseren Sinne waren gestärkt und wacher; der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsere Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt, um den ewig liebreichen Vater der Natur in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung zu genießen und zu bewundern.

Doch so wollüstig auch unsere gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! Weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging:

die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte es nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her: wie wäre es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsere ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andere dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der britische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken; denn die unsägliche Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempel Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend, hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstreckten — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das grenzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umschwärmt — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Parthieen zeichnen? — Alles Dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend, und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde herzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und unnachahmlich hinwirft. —

Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt, so wandte es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dachte ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist: wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meeres, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbaren hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orkane ras'ten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden

Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehn, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer stolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das; muß er nur Gedanke, nur Traum sein?

Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Grenzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsere Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu sein. Die uns rings umgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsere Maulthiere mit langsamen, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unsere aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergoßen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte uns an Orte zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefe stürzen konnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sei, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß, ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unserer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war grenzenlos, obgleich die beste unserer Hoffnungen leider! dahin war; die schöne Hoffnung früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu sein, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden.

Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand, sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat,

dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlicheren des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war. (Engel.)

21) Reise durch Neapel nach der Insel Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen, und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne an dem hohen Himmel heraufgezogen, und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuv's im Osten allein. —

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen; — die Balkons warfen sich Gesänge zu; auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag, und der Mondschein schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnen-Aufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab; für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief; die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palästen hinauf, bis wo das hohe Sant-Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten, auf dem Posilippo trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte, und umspannte seine Wogen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt ruhte im Aether der Vulkan und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilippo hinab, die Stadt verfinsterte sich; das Getöse der Nacht verklang; Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf; — heller schimmerte Sorrento's Sichel vom Monde zurück und vom Morgen

zugleich wie silberne Fluren — Vesuv's Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlt ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — Alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe das Gebirge entzündet, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirge des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuv's den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Palästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinaus, und sein grünender Thron von St. Elmo standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischias Epomeo wie ein Riese des Meeres in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit einem kahlen, weißen Haupt. Allmählich erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander, wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete vereinzelte starre Land, das Wasser, reich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und verschmilzest sie zu Wellen; sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielend dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbeikamen, wo einst Brutus und Kato nach Cäsar's Tod Schutzwehr suchten, — als wir vor dem zauberischen Baja und dem Zauberschlosse, wo einst die Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorübergingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Kuma hinsahen, hinter welchem Szipio Afrikanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen, und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinus oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel gibt; — mitten aus dem Freudenmeere der Natur wachsen und ragen ihre Lorbeeren so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand; — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort, und für diese Welt-Seelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian', sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt hinter ihren Ruinen?"

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochenen Aschenkrüge todter Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens spielte

die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meere, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elyseischen Felder, des Avernus, des todten Meeres wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen unter einander auf der bunten Lava — Alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Insel standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Aether über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuv's und Posilippos herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet ihr bleich? Es ist nur der Vesuv." Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert, und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Berges; es war schon das holde Ischia.

(Jean Paul.)

22) Die Lazaroni.

„Es gibt in Neapel zwischen dreißig- und vierzigtausend müßige Leute, welche keine bestimmten Geschäfte haben und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen sie auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit. So viel Müßiggänger sind allerdings ein großes Uebel in einem Staate: allein es hält auch schwer, den Geschmack einer Nation zu ändern, und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist, einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viele tausend Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müßiggängern muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener."

Ich konnte zu Neapel zwar sehr viele übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine, die unbeschäftigt waren. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müßiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Beschäftigung, ihrem Betragen, zu beurtheilen, und zu klassificiren. Ich fand diese Operation hier leichter, als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte; die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Caleschen auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind ihnen auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl manche hin- und wiedergehen, doch trug meist ein Jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen.

Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht, eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger, kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen, allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Brett niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bei längerem Aufenthalt, noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Marktage hereingeschafft wird, und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter

von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz vollgefüllt, sondern noch auf jedem mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein Paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannichfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt: allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Klasse des Volks besonders gehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher; und es scheint, als wollte Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Brett, in einem Schachteldeckel, ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von Einem oder dem Andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftiget.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb. Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel, verhältnißmäßig, vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Klasse zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil

des Jahres entfernt man sich gern aus der freien Luft, und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen; er kann nicht entbehren wollen; denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben diese Natur-Wirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge. Was Herr von Paw in seinen Recherches sur les Grecs bei Gelegenheit, da er von den cynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihren Grundsatz, Alles zu entbehren, habe ein Klima sehr begünstigt, das Alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigen und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen; und eben so würde ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen, und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnet, sondern im Sommer unter den Ueberdächern, auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen, die Nacht zubringt, und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deßwegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet, wie allerlei Obst und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit, im Ueberfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, Campagna felice, schon Jahrhunderte trägt, so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben sein möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn Jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte, wozu denn freilich kein geringes Talent, und manches Jahr Beobachtung erforderlich sein möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazaroni nicht um ein Haar unthätiger ist, als alle übrigen Klassen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker, beinahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, im Verhältniß mit der großen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen und daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zugleich ihr Geschäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen. Auch ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend sein. (W. v. Göthe.)

23) Der Hafen von Constantinopel.

Sobald man bis an den Kai (Uferdamm) gelangt ist, befindet man sich beinahe in einer völligen Verblendung; die Sinne schwinden bei der endlosen Menge immer neuer Gegenstände. Man muß die Augen zudrücken, um die Fluth von Ansichten dem Gedächtnisse einzuprägen und der Phantasie zur Verarbeitung hinzugeben. Schon von fern wird das Ohr durch den wilden Lärm im Hafen wie betäubt. Tritt man aber auf den Kai, so weiß man nicht, ob man hier oder dort hin will; man ist kaum seiner eigenen Entschließungen Herr. Hier ist eine beständige Fluth der Gehenden und Kommenden. Tausend Stimmen erheben sich vor und hinter mir; Geschrei und Getöse von allen Seiten. Ein Chaos von wilden unverständlichen Worten; dort arbeitende, hier streitende Menschengruppen. Rechts ein tobender Haufen der aufgehaltenen, ungeduldigen Schiffsleute! Links ein barbarisches Rufen der ankommenden und abgehenden Gondoliers, die sich kühn und geschickt mit ihren kleinen, bunten Tschaiken (Kähnen) einen Weg durch das Gedränge bahnen. Hier lassen Zimmerleute die wiederholten Schläge ihrer schweren Aexte in der Luft erschallen; dort scheint die Werkstätte der Cyklopen*) zu sein, aus welcher die Flamme hoch zum Himmel emporsteigt. Hier die gewaltigen Stimmen der Zankenden, dort ein ungebildeter Matrosengesang, und mitten unter diesem die Signale mit dem Schiffsgeläute, das Pfeifen und der Schall der Schifferglocken. Hier die lärmenden Bauarbeiten an den Schiffen, dort das verworrene Zurufen der Matrosen, welche die Anker werfen oder lichten. Kaum hatten wir den Boden des Kai's betreten, als wir uns schon von Hunderten von Muselmännern umringt sahen. Alle waren Gondoliers; alle beeiferten sich, ihre Tschaiken uns anzubieten; alle uns zu bereden, nur schnell und ohne Bedenken einzusteigen. Sehr oft bleibt es nicht bei dem bloßen Rufen, sie fassen wohl gar die, welche sich dem Hafen nähern, bei den Kleidern an und machen Miene, als wollten sie dieselben mit Gewalt in ihr Boot ziehen. Sie können sich nicht einbilden, daß man bloß darum dem Meere zugehe, um die malerische Aussicht auf seine Fläche und die gegenüberstehenden Gestade zu genießen. Sobald man aber einen aus ihrer Mitte erwählt hat, treten die übrigen zurück. Jener beeifert sich nun, seine Passagiere durch das Menschengetümmel zu seinem Boote zu führen. Wir bestiegen eine Tschaike und waren froh,

*) Cyklopen: nach der Fabellehre riesenmäßige Schmiedeknechte des Vulkan, welche im Schooße des Aetna ihre Werkstätte haben.

nachdem wir uns durch die Menge von großen und kleinen Schiffen durchgearbeitet hatten. Bald hatten wir die Mitte des Kanals gewonnen und ruderten nun hastig der Rhede von Constantinopel zu. Unbeschreiblich ist der Anblick, der hier von allen Seiten die Augen fesselt, einzig in der Welt. Der Hafen ist gedrängt voll von Schiffen allerlei Bestimmung, Art, Namens und Baues. Sanft erblickt man sie von den Wogen geschaukelt. Die größern, welche in langen Reihen vor Anker liegen oder stolz mit fliegenden bunten Flaggen dahin segeln, bilden eine ungeheure Wasserstadt. Die zahlreichen Masten derselben gleichen einem Walde. Alle Räume zwischen diesen großen schwimmenden Palästen sind mit kleineren Fahrzeugen, Gondeln, Schaluppen, Booten, Tschaiken mit und ohne Segel bedeckt, die sich alle Augenblicke durchkreuzen, ohne sich im größten Gedränge zu berühren. Ich erkundigte mich bei einem dieser türkischen Ruderer nach der Zahl der zwischen der Stadt und den Vorstädten beschäftigten Gondeln; er gab sie zu 70,000 an. Das scheint übertrieben; aber 10,000 mögen es wohl seyn. Nun denke man sich einen Meerbusen, dessen Umfang sich auf mehrere Stunden erstreckt, und auf dessen einander gegenüber liegenden Gestaden Alles lebhaft und thätig ist, voll von hin und her nach allen Himmelsgegenden auf den Meereswogen schnell fortgleitenden Tschaiken, deren mannigfaltiger Bau und morgenländische Verzierungen allein schon die Aufmerksamkeit des Fremden reizen. Man denke sich die namenlosen, grell in die Augen fallenden bunten Kostüme und Trachten der Orientalen, mit denen diese Schiffchen ohne Zahl vor unsern Blicken wegeilen. Siehe, wie sie sich auf tausendfältige Weise durchkreuzen, eins das andere noch an Gelenksamkeit und Geschwindigkeit übertrifft; eines hinter dem andern zurückbleibt; dieses jenem voreilt! Siehe, wie in jedem Momente tausend Ruder die glatte Wasserfläche durchschneiden, bei jedem Schlage derselben des Meer schäumend emporspritzt, und die östliche Sonne jeden in der Sonne sich erhebenden Wasserstrahl vergoldet; wie von allen Seiten die beiden Ufer mit allen ihren Gebäuden und Menschen wie in krystallenen Spiegeln abgebildet erscheinen! Man denke sich diesen Hafen an den meisten Orten nur etwas über eine Viertelstunde breit, so daß man in der Mitte desselben Alles zu unterscheiden vermag, was auf beiden reizenden Gestaden vor sich geht. Man denke sich das unaufhörliche Getümmel auf und längs dem Meere, das betäubende Getöse von allen Seiten, die beständige Lebhaftigkeit und Thätigkeit, welche selbst mitten auf dem Wasser mit der auf dem Lande zu wetteifern scheint, die ewige Veränderung der Scenen und Gruppen, die tausendfältig verschiedenen Ansichten und Erscheinungen: so hat man nur einige Theile des großen, unendlichen, jeden Augenblick wechselnden Gemäldes des Hafens von Constantinopel; aber die Wirklichkeit übertrifft millionenmal jede mögliche Darstellung.

Allenthalben, wohin ich schaue, sind unzählige Gegenstände, die in buntem Gemisch vor meinen Blicken vorübergehen, dort dem Auge entschwunden, hier durch neue ersetzt werden. Alles ist in einem unaufhörlichen Wechsel, in beständiger Umwandlung, und dennoch bleibt das Ganze immer das nämliche. Ich richte meine Augen nach Osten (wo der Hafen sich öffnet); sie schweifen den beiden Gestaden nach, die mit Cypressen gekrönt oder mit Reihen von Häusern auf reizenden Anhöhen und Palästen nach orientalischem Geschmacke bepflanzt sind. In weiter Ferne sehe ich das schäumende Meer sich an den felsigen Ufern von Klein-Asien brechen, und

Skutari [1]), mit seinen zahllosen Dschamien [2]) und Minarets [3]) auf seinen Hügeln thronend, im goldenen Strahlenglanz gebadet. Schiffchen gleiten wie schwarze Pünktchen hin und her in den Fluthen des Meeres. Weiterhin erblickt man auf den aufgewühlten Wogen einige Fahrzeuge sich schaukeln, die halb in dem Azur des Himmels schweben. In größerer Nähe sieht man die gespannten Segel von Schiffen aus Süden und Norden, welche oben bei dem majestätischen Serail in den Kanal einlenken und sich fertig machen, die Stadt durch den Donner der Kanonen zu begrüßen. Ich blicke nach der Westseite hin, da, wo der Hafen sich in einen Halbmond zu krümmen scheint. So weit mein Auge reicht, sehe ich Schiffe und Schiffe, sehe nur, wie zahllose Schaaren von Tschaiken um die Linienschiffe und größern Fahrzeuge gleich Mücken um Elephanten herumtanzen. Dort gewahre ich von weitem eine Menge Fischerboote heransegeln; andere haben schon am Ufer angelegt, und die Fische werden von rüstigen Muselmännern an's Land getragen; hier erwartet sie die Schaar der Fischverkäufer und nimmt ihnen die Last ab unter lautem Geschrei. An den zunächst liegenden Küsten sind Schaluppen befestigt, frische Lebensmittel an Bord zu holen; andere stoßen vom Ufer ab. Hier schiffen kleine Gesellschaften aus Pera, den schönen Sommertag auf dem Wasser zu genießen und sich an der Anmuth der Gestade zu weiden, ehe die Sonne dem Zenith näher kommt. Dort schwimmen türkische Flaggen herbei, rückkehrende Freunde auf den größern Fahrzeugen am Bord zu bewillkommen. Hier landen Markt- und Postschiffe von entfernten europäischen und asiatischen Vorstädten; dort kommt eben eine Karavane von Kameelen, Mauleseln und Pferden aus dem Innern von Asien zu Schiffe angesegelt, welche bis an den Bosporus ihre Reise zu Lande zurückgelegt hatte. Hier eilt ein Packetboot des Kapudan-Pascha mit bewaffneten Türken davon, um auf den Inseln des Archipels von den christlichen Einwohnern den Tribut zu erpressen. Dort wirft ein Schiff Anker, mit fliegender Flagge, seine Masten und Segel hoch in die Luft hinstreckend; es hat eine Welt von Wasser durchschwommen; es kommt aus Nordamerika; der längst ersehnte Hafen ist erreicht; unter Jauchzen und Frohlocken der Matrosen donnern die Kanonen.

Aber zunächst um mich ist das Gedränge der Schiffe, die Menge der Gegenstände noch weit größer; denn allmählich nähern wir uns der Rhede der Hauptstadt. Die blauen Fluthen des Meeres sind so klar, daß man den Tanz zahlloser Fische in den Tiefen bemerkt. Nahe um die Tschaike herum erheben sich ohne Scheu die Delphine, welche schnell und kühn ihre Häupter aus dem Wasser emporstrecken, aber in dem Augenblicke wieder untersinken und verschwinden; ein seltsames Schauspiel, besonders für das nicht daran gewöhnte Auge des Nordländers. Man ist wegen der weißen Farbe dieser Seethiere anfangs geneigt, sie für Menschen anzusehen. Dazu kommen noch zahllose Schwärme von Eisvögeln, die theils in langen Reihen auf dem Meere hinfliegen, theils sorglos und unbekümmert zwischen den Fahrzeugen hin und her schwimmen. Zur Rechten segelt mir eine prächtige lange Gondel, von goldenem Schnitzwerk strahlend; in ihr sitzt ein Schwar-

1) Vorstadt von Constantinopel.
2) Bethäuser, viel größer und prachtvoller als die Moscheen.
3) Thürme an den Dschamien und Moscheen.

zer mit untergeschlagenen Beinen auf einem reich staffirten Polster. Es ist ein vornehmer Diener des Serail; ein schneeweißer, mit Perlen verzierter Turban hebt die dunkle Farbe seines Gesichts; ein köstlicher Zobelpelz hängt um seine Schultern, und ein von Edelgesteinen blitzender Dolch prangt in seinem Gürtel. Zwölf Ruderer in scharlachenen Jacken beflügeln den Lauf des Fahrzeuges; mit der Schnelligkeit des Windes durchschneidet es die Ebene des Kanals. Zur Linken rudert mir ein langes Boot voll Bostandschis*). Sie kommen vom Sommeraufenthalte des Sultans und haben vermuthlich einen Befehl in die Stadt zu bringen; denn aus ihrer Mitte ragt ein stolzer Muselmann hervor mit einem schwarzen Barte. In's Kreuz und in die Quere schwärmt eine Menge Gondeln mit Türken, die einander theils höflich mit der Hand auf's Herz und einer geringen Verbeugung begrüßen, theils stolz bei einander vorüberfahren, ohne sich um etwas mehr zu bekümmern, als um die langen Tabakspfeifen, aus denen sie den lieblichen Duft einsaugen. Endlich fällt noch das Auge auf eine Gruppe türkischer Frauen, welche mit ihren grünen Talaren und weißen Schleiern einen Kreis in einer Gondel bilden und in der Frühe des Tages eine Spazierfahrt machen, um die duftige Kühle der Morgenstunden zu benutzen.

(Nach Fr. Murhard.)

24) Die norwegische Gebirgsnatur.

Lindrup wanderte kühn mit einem Führer in jenen wilden Gegenden von Norwegen, wo die größten Höhen sich zusammendrängen, wo die kahlen Berge mit ewigem Schnee, die Thäler mit weit ausgedehnten Gletschern bedeckt sind. Sie hatten eben die Ufer des mächtigen Ayrensees Bygdin gegen Norden verlassen. Der gewaltige Mugnaberg hob sich rechts mit seiner Schneedecke in die Höhe; von den unermeßlichen Bergmassen umgeben, befanden sie sich auf einer ungleichen Ebene; die Alpenpflanzen waren verschwunden; nur einzelne kleine, fast verdorrte Gewächse blickten traurig, wie furchtsam, in diese wilde Gegend hinein. Dichte Fichten überzogen die kahle, steinigte Ebene; mächtige Schneemassen lagen hier und da, Bergseen mit ihren nackten Ufern dazwischen, und unter ihnen der große See Bygdin, dessen jenseitige Felsenufer in meilenweiter Entfernung sich erheben. Eine unzählbare Menge von mit Schnee bedeckten spitzen Felsenhörnern erhob sich in der Nähe und Ferne — und eine mit geheimer Furcht gepaarte Lust durchdrang den kühnen Wanderer, wenn er erwog, wie er jetzt, in einer Höhe, zu welcher keine menschliche Wohnung reicht, von der starren Pracht der Natur umgeben, in einer Gegend, die noch vor wenigen Jahren wie ein verborgenes, räthselhaftes Geheimniß den Einwohnern erschien, in meilenweiter Entfernung von allen Menschen, von aller Hilfe, mit einem einzigen Führer jedem Zufalle preisgegeben war. Gefühle der Art steigern bei kühnen Gemüthern den Genuß; die zurückgedrängte Furcht wirft aus dem Innersten des Gemüths einen magischen Schein auf die Umgebung und vergrößert die Gewalt der riesenhaften Massen. Die Sonne sank immer tiefer, aber kaum unter den Horizont; die Abendröthe warf ihren rothen Schein über die Ebene, spielte auf Seen, auf den Schneemassen und prallte in feurigem Glanz von allen höheren Bergspitzen, die in großer Anzahl die Ebene umgaben, zurück. Ein kalter Wind pfiff über die stille Ebene, und die Wanderer hüllten sich dicht in die schützenden Mäntel ein. — Die feurigen Spitzen waren in täuschende Nähe gerückt, daß man die Umrisse der Vertiefungen und Thäler mit schneidender Klarheit

*) Bostandschi: die Garten= und Ruderknechte des Sultans, dessen Barke sie bedienen.

unterschied, daß das feurige Licht zurückprallte von den Wänden, sich mit dem Abendroth verband und einen seltsamen vermischten Schein erzeugte, während schwarze Felsenwände, die keinen Schnee an ihren schroffen Seiten duldeten, wie nächtliche Riesen in die kalte, allenthalben herrschende Erleuchtung hinstarrten. Eine Todtenstille herrschte allenthalben; nur ein tiefes Gemurmel, kaum vernehmbar, deutete auf rieselnde Bäche in der Ferne, und in großen Zwischenpausen hörte man den dumpfen Ton stürzender Lawinen mit einem fernen Donner. Und in dieser Gegend mußten die Wanderer übernachten. Durch die Beschwerden des Tages ermüdet, suchten sie Ruhe. Wo die Ebene sich senkte, suchten sie eine Gegend, die Gebüsch duldete, und als ihnen die ersten Wachholderbeersträuche erschienen, nahm der Führer seine Handaxt. Ein mächtiges Bündel loser Zweige fing bald Feuer: der Feldkessel stand in der lodernden Flamme; das Sieden des Wassers ertönte mit ungewöhnlicher, wunderlicher Stärke in die stille Oede hinein. Lindrup fühlte sich sehr glücklich. — Das spärliche Mahl erquickte ihn; das kochende Wasser mit Rum und Zucker stärkte ihn; die Zuversicht seines Gefährten, eines verwegenen Alpenjägers, erhob seinen Muth, und die großartige fremde Natur, in deren Gewalt er sich gegeben hatte, erschien ihm zwar nicht als ein vertrauter Freund, in dessen Nähe man sich heimathlich fühlt, wohl aber als ein gewaltsamer Geist, der uns fremd, aber freundlich ermunternd nahe tritt, und dessen mächtiges Wesen einen Theil der innern Größe in unserer eignen Seele erweckt. Das warme Leben der Natur, wo blüthenvolle Wiesen, fruchtbare Felder, grüne Wälder, zahme Thiere uns umgeben, erschien ihm hier als die engere Häuslichkeit, fast wie das schützende Zimmer im Winter, wenn da draußen Kälte und Sturm herrschen. Hier, wo die Vertraulichkeit des Lebens ihm ferne stand, war es ihm, als träte er in den großen Palast der Natur, in welchem der Urkönig, der Alles trägt, unerschütterlich bei dem Wechsel des niedern Daseins, in erhabener Einsamkeit thront. Die stille Oede schien ihm die Achtung gegen seine heimliche Gewalt anzudeuten. — In seiner Nähe verbergen sich die wandelbaren Gestalten des Lebens; gewaltig, wie er selbst, ist sein räthselhafter Hofstaat, der in starrer Pracht ihn stillschweigend verehrt. Wenn Lindrup während der Mahlzeit sich mit seinem Führer unterhielt, dann geschah es unwillkürlich mit leiser Stimme, als fürchtete er sich, die streng gebietende Stille zu unterbrechen; ja es war ihm, als entfernte das Gespräch ihn aus der großen Umgebung, als befände er sich in dem entfernten Gemach eines Palastes, wo man, von den großen Sälen und ihrer feierlichen Stille entfernt, sich dem vertraulichen Gespräch zu überlassen wagt. Der kecke Führer unterhielt ihn mit Erzählungen von den Gefahren, die er öfters erlebt hatte, wie er von seinen Gefährten abgekommen war, wie er sich im wüsten Gebirge verirrt hatte; von glücklichen Jagden, wie sie lauernd, kriechend sich den Rennthieren nähern mußten, wie diese scheu, vorsichtig, schnell wie ein Blitz, der Verfolgung sich zu entziehen wußten. — Aber kaum war die Mahlzeit genossen, so wirkte die Erschöpfung; das Gespräch stockte; in ihren warmen Mantel eingehüllt, auf den harten spitzigen Flechten ruhend, warfen sich beide zugleich hin. — Die Augen schlossen sich; das Feuer knisterte noch in den halb ausgebrannten verkohlten Bränden; die Quellen rieselten in der Ferne, ab und zu ertönte dumpf ein Donner von herabrollenden Schneemassen; das große Schauspiel schwebte noch lebendig vor den verschlossenen Augen; aber immer matter ward der Glanz, immer undeutlicher das Knistern des Feuers, das Donnern der herunterrollenden Lawinen, und von seltsamen Träumen, in welchen das ruhige Leben in tiefen Thälern sich verworren mit den erstarrten Riesenmassen vermengte, umgaukelt, schlief der ermüdete Wanderer endlich fest ein.

Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch; die ganze Gegend hatte ein anderes Gepräge; die Schneemassen glänzten hell weiß im Sonnenschein; von dem Abhange, auf welchem sie ruhten, blickten sie in ein weites Thal hinein, und der rüstige Führer stand schon reisefertig da, den Mantel zusammengerollt über der einen, den Riemen, der die Flinte trug, über der andern Schulter, den Feldkessel und die Flinte auf dem Rücken und die eine Hand mit der Axt bewaffnet, während die andere einen mächtigen Knotenstock trug, dessen Ende mit Eisen beschlagen war. Er betrachtete seinen noch ruhig daliegenden Herrn und erzählte ihm, wie er sich gescheut habe, seinen Schlaf zu stören. Aber schnell erhob sich Lindrup. Sie stiegen wieder in die Ebene; sie drangen immer tiefer in das wilde Gebirge hinein; sie erkletterten den hohen Mugnaberg fast bis auf den Gipfel immer kühner in die ewige Schneemasse hinein, bis diese weicher wurde, daß sie zuweilen fast bis an die Arme in Schnee versanken; sie wandelten über die Gletscher und hörten donnerähnlich einen Fluß unter ihren Füßen toben, der sich durch den Gletscher den Weg bahnte, während sie sicher und ruhig über die Eisbrücke fortschritten. Sie sahen am nördlichen Abhange, wie die dunkeln Massen sich in eine furchtbar gähnende Tiefe schroff hinabstürzten, während das Thal tief unten von Gletschern erfüllt, gedrängte Eispyramiden, verworren über einander gewachsene Eismassen in unsicherm Glanze zeigte.

So verging ein großer Theil des Tages; sie stiegen über den hohen Galderberg, der höhere Pyramiden und Felsenkegel trägt, zwischen welchen sich die Gletscher häufen; und als sie hier, in ein Thal hinabsteigend, eine schroffe Felsenwand vor sich sahen, wollte der Führer diese ersteigen, um über sie weg die Richtung zu erforschen, die sie nehmen müßten. Lindrup warnte ihn: aber er lachte, und kühn sah ihn der Erschrockene höher und höher an der fast senkrechten Wand schweben. Ihm schwindelte; thurmhoch über ihm hing der kühne Mensch; fast hatte er die Höhe erreicht. Lindrup's Angst ließ schon nach; der Führer hatte ihm versprochen, auf einem andern Wege herunterzusteigen. Da hörte er ein Rollen; mit Entsetzen sah er den Führer schwanken; die ganze Steinmasse stürzte mit furchtbarem Gepolter herunter, und der Führer stürzte nach. Die Sinne waren den erstarrten Lindrup vergangen. Als er aber nach einer Minute zitternd hinsah, erblickte er den Führer hinten an der Wand, er hatte im Fallen mit unglaublicher Besonnenheit einen Ast ergriffen, hing schwebend über der Tiefe und suchte mit ruhiger Ueberlegung festen Fuß auf der schroffen Felsenwand zu fassen. Athemlos starrte Lindrup nach ihm hin. Noch hatte er keinen festen Stand gefunden, nur eine Bewegung fehlte — das Herz klopfte dem Hinstarrenden hörbar — da krachte der Ast, und der unglückliche Führer lag zu seinen Füßen. „Du bist todt," rief Lindrup, von Entsetzen ergriffen, und wußte nicht, was er sprach. Aber der rüstige Führer hatte sich von dem Falle ermannt; das Gestrüppe hatte seinen Fall gemäßigt. „Der verfluchte Stein", rief er zornig — „und recht heimtückisch war es, daß indem der Stein unter meinen Füßen wegrollte, auch der, an dem ich mich mit den Händen hielt, wegglitt. Gestoßen habe ich mich, daß mich alle Knochen schmerzen, aber ich komme ja wohl fort." Als Lindrup ihn sprechen, schimpfen hörte, war er schon getröstet. Er bot ihm seine Hilfe an. Als er sich aber wieder zu erheben versuchte, stürzte er wieder hin; Lindrup erschrack von neuem. „Bleib ruhig liegen," bat er ihn — und er legte sich brummend hin. Lindrup untersuchte ihn. „Du hast das Bein gebrochen," sagte er. „Ich fühle es wohl," antwortete der Führer kalt, fast gleichgültig; „aber ist sonst nichts entzwei? der Rücken, die Schultern schmerzen mich heftig, und bei einem Athemzuge ist es mir, als fühlte ich Dolchstiche." „Zerbrochen ist

sonst nichts," antwortete Lindrup, „und ich würde hoffen, daß du bald wieder hergestellt werden könntest, wenn ich nur wüßte, wie wir hier in dieser schrecklichen Gebirgseinsamkeit menschliche Hilfe finden sollen." Bis dahin hatte der entsetzte Wanderer gar nicht an sich gar nicht an die nächste Zukunft gedacht. Die furchtbare Gegenwart hatte seine ganze Seele mit ihren Schrecken erfüllt. Jetzt erst dachte er an seine eigene Lage neben der seines unglücklichen Führers, und eine tödtliche Angst ergriff ihn. „Was fangen wir an?" rief er trostlos aus. „Du kannst nicht fort; ich vermag es nicht, dich fortzubringen, und doch wage ich eben so wenig, dich zu verlassen. Wie kann ich aus diesen verworrenen Gebirgsmassen mich herausfinden? Wo treffe ich Menschen?" — „Und dennoch wirst du mich verlassen müssen," sagte der Führer mit großer Ruhe, „wenn wir nicht beide hier sterben sollen. Schlepp mir Strauchwerk zusammen, soviel du finden kannst; leg es hier um mich herum, daß ich es fassen kann; bring mir in den Feldkessel Wasser aus dem Bache, den du in der Ferne rauschen hörst." Mit beklommenem Herzen that Lindrup, was der Führer ihm gebot, und die seltsame Ruhe des Mannes, der mit zerbrochenen Gliedern da lag, gab ihm seine Fassung, seinen Muth wieder. Das Strauchwerk war in der Nähe des Kranken aufgehäuft; der Feldkessel stand voll Wasser neben ihm. „Nun theilen wir die Eßwaare," sagte der Führer, als Alles in Ordnung war. „Du behältst deine Flasche; ich habe noch meine. Leg mir Mantel und Flinte hieher." Beides hatte der Führer abgelegt, als er den unglücklichen Felsen erkletterte. „Und jetzt," fuhr er fort, „hör' genau zu, was ich dir sage. Ich liege unter dem Thale westlich unter dem dritten Horn der Galderberg-Knause. Hörst du?" Er wiederholte es, und Lindrup suchte es sich sorgfältig einzuprägen. „Anderthalb Meilen von hier ist das erste Viehlager; du gehst durch dieses Thal gegen Norden, bis du ein Seitenthal findest, das gegen Westen liegt. In diesem findest du an der nördlichen Seite einen sanftaufsteigenden Berg; wenn du diesen ersteigst, entdeckst du eine Ebene, die du immer gegen Norden verfolgst. Du trägst ja einen Compaß bei dir. Du kommst, wenn du eine starke Meile fortgegangen bist, an eine Schlucht, die tief in ein dunkles Thal führt. In diese gehst du nicht hinein, sondern wendest dich gegen Osten — und hier kannst du nun deine Flinte abfeuern; möglich, daß man dich hört; wo nicht, geh immer gegen Osten fort, mit einem Strich gegen Norden, dann mußt du das Viehlager, oder wenigstens Menschen treffen. Sind wir sehr glücklich, dann triffst du sie vielleicht auf der nächsten Ebene; denn zuweilen treiben die Knechte ihr Vieh so weit." Die Anweisung ward öfters wiederholt. Lindrup suchte sie sich so fest wie möglich einzuprägen, und so lange er damit beschäftigt war, blieb er noch muthig, ja indem er sich das Bild des Gebirges nach der Beschreibung immer deutlicher vorstellte, schien ihm dieser Gang gar nicht so schwierig, und er fing schon an, sich die schönste Hoffnung zu machen. Er sah sich noch vor Anbruch der Nacht mit Menschen zurückkommen, die seinem unglücklichen Begleiter Hilfe bringen sollten. — „Ich muß eilen," rief er dem Führer zu; „ein jeder Augenblick, den du hilflos zubringst, wird deinen Zustand gefährlicher machen; die zerquetschten Glieder schwellen an, der Beinbruch wird schwieriger heilen. Nur beschwöre ich dich, Freund, bewege das gebrochene Bein ja nicht." Er half ihm in eine bequeme Stellung und verließ ihn, indem er ihn noch zu trösten suchte. „Ich komme so schnell, wie möglich, wieder," rief er ihm noch aus der Ferne zu, indem er mit schnellen Schritten durch das wüste Thal ging, über welches in drohender Nähe die riesenhaften Pyramiden und Kegel der Galderberg-Knause mit ihrem Schnee und ihren Gletschern sich schroff erhoben.

So lange Lindrup seinen Führer noch sah, blieb er muthig. Als er weiter

ging und sich allein unter den furchtbaren, öden, wüsten Felsen fand, rief er laut und fühlte sich getröstet, wenn er die Stimme des Führers wieder aus der Ferne vernahm. Aber dieses einförmige Gespräch, welches dumpf von den Gebirgswänden wiederhallte, ward immer schwächer und schwächer, und jetzt erst fand er sich ganz einsam und verlassen.

Noch suchte er sich muthig zu fassen, indem er mit schnellen Schritten vorwärts ging; er fand das Seitenthal, welches gegen Westen lief, und wiederholte sich recht deutlich, wie er einen sanftansteigenden Berg auf der nördlichen Seite finden und ersteigen sollte. Getrost, obgleich mit innerem Zagen, schritt er zwischen den Felsenwänden des inneren Thales fort. Da sah er, wie es sich in vielen Richtungen trennte. Noch immer konnte er keinen sanft ansteigenden Berg entdecken. Schon fingen die Berge an, ihn seltsam, fremdartig, feindselig anzublicken. Die erste Unsicherheit ergriff ihn, daß er mit unsteten Blicken um sich sah. Aber noch einmal faßte er sich. Er nahm den Compaß. Gegen Norden mußt du dich halten, dachte er, denn in dieser Richtung sollst du ja hinaufsteigen auf die Ebene, die weiter führt. Du kannst dich ja nicht irren, dachte er, und getrost schritt er weiter. Aber immer höher stieg das Thal, es verwandelte sich in eine Schlucht. Eine ganze Stunde verging; mühsam stieg er immer weiter. Müdigkeit, Erschöpfung, Angst nahmen ihm den Athem. Er sah in der Ferne etwas hell Glänzendes; als er näher kam, erkannte er das Eis. Es fing schon an, spät zu werden. Er mußte aber sich gestehen, er hatte sich mitten in diesen furchtbar gähnenden Schlünden verirrt. Der kalte Todesschweiß perlte auf seiner Stirne; starr vor Entsetzen blickte er um sich; da sah er sich von hohen Kegeln, von Pyramiden und spitzen Hörnern in grausenhafter Nähe umgeben, bis unter seine Füße reichte der ewige Schnee, und die vielen Riesen, die sich zu seinem Tode verschworen zu haben schienen, grinseten ihn mit kaltem, verächtlichem Hohn als eine sichere Beute an. Die Kniee zitterten ihm; die Gedanken verwirrten sich; er glaubte sich verfolgt; er sah sich allenthalben von Tod und Verderben umgeben und floh mit furchtbarer Eile die Schlucht hinunter, die er eben erklommen hatte. Aber in der schrecklichen Verwirrung merkte er nicht, daß diese Schlucht sich nach unten mehrfach theilte; als er hinaufstieg, richtete sich der Blick noch hoffend nach oben, und jede Nebenschlucht blieb unbemerkt. Er gerieth in eine ganz andere Richtung; aber er merkte es nicht. Schon sank die Sonne; die hohen Berge warfen ihre dunkeln Schatten in die tiefste Schlucht, und er fand sich plötzlich vor einem jähen Absturz. Unten, in der wilden Felsenritze, tobte ein schäumender Fluß. — „Der wilde Geist der Gebirge hat uns ergriffen", sagte er, und das Entsetzen, welches seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, ging in eine matte, verzweiflungsvolle, träumerische Ergebung über — „der wilde Geist hat uns verlockt; er verleitete den Tollkühnen, daß er sich an seine kalte Brust warf und glaubte, der Geist würde ihn halten, ihn an sein Herz drücken. Der Thor! er glaubte durch langen freundlichen Umgang sein Vertrauen, seine Neigung erlangt zu haben. Aber diese Zuversicht sollte ihn nur verlocken, und jetzt schleuderte er ihn herunter und lacht höhnisch seiner Qual. Da trennte er uns, und nun liegt in seinem gähnenden Schlunde der Zerschlagene da, und mich hat er in diesen Mittelpunkt des Entsetzens versetzt, seine willkommene Beute. Wie oft", sprach er mild, ja weich, „wenn ich von der sicheren Ebene jene hohen Alpen in der Ferne sich erheben sah, dachte ich: wie furchtbar, wenn ein einsamer Wanderer hilflos in der Mitte dieser tiefen Schluchten säße! — Was mich so, wenn ich es mit dem Gefühl der inneren Sicherheit dachte, wie es ein Anderer, ein Fremder erleben könnte, schon mit Grauen füllte,

das erlebe ich nun selber! Diese Riesenmassen lassen mich nicht los. O wie glücklich ist der Gefangene in seinem engen finstern Kerker! Mich höhnt der gewaltige Gebirgsgeist mit einer unnützen Freiheit. Lauf, lauf nur! ruft er mir spottend zu. Alle Wege sind dir ja offen. Aber wehe mir, ihm vermag ich nicht zu entlaufen! Aus einem Entsetzen stürze ich nur in ein größeres hinein." — So blieb er, völlig dem Untergange sich hingebend, ruhig liegen. Die kühle Nacht brach in dieser Schlucht ein, durch den Schatten der Berge dunkler. Unsicher glänzten die Schneefelder, die ihn dicht umgaben; nur auf den höchsten Hörnerspitzen erblickte er noch das feurige Abendroth. Wilde zerrissene Felsenwände umringten ihn, große Blöcke ragten drohend über sein Haupt; um ihn herum borst das Eis, und das wilde Krachen dröhnte in der finsteren Nacht wieder; unten tobte brüllend der Fluß. Er lag wie bewußtlos da; die trockene Zunge klebte an dem Gaumen; aber er dachte an keine Erquickung; das Bild des zerschlagenen Begleiters schwebte vor ihm. Der ist nun dem schrecklichen Tode geweiht, wie du, sagte er still. Da war es ihm, als ertönte ein ferner Klang; er horchte, aber die Töne verschwanden; sie schienen wie in einem bebenden Zittern zwischen den Schneemassen zu verklingen. Er horchte schärfer; aber er hörte nichts weiter. Oft entstehen durch das Zerspringen des Eises seltsame Klänge, die schnell wieder verhallen. Undeutlicher wurden die Gegenstände; er dachte so wie im Einschlummern einen sanften Tod zu finden.

Der Morgen brach an; noch immer lag Lindrup in einer Betäubung zwischen Ohnmacht und Schlaf da. Als er erwachte, warf die Sonne einen hellen Schein von den Schneeflächen in das Thal. Er fand sich wundersam gestärkt, obgleich er vor Kälte zitterte. „Du hast die Nacht überlebt," sagte er; „der gewaltige Geist hat dich nicht getödtet; er hat dich freundlich geduldet; der Tag liegt vor dir. Wo Leben ist, ist Hoffnung." Er suchte einen Bach, der aus dem eisigen Rande der nahen Schneemasse herunterrieselte; in seinem Becher mischte er Wasser mit Rum. Er aß und trank und ging muthig weiter. „Der arme Führer," sagte er sich, „hat eine schlimmere Nacht gehabt, als du — aber wer weiß? noch kannst du ihn vielleicht retten." Er eilte die Schlucht hinaufzuklimmen; alle Erschöpfung war verschwunden. Er fand eine andere; er stieg in dieser hinunter, und er fand ein weiteres Thal. Rüstig, ja hoffnungsvoll schritt er weiter. Gebüsch wuchs an den Wänden, Blumen und Gräser an dem Bache, der durch das Thal rauschte. Die Natur schien nun milder, heimlicher, seit er die Pflanzen wieder sah. Er dachte das Thal zu verfolgen. Es würde, meinte er, zu tieferen Gegenden führen. Der Bach, dachte er, mag dein heiterer Führer sein. Mit großer Eile ging er weiter. Aber er hatte sich getäuscht. Fast eine Stunde folgte er dem Bache, mehrere hatten sich aus Schluchten zu ihm gesellt, und immer schneller ward sein Lauf, immer heftiger sein Rauschen über die losen Steinmassen. Und jetzt vernahm er in der Ferne ein furchtbares Tosen gleich einem ununterbrochenen Donner. Er blieb erstaunt stehen; er lauschte; das brüllende Tosen hörte nicht auf. — Furchtsam schritt er weiter; das Thal wird enger; die Felsen stiegen lothrecht in die Höhe; er fand sich eingeklemmt in eine ungeheure Spalte mit den wilden Fluthen, die jetzt breit und schäumend mit furchtbarer Eile fortrannten. Er konnte nicht weiter. Der Bach, zu einem Flusse angeschwollen, füllte das ganze Thal, und das Tosen vor ihm erreichte eine furchtbare Stärke; es war, als wenn die ruhende Natur, die ihn bis jetzt umgeben, auf immer sich in rastlose Bewegung gesetzt hätte, als wenn die stummen Berge selber in einem schrecklichen Geschrei laut würden und den verborgenen Schmerz in das eigne hohle, öde, kalte Innere hinein-

heulten. Alles frühere Entsetzen schien ihm gering, als dieses größte ihn gepackt hatte. Vor sich sah er eine hohe Wasserstaubsäule, die sich da erhob, wo das Brüllen gehört wurde. Erschrocken wandte er sich um, um diesen entsetzlichen Ort zu verlassen. Noch behielt er Hoffnung, obgleich er mit Entsetzen den Mittag herankommen sah. Du mußt die Vergebenen suchen, dachte er; in den Thälern und Schluchten wirst du dich immer tiefer verirren. Er erinnerte sich, daß das Thal in der Mitte sanft geneigte Seitenwände hatte. Er fand richtig den sanft heransteigenden Berg. — Er bestieg ihn und als er mit einiger Anstrengung die Höhe erreicht hatte, lag eine weite, rauhe, gebirgige Gegend vor ihm; Berge erhoben sich allenthalben, wüste Seen mit ihren kahlen Ufern lagen hie und da, nackte Ebenen dehnten sich aus und verliefen sich labyrinthisch zwischen den verworrenen zerstreuten Bergen, und kümmerlich gedieh nur dürres Gras zwischen den Flechten und Moosen. Anfänglich fand er sich getröstet, als er aus den engen Thälern und Schluchten heraus war. — Aber bald bemerkte er mit Schrecken, daß diese Berge noch verwirrender waren. Er lief hin und her und konnte keine Richtung finden. Er klomm mühsam auf einen Berg hinauf; aber andere höhere schnitten alle Aussicht ab. Er bestieg mehrere Berge, immer vergebens. Einer ragte hoch empor. Du mußt ihn erklettern, dachte er, obgleich seine Kräfte abnahmen. Der Gipfel war mit Schnee bedeckt. Athemlos erreichte er diesen. Da sah er die entsetzliche Oede um sich her. — Hohe Schneeberge in allen Richtungen nah und fern — und jetzt hoffnungsloser als je, stürzte er, wie in Verzweiflung den Berg hinunter. Die wilde Verwirrung der Berge schien alle Gedanken zu verwirren. Der Gebirgsgeist hetzt dich! Halloh! rief er, und du bist Wild und Hund und Jäger zugleich. Er lief, er wußte nicht wohin; Heerden von Rennthieren jagten vor ihm vorbei. — Ich bin euer, rief er, und immer eiliger wurde seine Flucht. Er stand an einem furchtbaren Absturz. Ein Rennthier, durch ihn aufgejagt, hatte sich auf ein Schneedach gerettet, welches weit über die Felsenwand hinausragte. — Plötzlich brach es ein. Das Thier stürzte mit der Lawine hinunter. — Er sah die Hörner nun und dann die Füße aus der herunterrollenden Lavine hervorragen, er hörte das furchtbare Getöse. — Die Luft schien sich zu verdünnen; der Athem ging ihm aus, und in seltsamer Betäubung betrachtete er das wunderbare Schauspiel, als wäre er selbst außer aller Gefahr. — Aber dann packte ihn wieder das Entsetzen, und er sank ermattet hin. Er fühlte, daß er nicht weiter könne. Er versuchte es, sich aufzurichten; aber alle Kraft war hin. — Du hast mich geschont, um mich länger zu quälen, furchtbarer Geist; du hast mich mit Hoffnungen getäuscht; jetzt gehöre ich dir. Jeder Lebensfunke schien in ihm erloschen.

Er warf die Augen unstät umher; da glaubte er in der Ferne auf den Bergen sich etwas bewegen zu sehen. Er betrachtete es genauer. — Er glaubte Menschen zu erkennen. — Ein plötzlicher heller Hoffnungsstrahl durchzuckte ihn. Jetzt konnte er sich erheben. Laut schrie er in die wüste Gegend hinein. Er sah die Gestalten stehen bleiben. Er erneuerte sein Geschrei, und aus weiter Ferne hörte er ihre Stimmen ganz schwach; aber ihm tönten sie im Innersten wieder und gaben ihm Leben und Kraft. Jetzt sah er sie eilen, immer rufend; und er blieb ruhig, wo er war, und wiederholte sein Geschrei. Sie verschwanden; aber die Stimmen hörte er immer näher. Jetzt vernahm er lange nichts. Schon glaubte er, sich getäuscht zu haben. Da erscholl das Geschrei unter ihm aus dem tiefen Thal, in welches die Schneelawine mit dem Rennthier hineingestürzt war. Er sah da kühne Männer die schroffen Wände eilig erklettern. — Er zitterte; er

dachte an das Schicksal seines Führers; er sah sich noch einmal dem Tode preisgegeben und seine Retter zerschmettert unten liegen. Aber sie erstiegen die Höhe; der Hut war verloren, die Kleider zerrissen. Ein freundlicher Mann von ansehnlichem Wuchs redete ihn beim Namen an. „Herr Lindrup," sagte er, „wir haben Sie den ganzen Tag vergebens gesucht; wir fanden ihren zerschlagenen Führer." „Der ist gerettet?" rief Lindrup fröhlich. — „Gerettet," antwortete der Mann; „wir vermutheten, daß Sie sich verirrt haben möchten. Die Bergbewohner wissen sich besser in den Gebirgen zu orientiren, als Fremde. Ihre Beschreibungen der Wege genügen selten. — Aber jetzt kommen Sie. Sie können sich meine Angst denken, als ich erfuhr, daß Sie allein in diesem Gebirge herumirrten." — Erst allmählich konnte Lindrup sich fassen. Nur eine halbe Meile waren sie von einer Säterei (Sennhütte) in Gülbrandsdahlen entfernt. Dort sammelte der Erschöpfte Kräfte. Er brachte die Nacht da zu. Aber sie mußten einen Umweg machen. Lindrup wollte seinen Führer sehen. Man kam nach Quikna in Gülbrandsdahlen. Den Fuhrer fanden sie, als sie erst am dritten Tage nach Lommen kamen, von wo aus Lindrup das Gebirge bestiegen hatte. Wie freuten sich die guten Leute, als sie ihn erblickten. Sie hatten ihn verloren geglaubt. (Steffens.)

25) Der Dom zu Köln.

Wir gingen in den Dom, und blieben darin bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. Von der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannichfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler, von seiner Art die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach, und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheuerer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an Alles anzuschließen, was da ist, an Alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste verfolgen und das Er-

habene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß.*) Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den heiligen drei Königen, und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelisse-Tapeten**) und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ciselirten Arbeit***), die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Male in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Wiederschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in der Seele. (Forster.)

26) Der Münster von Freiburg im Breisgau.

Die Stadt Freiburg, welche in dem schönen Breisgau (im jetzigen Großherzogthum Baden), vor den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes liegt, besitzt in ihrem Münster eins der edelsten und großartigsten Denkmäler des Mittelalters. Das Gebäude ist, seinen Haupttheilen nach, in den Formen des gothischen Styles ausgeführt; das Material ist rother, tiefgebräunter Sandstein, der an den Kirchenbauten der oberrheinischen Gegenden oft gefunden wird und im Gegensatz gegen

*) Forster hat beim Niederschreiben dieser Zeilen nicht geahnt, daß die Vollendung dieses Riesenbaues so nahe steht. Mit dem Erwachen Deutschlands im 19. Jahrhunderte und dem Emporraffen des deutschen Volkes, fremdes Joch abzuschütteln, erwachte auch neue Wärme in einzelnen begeisterten Männern für die Vollendung des größten deutschen Tempels. Das bedeutendste Verdienst in dieser Beziehung erwarben sich die Gebrüder Boißerée aus Cöln, welche durch Herausgabe eines prachtvollen Kupferstichwerkes und unterstützt von Göthe, Görres u. A. die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Riesenbau lenkten. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bewilligte von 1822 an namhafte Summen, um mindestens das Vorhandene zu erhalten und zu restauriren. Während der Jahre 1824—1841 hatte man über 357,000 Thlr. zu diesem Zwecke verwendet. 1833 wurde Zwirner, der 1861 starb, Dombaumeister, ein Architekt, der Herz und volles Verständniß für die Riesen-Idee hatte. Der Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen förderte die Wiederaufnahme des eigentlichen Aufbaues mächtig. Es bildete sich 1842 der Dombau-Verein, dessen Protektor dieser König mit einem Jahresbeitrage von 50,000 Thlr. wurde. Nun begann das vier Jahrhunderte todt gelegene Werk neues Leben zu bekommen; das Interesse von ganz Deutschland arbeitete mit an dem Prachtbau. Als das südliche Kreuzschiff mit den von König Ludwig I. von Bayern geschenkten herrlichen Glasfenstern fertig war, fand am 18. August 1848 das sechshundertjährige Jubiläum der Grundsteinlegung statt. Der Dombau-Verein spendete schon die Summe von beinahe $2^1/_2$ Millionen Thlr. Die gänzliche Vollendung wird noch eben so viel Geld und etwa 6—7 Jahre Zeit beanspruchen. Das Innere ist seit 1863 vollendet. Die Herausg.

**) Teppiche, in welche äußerst kunstvolle große Gemälde, fast in der Vollkommenheit der Oelmalerei, eingewebt sind.

***) Getriebene Gold- und Silberarbeiten.

das frische Grün der umgebenden Natur eine so energische Wirkung hervorbringt. Ein mächtiger Thurm ragt vor der Mitte der Schauseite in die Lüfte empor, dem Blicke des Wandrers schon aus der Ferne einen festen Zielpunkt darbietend, dem Anwohner, dessen Auge an den schlanken Formen, an dem reichen, stets leichter und luftiger sich gestaltenden Geäste der Spitze aufwärts steigt, eine stete Mahnung, Gemüth und Sinne himmelwärts zu erheben. An den Thurm lehnt sich das hohe Schiff mit seinen breiten Nebenhallen; auf dieses folgt ein alterthümliches Querschiff, und auf letzteres der weitgedehnte Chor, in luftigen, eleganten, zum Theil spielenden Formen. Die Thätigkeit einer Reihe von Jahrhunderten hat sich vereint, um ein Ganzes von so ehrwürdiger wie rhythmisch belebter Erscheinung zusammen zu fügen. Einigen Theilen, die noch in der Form des spätromanischen Styles ausgeführt sind, einigen andern, die das Gepräge des noch unentwickelten frühgothischen Styles tragen, schließt sich auf der einen Seite die lauterste Entfaltung, auf der andern eine schon spielende Umbildung des gothischen Styles an. Doch sind die Meister der verschiedenen Bauepochen durch ein glückliches Gefühl angetrieben worden, stets die Rücksicht auf die Einheit des Ganzen im Auge zu behalten. Die Unterschiede in der Bildung des Einzelnen heben diesen Eindruck der Totalität nicht auf; sie dienen vielmehr, dem Auge des Beschauers durch die Abwechslung, welche sie darbieten, einen eigenthümlichen Reiz zu gewähren.

Für die nähere Betrachtung des Gebäudes ist es jedoch vortheilhaft, zunächst von dem Einzelnen auszugehen. Indem wir den Bau in seinen geschichtlichen Stadien verfolgen, sehen wir ihn vor unsern Augen aufs Neue emporwachsen, verstehen wir es deutlicher, wie das eine Verhältniß aus dem andern hervorgehen mußte. In der That ist solche Betrachtungsweise nicht bloß dem Verständniß dieses Bauwerkes und seiner Theile förderlich; auch für die Entwickelungsgeschichte der gothischen Baukunst im Allgemeinen gewinnen wir dadurch einige willkommene Anknüpfungspunkte.

Die Stadt Freiburg wurde im Anfange des zwölften Jahrhunderts gebaut. Wohl ausgerüstet, erhielt sie ohne Zweifel auch damals schon das kirchliche Gebäude, dessen sie zur Ausübung des Gottesdienstes bedurfte. Die Sage schreibt dem Herzoge Conrad von Zähringen, der von 1122 bis 1152 regierte, die Erbauung des Münsters zu. Neuere Forscher, denen das jüngere Alter des gothischen Baustyles nicht unbekannt war, haben die Bauthätigkeit des genannten Herzogs auf den ältesten Theil des vorhandenen Münstergebäudes, auf das Querschiff eingeschränkt. Doch muß auch für dieses eine spätere Zeit in Anspruch genommen werden; die Hauptformen seiner Anlage, und mehr noch die Art und Weise, in welcher hier die Details gebildet sind, tragen entschieden das Gepräge der Spätzeit des romanischen Styles, d. h. des Anfanges des dreizehnten Jahrhunderts, wie in solcher Art eine bedeutende Anzahl gleichzeitiger Gebäude spätromanischen Styles am Niederrhein vorhanden ist. Im Innern, in der Mitte des Querschiffes, sind vier starke, reichlich mit Halbsäulen gegliederte Pfeiler durch starke spitzbogige Schwibbögen verbunden, über denen sich eine achtseitige Kuppel emporwölbt. Im Aeußeren ist diese Kuppel nicht bemerkbar, da sie durch das spätere Dach verdeckt wird. An der edlen Dekoration der Giebel des Querschiffes herrscht die Form des Rundbogens vor; die Details, besonders die der Thür auf der Südseite, sind hier in eleganter romanischer Weise gebildet. An das Querschiff schließen sich auf der Chorseite, und zwar über den Seitenschiffen, ein Paar kleine Thürme an, die in ihrem Haupttheile ebenfalls noch die Formen des romanischen Styles tragen, später jedoch mit sehr zierlichen gothischen Spitzen gekrönt sind.

Dem Bau des Querschiffes schließt sich zunächst der des Vorderschiffes an. Die frühesten Theile desselben, die ohne Zweifel zuerst isolirt emporgeführt wurden, sind die beiden nächsten Pfeilerpaare, nebst den entsprechenden Fenstern und Strebepfeilern. Es scheint, daß zwischen der Vollendung des Querschiffes und dieser Fortsetzung des Baues keine sonderlich lange Zeit vergangen war; man wird den Beginn des Vorderschiffes, nach anderweitigen Analogien, mit Grund in das zweite Viertel des dreizehnten Jahrhunderts setzen können. Dies aber war die Zeit, in welcher die Formen des gothischen Baustyles, der in Frankreich bereits das Stadium seiner ersten, primitiven Entwicklung durchlaufen hatte, nach Deutschland herüber getragen wurden. So sehen wir statt der romanischen auch hier die gothischen Formen angewandt, die letzteren aber noch in strenger Bildung und noch keinesweges gänzlich befreit von den Principien des romanischen Styles. In letzterem Betracht ist namentlich die Pfeilerformation im Inneren in Anregung zu bringen; sie befolgt ganz das Vorbild jener Pfeiler in der Mitte des Querschiffes, d. h. es ist eine Zusammenhäufung von Halbsäulen über einer viereckigen Grundform, während der eigentlich gothische Pfeiler von früh an (wie in den älteren französischen Kathedralen der Art, in der Liebfrauenkirche zu Trier, in der Elisabethkirche zu Marburg, im Dome zu Köln u. s. w.) die runde, lebendigere Grundform der Säule hat. Diese minder schöne Pfeilerbildung ist dann im Freiburger Münster auch für die späteren Theile des Vorderschiffes beibehalten worden. Den primitiv gothischen Charakter tragen an jenen, dem Querschiffe zunächst benachbarten Theilen des Vorderschiffes sodann die Fenster, die sehr einfach, zum Theil sogar roh gebildet sind, ebenso die Strebepfeiler. Zu bemerken ist außerdem, daß das Vorderschiff gleich im Beginn beträchtlich höher, als das Querschiff, und die Seitenschiffe desselben in auffallender Breite angelegt wurden.

Dem weiteren Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts gehören die übrigen Theile des Vorderschiffes bis zu dem Thurm auf der Westseite an. Das Princip der Anlage ist hier im Allgemeinen das eben geschilderte, aber die Ausbildung der Formen ist ungleich edler, leichter und reicher. Das Stabwerk der Fenster ist in zierlich geschmackvoller Weise, mit reichen und doch fest in sich zusammengehaltenen Rosetten gebildet. Die Strebepfeiler der Seitenschiffe gipfeln sich, leicht und sicher zugleich, zu tabernakelartigen Thürmchen empor und stützen die leichten, an ihrem Obertheile von Rosetten durchbrochenen Strebebögen, die zum Mittelschiffe, dessen Gewölbe zu unterstützen, hinübergeschlagen sind.

Auch die untere Hälfte des Thurmbaues dürfen wir als gleichzeitig mit diesen späteren Theilen des Vorderschiffes annehmen. Abweichend von der gewöhnlichen Anlage, die an der Façade des kirchlichen Gebäudes zwei Thürme über den westlichen Enden der Seitenschiffe anzuordnen pflegt, tritt hier nur ein starker Thurm, in der Breite des Mittelschiffes und in der Flucht desselben, vor dem Körper des Gebäudes vor. Der Thurm bezeichnet für dies Gebäude zunächst die Vorhalle der Kirche, die er in seinem unteren Geschosse in sich einschließt. Die Vorhalle ist nach der Vorderseite in ihrer ganzen Breite offen, die Oeffnung spitzbogig überwölbt, und mit einem bildgeschmückten Giebel gekrönt. Eine reichgegliederte Thür, mit zahlreichen Bildwerken versehen, führt aus der Vorhalle in die Kirche. Im Uebrigen ist der gesammte Untertheil des Thurmes sehr einfach gehalten und nur die kleinen Tabernakel über den Absätzen seiner starken Streben bringen seine Erscheinung in Harmonie mit der reicheren Dekoration des Schiffes. Für die Bauzeit dieses unteren Thurmtheiles ist es nicht unwichtig, zu bemerken, daß sich am linken

Strebepfeiler der Vorhalle, neben andern öffentlichen Bestimmungen, die Umrisse des Brodmaaßes vom Jahre 1270 eingegraben finden.

Die obere Hälfte des Thurmes bezeichnet wiederum ein neues Stadium der Bauführung. Im Gegensatz gegen die Einfachheit der unteren Hälfte sehen wir hier die reichste Pracht des gothischen Styls entwickeln; ein neuer Meister, eine neue Leitung, ein neuer Plan treten uns hier entgegen. Daß der Obertheil des Thurmes, wie er vor uns steht, nicht bereits im ursprünglichen Entwurfe der gesammten Thurmanlage vorgebildet war, beweist vornehmlich der Uebergang des einen Theiles in den andern. Es liegt im Wesen der gothischen (und besonders der deutsch-gothischen Architektur), daß alle Theile im unmittelbaren Zusammenhange miteinander stehen, daß jeder spätere, jeder höher emporsteigende Theil in dem früheren, tiefer gelegenen seine Vorbereitung findet und daß solcher Gestalt das Ganze von einer stetig fortschreitenden Entwicklung durchdrungen ist. Ein näherer Blick auf den Entwurf für den Thurmbau des Kölner Domes gibt hierüber den genügendsten Aufschluß. In dem Thurme des Freiburger Münsters aber hat der Untertheil Nichts, was als eine Vorbereitung auf die Hauptformen des Obertheiles hindeuten könnte; Nichts, was die Erscheinung der letzteren mit Nothwendigkeit bedingte. Ja — ob auch leise entdeckt und somit für den Totaleindruck nicht geradezu störend, so brechen doch die Hauptformen des Untertheils fast roh ab, und es bildet sich, im Widerspruch gegen das Grundprincip des gothischen Styles, ein scharfer Abschnitt zwischen beiden Theilen, der durch die Gallerie am Fuße des Obertheiles nur um so entschiedener hervorgehoben wird. Doch ist bei alledem ein äußerst glückliches Massenverhältniß zwischen den beiden Theilen des Thurmes beobachtet worden. Die obere Hälfte, in mächtiger Fülle emporragend, bildet den Haupttheil des Baues, dem sich die untere Hälfte, fast nur einem Untersatze vergleichbar, unterordnet.

Der obere Theil des Thurmes hat von seinem Fuße an eine achtseitige Grundform. Doch sind den vier Ecksteinen zunächst reichverzierte Strebepfeiler von spitzwinklig dreiseitiger Form vorgelegt, wodurch das Ganze eine, gewissermassen zwölfseitige Grundform erhält. Erst in der Mitte, wo die Streben sich in der Form freier Tabernakelthürme von der Masse ablösen, tritt der achteckige Bau in vollkommener Freiheit hervor. Hier sind seine acht Seiten durch große Fensteröffnungen ausgefüllt, während unterwärts noch die Mauermasse vorherrscht und diese nur durch kleine Fenster, die Schalllöcher der dort aufgehängten Glocken, durchbrochen wird. Ueber den letzteren, am Fuße jener großen Fensteröffnungen ist bereits die Plattform des Thurmes, die eigentliche feste Bedeckung seines Innern, angeordnet. Von da an ist Alles offne, freie, durchbrochene Architektur; keine Wölbung, kein Balken- oder Dachwerk füllt mehr das Innere aus. Die eigentlich festen Theile der Architektur, in eben so kühner wie sicherer Construction, bilden hier nur noch die acht Eckpfeiler zwischen den großen Fenstern und die acht mächtigen Rippen der schlanken Spitze, die den Schluß des Ganzen ausmacht; dazwischen sind die giebelgekrönten Bögen der Fenster und ihr zierlich leichtes Stabwerk, sowie die bunten und in mannigfachem Spiele wechselnden Rosetten in den schmalen Feldern der Spitze, nur eben eingespannt. Alles ist hier in den elegantesten und leichtesten Formen gebildet; je höher die letzteren emporsteigen, um so flüssiger und luftiger wird die Dekoration, bis dem oberen Gipfelpunkte die mächtige Kreuzblume entblüht, die ihre Blätter dem Himmelsgewölbe entgegenbreitet. Wunderbar von außen zu schauen ist der Durchblick durch dieses luftige Formenspiel in das Blau des Himmels, wenn man auf der Fläche der Plattform steht; fast noch wunder-

barer, vornehmlich des Abends, wenn die Gluth der untergehenden Sonne dies märchenhafte Gebilde mit Gold und Purpur übergießt. Der Thurm des Freiburger Münsters ist der Stolz der gothischen Architektur; wenigstens vereint unter all den Thürmen, die zur Ausführung gekommen sind, keiner in gleichem Maße Reichthum, Kühnheit der Construction und freien, gemessenen Adel der Formenbildung. Seine Gesammthöhe beträgt 385 rheinische Fuß.

Die ganze Weise der Composition, welche an der oberen Hälfte des Thurmes angewandt ist, und so auch die Weise der Formenbildung gehören übrigens bereits einem vorgerückten Stadium der Entwickelung des gothischen Baustyles an, gewiß nicht mehr dem dreizehnten Jahrhundert, sondern bereits dem vierzehnten. Ob aber etwa der ersten oder zweiten Hälfte desselben, dies muß ich einstweilen dahingestellt lassen. Man könnte veranlaßt werden, mit Bestimmtheit auf die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu schließen, da sich neben der nördlichen Thür des Chores eine Inschrift findet, des Inhalts, daß zu dem Neubau des Chores im Jahre 1354 der erste Stein gelegt sei, und da man hieraus zunächst folgern dürfte, daß von dieser Zeit ab die Bauthätigkeit für die Aufführung des Chores in Anspruch genommen sei. Doch hat die genannte Grundsteinlegung die wirkliche Aufführung des Chores noch nicht zur Folge gehabt, indem diese erst nach mehr als hundert Jahren, besonders unter Leitung des Meisters Hans Riesenberger von Grätz, der 1471 in den Dienst der Stadt Freiburg trat, erfolgt ist; die Einweihung des Chores wurde erst im Jahre 1513 vorgenommen; Einzelnes an seinen Kapellen sogar noch später vollendet. Es ist nicht unmöglich, daß, nachdem zu dem Chor der Grundstein gelegt war, eine neue Bauführung vorerst zur Fortsetzung und Vollendung des Thurmbaues Anlaß gab und daß man sich dann erst zu dem Chorbau zurückwandte, wodurch sich wenigstens jene auffallende Zögerung in der Ausführung des letztern erklären würde. Indeß wage ich, wie bemerkt, hierüber für jetzt noch keine Entscheidung abzugeben.

Der Chor dehnt sich weit und geräumig hin, dem Vorderschiff des Münsters vergleichbar und von einem reichen Kapellenkranze umgeben. Seine Höhe übersteigt die des Vorderschiffes noch um mehrere Fuß, so daß das Innere dem Auge des Beschauers eine großartige Perspective entfaltet, die leider nur durch die niedrigen Schwibbögen des alten Querschiffes beeinträchtigt wird. Die Formen des Chores vergegenwärtigen uns die letzte Entwickelungszeit des gothischen Styles. Die Pfeiler seines Inneren steigen eigenthümlich schlank und leicht empor; aus ihnen lösen sich oberwärts im bunten Spiele die Gurte und Rippen eines reichverschlungenen Netzgewölbes los. Die Fenster sind in wechselnden Formen, zum Theil schon abweichend von dem edleren Grundprincip des gothischen Styles, gebildet. Die Strebebögen, die von den Strebepfeilern des Umganges gegen die Oberwände emporgeschlagen sind, überbieten an spielender Leichtigkeit und Freiheit die Strebebögen des Vorderschiffes. — Gleichzeitig mit dem Bau des Chores scheinen auch die kleinen alterthümlichen Thürme zu den Seiten des Querschiffes ihre leicht durchbrochene Bekrönung erhalten zu haben.

Noch ist zu bemerken, daß der Münster, außer dem reichhaltigen Interesse, welches seine Architektur darbietet, auch die mannigfachsten Schätze bildender Kunst enthält. Er ist mit zahlreichen Sculpturen geschmückt, die besonders die Vorhalle unter dem Thurm auszeichnen. Mancherlei Schnitzwerk findet sich im Innern vor. Die Fenster sind mit den reichhaltigsten Glasmalereien ausgefüllt. Die Tafelmalerei zeigt sich an großräumigen Meisterwerken von Hans Baldung und Hans Holbein.

(Franz Kugler.)

27) Die heilige Cäcilia.

Das herrschende Motiv in diesem Bilde ist das hinreißende Gefühl der innigsten Andacht, die, im irdischen Herzen nicht mehr Raum findend, in Gesänge ausbricht; sowie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino Alles in eine fromme Begeisterung hinschmelzen sieht. Aber da ist es eine stille Andacht, wie die feierlichen lang gezogenen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphaels Bilde ist die Beziehung auf Musik noch bestimmter, und es ist die ganze geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieser magischen Kunst andeutend hier entfaltet. Der tiefsinnig in sich versunkne Paulus, mit dem gewaltigen Schwert zur Linken, erinnert uns an jene alte Kraft der Melodien, welche Thiere bezähmen und Felsen bewegen, aber den Geist und die Seele durchschneidend, den Menschensinn zerreißen konnte; die harmonische Hoheit der gegenüberstehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beschauer gewendeten Gesichtszügen der Dresdner Madonna auffallend ähnlich ist, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beseligten Geister, welcher in den Zaubertönen der irdischen Musik zwar schwächer, doch aber noch vernehmlich wiederklingt. Die Seele der in der Mitte stehenden, lobpreisenden Cäcilia ergießt sich, wie in einem Strahle der verklärte Ton, dem himmlischen Lichte entgegen; durch die beiden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwischen jenen drei Hauptfiguren ausfüllen, rundet sich das Ganze zum vollen ununterbrochenen Chor. Der kindliche Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken schwebenden Englein ist gleichsam der himmlische Wiederschein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verschiedenen zerstreut umherliegenden Instrumente stellen uns die ganze mannigfaltige wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunstreiche Gebäude des heiligen Gesanges ruht und sich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemäldes ist durchaus gefühlvoll, ganz begeistert und musikalisch; die Ausführung im höchsten Grade objektiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenstand selbst eine Veranlassung dazu enthalten konnte, so herrscht doch in diesem wunderherrlichen Gemälde nicht bloß jene schwebende Anmuth und seelenvolle Begeisterung, welche bei den musikalischen Gefühlsmalern das vornehmste ist; sondern es tritt vielmehr die hohe Poesie, welche diesen gebornen Dichter und Ersten unter den Malern, vor allen Andern, welche bloß Maler sind, auszeichnet, gerade in diesem Gemälde am hellsten und in voller Herrlichkeit hervor. Es ist die klare Begeisterung, welche den Verstand zugleich mit der Phantasie durchstrahlt; zwar hoch beflügelt, mit dem glänzenden Sternenband geziert und von hohen Lorbeern umkrönt, so wie Raphael dieselbe Poesie im Saale der Disputa abgebildet hat, ganz „im Anhauche der Gottheit;“ zugleich aber nahe befreundet mit jenen andern umgebenden Gestalten, mit der Erkenntniß der Natur, oder der Philosophie in ihrem Sternenmantel, dem bunten Gewande voll Thiergestalten und der übrigen Fülle lebendiger Symbolik; so wie auch der Theologie oder Wissenschaft der göttlichen Dinge, und dem rechten Gleichmaß in der Wagschale der einsichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der göttliche Anhauch des Parnaß, oder einer heidnischen Muse und bloß spielend in Bildern dichtender Phantasie war die Quelle, welche den Raphael begeisterte

und der Poesie seiner Gemälde entquoll; sondern das Licht der Wahrheit war über ihn ausgegossen, und alle Seligkeiten und Geheimnisse des Himmels standen offen vor ihm, daß er sie nachbilden sollte in Farben und Bildern, zur Verherrlichung der Kirche und des göttlichen Glaubens. Verschwenderisch ausgeschüttet, obwohl in klarster Gestaltung geordnet, steht diese malerische Poesie, in der Krone seiner Werke, in der Disputa, den ganzen Himmel umfassend, vor uns, und deutet uns erst recht die hohe Bestimmung des Raphael selbst und der Kunst überhaupt, welche er zu vollenden und auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, berufen und gesendet war. Dazu war ihm die Fülle der Gaben und Gnaden verliehen; Alles gelang dem Beglückten wie von selbst, der schon als Jüngling die erfahrensten Meister, wie ein Wunder der Natur, überflügelte. Es ist nicht bloß, daß er den frommen Sinn der älteren Maler, wie eines Angelico oder Perugino, mit aller Blüthe der Kunst und dem Gipfel der Bildung zu vereinigen wußte; sondern wenn je ein Maler nicht bloß himmlisch begeistert, sondern göttlich erleuchtet genannt werden darf, so war es Raphael. Was wäre diesem Sterblichen, möchte man wohl fragen, der in so kurzem Leben so Unerreichbares vollendet hat, nicht noch Alles zu erreichen möglich gewesen, auf welche kaum noch denkbare Stufe der Vollkommenheit würde er die Kunst nicht geführt haben, wenn ihm die Natur zu ihren übrigen Gaben ein Greisenalter zugemessen hätte, wie so manchem andern seiner Zeitgenossen unter den Meistern der Kunst! Erwägen wir aber nun genauer das traurige Geschick seines frühen Todes, so ergreift uns die innigste Rührung, und ein ernster Gedanke löst uns das beklagenswerthe Räthsel seiner unterbrochenen Laufbahn. Denn eben weil er das himmlische Feuer in dem anvertrauten Krystall auch im Leben nicht sorgsam genug bewahrte, und damit er nicht etwa in der Kunst selbst die zarte Grenze der himmlischen Schönheit verlieren und verletzen möchte, war das Gefäß zurückgenommen und der Faden abgerissen, und mit ihm, der sie hatte vollenden sollen, blieb die Blume der christlichen Kunst mitten in ihrer vollsten Entfaltung, unvollkommen und halb entblättert stehen. (Fr. Schlegel.)

28) Johannes der Täufer in der Düsseldorfer Gallerie.

Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze: so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich

ein Mensch; und, mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich sein wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen, zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang' es Menschen gibt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht in Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühles. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlider; unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, steht ein Göttergesicht vor der innersten Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zum braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! Und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in herzorstrahlender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet.

O du mit der Engelsseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest, und sie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füße zu berühren — wer bist du, daß ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den ernsten Schöpfer dieses Johannes? Doch wer du auch seist, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, indem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg! (Forster.)

29) Die Bildsäule des vatikanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Er übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Wuchs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche, ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern und Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Drachen Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabner Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheint gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos, und in die Lycischen Haine; Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte. Denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit; wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? (J. Winkelmann.)

30) Von der Statue des Laocoon.

Das gütige Schicksal, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst erhalten, zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. Laocoon, nebst seinen beiden Söhnen, vom Agesander, Apollodorus und Athanodorus aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahrscheinlichkeit aus dieser Zeit,*) ob man gleich dieselbe nicht bestimmen, und, wie einige gethan haben, die Olympias, in welcher diese Künstler geblühet haben, angeben kann. Lao=

*) Nach einigen wurde diese Statue zur Zeit Alexanders, nach Anderen um das Jahr 150 vor Chr. gearbeitet. Aufgefunden wurde sie, nur wenig verletzt, 1508 unter den Trümmern des Tituspalastes bei Sette=Sala.

coon ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und der Odem, den er an sich zieht, erschöpfet den Unterleib und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hilfe schreien; denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höheren Hilfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesuchet: da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe: ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut. (J. Winkelmann.)

31) Der Seesturm.

Der Sturm brach wieder hervor, wüthender als je. Häuserhoch erhoben sich die Wellen und trugen das Schiff auf den schäumenden Gipfel, um es wieder in den Abgrund zu versenken. Wie klein erschien das Schiff, wenn die mächtigen Wellen, ein kühnes Gewölbe bildend, sich weit über die Masten erhoben, auf den Spitzen in Schaum zersplitterten, und Flinthough sich in ein nasses, wandelbares Thal versenkt sah, während die Thalwände das Schiff ergriffen und wieder wie tanzend auf den wildbewegten Gipfel hinaufschleuderten. Die Sonne schien hell, und so großartig erschien dem Erstaunten das Schauspiel, daß jedes Gefühl der Gefahr verschwand. Der Schiffer wußte nicht, wo sie waren. Aus seinen fortgesetzten Beobachtungen schloß Flinthoug, daß sie sich vor der Mündung der Elbe befinden müßten. Der Schiffer leugnete es, und es entspann sich ein heftiger Streit. Da entdeckten sie ein Schiff. Bald erschien es auf den Gipfeln der Wellen tanzend, wenn sie in der Tiefe schwebten; dann schaueten sie von dem Gipfel hinab auf das hinuntergeschleuderte Schiff. Beide näherten sich einander absichtlich. Für einen

Augenblick waren sie einander ganz nahe. Durch ein Sprachrohr fragte man, wo die Schiffe sich befänden. Dicht vor der Mündung der Elbe, tönte von dem Schiffe aus die Antwort. Aber der Augenblick der Annäherung der Schiffe war zu kurz; die heftige Bewegung des Wassers schleuderte sie wie durch einen Zauber aus einander. Der Wind wüthete heftig aus Westen. Vor ihnen lag die gefährliche Mündung des Flusses, und es war unmöglich, sich vom Lande entfernt zu halten. Sie waren genöthigt, in die Elbe hineinzusegeln, so bedenklich, ja gefährlich es auch schien. Bald entdeckten sie die großen, auf einer Seite schwarzen, auf der andern Seite weißen Tonnen, die durch mächtige Anker festgehalten, zwischen sich den Weg bilden, den die Schiffe nehmen müssen. Flinthough hatte, als die Reise so langwierig ward, den Matrosen geholfen; er verstand es schon, die Taue zu handhaben, die Segel aufzuziehen, herabzulassen, einzureffen. Jetzt stand er im Mastkorbe, um die Tonnen zu entdecken, die wegen der hohen Wellen auf dem Verdeck nicht zu erkennen waren. Ein Matrose stand auf einer, er auf der andern Seite, mit den Blicken emsig eine zweite Tonne suchend, wenn sie die erste aus den Augen verloren hatten. Eine schwarze Tonne rechts! schrie der Matrose; eine weiße Tonne links, sechs Schiffslängen entfernt! rief Flinthough durch den heulenden Sturm nach dem Verdeck hinunter. Es war, was die holländischen und niederländischen Seeleute ein Boje-Webder nennen. Bald schien die Sonne hell; dann verhüllte sie sich plötzlich; ein Regen, von dem Sturm gepeitscht, stürzte herunter; der Himmel verfinsterte sich, daß man kaum eine Schiffslänge weit sah. In einem Augenblick war die Finsterniß verschwunden, und die hellscheinende Sonne trat wieder hervor. So wechselte es unaufhörlich. Vier Männer waren mit Stricken an das Ruder festgebunden, um es zu regieren. Eine dumpfe Stille herrschte auf dem Schiffe, nur durch die Befehle des Schiffers und des Steuermanns unterbrochen. Aufmerksam, mit steter Anstrengung, aber ohne einen Laut hören zu lassen, arbeiteten die Matrosen. Man entdeckte das hohe Helgoland, welches, einer seltsamen Festung ähnlich, schroff, aus verschiedenfarbigen Schichten bestehend, die wie Bastionen hier und da hervorsprangen, völlig flach da lag. Die Häuser und Kirchen erkannte man; man erblickte die lange Treppe, die von unten nach der obern bewohnten Fläche führte. Lange kreuzte das Schiff; Nothzeichen wurden gegeben; die Brigg zeigte sich wieder; noch ein drittes Schiff erschien. Alle Augenblicke erwartete man Menschen auf der Treppe zu erblicken, hoffte, daß Boote mit Lootsen von der flachen, sandigen Erdzunge, die unten an der Insel in die wüthenden Wellen hineintauchte, erscheinen würden. Man hoffte vergebens. Es ward spät, es war augenscheinlich, daß Niemand sich heraus wagte. Man mußte es wagen, ohne Lootsen weiter zu segeln. Ein stummes Schrecken bemächtigte sich Aller, als sie ohne schützende Begleitung den Weg fortsetzten. Die zwei Schiffe folgten. Immer tiefer ging es in die Mündung hinein. Man glaubte zu merken, daß der Wind nachließ; aber der Abend näherte sich; die Finsterniß nahm zu; die Tonnen waren nicht mehr zu erkennen. Das flache Land lag auf beiden Seiten in weiter Ferne; und als es dunkler war, trat etwa eine Meile rechts vom Schiffe das düstere Feuer aus dem Leuchtthurm zu Neuwerk, bald wie in Wellen hineingetaucht, dann sich wieder erhebend über die wildbewegte Wasserfläche hervor. Man untersuchte den Grund; auf wenige Klaftern fand man Sand und wagte es, den Anker auszuwerfen.

Es schien, als wollte der Anker haften, und plötzlich fingen die Seeleute an, Hoffnung zu schöpfen. Flinthough hatte durch drei Tage und Nächte, so lange hatte der wüthende Sturm gedauert, kein Auge zugethan. Er warf sich in unsäg-

licher Ermattung auf die Koje. Kaum lag er, als das Schiff furchtbar erschüttert wurde. Die Erschütterung theilte sich allen Theilen mit, ein dumpfes Krachen begleitete den Stoß. Flinthough sprang erschrocken aus der Koje. Kaum stand er, als eine zweite Erschütterung ihn fast zu Boden warf. Gott, wir sind verloren! schrien die Seeleute. Alles stürzte auf das Verdeck. Die erschrockenen Matrosen setzten die Pumpen in Bewegung; aber das helle Wasser strömte herein und benahm ihnen jede Hoffnung. Man schrie, betete, heulte, rang die Hände. Fünf englische Matrosen, die in Norwegen Schiffbruch gelitten hatten, waren als Passagiere am Bord. Man hatte sie bis jetzt kaum bemerkt. Die Gefahr machte sie tollkühn, und sie versuchten, sich des großen Boots zu bemeistern, um sich zu retten. Zum Glück betrug die Zahl der übrigen Männer gerade das Doppelte. Die Gefahr schien vergessen; mitten in der Finsterniß entspann sich ein kurzer Kampf. Die englischen Matrosen wurden überwältigt und gaben ihr Vorhaben auf. Aber das Schiff sog immer mehr Wasser, die Gefahr wurde immer dringender; da ergriffen die Matrosen die Aexte; auf der linken Seite des Schiffs wurden alle Taue durchgehauen; die Hiebe trafen jetzt die Masten und klangen furchtbar in der Finsterniß in den heulenden Sturm hinein. Endlich brachen sie und stürzten mit entsetzlichem Gekrach nach der rechten Seite, wo die Taue sie noch festhielten. Alle Mannschaft hatte sich auf die linke Seite gerettet. Das Schiff neigte sich tief nach der Seite, wo die Masten fielen, die Wellen schlugen hoch und schäumend auf und schienen es verschlingen zu wollen. Aber schnell wurden auch rechts die Taue gekappt, die Masten, von den Wellen ergriffen, verschwanden in der finstern Ferne, und das verstümmelte Schiff schwamm, immer tiefer sinkend, auf dem stürmenden Meer, während die Wellen sich schäumend an seinen Seiten brachen, und die gefährlichen Stöße nach und nach sich erneuerten. Alles geschah in großer Unordnung, ohne Befehl, wie instinktmäßig, während man Gebete murmelte, seufzte, heulte. Nun wurden die Stöße immer schwächer. Die Ebbe hatte schon angefangen, ehe man den Anker warf. Wie sie zunahm, sank das Schiff immer tiefer in den sandigen Grund, endlich stand es ruhig, fest, und die Wellen schlugen an, ohne es zu bewegen. Die Seeleute schöpften Athem. Für diesen Augenblick schien jede Gefahr verschwunden. Jetzt dachte man daran, zu retten, was einem Jeden das Theuerste war. Man stieg in den Raum mit Laternen hinunter. Da fiel es Flinthough ein, daß seine Brieftasche mit der Anweisung, sein einziger Reichthum, in dem Koffer lag, den man in den Raum gebracht hatte; er sah, wie man in Eile mit den Laternen hin und her rannte; vergebens suchte er eine zu erhalten, in wildem Getümmel bewegten sich Alle untereinander. Keiner achtete auf den Andern; jeder Befehl hatte aufgehört, und bald verschwanden die Laternen; ein Jeder suchte sie dem Andern zu entreißen, und eine nach der andern wurde zerschlagen. Schimpfend, sich wechselseitig mit Vorwürfen überhäufend, standen die Matrosen nun in der Finsterniß da. Kaum vermochte man die einzige übrig gebliebene Laterne, die trübe in der Kajüte brannte, zu retten. Aber die Hoffnung wuchs immer mehr; denn das Schiff war völlig ruhig; das Wasser stieg nicht; der Leuchtthurm brannte winkend in der Ferne. Wir bleiben hier sitzen, sprach der Schiffer, bis der Tag grauet; der Sturm nimmt wohl auch bis dahin ab, und dann rudern wir an's Land und werden wohl auch das Glück haben, den größten Theil der Ladung zu retten. Alle fühlten sich ermuntert durch diese Rede; die Matrosen drängten sich in die Kajüte hinein, wo alle Schränke geöffnet waren, Koffer geöffnet umher standen, Kleider und Papiere, Segel und Geräthe allerlei Art unordentlich zusammengehäuft waren. Wein, Rum, Genever

wurde preis gegeben; alle Reste der Lebensmittel rücksichtslos verzehrt, und ein jeder Unterschied zwischen Höheren und Niederen war völlig verschwunden. Alle schienen zufrieden, besonders machte die freudige Gesprächigkeit des vierzehnjährigen Kajütenjungen einen tiefen rührenden Eindruck auf Flinthough. Jener drängte sich an ihn, dem er wohl die größte Theilnahme zutraute, heran, und war unerschöpflich in Erzählungen von früheren Unglücksfällen, die er oder seine Eltern und Bekannten überstanden hatten, in dem eigenthümlichen bewegten Ton, den Jedermann unter solchen Umständen annimmt.

Wie seltsam! sagte Flinthough, der die Hoffnungen der Uebrigen keineswegs theilte, zu dem Alten gewandt und leise, es sind lauter erfahrene Seeleute; es ist keiner unter ihnen, der nicht weiß, daß die Fluth noch vor Mitternacht eintreten wird, daß dann die Gefahr wieder da ist, ja gesteigert wird. Und doch scheinen sie sich alle geflissentlich zu täuschen.

Der Geistliche fing an, die Seeleute auf die bevorstehende Gefahr vorzubereiten; aber ein betäubendes Geschrei gebot ihm Stillschweigen. Van der Nael zog sich stillschweigend zurück, und nur der Steuermann näherte sich den Freunden und theilte seine Besorgnisse wegen der nahe bevorstehenden Gefahr leise mit. Wir sind kaum zu retten, sagte er, und diese thörichte Ruhe wird bald verschwinden.

Es dauerte nicht lange, und das Unglück, was ein Jeder voraussehen konnte, war da. Flinthough bemerkte zuerst, daß das Wasser in der Kajüte stieg. Man glaubte ihm nicht. Aber es war leider nur zu wahr. Es stieg mit jeder Minute; lose Stühle wurden durch das steigende Wasser gehoben, umgeworfen und schwammen in der Kajüte; das Schiff fing an zu schwanken; dann erneuerten sich die Stöße immer vernehmlicher, immer stärker, und an die Stelle der Zuversicht trat plötzlich die blindeste Angst. Alle liefen wild unter einander; ein betäubendes Angstgeschrei erhob sich. Zwei Boote waren hinabgelassen, aber durch den Sturm losgerissen und fortgetrieben worden. Zum Glück war noch ein drittes Boot da. Es war ein norwegisches Lootsenboot, welches für einen Hamburger Kaufmann mitgenommen worden war, und an der Seite des Schiffs fest angebunden, noch unzerstört gefunden wurde. Die Gefahr steigert jedes Geschick; das Boot wurde mit Vorsicht losgebunden, hinabgelassen und sorgfältiger als die übrigen festgehalten. Doch Keiner wagte sich hinein. Die fürchterlichen Stöße droheten mit augenblicklichem Untergang. Einige wollten den Boogspriet abhauen und sich schwimmend ins Meer stürzen. Da sprang ein kühner Matrose in das Boot. Flinthough war der Zweite. Eben ward das Boot durch die Wellen vom Schiffe entfernt, und Flinthough im Begriff, zwischen beide in das Meer zu stürzen. Der Geistliche sah es, ergriff den Fallenden bei den Haaren und schleuderte ihn in das Boot hinein. Magdalena, die den Geistlichen nie verließ, stand händeringend neben ihm. Er ergriff sie und warf sie hinab. Das Beispiel wirkte, alle Uebrigen folgten. Aber das Boot war stark belastet, kaum ragte der Rand über das Wasser, und die Nähe des Schiffes war höchst gefährlich. Mit großer Mühe, den Tod vor Augen, entfernte man das Boot. Das verstümmelte Schiff lag wie eine dunkle Masse da; der Schaum der anschlagenden Wellen sprützte hoch hinauf und umhüllte es. Als man hinsah, erblickte man noch eine Gestalt. Der Kajütenjunge wurde vermißt; man sah ihn die Hände angstvoll ausstreckend; sein Geschrei vernahm man kaum; es ward von den Wellen, von der Brandung übertönt. Der arme Junge, aber wer kann ihm helfen! zurückzugehen wäre zu gefährlich, sagten sie. Man wollte fortrudern. Da erhob sich der Geistliche wie eine drohende Gestalt und stand kühn aufgerichtet in dem schwankenden Boot.

Das Grab gähnt zu euren Füßen, rief er; die strafende Gerechtigkeit ragt mit ihrem rächenden Arm aus einer jeden Welle. Könnt ihr Erbarmen erwarten, wenn ihr keines erweist? Zurück, ich gebiete es euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Unwillkührlich, als drohte ihnen der nahe Tod, wenn sie nicht gehorchten, führten die Rudernden das Boot zurück. Einzelne wagten ihre Stimme dagegen zu erheben, aber leise, kaum vernehmlich. Mit Gefahr kamen sie in die Nähe des Schiffes; der kühne Steuermann sprang auf das Verdeck, setzte den Knaben herunter und stieg wieder ein. Zum zweitenmal mußten sie dieselbe Gefahr bekämpfen, und als sie aus der Brandung des Schiffes heraus waren, machten Alle sich ein Verdienst aus einer That, die sie alle abgewiesen hatten. Aber die Gefahr war nicht verschwunden. Man hatte einen Compaß und die einzige noch brennende Laterne gerettet. Die Laterne löschte aus, in der Finsterniß konnte Niemand die Richtung bestimmen. Noch immer wüthete der Sturm; jede Welle drohte das überfüllte Boot zu verschlingen. Sie durchschnitten die Wellen. Zwei Matrosen ruderten; für eine größere Anzahl war kein Platz. Wechseln konnten sie nicht; eine jede Unterbrechung brachte Gefahr. Flinthough hatte sich auf den Boden hingestreckt, um die Rudernden nicht zu hindern. So lag er da und sah die brausenden Wellen hoch über sich ragen und hörte englische, dänische, plattdeutsche, holländische Gebete murmeln, und wie die Ruderschläge so seltsam in den Sturm hineintönten. Ein dumpfes Bewußtsein des nahen Todes durchdrang ihn. Zuweilen, wenn ungeachtet aller Mühe der Rudernden eine Welle das Boot in einer halb schiefen Richtung traf, füllte sich dasselbe mit Wasser und drohte zu versinken. Dann hörte man ein Angstgeschrei; das Wasser bedeckte Flinthough; die Sinne vergingen ihm, und er glaubte, in den Abgrund zu versinken. Wenn er dann nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete und die murmelnden Gebete und die Ruderschläge hörte in dem Sausen des Meeres und die empörten Wellen sah und die ruhige Gestalt des Alten, dünkte er sich von einem seltsamen Traum befangen. Mehre Stunden vergingen so in steter Gefahr; man merkte wohl, wie das Boot sich von dem festen Lande entfernte und nach dem Meere zugeführt wurde. Der Morgen dämmerte; da sah man eine dunkle Masse vor sich und erkannte eine Brigg. Man kam näher. Es war das schon erwähnte Schiff, welches sie nun zum drittenmal sahen. Diese Erscheinung erfüllte Alle mit Freude; es schien ihnen ein Zeichen, daß dieses Schiff zu ihrer Rettung bestimmt sei. Sie erreichten es glücklich, und nicht ohne Mühe und Gefahr gelangten Alle auf das Schiff. (H. Steffens.)

32) Die Gemsenjagd.

Die Gemsenjagd, die zu Maximilians Zeiten in Tyrol ein kaiserliches Vergnügen war, ist in der Schweiz zu mühsam und schwierig, um eine Herrenlust sein zu können. Die rechten Gemsenjäger gehören der weniger bemittelten Klasse an; es sind zähe, höchst genügsame, wetterfeste Leute, vertraut mit den Einzelnheiten der Gebirgsmassen, mit der Lebensweise ihrer Thiere, mit der Art, sie zu jagen. Der Jäger bedarf eines scharfen Gesichtes, eines schwindelfreien Kopfes, eines festen, abgehärteten Körpers, der die Unbilden der Eisgegenden wohl zu ertragen vermag, eines kühnen und dabei doch äußerst kühlen Muthes, eines umsichtigen, schnell berechnenden Verstandes und zudem: einer guten Lunge und ausdauernden Muskelkraft. Er muß nicht nur ein vorzüglicher Schütze, er muß eben so sehr ein vorzüglicher Kletterer sein, besser, als die verwegenste Ziege. Denn

es gibt bei dem Gemsenjäger Stellungen, bei denen er jedes Glied seines Körpers auf außerordentliche Weise anstrengen, jede Muskel des Körpers als Hebel oder Klammer benutzen muß, um sich zu halten, zu schieben und zu wenden.

Die Ausrüstung des Jägers besteht gewöhnlich in einem stark beschlagenen Alpstock, einer Jagdtasche mit Pulver, Blei und Fernrohr, Käse und Brod und etwa einem Fläschchen Weingeist, insbesondere aber in einer guten Flinte und in einem Paar tüchtigen Bergschuhen, von denen großentheils die Sicherheit des Jägers in schwierigen Stellungen abhängt. Die dicken Sohlen der Schuhe sind an den Rändern mit spitzköpfigen Nägeln ringsum hoch und dicht beschlagen, wodurch sie scharf einfassen, und zudem oft vorn und hinten mit einem kleinen Hufeisen versehen. Dieser Beschlag gibt dem Fuße eine außerordentliche Sicherheit, eine zuverlässige Grundlage, mag er auf einen spitzen Stein oder auf einen platten Felsen, auf eine etwas abschüssige Platte oder auf ein ganz schmales Steingesims treten.

Am Abende oder frühen Morgen beim Sternenschein bricht der Jäger auf, um vor Sonnenaufgang die höchsten Reviere zu gewinnen. Er kennt die Gänge und Züge, die Lieblingsweiden und Zufluchtsorte des Wildes genau und richtet darnach seine Jagd ein. Die Hauptsache ist immer die, daß er das Wild vor dem Winde behält; denn wenn ein noch so leiser Luftzug von ihm aus der Gemse zuzieht, so wittert diese ihn wunderbar auf eine ungeheure Entfernung und ist ihm verloren. Wenn die Flinte vorher zu der Stelle geschickt worden ist, wo der Jäger die Jagd zu beginnen gedenkt, folgt er selbst, vermeidet schon eine Stunde unter dem Gemsenrevier alles laute Sprechen und Geräusch und durchstreift am Abend etliche Stunden in Sennentracht und ohne Flinte das Gebirge, wo ihm die Sennen etwa die wahrscheinlichen Lagerplätze der Gemsen bezeichnet haben. Gewahrt er ein Rudel, so beobachtet er es aus der Ferne hinter einem Felsblock, bis die Thiere nach Sonnenuntergang sich in einem Kessel oder kleinen Steinthale lagern, wo sie sich zwischen die Blöcke vertheilen, während die Wachtgemse auf einem Vorsprunge wie auf der Warte liegt. Dann geht der Jäger hinter dem Winde und daher oft auf großen Umwegen leise zur Hütte zurück, wacht oder schläft da bis Mitternacht und kehrt dann behutsam mit seinem Stutzen in die Gegend des Gemsenlagers zurück, wo er die erste Morgendämmerung abwartet, um sich den Thieren bis auf vierzig, ja bis auf zwanzig Schritte zu nähern. Hier verweilt er abermals, hinter einem Steine oder Busche kauernd, bis es heller wird. Langsam erhebt sich das Vorthier und streckt sich, eben so die übrige Heerde. In diesem Augenblicke wählt der Jäger sich seine Beute, wo möglich, einen Bock. Fällt das Thier, so stutzt einen Augenblick die ganze Heerde, sieht sich mit der höchsten Unruhe nach dem aufsteigenden Pulverdampf um und flieht windschnell nach der entgegengesetzten Richtung.

Gefährlicher ist die Jagd, wenn der Jäger die weidenden Thiere auf höchst schwierigen Wegen umgeht oder sie förmlich jagt und verfolgt. Gelingt es, die Gemsen mit unsäglicher Mühe auf einen sogenannten Triebstock, eine Gemsenklemme, zu treiben, wo sie nicht mehr vorwärts können, so ist in der Regel die Beute reichlich, wenn auch etwa die eingeschlossenen zurückkehren und über oder neben dem Jäger vorbeisetzen. In steilen Gebirgen aber ist diese Jagd immer ein Gang auf der schmalen Grenze zwi-

schen Tod und Leben. Ein augenblickliches Niedersehen in die Tiefe vom schmalen Felsengesimse, ein fallender Stein, der den Jäger nach sich zieht in den Kirchthurm tiefen Abgrund, ein loses Strauchwerk, an das der Kletternde sich hält, Alles wird zur Todesursache, und nur die unbedingteste Geistesgegenwart rettet vielleicht noch den Bedrohten. Bald überrascht auch den müden Waidmann ein bitterer Frost und faßt lähmend seine erschlafften Glieder, und folgt er nun der ihn fast überwältigenden Neigung zum Niedersitzen, so schläft er alsbald ein, um nicht wieder aufzuwachen; bald schlägt ihn ein herabrollendes morsches Gestein in den Abgrund oder verwundet ihn, oder er hört von ferne über sich den rauschenden Gang der Lawine, und ehe er sich umgesehen und hart an den Felsen geduckt hat, hüllt ihn die Bergfee donnernd in ihren flatternden Schneemantel und begräbt ihn vielleicht eine Stunde tiefer mit zerschmetterten Gliedern im Thalkessel. Vielleicht der gefährlichste Feind ist aber der Nebel, wenn er den Jäger viele Stunden hoch über den letzten Wohnungen der Menschen in dem grauenvollen Labyrinth der zerrissenen Felsenfirste überfällt, so dicht, daß der verlorne Mann nicht sechs Fuß weit vor sich sieht. Nur die größte Kaltblütigkeit, genaue Ortskenntniß und ausdauernde Körperkraft retten dann vor dem Fall in eine Gletscherspalte, vor dem Sturze über eine Felsengallerie, vor dem Ausgleiten auf den feuchten Steinplatten, besonders da den Nebeln öfters ein dichtes Schneegestöber mit Sturm folgt, welches die Sicherheit des Pfades nicht mehr berechnen läßt.

Doch auch ohne besonderes Unglück wird die Gemsenjagd mühselig genug. Wie oft streift der Jäger in gewissen Revieren 8—10 Tage lang in den höchsten Felsen umher, ohne nur die Spur des Wildes sicher zu finden! Ist er am Ende so glücklich und klug, dem weidenden Thiere in Schußnähe zu kommen und ist die Beute glücklich erlegt, so schleppt sie der Schütze auf dem Kopfe stundenweit über die gefährlichsten Pfade nach Hause. Der eigentliche Jagdgewinn steht in keinem Verhältnisse mit all den Gefahren, Mühen und der verlornen Zeit, die seine Erlangung fordert; denn die geschossene Gemse ist 3 bis höchstens 6 Thaler werth.

Man hat oft die Beobachtung gemacht, daß die Gemsenjagd einen ganz bestimmten Einfluß auf den Charakter des Jägers ausübe. Es ist gewiß, daß das unaufhörliche Kämpfen mit Gefahr und Noth und Durst und Frost, das langdauernde Lauern, das entschlossene Ergreifen der einzig günstigen Sekunde, das genaue Ausspüren der Natur und der Gewohnheiten des Wildes, das Beschleichen, Verbergen und Täuschen nach langjähriger Uebung den Charakter des Jägers bedeutend bestimmt. Daher finden wir so oft die Gemsenjäger schweigsam, verschlossen, in Wort und Handlung entschlossen und ausdrucksvoll, dabei mäßig, genügsam, sparsam, geduldig und in alles Unabänderliche fügsam. Es sind auf sich selbst zurückgezogene Naturen, die sich gewissermaßen selbst genügen, den Andern kernhaft entgegentreten und ihnen Achtung abnöthigen. (Frdr. v. Tschudi.)

33) Der Frühling.

Höre nicht auf zu murmeln, kleiner Bach! Deine sanft plätschernden Wellen wiegen den Sturm in meiner Brust in Ruhe. Die ihr zu süßen Bildern einladet, einsame Gegenden, nehmet mich in euere Schatten auf! Holder Frühling, komm, überströme mich mit deiner Wonne! Laß sie flie-

ßen, die Thränen reiner Wollust, die deine immer neue Schönheit jedes Jahr meinem Aug' entlockt — daß mein Geist, endlich frei von Zwang und Ueberdruß, auf der Gedanken leichten Flügeln schwebe, und in seligem Entzücken sich emporhebe zu Welten, die besser, als diese, für mein Herz geschaffen sind.

Junge Pflanze, die nun der laue Zephyr weckt, hebe dein Haupt empor über diesen weichen Rasen! Sieh, schon stehen viele deiner Gespielinnen da, entfalten ihre zarten Blätter, und schmücken sich für Florens bunte Feste. Kleine Knospen, schließt nun eure Kelche auf, und ergießt in duftenden Strömen Labsal in meine wunde Seele; schon löset sich eure Hülle sanft auf, und euer Busen haucht Wollust der wärmern Sonne entgegen. — Und bald — welcher Blätterpomp an jenen Buchen! In ihren Schatten singt dann die Nachtigall ihre Liebe, und strömt die Töne höherer Lust aus, die sie so lang' in ihrem warmen Busen verschloß.

Junge Pflanzen, zarte Geschöpfe, die ein Hauch welken macht, wer war's, der euch wieder zum Dasein rief? — Und wer hieß diesen zackigten Stamm sich wieder mit so vieler Pracht bekleiden? — Glückliche Wesen, ihr wachset nun sorgenlos zu neuem Leben auf — und ich liege noch in des Winters Hülle. O, wann wird auch mein Frühling anbrechen? Welcher West wird auch mich zu neuem Leben und zum Anschauen neuer Sonnen aufwecken? — Der wird es thun, der nun diese bräunlichen Aeste mit kühlenden Zweigen deckt, nud mit herrlichem Schmucke diese einsame Gegend bekleidet, damit der Mensch jene großen Wahrheiten vernehme, welche die Natur dem fühlenden Herzen verkündigt. Ja, ich höre sie, jene mächtige Harmonie, diese untrügliche Stimme; sie redet zu meinem Herzen, und der sanfte Taumel, worein mich der süße Einklang ihrer mannigfaltigen Töne wiegt, ist der Verkündiger schöner Welten.

Ich höre deinen Gesang, du kleiner Bewohner dieser Wipfel! Komm näher; denn nur deine Stimme ist würdig, in der feierlichen Stimme dieser Einsamkeit zu ertönen; dein sanftes Lied reißt mich ganz in jene Welt der Unschuld hin, die du bewohnst. Während dort der sorgenlose Distelfinke auf jenem wankenden Aestchen seine muntern Triller wiederholt, und dem leichten Federvolke seine glückliche Liebe singt, schlägst du dort, kleine Nachtigall, im Dunkel grüner Blätter, den rührenden Triller deiner Zärtlichkeit, und wirbelst die hohe Geschichte deiner innigen Gluth tief in die feierliche Stille des Hains hinein.

Glückliche Bewohner dieser labyrinthischen Laubpaläste, so kühn und lieblich aus Licht und Schatten in die Luft gewoben: Ihr lebt unerkannt von dem kurzsichtigen Menschen, der euer Wesen mißversteht, und seid besser — als er. — Oder sollte der Thor, der mit seinem Gewäsch die Folter seines Nachbars ist, auf der Stufenleiter der Geschöpfe über euch stehen? —

Arme Menschen! vernehmt die wahre Geschichte, die einst das heilige Lied eines Schattenbewohners meinem lauschenden Ohre aufdeckte.

Am Anfang der Dinge, da jedes erschaffene Wesen alles Glück genoß, dessen seine Gattung fähig war, herrschte allgemeine Wonne und allgemeine Vernunft in allen fühlenden Wesen. Da war das Menschengeschlecht das erste, das sich zu verderben begann, stete Wohnungen baute, und bald allen Mitgeschöpfen einen ewigen Krieg ankündigte. Schon hatten die auf Erden

wohnenden Götter ihre Gegenwart dem Menschen entzogen, und lebten tief im Haine und in heiligen Schatten, wie im Tempel der Natur. Oft wallten die Hirten dahin, ihren Beistand anzuflehen, und nicht selten erhörten sie noch die Gebete, die aus redlichen Herzen flossen. „Heilige Bewohner dieser nie befleckten feierlichen Einsamkeit, o ihr Götter!" so betete einst ein rechtschaffener Jüngling, „o rettet meine Unschuld! Schon ist jede Tugend meinen Mitmenschen fremd geworden, und täglich fühle auch ich sie in meinem Herzen hinsterben. Wie wüthende Fluthen überschwemmt das Laster Thal und Berg, und bedroht alles Menschengeschlecht mit Elend und Tod; kaum bleibt eine Freistätte in diesem Haine übrig für den Redlichen, der die Götter ehret. O rettet, rettet mich von dem allgemeinen Untergange! Oder haben denn keine der Wesen, welche ihr gebildet habt, ihre ursprüngliche Schuldlosigkeit beibehalten? — Wenn deren noch übrig sind, ach, so vergönnt mir, mit ihnen in seliger Unschuld zu leben! So würden meine Opfer noch reiner, und meine Gelübde euer würdiger sein!"

Kaum hatte er ausgeredet, als seine menschliche Hülle in den schönsten gefiederten Sänger des Hains verwandelt war. — Seit der Zeit hüpfen noch andere zärtliche Seelen in dem leichten Körper eines Zeisigs oder einer Nachtigall im heiligen Schatten herum, und bleiben auf ewig im weiten Tempel der Haine glücklich verborgen. Ihre paradiesischen Empfindungen fließen in harmonischen Tönen, die nur ihnen verständlich, und zur gewöhnlichen Sprache geworden sind.

Seliges Völkchen! dem jeder aufwachende Morgen sein Schicksal auf's neue werth, und jede annahende Nacht noch reizender bildet! Sobald die Morgensonne den matten Purpur mit ihrem ersten Strahle entzündet, ruft ihr der glücklichen Gattin euere Liebe zu, und geheimere Töne wecken ihrer zärtlichen Träume süße Erinnerung auf. Wenn dann die Sonne emporsteigt, der seelenlose Städter unter seiner Körperlast seufzet, und alle Blumen auf sinkenden Stengeln sich neigen; so flattert ihr sorgenfrei mit den Zephyren durch die kühle Nacht der Wälder. Rückt endlich der Abend mit sanftem Glanze heran: dann hüpft ihr von Zweig zu Zweig in eure abgekühlten Wohnungen heim, und euer vereintes Schlaflied singt mir noch das unaussprechliche Glück der Tugend und Unschuld zu. (v. Bonstetten.)

34) Der Morgen und der Abend auf dem Lande.

Schon entweicht der Mond mit seinem bleichen Gefolge; schon fangen am dämmernden Himmel die Farben der Morgenröthe an aufzuglimmen. Allmählich verlassen die falben Schatten die Ebenen, und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück; an dem Gipfel der Berge wallen die Nebel auf und nieder, und scheinen unter einander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüsse und die stille Fluth des Sees sind von einem Dampf bedeckt, der nach und nach an den angrenzenden Hügeln hinanzieht; indessen daß hin und her die Spitzen der Wälder und Landhäuser aus der Dunkelheit emporragen, dort der lange Gürtel grauer Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf den schon erhellten Bächen schwärmet, im muthwilligen Spiel die kleinen Wellen kräuselt, und da, im frischen Laube scherzend, den Thau herabschüttelt. Ein sich immer mehr aufheiterndes Purpurroth durchströmt die Wolken, und ein vorlaufender Schimmer der herannahenden Königin des Tages spielet auf den Häuptern der Felsen und Hügel, welche

die letzten Tropfen des Thaues empfangen, und weckt die ganze Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu sein. Der ganze Ost entflammet sich; der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte; die Stirnen der Berge glühen; über dem bewölbten Walde zerfließt eine liebliche Röthe, und weit umher schwimmen schon die Gefilde in einer goldenen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über den Horizont herauf, ein wallendes Feuermeer. Ihre Strahlen umleuchten Alles; die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichts blitzt auf den gethauten Fluren; die Wiesen schimmern im reichern Schmelz; die Blumen entfalten sich und spiegeln ihre benetzten Blätter vor der erwachten Sonne. Die Lerche wirbelt ihr Morgenlied in beglänzten Wolken. Jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder, und ein Trieb des Vergnügens bemeistert sich aller Sinnen. Ein zarter Dampf, der das Thal noch wie mit einem leichten Flor beschattete, verfliegt allmählich in der heitern Luft; die entfernten Gebirge nähern sich aus ihrem Duft dem Auge wieder, und alle unsere Blicke streichen in der erleuchteten Landschaft umher. Schon lange hat der Landmann, von der Stimme des Hahns geweckt, sein Lager verlassen, und munter bereitet er sein Feldgeräth vor der Hütte, von hohen Eichen beschattet, und von nahen Wiesen umduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch, sieht den frühen Reisenden vorüberziehen, gafft ihn mit furchtsamer Neugier an, und rauscht in die sichern Gebüsche zurück. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen und suchen ihre Nahrung; der Stier führt mit gemessenen Schritten die Heerde wieder zur Weide hin, und das Gebrüll und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen die Schafe aus ihren Hürden hervor, und die Hügel umher antworten auf das Geblök und das Horn des Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das allgemeine Concert der Natur mit ein; hundert vermischte Stimmen frohlocken zum Himmel empor; der Landmann wetzt die Sense, mähet und singt; Alles ist Leben und Freude.

Eben so unbeschreiblich sind die Annehmlichkeiten des Abends auf dem Lande. Die Hitze des Tages kühlet sich allmählich ab; das schmachtende Gras, die welken Blätter der Bäume und der Blumen heben sich wieder empor. Die Wiesen schwirren; die Wachtel singt ihr Abendlied im dicken Getreide, die Luft ist voll balsamischer Gerüche. Die Mattigkeit verschwindet, und eine süße Empfindung des Vergnügens durchgießt die ganze Seele. Wie erquickend ist es nicht, unter dem kühlen Säuseln der Abendluft zu wandeln! Aber noch mehr Anmuth hat der Abend auf dem Lande. Die feurige Gluth der Sonne sinkt in Westen; von ihr empfängt das ganze Sommerhaus eine feierliche Uebergoldung, und indem sie ihre letzten Strahlen an die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergoldet, und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Fluth malt: so verlöscht sie allmählich am Himmel, und verläßt ihn, von einer sanften Röthe umflossen. — Und hier, welche prachtvolle Scene, die andere Länder nicht kennen, bildet noch dein Abendlicht, geliebte Schweiz! Deine in einer unabsehbaren Strecke fortlaufenden Alpen, die den hohen Himmel zu stützen scheinen, welche unnachahmliche Malerei der Natur empfangen sie beim Abschied der Sonne! Weit umher schimmern zuerst die Spitzen; tausendjähriger Schnee kleidet sich in der heitersten Gestalt, und ewiges Eis blitzt vom Golde. Bald darauf taucht die Natur ihren Pinsel in die höchste Purpurfarbe, und ummalet einige Minuten lang die obersten Gipfel; alle ihre stärker erleuchteten Abhänge fangen an mit zu glänzen, bis der weite Horizont, der sie umfaßt, in lauter Strahlen schwimmt. Weidet eure Augen an diesem Schauspiele, ihr Dichter und Maler; aber die Kunst muß vor

der Natur erröthen. In wenig Augenblicken nimmt sie ihre purpurnen Decken weg, und legt andere hin, die in einer gemilderten Rosenpracht schimmern, aber nicht weniger reizen. Nach und nach erbleichen auch diese in ein sanftes Blau, das hin und her noch von einer ermattenden Röthe durchwebt ist, bis die heitern Farben verlöschen, und ein sich allmählich verdunkelndes Violet aus einer Dämmerung in die andere übergehet und sich immer tiefer verhüllt, bis endlich die mit dem Himmel vertraulichen Höhen, die vorher im hellen Feuer brannten, von der allgemeinen Finsterniß überwältigt werden. — Jetzt hat schon die Abendglocke vom Thurm in das stille Dorf hingetönt und in das weite Feld hin den Landmann in die Arme der Ruhe und seiner wartenden Geliebten zurückgerufen; willig läßt die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein; seine getreuen Gehilfen, seine Knechte und seine Stiere werden ihrer Arbeit entlassen; er legt die Werkzeuge auf seine Schultern und wandelt mit langsamen Schritten zu seiner Hütte hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung emporwallen sieht. Am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm frohhüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig wieder fliegen lassen heißt; betrübt verliert er seinen angenehmen Raub; unterdessen tröstet er sich wieder bei der Abendmahlzeit, wohin er den Alten unter den häuslichen Erzählungen der Mutter begleitet. Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen, und besteigen die Berge. Das Feld ist verlassen; nur einige Hirten, die sich zu muntern Liedern zusammensetzen, lassen sich noch aus der Ferne hören. Bei ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunkeln Wald hervor; alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weiße Wiederschein zittert auf dem laufenden Strom. In den Gebüschen, auf den Weiden herrscht die Stille; der ausgespannte Stier ruhet und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr, als etwa das hohle Geräusch der Aare, die keine Ruhe kennen, oder ein kleines rieselndes Gewässer, und der Springbrunnen im Garten, oder das Lispeln der Bäume, oder Chloens Stimme, die, den Abend zu verschönern, ein Lied von Hagedorn oder Gleim zum Klavier singt, und über ihre süßen Melodien die schlagende Nachtigall eifersüchtig macht. Der blasse Schimmer des Monds, der in dem blauen Gewölbe über uns zu glänzen scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faßt den Geist des nachdenkenden Weisen, und süße Empfindungen durchströmen seine Seele, wenn er dem Schlaf einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu betrachten. Die Lichter streuen ihren Schimmer über das Feld, werfen über die eine Seite jenes Berges eine sanfte Erleuchtung, und lassen die andern anmuthiger im Schatten liegen. Oft verschwindet der Fürst der Nacht unter den Verhüllungen vorüberwandelnder Wolken; dann trauert die weite Landschaft; dann schwimmen Hügel und Thäler in der allgemeinen Finsterniß unter einander. Bald aber tritt er mit erhöheter Heiterkeit hinter den zurückwallenden Vorhängen wieder hervor, und Alles lächelt von neuem unter seinem versilbernden Schimmer. Dort glimmet noch durch die fernen Gebüsche eine Lampe, die vielleicht die späten Nachtwachen eines Weisen unterhält, der die Natur betrachtet und dem Glück des Landlebens nachdenkt. Gelinde durchfließt der Thau die Luft, und die Nachtviole duftet lieblicher; verlorne Seufzer der müden Philomele regen sich noch im nahen

Gebüsch und erwecken eine zärtliche Wehmuth. Wie bald legt sich der Sturm der Leidenschaften in der Seele, da die ganze Natur schweigt, da selbst der Athem der Luft stille ist! Wie ruhig schließt sich das ganze Herz in sich selbst ein, und fängt an, sich in geheime Unterredungen mit sich einzulassen, bis der Schlummer sich aufs Auge senkt und holde Träume die immer wache Phantasie entzücken! —

(Hirschfeld.)

35) Das Leben im Sommer.

Welche schöne Jahreszeit! Wahrlich ich weiß oft nicht, bleibe ich in der Stadt, oder geh' ich auf's Feld, so sehr ist's überall gleich hübsch. Geht man über die Thore hinaus, so freut man sich über die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können, und die Schäfer, die im Freien schlafen. Man braucht kein dumpfes Haus, jede Staude macht man zur Stube und hat dabei die guten, emsigen Bienen vor sich und die prächtigsten Zweifalter. In Gärten, auf Bergen sitzen Gymnasiasten und ziehen im Freien Vocabeln aus Wörterbüchern. Wegen des Jagdgesetzes wird nichts geschossen, und alles Leben in Büschen und Furchen und auf Anhöhen kann sich so recht sicher ergötzen. Ueberall kommen Reisende auf allen Wegen daher und haben die Wagen meist zurückgeschlagen; den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Munde. Die Schatten der Wolken laufen; die Vögel fliegen dazwischen auf und ab; Handwerksburschen wandern leicht mit ihren Bündeln und suchen keine Arbeit. Sogar im Regenwetter steht man gerne draußen und riecht die Erquickung, und den Viehhirten schadet die Nässe nichts. Und ist's Nacht, so sitzt man nur in einem kühleren Schatten, und sieht den Tag am Horizonte dämmern. Wohin ich nur blicke, finde ich mein liebes Blau: am Flachs in der Blüthe, an den Kornblumen und am göttlichen, unendlichen Himmel, in den ich gleich hineinspringen möchte, wie in eine Fluth. Kommt man nun wieder nach Hause, so findet sich in der That frische Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kinderstube; ja sogar Abends nach dem Essen werden die Kleinen, obwohl sie sehr wenig bekleidet sind, wieder in's Freie gelassen und nicht wie im Winter unter die Bettdecke gejagt. Man ißt am hellen Tage zu Abend und weiß kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen, auch die meisten Thüren im Hause, ohne daß es schadet. Ueberall liegen Blumen, neben dem Tintenfaß, auf den Papieren und auf den Ladentischen. Die Kinder lärmen sehr; auch hört man das Rollen der Kugeln auf den Kegelbahnen. Die halbe Nacht geht man auf den Gassen auf und ab und sieht die Sterne am hohen Himmel glänzen. O Gott, welches Freudenleben auf dieser kleinen Erde! (Von Jean Paul Friedr. Richter.)

36) Sonnabend-Abend auf dem Lande.

Wie schön, wie herzerquickend ist diese Feierabendstille auf dem Lande, zumal in der schönen und fruchtbaren Jahreszeit! Die Felder, von Segen prangend, schimmern im Abendgold; zwischen ihnen, den Rain entlang, von der Arbeit heim kehrend, sein Geräth auf der Schulter, wandelt der Landmann. Er steht oft still, bald die Schwere der Aehren, bald die gelbliche Farbe des Halms zu prüfen, bald unter einem jungen mit Früchten beladenen Obstbaum, dessen Zweige zu brechen drohen, um eine Stütze fester

zu rücken. Fertig mit seiner Arbeit, findet er doch überall noch etwas zu thun, und zwar thut er dies mit einer Umständlichkeit, einem so gemüthlich freudigen Behagen, wie er es die lange, saure Woche über nicht gekannt hat. Wo sich zwei begegnen, rufen sie einander schon von Weitem zu und bieten sich Feierabend. Näher gekommen, stehen sie still und plaudern, länger als sonst, von der nahen Ernte, von dem reichen Segen, der auf den Feldern wächst, und wie es sich heuer so gut macht mit dem Wetter. Nun erhebt vom nächsten Kirchenthum ein Glöcklein eine Stimme leisen, schüchternen Klanges; ein zweites antwortet; nun ein drittes, ein viertes: bald, wohin du horchst, aus allen Himmelsgegenden, mit jedem leisen Luftzuge quillt lieblicher Wohllaut dir entgegen.

Vor den Thüren sitzen die Alten, Greise und Weiber, mit den Kindern. Die Kinder spielen im Dämmerlicht und erzählen sich Märchen oder schauen verwundert aufwärts nach den Sternen. Die Alten aber sprechen von dem und jenem: von dem harten Winter und was sie für Noth ausgestanden, und wie sie schier nicht geglaubt haben, daß sie sich würden durchbringen bis zum Frühling; wie aber nun die liebe Gottesfrucht so schön im Felde steht; wenn nur kein Hagelschlag mehr kommt und kein Regen während der Ernte, dann — meinen sie — könne es mit Gottes Hilfe wohl schon sein, daß das Ding noch eine Weile ginge und daß sie alsdann vielleicht diesen Winter weniger zu hungern brauchen, als den letzten.

Allmählich versiechen auch diese Unterhaltungen: eine Gruppe nach der andern löst sich auf; eine Thür nach der andern klappt zu. Und nun ist Alles so still; auf allen Augen Schlaf! In allen Herzen Friede! Nichts regt sich! Kein Laut weit und breit, als das Plätschern des Brunnens und hie und da die tiefen, gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden!

O wahrlich, man braucht kein Kopfhänger zu sein, noch den Empfindsamen zu spielen, um in dieser wohlthätigen Stille, dieser echten, wahren Sabbatruhe, in der das laute, lärmende Leben sich hier erholt, in diesen dürftigen Freuden, ärmlichen Genüssen, denen diese harten, gepreßten Herzen sich hier so bereitwillig erschließen, ein wahrhaftiges, sichtliches Niedersteigen eines göttlichen Geistes, einen wahren Tag des Herrn zu verspüren!

(Rob. Ed. Prutz.)

37) Der Spätherbst.

Die Luft hat ihre balsamischen Gerüche und ihre Wärme verloren; ihre Heiterkeit ist in Nebel und feuchte Wolken entwichen; die Schwalbe ist verschwunden und die Melodie der Vögel verstummt; die Gärten zeigen nur welkende Kräuter, entfärbte Reste abgefallener Blumen, beraubte Fruchtbäume; die Lilienbeete, um welche sonst Zephire und Schmetterlinge scherzten, werden von einsamen Raben besucht, die für ihre Nahrung umherspüren; geleert von ihren Schätzen und öde liegen die Felder da; ermattet ist das Grün der Hügel, und dicke Luft umdampft die Stirne der Berge; melancholisch erhebt der Wald seine gelben Gipfel, wirft seine Blätter, die so oft die schlagende Nachtigall verbargen und uns am Mittage kühlten, in den schmuzigen Staub herab, und läßt sie ein Spiel der Winde werden. Wie rührend ist dieser Anblick der entblößten Natur! Wie unvermerkt zer-

fließt ein fühlendes Herz in stiller Wehmuth, wenn wir an den Stellen, wo tausend Schönheiten reizten, sie abfallen, welken, verwesen, und eine öde Unfruchtbarkeit sich ausbreiten sehen! Ein Bild erweckt das andere, und wir erblicken in dem, was wir in den Veränderungen der Natur wahrnehmen, uns selbst, und das, was wir zu erwarten haben. So verwelken die Ergötzungen der Erde; so fallen die Kräfte des Leibes ab; so sinken die Liebreize der Schönheiten in den Staub; so werden wir unsern Reichthümern und Würden entrissen; so wird die noch von uns übrige Asche, wie das Andenken unserer Namen, und oft unserer Thaten zerstreut, und die nach uns erwachsende Nachwelt nimmt unsere Stelle ein, ohne zu wissen, wer sie besessen hat. Welche Güter dürfen wir sehnlicher begehren, als die, welche den Verwüstungen der Zeit entgehen, und mit der Unsterblichkeit unsers Geistes fortdauern?

Nur der gute Gebrauch ersetzt die kurze Dauer der Güter der Welt; und ein weiser Mann sieht ihrer Flucht mit ruhigen Blicken nach. Da selbst unser Leben, das mit so göttlichen Vorzügen gekrönt ist, nichts Beständiges hat: warum sollten wir uns denn über den Verlust der Dinge betrüben, die nur eine Zugabe sind? Und warum über die Entfernung der Reizungen, die unsere Sinne ergötzen, uns grämen, da selbst das Licht unserer Augen verlöschen und die Kraft des Gehörs verschwinden wird? Die Unbeständigkeit unserer sinnlichen Vergnügungen soll für uns eine Warnung sein, uns ihnen mit einem blinden Vertrauen, mit einer unmäßigen Begierde zu überlassen; sie sind uns nur als kleine Erfrischungen auf der Reise dieses Lebens zugestanden; sie entfliehen, wenn wir uns ihren ewigen Besitz träumen; und wir erwachen, um uns betrogen zu sehen.

Und würden wir nicht an den Annehmlichkeiten des Jahres allen Geschmack verlieren, wenn die Gesetze der Natur erlaubten, daß der Sommer die Stelle des Herbstes und Winters vertreten, und seine Fortdauer bis in die Zurückkunft des Frühlings verlängern dürfte? Außer der für alle Geschöpfe gefährlichen Zerrüttung, die eine Folge dieser Veränderung sein müßte, würde sogar die unaufhörliche Gegenwart einerlei Reizungen uns verdrießlich machen; klagen würden wir, und nicht mehr froh der Ankunft des Frühlings entgegen sehen. Indem der Herbst und der Winter unsern Sinnen allmählich die Gegenstände der sommerlichen Ergötzungen entziehen, und die Seele in den öden beschneiten Tagen eine Art der Erholung von ihren genossenen Vergnügungen schöpft: so bereitet sie sich wieder zum neuen Genuß des Frühlings, dessen Freuden ihr desto willkommener sind, da sie dieselbe auf eine Zeit hat entbehren müssen. Laßt diese Sorge der wohlthätigen Natur für die Beständigkeit unserer Vergnügungen, indem sie uns dieselben zu rauben scheint, nicht unbemerkt; ihr werdet sie in allen Vorfällen des Lebens wiederfinden. —

Aber hat denn das Landleben gar keine Freude mehr? Hat denn der siegende Herbst nichts mehr, das unsern Abschied von dem Sommerhause noch mit einiger Ergötzung erfreute? Ja, obgleich den Wiesen ihr Gras und den Fluren ihre Ernte genommen ist, so sind doch noch die sonnigen Abhänge der Weinberge Schauplätze des Segens und der Freude, und nur spät scheint der Herbst die Traube zur Reife zu bringen, damit die letzten Tage auf dem Lande auch ihre Anmuth haben. Welches Gedränge des Fleißes, und welches Frohlocken belebt weit umher die Hügel! Der Reich-

thum der Trauben, die Menge von Körben, das fröhliche Umhertragen, die lauten Scherze der Winzer, das Knarren der pressenden Kelter, die schäumenden Fässer voll süßen Safts, die Lieder von Freiheit und Wein, die Spiele und Tänze am Abende -- welche vergnügende Scene, und welch reicher Vorwurf für den Dichter und Maler! Ganze Dörfer sind zu diesem Feste versammelt, und eine weite Landschaft umschwärmt die schönen Hügel, von welchen der gütige Herbst die reine Fluth des Weins, noch in gelben Beeren verschlossen, austheilt, fruchtbarer nicht für die Wollust, sondern für die Erquickungen des Lebens. Doch auch dieser Auftritt dauert nicht lange; der Vorhang fällt, und das Spiel der ländlichen Freuden ist geendigt. Wir verlassen das Landhaus, um welches rauher die Luft zu wehen beginnt, und die weite Gegend umher ihre ausgeblüheten Reizungen abgeworfen hat. Lebe denn wohl, geliebtes Land! Lebt wohl ihr Hügel und Thäler und Bäche und Wälder, und du schöne Wohnung, in deren Schooß wir einen Ueberfluß der süßesten und edelsten Vergnügungen genossen! Erfüllt mit einer geheimen Dankbarkeit und mit sanfter Wehmuth verlassen wir dich; und mit einem Auge, das eine gerechte Empfindung feuchtet, schauen wir zu dir zurück. Keine Rauhigkeit des Winters wird uns die Bilder so vieler Reizungen auslöschen; unsere immer belebte Phantasie wird sich selbst durch die dicken Schneegestöber eine heitere Aussicht eröffnen, und uns den Anblick jener unvergeßlichen Freuden immer wieder gegenwärtig machen. Entkleidet euch denn von euren falben Blättern, ihr Wälder; werft nur den kahlen Rest eures Schmuckes ab, ihr Fluren, und ruhet unter den schützenden Decken des Winters, bis ihr zu neuen Schönheiten erwacht, das Auge der Städter reizt, und auch uns vielleicht zu den Freuden des Landlebens wieder ruft. O! möchte ich dann mit eben dieser sorgenfreien Brust euren Reizungen wieder entgegen eilen; oder wenn ich den Abend meiner Tage erreichen, wenn er eben so heiter sein soll, als mein Morgen war, o! so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäfte, nicht unwürdig ermattet, in den Schatten des Landes zurückzukehren, um da die letzten Erquickungen zu schöpfen, und, einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist voll stiller Zufriedenheit zu dem Genuß weit höherer Freuden und zu den Entzückungen eines ewig blühenden Frühlings auszuathmen.

(Hirschfeld.)

B) Die Erzählung

ist die Darstellung wirklicher, oder erdichteter Begebenheiten. Die Hauptsache bei der Erzählung besteht darin, daß man nichts Wesentliches übergehe und Alles geordnet und im Zusammmenhange darstelle, damit die Haupt- und Nebenumstände von einander gesondert werden und das Wichtige und Bedeutende recht hervor trete. Dabei darf anschauliche Darstellung und lebendiger Ausdruck der Empfindung nicht fehlen, damit der Leser oder Hörer nicht nur den Gang der Begebenheiten mit Aufmerksamkeit verfolge, sondern auch ein klares Bild von den Dingen erhalte, sein Gefühl zur Theilnahme gestimmt werde und der Verstand das Wesen und die Ursache von dem klar erkenne, was geschehen ist. Pragmatisch ist die Erzählung, wenn die Begebenheiten nach ihrem innern und nothwendigen Zusammenhange, als Ursachen und Wirkungen, dargestellt werden. Die Erzählung kann sowohl Veränderungen in der Natur, als auch Thatsachen, welche

die Wirkungen menschlicher Freiheit sind, zum Gegenstande haben, mithin Natur und Menschengeschichte sein. In letzterer Hinsicht ist sie Individualgeschichte, wenn sie das Leben einzelner Menschen; Spezialgeschichte, wenn sie die Schicksale einzelner Geschlechter, Gesellschaften, Völker, Reiche und Staaten; Universalgeschichte, wenn sie die Schicksale und Veränderungen des ganzen Menschengeschlechts darstellt. Ein besonderer Theil und Zweig der Geschichte ist die Kulturgeschichte, welche den Gang der menschlichen Bildung in Wissenschaft und Kunst darstellt. Zu den vorzüglichsten deutschen Geschichtschreibern gehören: v. Archenholz, Joh. v. Müller, Spittler, v. Schiller, Raumer, Galetti, Luden, Becker, Rotteck, Fr. Chr. Schlosser, Fr. L. Ranke u. a. Es folgen nun Beispiele von Erzählungen aus den verschiedenen Gebieten der Geschichte.

a) Beispiele von historischen Erzählungen.

1) Aus der Geschichte der griechischen Poesie.

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche die älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und die Thaten eines Amphion und Orpheus sind nicht so ganz Fabel, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freilich würde es sehr unphilosophisch sein, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber selbst einer mittelmäßigen Musik gewesen sein kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höheren Cultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuern. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück. Nur in der Epoche der Barbarei, nur in der Zeit, wo eine unverfeinerte Sinnlichkeit die Gemüther beherrscht, kann die festliche Musik ein ganzes Volk begeistern und zu Thaten entflammen. Wo aber diese Musik noch überdem, wie in Griechenland, mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war: da ist es um desto begreiflicher, wie ein Gefühl der Gegenwart der Götter die Zuhörer ergreifen, und wie ihnen der begeisterte Dichter ein Liebling der Unsterblichen und ein Ausleger ihres Willens scheinen mußte.

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen: so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Takt des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war, so sind sie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden, welche, bei ihrem ersten Auftritte in der Geschichte der Literatur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameters, in welchem Homers Gedichte einhertreten! Wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich in ihm Gedanken und Worte an, und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis in die Zeiten der höchsten Cultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Ver-

sammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bei allen Festen, feierlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leier der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preise der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz und Musik zu Hilfe kam. In dem Trauerspiele war nicht bloß der lyrische Theil mit Gesang verbunden; der Dialog selbst war dem Recitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedichte, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte; als der feierliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem Gedränge des Volkes in die Studierstuben zurückzogen: da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben in ihr jene reizenden Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte; aber der Geist, der sie beseelen sollte, und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem gleichsam von selbst und ohne Mühe entquollen war. (Manso.)

2) Die Gestaltung der christlichen Poesie.

Was die Entwicklung und die ganze Gestaltung der christlichen Dichtkunst eigenthümlich bestimmt hat, ist: daß ihr überall eine heidnische Poesie vorangegangen war, deren Andenken bei den Nationen, nachdem sie christlich geworden, doch nie völlig erloschen ist, und daß sie selbst dagegen der natürlichen Grundlage einer eigenen und eigenthümlichen Mythologie entbehrte. Auf einem zweifachen Wege suchte man nun die Uebereinstimmung zwischen dem Christenthume und der Poesie zu erreichen; entweder man ging von dem Christenthume selbst aus und suchte eine vollständige, nicht bloß das Leben, sondern auch die Welt und die Natur umfassende Symbolik zu entwickeln, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geistigen Schönheit vereinigte und eben dadurch an die Stelle der alten heidnischen Mythologie für die christliche Kunst treten und dieser zum Ersatz dienen könnte. Diesen Weg, welcher von der Symbolik, einer so viel als möglich ganz christlichen nämlich, ausgeht und diese auf die Welt und in das Leben überträgt, ist vorzüglich die ältere allegorische Schule unter den italienischen Dichtern gegangen, und eben dadurch sind sie auch von den eigentlichen romantischen Dichtern unterschieden, von denen sie sich auch selbst sorgfältig abtrennen. Indessen ist jenes Streben und Suchen nach einer vollständigen christlichen Lebens-, Welt- und Natur-Symbolik zwar wohl in einem hohen Grade für die Malerei, aber niemals zur allgemeinen Befriedigung für die Poesie gelungen; auch im Dante nicht, viel weniger aber in den späteren ähnlichen Versuchen von Tasso und Milton.

Der andere Weg für die neue Poesie ist nun, wenn sie nicht von dem Ganzen eines allumfassenden christlichen Weltgedichtes, sondern von dem Einzelnen ausgeht, wie es ihr gerade gegeben ist, von dem Leben selbst, von der sagenhaften Geschichte, der einzelnen Legende, selbst von Fragmenten der alten heidnischen Mythologie, falls sie eine höhere Deutung und geistige Umwandlung zulassen, und daß sie diese poetischen Einzelnheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebiet der geistigsten Schönheit nach christlichen Begriffen zu steigern und zu verklären strebt. Darin ist Calderon vor allen andern der erste und herrlichste, wie Dante unter den christ-

lichen Dichtern auf dem andern Wege als der größte voransteht. Und dieser zweite Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einem Male in die Erscheinung hinein trägt, sondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus hinauf führt zur symbolischen Schönheit, ist das eigentlich unterscheidende Merkmal des Romantischen, in so fern wir dieses noch von dem Christlich-Allegorischen unterscheiden. (Frdr. v. Schlegel.)

3) Arminius, Deutschlands Befreier.

Im Jahre sechs nach Chr. Geb. erhielt Varus den Oberbefehl über die römischen Legionen in Deutschland und die Verwaltung der Provinz Germania. Des Varus früheres Leben ist unbekannt; nur das wissen wir von den römischen Geschichtsschreibern, daß er vor zwanzig Jahren Consul und zuletzt Landpfleger in Syrien gewesen, und daß er weder ausgezeichnet im Guten, noch im Schlechten war. Die Persönlichkeit des Varus also erklärt nichts; die Umstände aber erklären Alles. Deutschland nämlich war beruhigt; die Kräfte der Völker waren gebrochen, gelähmt, gefesselt; tiefer Friede herrschte überall. Zwischen Deutschland und den Römern bestand ein freundlicher Verkehr; römische Sitte und Sprache hatte Eingang gefunden, und die Deutschen zeigten Verlangen nach höherer Bildung und feineren Künsten. So nur konnte der Vorgänger des Varus bei seinem Abzuge die Lage der Dinge darstellen, und hiernach mußte man in Rom Alles reif halten für die Einführung einer völligen Provinzialverwaltung, des römischen Rechts und der römischen Gerichte.

Der neue Statthalter Varus erhielt daher den Befehl, diese Einführung zu bewirken; es ist nicht wahrscheinlich, daß er diesen Gedanken willkürlich und ohne Zustimmung des Augustus verfolgt habe. Um ihm aber die Vollziehung der Befehle möglich zu machen oder zu erleichtern, ward ihm ein Schwarm von Sachwaltern und Geschäftsleuten aller Art gegeben, den er mit sich an den Rhein nahm. Varus gewahrte den Unterschied zwischen dem alten, abgelebten Volke der Syrer und dem frischen, kräftig aufstrebenden Stamme der Deutschen nicht und behandelte die große Aufgabe wie ein gewöhnliches Geschäft, mit Zuversicht, mit Gleichgültigkeit, mit kalter verachtender Ruhe, auf nichts sinnend, als wie er die unangenehme Sache sobald als möglich vollenden könne. Daher sein Eifer ohne Theilnahme. Die gewöhnliche Vorsicht jedoch, die der Dienst forderte, vernachlässigte er nicht. Zwei Legionen ließ er am Rheine zur Beobachtung und zu freier Verfügung, und mit einem Heere von mehr als 50,000 Mann ging er vom Rhein an der Lippe hinauf in das Innere Deutschlands, mitten in die deutschen Völker hinein. Ueberall herrschte tiefe Ruhe. Er glaubte daher nicht, wie bisher geschehen war, nur einen drohenden Zug durch die Gaue des Landes machen, die Festungen besuchen und versorgen und etwa die Besatzungen erneuern und verstärken zu müssen und alsdann wieder zum Rhein zurück zu kehren: sodern es schien ihm förderlicher und nicht zu gewagt, auf dem linken Ufer der Weser im Lande der Cherusker ein Standlager zu beziehen. Dieses Standlager, vielleicht nach Art einer Stadt erbaut, wurde der Mittelpunkt aller Unternehmungen, alles Getreibes, alles Verkehrs, aller Geschäfte. Zu demselben begaben sich die Fürsten der deutschen Völker und Jeder, der zu bitten, oder zu klagen hatte; in demselben war Markt, Tausch und Handel. Varus selbst, in der Mitte dieser geräuschvollen Welt, umgeben von dem Glanze der Waffen seiner schönen Legionen, erschien in fürstlicher Herrlichkeit. Er sandte seine Befehle zu den deutschen Völkern, schrieb Steuer aus und Lieferungen jeder Art, und kleine Abtheilungen seines Heeres, hierhingesendet und

dorthin, gaben den Vorschriften Nachdruck und sorgten für Ordnung und Sicherheit der Wege. Auch saß Varus zu Gericht, ließ die Angelegenheiten deutscher Männer, ihre Streitigkeiten unter einander, ihre Zwiste mit römischen Soldaten oder Kaufleuten von gelehrten Sachwaltern in lateinischer Sprache führen, entschied nach fremdem, nach römischem Rechte, wie gegen Unterworfene und Sclaven, und ließ den Richterspruch, unbegreiflich für die Deutschen in seinen Gründen, unerhört in seinem Wesen, mit aller Strenge vollziehen. Also sah der Deutsche, was er nie gesehen hatte, den blutigen Rücken freier Männer; er sah ihn wund gegeißelt durch römische Gerichtsdiener. Auch sah er das nicht minder Unerhörte: die Köpfe deutscher Männer fielen unter römischen Beilen. Alles Dies war nicht etwa Muthwille, Härte, Grausamkeit; nein, es war das Recht, es war die Ordnung; es war der Geschäftsgang. Dem Deutschen mußte es aber ein unaussprechlicher Gräuel sein. Er, der keine Auflagen kannte, sah sich willkürlichen Besteuerungen unterworfen; er, der sich nur nach eigenem Willen zu Recht stellte, sah sich ergriffen und schändlichen Ruthenstreichen bloßgestellt; er, der selbst keinen Sclaven zum Tode verurtheilte, sah seinen Bruder gemordet von den Dienern einer fremden Gewalt. Auch fehlte es neben diesem gesetzlichen Verfahren gewiß nicht an Betrug, an Hohn, an Uebermuth und Mißhandlungen. Selbst in der Hütte seines Feldes war der freie Mann nicht mehr sicher mit den Seinigen; denn die kleinen Schaaren römischer Soldaten, die das Land durchstrichen, mochten oft in seinem Gehöft einbrechen, Unbilliges fordernd, mit Unverschämtheit nehmend, was ihnen gelüstete, und anderen Frevel verübend.

Inzwischen rostete das Schwert, vormals des deutschen Mannes Schmuck und Stolz; die Schlachtrosse standen thatlos und träumeten, und der Heldengesang, das Gedächtniß früherer Thaten, ein Aufreiz zu neuen war verklungen vor dem unverständlichen Gelärm des Sclavenmarktes. Drei Jahre dauerte dieser Gräuel. Es mag sein, daß gemeine Seelen hiebei unempfindlich geblieben sind. Aber ein heiliger Schmerz über den heillosen Frevel mußte jedes edlere Gemüth ergreifen. Er mußte die höchsten und kühnsten Entschlüsse erzeugen. Die ganze Masse des Volkes, zerstört in seinem Leben, mißhandelt in seinen Gefühlen, mußte den grimmigsten Zorn empfinden und zu jeglicher That und zu jeglichem Opfer geneigt werden. Aber wo war Licht zu finden in solcher Nacht? Wo Trost in solchem Jammer?

Unter den Männern, welche das ganze Gewicht des Unglückes fühlten, das auf ihrem Vaterlande lag, stand ein Jüngling, Armin genannt, bei weitem am höchsten. Denn er wußte selbst in so schweren Zeiten das Vertrauen seines Volkes zu gewinnen; er verlor unter den schrecklichsten Verhältnissen, umgeben von Treulosigkeit und Verrath, nicht den Glauben an sein Volk; er behielt die Besonnenheit, um die Gelegenheit zu ersehen und zu benützen; er wankte nicht im Augenblick der Entscheidung, gab der Masse eine Seele und führte mit eisernem Willen ungebeugt durch eigenes ungeheures Mißgeschick, mit Geist und Verstand glücklich hinaus, was in Verzweiflung begonnen war. Dadurch ist er seines Volks Hort und Heil, Retter und Gründer geworden. Armin war der Sohn Segimers, eines Fürsten der Cherusker, dessen Land, wie es scheint, auf dem rechten Ufer der Weser, nordwestlich vom Harze, lag. Als er an die Spitze seines Volkes trat, war er 25 Jahre alt. Die Schönheit seiner Gestalt, die Stärke seines Armes, die Schärfe seiner Sinne, die Schnelligkeit seines Verstandes haben auch die Feinde gerühmt; sie haben anerkannt, daß das Feuer seines Geistes sein Auge beseelt, seine Züge belebt habe. Aus seinem früheren Leben ist uns aber nichts

Einzelnes berichtet. Er war längere Zeit in römischen Kriegsdiensten gewesen. Im Lager des Varus hielt er sich auf als einer von den Anführern der Hilfstruppen, welche die Cherusker zu stellen verpflichtet waren. Die Römer hatten ihn mit dem Bürgerrechte beehrt und mit der ritterlichen Würde. Varus zog ihn Allen vor, und mit ihm und durch ihn auch seinen Vater Segimer. Es war die Achtung, welche Geist, Rüstigkeit und Gewandtheit immer finden. In diesem Jünglinge verschwand der Barbar vor den Römern; sie sahen nur den ausgezeichneten Mann. Von den Männern hingegen, welche aus Trägheit, Eitelkeit, Verblendung oder Verworrenheit entweder Gefallen fanden an Roms Anstalten und Herrschaft, oder sich doch anschlossen, ist Niemand bekannt, als Segestes. Dieser war gleichfalls ein Fürst der Cherusker und hatte seinen Sitz wahrscheinlich auf dem linken Ufer der Weser, in dem Lande, das jetzt den Fürsten von der Lippe gehört. Von den Römern war auch ihm die Ehre des Bürgerrechtes ertheilt worden. Eifersüchtig auf die Vortheile, die Armin in seiner Lage, und auf die Auszeichnung, die er bei Varus fand, bot Segestes Alles auf, den Jüngling zu verdrängen. In dem Gefühl aber, daß er an Geist und Kraft tief unter Armin stehe, nahm er seine Zuflucht zu dem gemeinen Mittel der Feigen, Schlechten und Niederträchtigen jener Zeiten, zu dem Mittel der heimlichen Angeberei und des Verdächtigens der Gesinnung. Varus mag jedoch den Grund dieser Schleicherei erkannt haben; auch schien es ihm vielleicht der menschlichen Natur gemäß, daß ein deutscher Mann bei dem Zustande seines Vaterlandes nicht ohne Kummer, Angst und Schmerz bliebe. Die Vergleichung beider Männer, des schleichenden Segestes und des offenen Jünglings Armin, ihr Wesen und ihr Handeln konnten ihn nur bestärken in seinem Glauben. Also verwarf er die Anklagen des Segestes und erhielt dem Armin sein Vertrauen.

Aber Ankläger der Gesinnung ließen von jeher selten ab und waren noch seltener zu widerlegen. Dieselbe Leidenschaft, die zum ersten Schritte trieb, führte weiter. Jede eigene Aeußerung, jede fremde Bewegung ward zum Beweise. Die Natur verlor ihr Recht, der Verstand seine Ehre; das Entfernteste wurde zum Nächsten gezogen und das Entgegengesetzte zum Gleichen gesellet. Aus Angst, Scham und dem Gefühle eigener Verdorbenheit entstand ein unauslöschlicher Haß und eine wilde Verfolgungswuth, die nicht eher geheilt war, bis man die Gewalthaber zur Theilnahme an der Sünde gebracht hatte, und bis das Opfer gefallen war. Die Römer aber hatten in Deutschland sehr große Ursache, vorsichtig, mißtrauisch, argwöhnisch zu sein. Ihre Herrschaft war neu und verdiente ihrer Natur nach den Haß der Völker. Es ist daher nach der Lage der Dinge und nach der Natur menschlicher Verhältnisse höchst wahrscheinlich, daß auch Armin als ein Opfer der Eifersucht, des Neides und der Rachbegierde gefallen und daß das Sclavenjoch auf dem deutschen Volke gelastet haben würde für ewige Zeiten, wenn dem Segestes vergönnt gewesen wäre, den Varus noch länger mit seinen heimlichen Anklagen zu beschleichen und zu bestürmen. Aber die Hand jener Weisheit, welche die Schicksale der Menschen und Völker lenket, wendete solches Unglück ab und führte unerwartet das Ereigniß herbei, durch welches Deutschland für die große Bestimmung gerettet und erhalten ward, die es in der Entwickelung des Lebens der Menschheit erfüllen sollte.

Ein entferntes deutsches Volk, müde der Mißhandlungen durch die Fremdlinge und nicht geschreckt durch die Macht der Römer erhob sich zu einem Aufstand, erschlug die römischen Dränger in seiner Mitte und zerriß das Netz der Arglist und der Gewaltthat, in welchem es sich gefangen sah. Niemand nennt den Namen

dieses Volkes, Niemand den Wohnsitz. So unwissend oder so gleichgültig waren die Römer. Indessen ist es nach dem Gange der Ereignisse nicht unwahrscheinlich, daß der Aufstand weit nach Norden hin stattgefunden habe, nicht fern von den Ufern der Weser.

Varus aber wurde durch die Nachricht von dieser Empörung desto stärker aufgeschreckt, je größer seine Sicherheit gewesen war. Umfang und Art nicht übersehend, hielt er für nothwendig, seine ganze Macht anzuwenden, um das Feuer zu löschen bei der Entstehung. Segestes unterließ nicht, um seine Beschuldigungen geltend zu machen, auch diesen Umstand als einen Beweis für die schlechte Gesinnung der Deutschen hinzustellen, deren Urheber und Pfleger Arminius sei. Varus durfte aber jetzt am wenigsten eingehen. Deßwegen vereinigte er, als ahnte er nichts, noch einmal die deutschen Fürsten zu einem nächtlichen Mahl, um sie zu gewinnen, oder zu befestigen, und ertheilte ihnen dann mit scheinbarem Vertrauen den Befehl, ihre Schaaren zu versammeln uwd ihm zu folgen auf seiner Heerfahrt. Sie sollten unschädlich gemacht und erhalten werden im Gehorsame des Dienstes. Sie sollten mitwirken zur Befestigung der Ketten Deutschlands. Sie sollten Zeuge sein von der Strafe, welche empörte Völker traf. Er brach auf, wahrscheinlich im Anfange des Monats September, 9 Jahre nach Christo; die deutschen Fürsten folgten mit ihren Hilfsschaaren. Je entfernter aber noch der Krieg war, desto weniger glaubte Varus die Vorsicht beobachten zu müssen, welche nur die Nähe des Feindes nothwendig macht. Die Fahrt war, wie im Frieden, ohne strenge Ordnung, die Legionen von einander getrennt, Gepäck und Gezeug, ein zahlreiches Fuhrwerk in der Mitte; auch fehlte es nicht an einer Menge von Weibern, Kindern, Krämern und anderen wehrlosen Menschen, die sich im Standlager gesammelt hatten und jetzt theils nach Aliso gingen, theils sich dem Zuge anschlossen.

Als aber die deutschen Völker in der Nähe den Abzug des römischen Heeres sahen und in der Ferne von demselben hörten: da stürmte der lang verhaltene Ingrimm hervor. Ein großes Licht schlug durch die finstere Nacht und entflammte die Herzen der Menschen. Freiheitsgeschrei ging von Gemeinde zu Gemeinde, Racheruf von Gau zu Gau. Ein Jeder sah seine Gefahr in der Gefahr der Brüder. Ein Gefühl in Allen führte zu Einem Entschlusse bei Allen. Das ganze deutsche Volk, so weit die Kunde erscholl, erhob sich wie ein einziger Mann. Alle deutschen Völker hatten nur ein einziges Vaterland. Ueberall wurden die römischen Soldaten überfallen und erschlagen, und von allen Seiten brausete der Landsturm heran, um das römische Heer zu umstellen, um es aufzuhalten auf seinem Zuge, um es anzugreifen, zu vernichten und das Vaterland zu befreien. So allgemein war der begeisternde Zorn, daß Sigismund, des Segestes Sohn, welchen der Vater zum Dienste römischer Gottheiten am Altare der Ubier jenseits des Rheins hingegeben hatte, auf den Ruf des Vaterlandes die priesterliche Binde zerriß und über den Rhein eilte, um nicht zu fehlen bei seinem Volke. Und er selbst, Segestes, blieb nicht zurück. Der Sturm riß auch ihn fort mit seinem Volke, hinweg über seine Verblendung, seinen Neid und seine Feindschaft gegen Armin.

Inzwischen zogen die Römer langsam und bequem ihres Weges der Weser abwärts. Sie bemerkten nur die Mühseligkeiten der Fahrt und gewahrten die Kreise des Unheils nicht, die sich mit furchtbarer Schnelle um sie zusammenzogen.

Auf die erste Nachricht von Unordnung oder Widersetzlichkeit erließ Varus eine richterliche Ladung an die Urheber, wahrscheinlich weil er den Schein unerschütterlicher Zuversicht und Haltung bewahren zu müssen glaubte. Aber die Noth wuchs; die Gefahr kam näher. Der Weg war schon durch große Bäume gesperrt;

es entstanden heftiger Regenschauer und Sturm; die Unbehaglichkeit und das Zittern des Leibes vermehrte schnell die aufsteigende Angst der Seele, und die erschütterten Gemüther wurden zugleich durch schauerliche Erscheinungen am Himmel und auf der Erde gequält. Schon kam es zwischen den deutschen Schaaren, die das Heer begleiteten, und den Römern zu blutigen Auftritten. Die wehrlose Menge, Weiber und Kinder, drängten sich zusammen, heulend und wehklagend, und vergrößerte den Schrecken.

Varus verkannte die Schwierigkeit seiner Lage nicht und versuchte noch immer, die deutschen Krieger in der alten Ergebenheit zu erhalten und wieder zu gewinnen. Er behandelte daher die Vorgänge wie gemeine Händel, schob die Schuld auf die Römer, verbot diesen den Kampf und ließ diejenigen, die des Verbots nicht achteten, gefangen nehmen und bestrafen für ihre Verwegenheit. Umsonst! Der Sturm wurde stärker, und es war nicht mehr in menschlicher Macht, den Gang der Dinge zu ändern. In diesem Gefühle ließ Varus ein Lager errichten, um Zeit zu gewinnen für die Ordnung des Heeres. In der Nacht verbrannte er alles unnöthige Gepäck und Gezeug, stellte die Legionen zusammen und befahl, was Zeit und Umstände für die Sicherheit und Rettung zu fordern schienen. Am folgenden Morgen ging der Zug weiter in veränderter Richtung. Das Heer wandte sich links, um den Anstalten der Deutschen auszuweichen, um Aliso zu erreichen und die Straße nach dem Rhein. Eine offenere Gegend, die vor den Römern lag, erlaubte ihnen, ihre Kräfte zu entwickeln und noch einmal zu zeigen in ihrer Herrlichkeit. Bald aber gerieth das Heer, nördlich von den Quellen der Lippe und südlich von den Quellen der Ems, in die Engpässe und Schluchten des Teutoburger Waldes und wurde hineingedrängt durch die Schaaren der Deutschen und durch die eigene Angst.

Unter diesen Umständen trat Armin hervor mit seinen Cheruskern. Voll des Gefühls, daß nach solchen Vorgängen das Heer der Römer vernichtet werden mußte, und überzeugt, daß es in den Schwierigkeiten, welche der Wald und das rauhe Wetter dem Zug entgegenstellte, vernichtet werden konnte, gab er durch Geist und Kühnheit in Anordnung, Bewegung und Angriff den Ausschlag. Er wurde der Feldherr, der Herzog der Deutschen aus Ost und West, weil er durch Entschluß und That die Augen Aller auf sich zu ziehen, Aller Seelen zu gewinnen, und fortzureißen verstand. Durch stete Angriffe unter Armins Leitung aufgehalten, gedrängt und geschwächt, durch Wald, Wind und Wetter ermüdet, vielleicht auch durch Hunger nicht weniger erschöpft, als durch die wachsende Angst, sahen die Römer das Ende des Tages herannahen, ohne daß sie dem Ende ihrer Noth näher gekommen wären. Sie versuchten abermals, an einer freien Stelle ihr Lager zu befestigen; aber es fehlte selbst zu einem solchen Werke der Zucht und der Gewohnheit an Kraft und Muth. Wie tief auch das Bedürfniß gefühlt werden mochte: die Befestigung blieb unvollendet. Arminius jedoch griff in der Nacht das offene Lager nicht an. Auch seine Deutschen bedurften der Ruhe; entgehen konnte der Feind nicht, und ein nächtlicher Kampf mochte bedenklich sein bei der Kriegsweise der Seinigen und bei dem Mangel an Ordnung unter den aufgestürmten Massen.

Als aber am Morgen des folgenden Tages das römische Heer aufbrach ohne Muth und ohne Hoffnung: da begann sogleich auf allen Seiten der geordnete Angriff. Armin, auf einer Anhöhe stehend, wo er die Schlacht übersehen konnte, verfügte durch Wort und Wink, durch Zuruf und Ermunterung über die Kräfte der Seinigen, um den Stoß der Keule dahin zu lenken, wo er zum Voraus die verderblichste Wirkung sah. Ein fürchterlicher Kampf! Die Römer in düsterer Ver-

zweiflung stritten um das letzte Gut, um das Leben; die Deutschen in freudiger Erwartung um das höchste Gut, um die Freiheit; beide mit der äußersten Anstrengung, deren die menschliche Natur fähig ist. Auf der einen Seite Angstgewimmer und Klaggeschrei, auf der anderen Seite Schlachtgesang und Siegesgejauchze, beides vermischend, das Rauschen des Regenschauers und das Geheul des Sturmwindes. Varus wurde verwundet. Im Schmerze der Wunde verzagend, vom Gefühle des Unglücks übermannt, keine Möglichkeit der Rettung erblickend, aber den Muth zu sterben in sich bewahrend, stieß er sich sein Schwert mit eigener Hand in die Brust, um dem Anblicke des Jammers, wie der gerechten Rache siegestrunkener Feinde zu entgehen. Viele folgten diesem Beispiele der Verzweiflung; bei den meisten vernichtete die Todesangst alle Besinnung; nur Wenige waren stark genug zu dem Entschlusse, im Kampfe den Tod zu suchen. Die Reiterei suchte zu entfliehen; aber auch sie erreichte das Verderben. Niemand entkam, als wer durch Zufall dem Geschick entging. Zuletzt ließ sich die Menge, ihrer Führer beraubt, durch die Anstrengung und die lange Angst, gleichgültig gegen Leben und Tod, ohne allen Widerstand niederschlagen. Nun endlich, als keine feindliche Waffe mehr gesehen wurde, hörte das Gewürge auf, und die Wehrlosen wurden gefangen genommen. Ueber dem blutigen Gefilde aber erhob sich ein unendliches Siegesgeschrei der begeisterten Krieger, ein Dank den Schutzgöttern des Vaterlandes. — Das sind die Ereignisse der Schlacht im Teutoburger Walde, groß und herrlich in Ursprung und Art, weil sie begründet waren im Wesen der menschlichen Natur, begreiflich für den menschlichen Verstand in ihrer Entwickelung, ehrenvoll für die Deutschen, ohne Schande für die römischen Männer, die als Opfer unglückseliger Verhältnisse gefallen sind. (Nach Heinr. Luden.)

4) Die Schlacht bei Chalons. (451 n. Chr. Geburt.)

Attila's Vater war Mundzuck, dessen Brüder Oktar und Roas über einen Theil des Hunnenvolkes herrschten. Nach deren Tod nebst seinem Bruder Bleta zur Nachfolge berufen, gewann er durch Meuchelmord die Alleinherrschaft; dann bezwang er noch viele andere Völkerschaften und nachdem er ein Heer von fünfmalhunderttausend Streitern um sich gesammelt, sann er darauf, die beiden ersten Völker der Welt, Römer und Westgothen, seinem Scepter zu unterwerfen. Dieser Mann, die Geißel des Menschengeschlechts und der Schrecken der Völker, war klein von Wuchs, doch breiter Brust und großen Kopfes mit kleinen, lebhaft umher blickenden Augen, blatter Nase, fast bartlos und von schmutzig gelber Hautfarbe; sein Sinn zwar kriegerisch, doch bedachtsam, stark von Entschluß, nicht unerbittlich gegen Flehende, gnädig gegen Unterwürfige; sein stolzes Selbstvertrauen erhöhete der Besitz eines Schwertes, welches ein Hirt in der Erde vergraben fand und ihm brachte, und das, wie er glaubte, als des Kriegsgottes Schwert, ihm die Herrschaft der Welt zusicherte. Seinen also auf Krieg und Zerstörung gerichteten Sinn spornte noch der Vandalenkönig Geiserich, welcher des Westgothenkönigs Theodorich Rache fürchtete, weil er dessen Tochter, die seinem Sohne vermählt war, auf bloßen Verdacht hin verstümmelt dem Vater zurückgeschickt hatte. Attila nun, in der Absicht, den Krieg zu beginnen, versuchte zuerst die Römer und Westgothen durch Zwietracht zu trennen. Zu dem Ende schickte er Gesandte nach Italien zum Kaiser Valentinian mit Freundschaftsversicherungen und der Erklärung, nur mit Theodorich habe er Feindschaft und Zwist; auf gleiche Weise schrieb

er an Theodorich, mahnte ihn ab vom Bündniß mit den Römern und munterte ihn auf zum Krieg gegen dieselben. Da schickte auch Valentinian Gesandte an die Westgothen und forderte sie auf zur Einigkeit und zum Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, den Welteroberer. Theodorich schließt den Bund mit freudiger Beistimmung seiner Großen und des gesammten Volkes. Allgemein ist der Wetteifer, zu kämpfen, man sehnt sich nach dem Anblick des Feindes. Theodorich, begleitet von zwei Söhnen, führet unzählige Schaaren heran; der Patricius Aëtius, damals des römischen Staates Stütze, sammelt von allen Seiten seine Krieger; ihm gesellen sich als Bundesgenossen Franken, Sarmaten, Armoriker, Burgunder, Sachsen und andere Völker celtischen und germanischen Stammes. Also rücken sie aus in die unübersehbare Ebene von Chalons; dahin ziehen auch die feindlichen Schaaren, und so sammeln sich dort unzählige Völker, auf beiden Seiten voll Muth und Tapferkeit, bereit, in offener Feldschlacht zu kämpfen.

Bevor es zur Schlacht kam, wollte Sangiban, König der Alanen, dem Attila die Stadt Orleans überliefern; aber Theodorich und Aëtius entdeckten den Anschlag, schützten vor seiner Ankunft dieselbe durch starke Befestigungen, und gaben jenem in der Schlacht eine solche Stellung zwischen ihren eigenen Truppen, daß er nicht schaden konnte. Das Lager beider Heere lehnte sich an eine mäßige Anhöhe, deren Gipfel jeder zu gewinnen strebte, rechts die Hunnen, links die Römer und Westgothen. Auf letzterer Seite hatte Theodorich den rechten Flügel, Aëtius den linken, zwischen ihnen Sangiban, von beiden bewacht. Auf Seiten der Hunnen dagegen war Attila mit den Tapfersten der Seinigen in der Mitte, auf den Flügeln die unzähligen Völkerschaften, die seinem Scepter unterworfen waren. Unter diesen am streitbarsten das Heer der Ostgothen, geführt von den Brüdern Walamir, Theodemir und Widemir, aus dem erlauchten Königsgeschlechte der Amaler; dann folgte das zahllose Heer der Gepiden unter dem weitberühmten König Ardarich, der wegen ausgezeichneter Treue und Einsicht gleich Walamir dem Attila besonders vertraut war. Der übrigen Könige und Führer Schwarm umstand den König der Könige, mit Furcht und Zittern seines Winkes gewärtig.

Zuerst nun entspinnt sich ein Gefecht um den Besitz der Anhöhe. Thorismund, Theodorichs Sohn, und Aëtius besetzten zuerst den Gipfel und trieben Attila's Leute, die vergebens hinanstürmten, mit Leichtigkeit herab. Da nun Attila durch diesen Erfolg sein Heer in Bestürzung sah, glaubte er durch ermunternde Anrede sie ermuthigen zu müssen. „Ihr Ueberwinder des Erdkreises," sprach er, „bedürft keines Spornes. Dem Tapfern ist es Lust, mit der Faust Rache zu nehmen. Muthig also und kühner im Angriff stürzet auf den Feind! Verachtet die nicht einstimmigen, durch Furcht verbundenen Völker, die auf der Höhe ihr Heil suchen! Ihr kennt schon die Römer, wie weichlich sie sind, denen selbst der Staub Beschwerden macht. Drum lasset sie immer mit Schilddächern sich decken, und dringet mit aller Macht auf die Alanen und Westgothen, den Kern des feindlichen Heeres. Sind diese erst geschlagen, so halten die andern alle nicht Stand. Uebrigens waltet das Schicksal; wer nicht sterben soll, den trifft kein Geschoß inmitten des Kampfgewühles; wer zum Tode bestimmt ist, den erreicht sein Geschick noch an sicherer Stelle! Ich an eurer Spitze schleudere den ersten Speer;

wer träge rastet, dieweil Attila streitet, den bedecke die Erde!" Darauf begann die Schlacht, ein wüthender, vielfach wechselnder, gräßlicher, hartnäckiger Kampf, dergleichen nirgends je sonst die Vorwelt sah, und es geschahen Thaten, wundersam, wie sie der Tapferste sonst nicht erlebte. Alte Leute erzählen, ein Bach, der durch das Blachfeld fließet, sei vom Blute der Erschlagenen und Verwundeten angeschwollen, wie ein Waldstrom, den der Platzregen anschwellet. Da fällt der greise Theodorich, während er mahnend die Reihen der Seinigen durchreitet, von einem Pfeil getroffen vom Pferde und wird von den Hufen zerstampft. Wüthender dringen jetzt seine Westgothen vor, und fast hätten sie den Attila selbst niedergehauen, hätte er sich nicht noch zeitig mit den Seinigen in die Wagenburg geflüchtet. Schon war es Nacht, als Thorismund, in der Meinung, auf die Seinigen zu stoßen, vom Hügel herab unter die feindlichen Wagen geräth; tapfer kämpft er hier, bis er vom verwundeten Pferde sinkt und gerettet durch die Sorge seiner Gefährten sich zurückziehet. Aëtius aber, auf gleiche Weise im Dunkel von den Seinigen getrennt, irrt eine Zeit lang mitten unter den Feinden umher, besorgt um das Schicksal der Gothen, bis er endlich wieder in das Lager seiner Verbündeten gelangt. Bei Tagesanbruch, als sie sehen, wie der Wahlplatz mit Leichen bedeckt ist und die Hunnen nicht aus ihrem Lager herauszugehen wagen, da erst gewahren sie, daß ihnen der Sieg geblieben, und daß Attila mit großem Verluste den Platz geräumt habe. Dieser, wiewohl er nicht den Kampf zu erneuern gedachte, läßt doch mit den Waffen und Trompeten einen fürchterlich drohenden Lärm erheben, gleich dem Löwen, der, von den Speeren der verfolgenden Jäger bedrängt, zwar den Kampf nicht wagt, aber durch Gebrüll am Eingang die Verfolger zurückschreckt. Gothen und Römer berathen mit einander, was nun zu thun sei, und beschließen, den Feind durch Belagerung auszuhungern; denn es gebrach ihm an Lebensmitteln. Attila aber soll in seinem Lager einen Scheiterhaufen von Sätteln errichtet haben, um sich, wenn die Feinde eindrängen, darauf in die Flammen zu stürzen, damit Keiner seiner Wunden sich freuen, noch ihn in seine Gewalt bekommen möge.

Inzwischen suchten die Westgothen Theodorichs Leichnam unter den Haufen der Gefallenen hervor, bestatteten ihn mit Gesang und kriegerischen Ehren und rufen ihren Tapfersten, den Helden **Thorismund**, an seiner Stelle zum König aus. Dieser rüstet sich, durch Vernichtung des übrigen Hunnenheeres des Vaters Tod zu rächen. Aber Aëtius, der aus Uebermacht der Gothen Gefahr für das römische Reich befürchtet, räth ihm, in seine Heimath zurückzukehren, um die neugewonnene, von seinen Brüdern bedrohte Herrschaft zu befestigen. Thorismund, der diesen Rath für aufrichtig hält, ziehet ab nach Toulouse, wo Niemand seine Herrschaft ihm streitig macht, und so entgeht die Gelegenheit zu noch größeren Thaten. Doch sollen in der Völkerschlacht von beiden Seiten hundert und zwei und sechszigtausend Mann gefallen sein, außer den neunzigtausend Franken und Gepiden, welche vor der Hauptschlacht in nächtlichem Kampfe, die Einen für die Sache der Römer, die Andern auf Seiten der Hunnen streitend, den Tod fanden. Nach dem Abzug der Gothen hielt sich Attila, der eine List fürchtete, noch eine Zeitlang ruhig im Lager; dann, als Alles von Seiten der Feinde sich ruhig verhielt, kehrte ihm Muth und freudige Hoffnung zurück, und da er die Trennung der Feinde gewahrte, zog er gegen Italien. **Aquileja**, die

Hauptstadt der Veneter, erstürmt er nach langer Belagerung, plündert und verheert dieselbe so gräßlich, daß kaum die Spur der Stadt sichtbar blieb. Mit gleicher Wuth verheeren die Hunnen das ganze Veneterland, zerstören Mailand, Pavia und andere Städte, und sind schon im Begriff, gegen Rom zu ziehen, als der römische Bischof Leo an der Spitze einer Gesandtschaft ihn zum Rückzug beredet. Darauf wendet er sich von Neuem gegen die Westgothen und zunächst gegen die Alanen, die an der Loire seßhaft waren. Aber Thorismund kommt ihm zuvor und nöthigt ihn durch einen zweiten Sieg, in seine Heimath an der Donau zurückzukehren.

Nicht lange nachher starb Attila an einem Blutsturz. Seine Söhne entzweiten sich über die Nachfolge; die unterworfenen Völker entzogen sich ihrer Herrschaft, und so zerfiel wieder die große Macht und das ausgedehnte Reich der Hunnen. (Nach Jornandes von Lanz.)

5) Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer (1099).

Fast ein volles Jahr nach der Schlacht gegen Korboga gelangten die Kreuzfahrer erst vor Jerusalem. Denn lange hatten die Fürsten theils mit einander gehadert, theils in Streifzügen Zeit und Kräfte vergeudet, bis endlich das Volk mit lautem Ungestüm verlangte, gegen die heilige Stadt geführt zu werden. Als man endlich, am 5. Juni 1099, nach Nikopolis, dem vormaligen Emaus, gelangte, welches nur noch drei Meilen von derselben entfernt ist, kamen um Mitternacht Gesandte von den Christen zu Bethlehem und baten um eine Besatzung zum Schutz ihrer schönen Kirche, aus Besorgniß, die von allen Seiten in die Hauptstadt flüchtenden Ungläubigen möchten sie zuvor zerstören. Also eilte Tankred mit hundert erlesenen Reitern dahin voraus und pflanzte seine Fahne auf der Kirche auf. Schlaflos vor Ungeduld und Sehnsucht brachte indessen das Heer die Nacht zu, und als man gar vernahm, daß bereits eine Schaar nach Bethlehem vorausgezogen sei, da wartet man weder das Tageslicht, noch den Befehl der Führer ab, sondern eilte in ungeordneten Haufen vorwärts. Eine kleine Schaar streifte bis in die Nähe der Stadt, und trieb erbeutete Heerden mit sich zurück, als plötzlich ein Haufe Türken aus der Stadt hervorbrach und die fliehenden Ritter auf einen Hügel drängte: da kam glücklicher Weise Tankred, der gerade von Bethlehem zurückkehrte, dazu, und verjagte die Feinde. Als sie dann freudig mit der Siegesbeute zu dem übrigen Heere kamen, erhob sich unendlicher Jubel. Mit wetteifernder Eile erstieg man die Höhen, welche die Stadt ihren Blicken entzogen. Und als sie nun den Gipfel erreichten und das Ziel ihrer Wünsche und Kämpfe vor sich sahen, da fielen Alle auf die Kniee und dankten Gott mit Freudenthränen in den Augen.

Ein längliches Viereck von mäßigem Umfang erstreckte sich Jerusalem über den Rücken und den Abhang zweier nicht sehr hoher Berge, Zion und Moria genannt. Auf dem ersteren, der südwestlich die Stadt begrenzte, ragte der Thurm David als ein festes Bollwerk über die Stadt; am Abhang desselben Berges gewahrte man die Auferstehungskirche; weiter nordöstlich, auf dem Moria, erhob sich an derselben Stelle, wo vordem der Tempel Salomons stand, die vom Chalifen Omar erbaute Moschee. Dieselbe war achtseitig, innen und außen mit Marmor bekleidet, mit einer mächtigen Kuppel, die über dem bleiernen Dach emporragte, und stand auf einer etwas erhöheten Fläche innerhalb eines von vier Seiten mit Mauern umschlossenen Vorhofs, der gleich jener Fläche ganz mit weißem Marmor belegt war. Doppelte Ringmauern, mit starken Thürmen besetzt, umschlossen die

Stadt, soweit sie nicht durch ihre Lage unzugänglich war. Sie war aber auf drei Seiten durch tiefe Thäler von der gebirgigen Umgegend geschieden. Ostwärts nämlich zieht sich das Thal Josaphat zwischen dem Moria und dem Oelberge; südlich und zum Theil westlich bilden die schroffen Abhänge des Berges Zion das enge Thal Hinnom; nur nordwärts erstreckt sich eine weite Ebene bis unmittelbar zur Stadt. Auf dieser und einem Theil der Westseite, soweit die Gegend zugänglich war, schlugen die Christen gleich den folgenden Tag ihr Lager, und zwar zunächst dem Stephansthore, im Nordosten Herzog Gottfried von Bouillon, dann in westlicher Richtung folgten die Grafen Robert von Flandern und von der Normandie, hierauf Tankred vor dem nach ihm benannten Thurme, zuletzt Graf Raimund von Toulouse vor dem westlichen Davidsthore, der später einen Theil seines Lagers südlich unmittelbar vor der Stadt auf den Zion neben die Marienkirche verlegte. Das gesammte Heer belief sich noch auf 40,000 Köpfe, darunter aber nur 20,000 streitbares Fußvolk und 1500 Ritter. Die bewaffneten Vertheidiger der Stadt betrugen ebenfalls 40,0000; die einheimischen Christen waren größtentheils aus der Stadt vertrieben worden; die übrige Bevölkerung wetteiferte in der Vertheidigung mit der ägyptischen Besatzung, welche erst kürzlich die Seldschucken daraus verjagt hatte.

Bei der ungeduldigen Kampflust der Pilger ward schon am fünften Tage ein allgemeiner Sturm gewagt und nach hartnäckigem Kampfe die erste Ringmauer erobert; aber der gänzliche Mangel an Belagerungsgeräth, welchen keine Begeisterung zu ersetzen vermochte, zwang sie, sich wieder zurückzuziehen. Ein syrischer Christ zeigte ihnen in ziemlicher Entfernung ein verborgenes Thal, wo sie das nothdürftige Bauholz fanden, und nun begann man mit dem regsten Wetteifer die Arbeit. Wer sich nicht auf Fertigung der Maschinen verstand, war mit Handleistungen und Herbeischaffen der Balken und Faschinen thätig; die Kosten wurden durch Beiträge gedeckt; Keiner zog sich zurück, Reiche wie Arme, Ritter und Knappen, Jeder wußte kaum sich selbst zu genügen, um das große Ziel zu erreichen. Bald aber hatte ihre Ausdauer eine harte Probe zu bestehen. Entsetzlicher Durst peinigte ärger, als zu Antiochien der Hunger. Die ohnedieß wasserarme Gegend war von der Glühsonne der heißen Jahreszeit ausgedörrt, der Bach Kidron, welcher durch das Thal Josaphat fließt, versiegte; die einzige Quelle Siloë floß ununterbrochen und gab ungenießbares, salziges Wasser; alle anderen Quellen weit und breit waren vom Feinde verstopft, Brunnen und Cisternen verschüttet. Fünf bis sechs Meilen weit holte man in Schläuchen spärliches Getränk, welches für das Bedürfniß der Menschen bei weitem nicht ausreichte, geschweige der Thiere, die haufenweise hinstarben und die Luft verpesteten. Und wenn man nun, um Wasser und Futter zu holen, auszog, so brachen feindliche Haufen aus Hinterhalten hervor und überfielen die Zerstreuten. In dieser Noth war die Ankunft einer Genuesischen Flotte sehr erfreulich. Dieselbe brachte Lebensmittel und neue Mannschaft, darunter geschickte Werkleute, welche eben jetzt treffliche Dienste leisteten. Mit verstärktem Muthe und Eifer wurden nun die Werke um die Stadt vollendet, darauf ein neuer Sturm beschlossen. Zuvor veranstalteten die Geistlichen einen feierlichen Umzug auf den Oelberg und zur Marienkirche. Barfuß, in weißem Priestergewand, Kreuze in den Händen, zogen die Bischöfe an der Spitze der übrigen Priester voran, es folgten die Fürsten und das gesammte Volk, gleichfalls barfuß, in demüthiger Andacht. An den heiligen Stätten traten Peter der Einsiedler und Arnulph, des Grafen Robert Kapellan, auf, und ermahnten zu Eintracht und Vertrauen; man rief im Gebet den Beistand des Höchsten an; aller

Hader ward abgethan; Tankred und Graf Raimund von Toulouse, welche im heftigsten Zwiste lebten, reichten sich zuerst die Hände. So kehrte man allseitig versöhnt und gestärkt zurück, voll Begeisterung für den nahen Kampf. Die Feinde höhnten und verspotteten von den Mauern herab den andächtigen Zug, und reizten so den heiligen Eifer zu wüthender Erbitterung.

In der Nacht vor dem bestimmten Tage wurden mit größter Anstrengung Vorbereitungen zum Sturm getroffen. Da der Herzog Gottfried und die beiden Grafen Robert bemerkten, daß an den Stellen, wo sie ihre Thürme und Werke errichtet hatten, die Mauern der Stadt trefflicher, als sonst irgend, durch Maschinen sowohl, als starke Besatzung geschützt waren: so legten sie in aller Stille und Eile ihre Werke auseinander und richteten sie weiter östlich wieder auf, wo die Mauer zugänglicher und schwächer vertheidigt war. Bereits vor Sonnenaufgang war die ganze Arbeit, die nicht gering war, fertig, so daß die Feinde stutzten, als sie am Morgen die Veränderung gewahrten. Zu gleicher Zeit ließ Graf Raimund den Boden vor seinem Thurme ebnen und diesen vorschieben; auch Tankred that dasselbe. Diese Thürme waren vierseitig, vorn mit doppelter Bretterbekleidung, so daß man die vordere ablösen und gleich einer Fallbrücke auf die feindliche Mauer herablassen konnte, während die innere noch stark genug und mit Häuten bedeckt war, um gegen Brand und Geschosse hinlänglich zu schützen.

Mit Anbruch des Tages stürmten die Christen, einmüthig entschlossen, zu siegen oder zu sterben; Weiber, Greise, Kinder halfen die Maschinen vorrücken. Mit einem Hagel von Geschossen aller Art empfangen sie die Belagerten. Jene dringen unerschrocken voran, schleudern Steine, Pfeile, Speere gegen die Vertheidiger, und lassen das Sturmzeug spielen. Die Mauern aber sind mit Säcken voll Stroh und Spreu, mit Kissen und anderen weichen Gegenständen behängt, um die Kraft der Geschosse zu schwächen, und von oben spielen nicht minder heftig und geschickt die Maschinen, um die Belagerer abzutreiben, ihre Werke zu beschädigen. So entstand ein entsetzlich harnäckiger Kampf, der dauerte vom Morgen bis zum Abend und war an allen Stellen gleich wüthend, zumeist aber bei den drei großen Belagerungsthürmen. Daselbst schleuderte man gewaltige Feuerbrände, brennende Pfeile mit Schwefel und Pech, warf Töpfe mit Oel, Fett, Wachs und anderen Stoffen, wodurch das Feuer genährt wird, herab, und die Christen mußten unaufhörlich löschen. Noch war der Kampf unentschieden, als die Nacht einbrach. Schlaflos ward diese auf beiden Seiten zugebracht; hier wie dort die ängstlichste Wachsamkeit, beständiges Umherstreifen der Rundwachen, keine Erholung von der Anstrengung des Tages. Schon vor Sonnenaufgang ist Jeder wieder an seinem Posten. Der Kampf erneuert sich in aller Mannichfaltigkeit mit verdoppelter Hitze. Groß war die Zahl der Leichen, der Verstümmelten, Zerschmetterten auf beiden Seiten; aber keine Gestalt des Todes, keinerlei Wunden und Gefahren vermochten den Eifer der Stürmenden abzuschrecken, den Widerstand der Vertheidiger zu schwächen. Eine gewaltige Maschine schleuderte ungeheuere Steine in die Stadt, und zerschmetterte Alles, wo sie nur traf; kein Mittel hilft dagegen; man bringt zwei Zauberinnen herbei, die übermächtige Gewalt zu beschwören; doch ein Stein zerschmettert die beiden nebst drei Begleiterinnen. Da erschallt lauter Jubel durch das Lager; doch den Belagerten sinkt nicht der Muth.

Sieben Stunden bereits dauerte der hitzige Kampf ohne Entscheidung; schon ermatteten die Stürmenden von der übermäßigen Anstrengung; manche Maschinen waren zerschmettert, andere vom Feuer zerstört; schon dachte man zu rasten, um morgen den Sturm zu erneuern, und die Belagerten frohlockten, als sie den An=

griff lässiger sahen; — siehe, da zeigt sich auf dem Oelberg ein Ritter mit glänzendem Schilde, und winkt zur Fortsetzung des Kampfes. Herzog Gottfried gewahrte die Erscheinung zuerst auf dem obersten Stockwerk seines Thurmes, und zeigte sie den übrigen Fürsten und dem Volke mit freudigem Zuruf. Da — wie von einem Zauber gerührt, sammeln sich alle wieder um ihre Häupter; Weiber eilen mit Erfrischungen herbei; mit neu belebter Kraft, keiner Wunden noch Erschöpfung gedenkend, erneuen sie den Kampf in freudiger Siegeshoffnung. Binnen einer Stunde war der Graben vor der Mauer angefüllt; die vordere Mauer gebrochen, und des Herzogs Thurm vor die zweite Mauer gerückt. In der ersten Bestürzung der Belagerten wurden die Kissen und Säcke, womit dieselbe behängt war, angezündet, und ein günstiger Nordwind trieb die dichten Rauchwirbel empor den Vertheidigern ins Gesicht, daß sie geblendet und fast erstickt vom Posten wichen. Schnell ließ Gottfried die Fallbrücke, durch starke Balken gestützt, niedersinken, und im Nu stand der Herzog nebst seinem Bruder Eustach und zwei flandrischen Edelleuten auf der Mauer; ihnen nach folgten die übrigen der Seinigen, so viele nur die Brücke tragen konnte. Sofort verließ nun der Feind die Mauer; die Stürmenden legten die Leitern an, und drangen in Masse ein, an der Spitze die beiden Robert, Tankred, Hugo und eine Menge der edelsten Ritter. Das Stephansthor ward geöffnet und das gesammte Christenheer eingelassen. Jetzt entstand auf den Straßen ein entsetzliches Blutbad; Alles, was in den Weg kam, ward niedergemacht; Leichen häuften sich auf Leichen.

Noch kämpften am südlichen Ende der Stadt die Bewohner gegen den Grafen von Toulouse, dessen Thurm schon dicht vor der Mauer stand. Als sie aber das Geschrei der siegestrunkenen Christen, vermischt mit dem gräßlichen Jammerruf der Sterbenden hinter dem Rücken vernahmen, flüchteten sie von der Mauer in den nahen Davidsthurm. Nunmehr ließ auch Raimund die Fallbrücke nieder und drang mit den Seinigen ein, öffnete das Davidsthor, und das einströmende Heer begann ein gleiches Gemetzel, so daß, wer den Uebrigen entronnen war, von ihren Händen den Tod fand. Der größte Theil des Volkes flüchtete in die Moschee Omars und den mit Mauern umschlossenen Vorhof. Tankred erstürmte den Eingang und erbeutete darinnen unermeßliche Schätze; denn zum Voraus war bestimmt worden, daß Jeder zu eigen behalten solle, was er erbeuten würde, und vor welchem Haus Jemand seinen Schild oder andere Waffe aufpflanzte, das solle ihm gehören mit Allem, was darinnen sei. Nachher fanden sich auch die übrigen Führer in dem Vorhof ein, und nun begann ein gräßliches Morden; kein Alter noch Geschlecht wurde verschont; Alle, die sich daselbst fanden, wurden niedergehauen, daß das Blut in Strömen die Marmorfläche hinabfloß. Ein Grauen war es, die gräßlich verstümmelten Leichname und die abgerissenen und zerstreuten Glieder zu sehen und die wüthenden Sieger, von den Füßen bis zum Haupte in Blut gebadet. Zehntausend Menschen sollen an dieser Stelle getödtet worden sein, und nicht weniger in den Straßen und Häusern zerstreut. Die Sieger vertheilten sich rottenweise durch die Stadt, drangen in die Wohnungen und würgten, wie das Vieh, Alle, die sie aus den Schlupfwinkeln hervorzogen; Andere schleuderten sie aus den Fenstern herab, daß sie auf den Straßen Haupt und Glieder zerschmetterten. Nur die sich in den Thurm Davids geflüchtet hatten, sicherten sich durch Vertrag mit dem Grafen von Toulouse ihr Leben, indem sie unter der Bedingung die Burg übergaben, daß sie gegen Lösegeld nach Askalon abzogen. Von der ganzen übrigen Bevölkerung blieben nicht soviel am Leben, als erforderlich waren, um die Straßen von den Leichnamen zu säubern.

Nachdem endlich dem Rauben und Morden ein Ziel gesetzt war, reinigten sich die Pilger vom Blute und zogen mit entblößtem Haupte und Füßen demüthig zu den geweihten Stätten, vor allen zur Auferstehungskirche. Daselbst empfingen sie die einheimischen Christen, welche zur Zeit der Erstürmung dahin geflüchtet waren und angstvoll ihrer Erlösung harreten, mit Freudenthränen und Lobgesängen: zumeist aber zollten sie Dank und Ehre Peter dem Einsiedler, welcher vor fünf Jahren ihnen Errettung verheißen hatte. Die Sieger warfen sich auf die Kniee und dankten Gott in brünstigem Gebet; Alle zerfloßen in Thränen; mit zerknirschtem Gemüthe beichteten sie ihre Sünden, übten Mildthätigkeit in reichlichem Maße und wetteiferten in Werken der Andacht. Hernach wurden die Straßen und Häuser gereinigt, die Tempel zum Dienste Christi geweiht, und der Tag der Eroberung zu einem Freudenfeste für ewige Zeiten bestimmt. (Nach Wilhelm v. Tyrus von Lanz.)

6) Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradins.

Auf unpartheiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden; deßhalb ließ der König (Carl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig."

Als die Richter diese Anklagen hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Carls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht." — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Carl — das niedrigste Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von anderen Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech, jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangene aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der

Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres drängen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts bekränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Carls von Anjou, hausete.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Carl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre; wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. —

Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten. Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Nach diesen mordete man noch Mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über Tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt. — (Friedrich v. Raumer.)

7) Cosmo und Lorenzo von Medici.

Cosmo von Medici regierte Florenz dreißig Jahre. Er war Herr seiner Vaterstadt; im Aeußerlichen unterschied er sich nicht von andern Bürgern. Fürsten suchten seine Töchter; er verheirathete sie in vaterländische Häuser. Er wirkte in Geschäften eben so still, als vorsichtig, also, daß er dem Neide entging, und das Glück seine meisten Unternehmungen begleitete. Er war voll Güte und Leutseligkeit und doch voll Würde, sehr beredt, wenn gleich ungelehrt, aber ein Freund unterrichteter Männer. Er zog den Griechen Argyropolus nach Florenz, daß die Jugend seine Sprache lerne; Marsilius Ficinus, dem zweiten Vater der damals wieder aufblühenden platonischen Philosophie, schenkte er ein Gut, damit er ungestörter den Wissenschaften leben könne; für die Universität Padua stiftete er eine Bibliothek. Allen Gelehrten war sein Haus geöffnet; kein Wunder, wenn sie seinen Namen mit Verehrung nannten. Den Handwerkern gab er Arbeit; er baute in Florenz einen königlichen Palast und vier herrliche Landhäuser. Der Geistlichkeit gefiel, daß er Kirchen, Klöster, Kapellen und Altäre neu stiftete oder begabte. Es war fast kein Mann von Ansehen in der Stadt, dem er nicht große Geldsummen vorschoß, Vielen ungebeten, sobald er ihre Noth erfuhr, und dies hielt er so geheim, daß es sein Sohn erst nach seinem Tode in seinen Büchern fand. Ganz Florenz verband er sich durch Erweiterung seines Gebietes; und als die Venetianer und König Alphonso von Neapel sich gegen seine Vaterstadt vereinigten, leerte er durch seinen Credit Venedig und Neapel von Geld, also, daß sie zum Frieden genöthigt wurden. Dies vermochte er durch seine unermeßlichen Reichthümer: 128 Handelshäuser wurden in Europa, Asien und Afrika auf seinen Namen verwaltet. Aber Alle, die in seinen Diensten waren, Alle, die von ihm abhingen, viele Familien in Florenz bereicherte sein Ueberfluß. Und damit der Ruhm seiner Wohlthätigkeit durch die ganze Welt flöge, baute er zu Jerusalem für fromme Pilger ein Spital. Eben dies machte ihn zum Herren seiner Vaterstadt, daß er vor allen Andern freigebig und großmüthig war.

Als er starb, trauerten alle Fürsten der Christenheit mit seinen Söhnen; der Papst, der König von Frankreich ließen durch Gesandte ihr Beileid bezeugen, und durch ein feierliches Dekret über seinem Grabe, (wo die Schmeichelei schweigt) nannte ihn die Republik Vater des Vaterlandes, die Nachwelt den Großen.

Lorenzo von Medici gab seiner Vaterstadt Ueberfluß, dem florentinischen Volke Einigkeit, dem Adel Ehre; er hielt herrliche Spiele und Triumph-Aufzüge wie bei den Alten; er erweiterte und zierte Florenz durch herrliche Gebäude, und sicherte die Grenzen durch neue Schlösser. Den Handel, in dem er Unglück erlitten, gab er auf, und kaufte Landgüter als einen sicherern Reichthum. Wunderbar liebte er Alle, die in einer Kunst oder Wissenschaft sich auszeichneten, so daß er mit Recht den Zunamen eines Vaters der Musen sich erwarb. Er gründete die Universität zu Pisa; für ihn sammelte Johann Laskaris in Griechenland und Asien alte Schriftsteller; Agnolo di Montepulciano, der in der classischen und schönen Literatur das goldene Zeitalter August's zurückführte, vertraute er die Erziehung seiner Kinder; Demetrius Chalkokondilas, der den Abdruck des Homers besorgte, ward von ihm auf jede Weise unterstützt, und auch die gelehrten Freunde seines Großvaters lebten noch und schmückten sein Haus. So großmüthig und prächtig bewies er sich in allen Dingen, daß der junge Fürst von Mirandola (in dem sein Zeitalter etwas Göttliches zu erblicken glaubte), nachdem er ganz Europa durchreist hatte, keinen Ort wußte, wo er lieber leben mochte, als zu Florenz. Lorenzo selbst war guter Dichter, voll Witz und Geist; seine müßigen Stunden füllte er mit Musik, mit Betrachtung schöner Werke der Architektur, der Baukunst und Malerei, oder auch mit leichtfertigen Witzspielen und solchen Scherzen im Kreise seiner Familie, daß, wenn man dieses und dann wieder die Größe seines Geistes und seine ganz Italien umfassende Klugheit betrachtete, man zwei Personen in ihm anzunehmen geneigt war.

Seinen Geschmack, seine Pracht, sein Glück und seine Klugheit bewunderte nicht nur Italien, sondern ganz Europa. Ludwig XI. bat ihn durch den Geschichtschreiber Philipp von Comines um seine Freundschaft. Innocenz VIII. suchte für den Fürst Cibo eine seiner Töchter; der Held Matthias Hunyades gab ihm viele Beweise seiner Liebe; selbst der ägyptische Sultan ehrte ihn durch Gesandte und Geschenke und der Padischah durch noch größere Proben seiner Achtung. Allzufrüh starb er, im vier und vierzigsten Jahre seines Alters, für das Glück Italiens, dessen Frieden allein auf seiner Weisheit beruhte. (v. Dresch.)

8) Die Erstürmung Constantinopels von den Türken (1453).

Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beistand gerettet zu sein; denn im türkischen Lager hatte sich das Gerücht von annahender italienischer und ungarischer Hilfe und mit dem Gerüchte ein panischer Schrecken verbreitet, wahrscheinlich durch Chalil-Pascha, welcher der Fortsetzung der Belagerung entgegen, der heimliche Freund der Griechen war. Drei Tage lang grassirte Muthlosigkeit im türkischen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloschenen Muth wieder entzündete, indem sie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott den Christen, zürnend über dieselben, die Fluth seines Grimmes als Blut-

bad ausgegossen habe. Mohammed, der schon halb in dem Entschlusse des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrath, in welchem Chalil=Pascha's friedfertige Meinung durch seinen Gegner Saganos=Pascha, durch Turachan und durch den Obersten der Verschnittenen überstimmt ward. Scham und Zorn verbeißend, gab er von dem Ausschlage des Kriegsrathes den Griechen heimliche Kunde, und munterte sie nichts desto weniger zu tapferer Vertheidigung auf, indem das Kriegsglück ungewiß sei. Solches geschah am Abend des siebenundzwanzigsten Mai 1453, Sonntags, am griechischen Fest aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei große Colonnen zum Angriffe auf der Landseite; von der Flotte wurden achtzig Galeeren*) in der Linie zwischen dem hölzernen Thore und dem von Platea aufgestellt; die andere vor Diplonkion gestandene Flotte zog von dem Eingange des Hafens, d. i. von dem Thore Oraia (heute das Fischmarktthor) um die Spitze des heiligen Demetrios (d. i. die des Serai) und das Seethor des Hudegetria vorbei bis nach dem Hafen von Blanka (heute noch Wlangabostan) einen großen Halbmond. Die türkische Heersäule, auf der Seite des goldenen Thores, war über hunderttausend Mann, auf der linken Seite des Lagers über fünfzigtausend Mann stark, im Hintertreffen standen hunderttausend Mann zur Unterstützung bereit, Mohammed in der Mitte an der Spitze von fünfzehntausend Janitscharen. Mit Sonnenuntergang Montags am achtundzwanzigsten war das ganze türkische Lager in Rüstung zum Sturme auf und rege. Das Geschrei La ilah ill allah aus dem Lager und Kyrie eleison aus der Stadt vermischte sich mit dem Waffengetöse und dem Trompetengeschmetter, wie das Tosen der Brandung des hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiser hielten Reden an ihre Feldherren, aber gewiß nicht so lange als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiser verfügte sich nach Aia Sofia, und empfing die Sacramente. Desgleichen thaten Viele seines Hofes; dann weilte er eine kurze Zeit am Gestade, und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palast schwamm in Thränen. Er saß dann mit seinen Begleitern (worunter auch Phranza, der Geschichtschreiber, mit dessen Worten wir hier erzählen) zu Pferd, und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber diese Nacht war ohnedies Alles wach auf dem Wall und auf den Thürmen. Mit dem ersten Hahnenruf war der Kaiser auf seinem gewöhnlichen Posten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenruf des neunundzwanzigsten Mai, am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch diesmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone. Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohammed in der ersten Dämmerung die Rekruten und die Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum späteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkischer mit größerem Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt, von den Türken wie von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl. Alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land als im Hafen. Zwei Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Männer standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruthen und Ochsensehnen vorantreibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen, von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine von den Thürmen geschleudert, stürzten die Angreifenden hinunter; griechisches Feuer

*) Galeeren = zwei mastige Ruderschiffe, welche gewöhnlich von Sclaven und Verbrechern fortbewegt werden.

strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer, und brannte in demselben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos, der Päläologe, und Demetrios, der Kantakuzene, trieben die Stürmer ab, der Kaiser saß zu Pferd und ermunterte die Seinigen durch Wort und That. Da verwundete eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur aufs Schiff verfüge, seine Wunde zu verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten; Giustiniani ließ sich aber nicht abhalten. Wohin? Wohin? fragte der Kaiser. Dorthin, entgegnete Giustiniani, wohin Gott selbst den Türken den Weg öffnet, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit unter der Truppe, und Saganos-Pascha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, Namens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand das Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauern mit dreißig Anderen. Die Belagerten wehren sie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitscharen stürzen sogleich hinunter, mehrere Andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneiferte, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Steine getroffen, sinkt zur Erde; doch richtet er sich wieder halb auf, und unfähig aufzustehen, hält er sich knieend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieser durch den Steinregen entfällt und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer vertheidigt wurde, waren die Türken bereits an einem andern Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeiung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Holzreifes (Xylokerku), welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem aus demselben dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein, und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erscholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sei, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiser. Zwar thaten Theophilos, der Paläologe*), Don Francesco Toledo, der Spanier, und Joannes, der Dalmate, Wunder der Tapferkeit; aber der Kaiser sah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich. Ich will lieber sterben als leben, ruft er, sich den Stürmenden entgegen werfend, und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme! — rief's und fiel unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Gesicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt mit den Erschlagenen vermengt, als der letzte der griechischen Kaiser, in Vertheidigung der vom ersten Constantin erbauten Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias oder Kaligoria (Egrikapu d. i. das krumme Thor) über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens fünfzigtausend Mann stark glaubten. So fielen ein Paar Tausend, bis die wahre Schwäche der Grie-

---

*) Paläologe = ein Altgläubiger; **Paläologie** = die Altgläubigkeit, das Gegentheil von **Neologie**.

chen entdeckt und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese Paar Tausend würden nicht dem Schwerte geopfert worden sein, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr als sieben- bis achttausend Mann stark sei; so groß war ihre Gier nach Sklaven und Sklavinnen, deren Person ihren Lüsten oder deren Werth ihrer Habsucht fröhnen konnte, daß sie gewiß lieber alle lebendig in die Sklaverei geschleppt hätten, als durch Mord die doppelte Aussicht auf Lust und Gold zu verlieren. Diese Opfer der ersten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt; denn von den Türken blieben kaum einer oder zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtiget hatte; denn die durch die unterirdische Pforte des Reifthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und Mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge sahen, und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Thore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taukbasari) vordringen, und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen Kirche Aja Sophia zu. Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche, Nonnen, und dies abermals aus Aberglauben an dieselbe seit Jahren gänge und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Constantin des Großen vorgedrungen sein würden, ein Engel vom Himmel steigen, und einem an der Säule sitzenden armen niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dies Schwert und räche das Volk Gottes! — darauf würden die Türken sogleich den Rücken wenden, und von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Kleinasien, sondern bis an die Grenze Persiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sophia hin, und in Kurzem war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien, mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Thüren in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf, und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Skaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes, der Archimandrite*) mit seinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, sondern zu des Räubers Lust oder Dienst. Die ganze Kirche ein großer Greuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Crucifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen.

Der Leichnam des letzten byzantinischen Thronbesitzers war unter der Menge der Erschlagenen an der kaiserlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler gestickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatz an der Porphyrsäule angeheftet, wo Constantin der Große seiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenens hatte Kaiser Theodosius die seinige aus Silber gesetzt, sieben Centner schwer, auf einer bleiernen Säule aufgestellt, Kaiser Justinian der Erste statt der bleiernen eine porphyrne

*) Archimandrite, Abt, Vorsteher eines Klosters.

errichtet, und die sieben Centner der silbernen Statue zum Gusse seiner Statue aus Erz verwendet, welche in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Osten ausstreckt, des Kaisers Herrschaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Constantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derselben das Haupt Constantins anheften ließ; das Haupt des letzten griechischen Kaisers an der Stelle, wo der erste seiner Mutter ein Ehrendenkmal errichtet hatte, gleichsam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Justinian unterwerfend, dessen Rechte, wie Procopius sagt, den östlichen Feinden des Reiches weiter zu schreiten verbot; das Haupt des Kaisers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu drohen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, dessen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß östlichen Triumphatoren der Segenswunsch zugerufen wird, „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen sollen." Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgesetzt, Abends wurde die abgezogene Haut ausgestopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die asiatischen Städte zur Schau gesandt, wie der Kopf des unglücklichen Ladislaus nach der Schlacht von Warna nach Brusa gesendet worden war; die Bestattung des Leichnams wurde den Griechen gestattet. (Jos. Frhr. v. Hammer-Purgstall.)

9) Die Armada (1588).

In England betrieb man die Rüstungen mit größter Umsicht und Thätigkeit. Rath und Bürgerschaft von London erklärten sich bereit, an Schiffen und Mannschaft das Doppelte dessen zu stellen, was man ihnen zugemuthet hatte; und dieselbe Begeisterung ergriff alle Einwohner des ganzen Reiches. Ehe man es für möglich hielt, waren 200 Schiffe mit 15,700 Matrosen ausgerüstet; Lord Howard, John Hawkins, Forbisher und Franz Drake, Männer durch Muth, Sachkenntniß und Thätigkeit gleich ausgezeichnet, verdienten und erhielten den Oberbefehl. An allen Küsten wurden Vorkehrungen für den Fall einer Landung getroffen und gemessene Befehle ertheilt, wie man die Wege verderben, Lebensmittel hinwegbringen, Mannschaft in allen inneren Gegenden sammeln und bereit halten solle, nach jeder Richtung hin wirksam zu werden. In jeder Grafschaft leitete ein ausgezeichneter Mann Alles, was auf Krieg und Landwehr Bezug hatte. 25,000 Mann waren zur Deckung der Südküste, 23,000 unter Leicester bei Tilbury zur Deckung der Themse versammelt, 26,000 unter Hunsdon schützten und begleiteten die Königin. Es standen 76,000 Fußgänger und 3000 Reiter (für jene Zeit eine unglaublich große Zahl) völlig gerüstet in Reih und Gliedern; und Jeder wußte, wo und wie er für den Augenblick der Gefahr als Landwehrmann thätig sein solle.

Elisabeth begab sich in das Lager nach Tilbury. Auf edlem Streitrosse, in prachtvollem Anzuge und glänzendem Harnisch, ritt sie unter dem Zujauchzen Aller durch die Reihen und sprach, nachdem die Stille hergestellt war, zu den Versammelten: „Mein geliebtes Volk! Zwar haben mich Etliche, die für meine Sicherheit Sorge tragen, aus Furcht vor Verrath gewarnt, mich unter eine bewaffnete Menge zu begeben; aber ich versichere Euch, ich mag nicht leben, wenn ich meinem treuen und geliebten Volke mißtrauen soll; Tyrannen mögen sich fürchten; ich dagegen habe mich stets so benommen, daß ich, nächst Gott, meine größte Stärke und Sicherheit in die loyalen Herzen und den guten Willen meiner Unterthanen setze. Deß-

halb finde ich mich unter Euch ein, nicht zur Erholung und zum Zeitvertreib, sondern entschlossen in Kampf und Schlacht mit Euch zu leben und zu sterben, und für Gott, mein Reich und mein Volk Krone und Blut zu opfern. Ich weiß, daß ich zwar nur den Leib eines schwachen und ohnmächtigen Weibes habe; aber ich habe auch das Herz und den Muth eines Königs von England, und biete Trotz dem Spanier und Parma und jedem Fürsten Europa's, der es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches anzufallen. Ehe daß Schande über mich käme, ergreife ich die Waffen und will Euer Feldherr, Richter und Belohner jeder Eurer Kriegsthaten sein. Schon durch die gezeigte Bereitwilligkeit habt ihr Belohnungen und Ehren verdient, und, bei dem Worte eines Fürsten, sie sollen Euch zu Theil werden; denn durch Gehorsam gegen die Anführer, Einigkeit im Lager und Tapferkeit im Felde, werden wir binnen Kurzem einen glorreichen Sieg erfechten über diese Feinde meines Reichs und meines Volkes."

Während sich in England so Alles einträchtiger und großartiger gestaltete, als Philipp erwartet hatte, lief seine Flotte am 30. Mai 1588 von Lissabon aus, litt aber, ehe sie Corunna erreichte, durch Sturm so beträchtlichen Schaden, daß in England für einen Augenblick die täuschende Hoffnung entstand, die Gefahr wäre ganz beseitigt. Philipp aber erklärte, seine Macht sei noch immer die größere, seine Sache gerecht, England jetzt aller fremden Hilfe beraubt, mithin auf keinen Fall zu säumen oder das Unternehmen aufzugeben. Am 12. Julius lichtete die Flotte in Corunna die Anker, und erreichte am 19. den Kanal. Medina Sidonia, der an die Stelle des verstorbenen großen Admirals St. Croce den Oberbefehl erhalten hatte, wunderte sich, als er vernahm, daß König Jakob die schottischen Küsten besetzt und Schiffe wider spanische Anfälle ausgerüstet hatte; er erschrack noch weit mehr, daß Parma, ohne den er nichts Wesentliches unternehmen sollte, aller Anstrengungen ungeachtet, weder die Land- noch Seemacht zur völligen Mitwirkung bereit hatte, und die letzte überdies durch Maßregeln der Holländer am Auslaufen gehindert ward.

Parma's Hoffnung, die Engländer durch Friedensunterhandlungen zu täuschen, welche bis zum Anfange der Feindseligkeiten fortdauerten, schlugen fehl, und Medina Sidonia wagte jetzt eben so wenig (im Widerspruch mit Philipps Befehle) gerade gen London zu segeln, als auf offenem Meere eine Schlacht zu suchen. Desto rascher eilten aber die Engländer von allen Seiten mit ihren leichten, gewandten Schiffen herzu, griffen an und wichen zurück, benutzten jeden Wind, schnitten jedes sich vereinzelnde Schiff ab, und schossen, vom niedrigeren Borde aus, weit sicherer und mit größerer Wirkung. Nach sieben Tagen, von denen nur drei ohne lebhafte Gefechte vergingen, war die unüberwindliche Flotte, ohne anderes Unglück zu erleiden, lediglich durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Briten so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhede von Calais Sicherheit suchte. Allein Brander, welche Howard in der Nacht gegen sie aussandte, zerstörten mehre Schiffe, und alle geriethen in solche Angst und Verwirrung, daß der hiedurch entstehende Schaden noch viel größer ward. Masten und Segel (so berichten selbst spanisch Gesinnte) waren beschädigt und zerschossen, Anker und Tauwerk zerrissen oder verloren, Lebensmittel und Kriegsbedarf fast erschöpft, und unmöglich, den Mangel irgend woher zu ersetzen. In so verzweifelter Lage entschloß sich Medina Sidonia, damit er nicht den Englän-

dern nochmals in die Hände falle, über Schottland herum nach Spanien zu segeln, aber furchtbare Stürme zerstreuten die Flotte so, daß manche Schiffe bis Norwegen, andere nach Irland getrieben wurden, wo man die Mannschaft schonungslos erschlug, während die Schotten sich milder und menschlicher zeigten. Ueber die Zahl der verlorenen Schiffe und Menschen lauten die Nachrichten verschieden; auf jeden Fall war der Sieg der Engländer vollkommen und von entscheidender Wichtigkeit. Dies wußten und fühlten Alle. Im ganzen Lande wurden Dankfeste gefeiert und am 29. November hielt Elisabeth, unter unglaublichem Jubel, einen Triumphzug in London. Die Bildnisse der britischen Feldherren wurden vorgetragen, die Siegeszeichen in der Paulskirche aufgehangen, und der Anrede der Königin und Preisvertheilungen an die Krieger und Seeleute folgte ein feierlicher Gottesdienst. (Fr. v. Raumer.)

10) Schlacht bei Ampfing (1322.)

Ein ganzer Sommer verstrich über die großen Rüstungen. Am ersten war Friedrich der Schöne von Oesterreich schlagfertig. Mit ohngefähr dreißig tausend Mann, worunter wohl zwei und zwanzig hundert schwergeharnischte Ritter, kam er über Salzburg gegen Bayern. Als davon der König Ludwig, welcher sein Heer in den Gegenden des alten Schlosses Dachau sammelte, Kundschaft empfing, vergaß er, wie viele ihm noch fehlten, und rückte dem Feind entgegen, dessen Vordringen zu hindern. Schon waren die Oesterreicher über die Mühldorfer Innbrücke gegangen. Sie breiteten sich vor diesem Städtlein auf den leichten Anhöhen aus, von welchen man in die Wiesen des Dorfes Ampfing hinabgeht. Da begegneten sich die Schlachtschaaren der Gegenkönige.

Als Johannes von Böheim die überlegene Macht Oesterreichs ersah, deren linken Flügel der Inn, deren rechten die Höhen am Isenfluß deckten, welcher unter Mühldorf zum Inn kommt, sprach er zu Ludwig; „Mein, wie mag unser Häuflein solcher Gewalt obsiegen?“ Ludwig antwortete: „Mit Gott, mit Gott, nur getrost!“ und ließ nicht merken, wie übel ihm sei; hatte kaum eilf Pfund Heller im Säckel, und Noth dazu an Lebensmitteln im Heer. Dennoch sprach er den Zaghaften Muth ein, that heiter in großer Gefahr, schützte das Lager gegen Ueberfall, und jeder Tag Aufschub bracht' ihm Gewinn. Denn es stießen der Zurückgebliebenen noch viele zum Heer. Auch Friedrich erwartete aus Schwaben her seinen Bruder Leopold zur Verstärkung. Er sandte ihm mit großer Ungeduld Eilboten. Aber bei dem Kloster Fürstenfeld kamen die Boten um ihre Rosse und wurden verspätet. Dies rettete König Ludwigs Glück. Denn allseitig strömten seinem Lager bei Ampfing Tag um Tag Kriegsschaaren herbei, daß er bald der Stärke des Gegners gewachsen war. Auch Ritter Seyfried Schweppermann kam, den er vier Tage lang mit Ungeduld erwartet hatte. Derselbe, obwohl betagt, und von unansehnlicher Gestalt, aber ein erfahrner Feldhauptmann, war von Ludwig ausgewählt, an seiner Seite den Gang der Schlacht zu leiten.

Friedrich der Schöne von Oesterreich bereute die verlorne Zeit, welche nur den Feinden Vortheil brachte. An Leopolds Kommen verzweifelnd, beschloß er schleunigen Angriff. Die Sterndeuter in seinem Gefolge wurden befragt; sie weissagten Unglück. Die Bischöfe und Feldobersten warnten:

eines Treffens Glück wäre zweifelhaft; beim Unfall ein Rückzug des Heers, eingeklemmt zwischen zwei Flüssen, unfehlbares Verderben desselben; die einzige Brücke bei Mühldorf schlechter Trost für eine geschlagene Macht. Dennoch beharrte Friedrich. Selbst die Schwierigkeit der Flucht erhöhete seine Hoffnung zum Sieg, den, wenn nicht Muth, Verzweiflung ertrotzen werde. Alles ward zum Angriff bereitet. Der Erzbischof von Salzburg schlug vor den versammelten Schaaren drei und neunzig Edle zu Rittern.

Am acht und zwanzigsten Tag Herbstmonds im Jahr dreizehn hundert zwei und zwanzig rückten beide Heere in die weite Vehenwiese bei Ampfing zur Entscheidungsschlacht gegeneinander. Die Macht Oesterreichs in vier Gewalthaufen. König Friedrich der Schöne selbst in vergoldeter Rüstung schimmernd, auf prächtigem Streitrosse, der Tapferste unter den Tapfern, in der Heermitte unter dem Reichsbanner. Diesen Haufen befehligten die Gebrüder Ulrich und Heinrich von Waldsee. Die Heerschaar zur Linken führte der Erzbischof von Salzburg; rechts dem Könige sein Bruder Heinrich von Oesterreich, unter Oesterreichs Banner von Dietrich v. Pilichdorf getragen. Ungarn und Heiden schwärmten verworren am Berg. — Die Bayern gingen über den Isenfluß ins Wahlfeld; ihre Heerfahne trug der Graf von Schlüsselburg. Dem Banner von Oesterreich gegenüber trat König Johann; hinter ihm Herzog Heinrich von Niederbayern; in der Mitte des Heeres alle Ritterschaft Bayerns und des Reichs, an ihrer Spitze der Pfleger von Neustadt, Albrecht Rindsmaul, ein männlicher Held; rechts, den Salzburgern entgegen, Karl von Bayerbrunn. Zum Rückhalt blieb der Burggraf Friedrich von Nürnberg jenseits des Isen; dem Feinde hinter Anhöhen verborgen. So ordnete der fromme Schweppermann die Haufen zum Kampf. König Ludwig, im schlichten blauen Waffenrock, auf einem guten Renner sitzend, beobachtete von der Heermitte aus die Bewegungen der Menge, ohne selbst in den Streit zu gehen.

Mit dem Tage begann die Schlacht. Die Haufen stießen gegeneinander. Langes, blutiges Streiten. Es fochten die Böhmen unter Pfeilwolken, umschwärmt von den leichten Geschwadern der Ungarn, übermannt von den österreichischen Rittern. Fünfhundert waren umzingelt; ihr König Johannes selbst auf die Erde gebracht. Ein feindlicher Ritter half ihm auf, als er unter den Hufen des Rosses vom Marschalk von Pilichdorf lag. Schweppermann, vom König gerufen, stellte die Ordnung her, indem er eine Schaar Geharnischter von den Pferden steigen und mit gefällten Speeren gegen die Bogenschützen dringen ließ. Die ehernen Reihen brachen durch.

Lange wankte der Sieg. Die Sonne stand hoch, und begann sich schon zu neigen, als die Kräfte der Streiter allgemach ermüdeten. Da winkte Schweppermann. Friedrich von Nürnberg mit dem Rückhalt kam über das Wasser, den Oesterreichern in die Seite. Sie meinten, es sey Herzog Leopold und jauchzten. Aber diese gerastete Schaar stieß vernichtend in die Betrogenen. Verzweiflung, Tod oder Flucht in ungeheurer Verwirrung. Oesterreichs Banner ward umringt; der Marschalk von Pilichdorf ließ es nicht fahren. Herzog Heinrich von Oesterreich in großer Lebensnoth dabei, riß es ihm aus der Faust und gab sich damit überwunden. Wie Alles wankt' und wich, stand noch der schöne Friedrich unerschüttert im Getümmel. Ihm setzte der Pfleger von Neustadt hart zu; der erkannte ihn am Wappenrock seines Hauses. Getödtet fiel des Königs Roß; der König

selbst gefangen. Er gab sein tugendliches Schwert dem Burggrafen von Nürnberg, welcher ihn aus dem Gedränge führte. Nun ward Oesterreichs Niederlage allgemein; den Fliehenden das Gedränge nach dem Inn zum Rückzug und Streiten beschwerlich. Bei dreizehn hundert des Adels von Oesterreich und der Steyer, und bei hundert des Salzburgischen wurden gefangen. Verwundete und Erschlagene bedeckten den Wahlplatz von einem Strome zum andern.

Das Heer, vom zehnstündigen Tagwerk ermattet, übernachtete auf dem Schlachtfelde. Ludwig, als er den gefangenen Gegenkönig erblickte, begrüßt' ihn holdselig ohne Uebermuth und sprach: „Es freut mich, Oheim, Euch zu sehen." Aber Friedrich, vom Schicksal gebeugt, heftete die Augen betrübt an den Boden. Er selber hatte gewähnt, es sei Ludwig im Gefecht getödtet worden. Auch geht noch die Sage, wie Ludwig, in den Kampf verflochten, große Gefahr gehabt; doch hätten die Bürger von München, am tapfersten die Bäckerknechte, seinen Leib geschützt.

Der Mangel der Lebensmittel war im Lager der Sieger sehr groß. Der König und seine Großen fanden zu einem Nachtmahl kaum Eier genug. Ludwig vertheilte die wenigen und sprach: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Und folgenden Morgens zog er aus mit dem Heer in die Umgebungen von Oetting. (Zschocke.)

11) Carl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Carl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung so weit gekommen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Ein Croy leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie weit anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. Er war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst fand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war Alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war! Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte

genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's Reine zu bringen.

Von dem an begann er, seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen, öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Carl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrnen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter", hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Carl den Courier noch ein Paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire," entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit." Carl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Carl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war.

Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Carl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Carl nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf; dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, sich Unterrichten, nur spät Schlagen ist eben Carls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar; doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wann man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wann er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden. — —

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Carl'n, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug: so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an: beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Carl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen, und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich", sagte Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt, und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält." Ge-

nug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt. — —

Sein Leben fing spät an selbstständig zu werden, und gieng ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und der untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt: die untere tritt hervor; der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. Sowie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht mehr gesund; und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glücke; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse ins Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihm sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. „Die Gicht", sagt Cavallo 1550, „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu tödten." Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Carl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. — (L. Ranke.)

12) Gustav Adolphs Tod und die Schlacht bei Lützen.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Commando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehilfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke war nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen, doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edlen Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Commando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europas, die man im Lager von Nürnberg hintergieng, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilt jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, was er dem Ueberwinder wie Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögerte den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrocke bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungsvoller Busen verleugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung; die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzten die tapferen Bataillons mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten; die Gräben sind übersprungen; die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt; die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich; der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Mann ficht gegen Mann; das unnütze

Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzuge verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesem Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Steinbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße", ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet — der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem König umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß in den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das des Königs dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigsten keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen

sich die upländischen, flamändischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Male auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hat, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausen's Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung; das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er die flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze seines Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benützt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampf zu

Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampf zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheim's narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland", rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal setzt sie über die Gräben und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende; die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft; Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzten Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

(Schiller.)

13) Parallele zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutschlands laut über den jungen Moritz von Sachsen sich aussprachen, gedachte man eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen fand sich selten der Eine ohne den Andern; auf einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moritz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuern Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde sein werde. Vereint fochten sie für Oesterreich und stürzten den schmalkaldischen Bund. Als Moritz wider den Kaiser losschlug, um Retter der deutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oesterreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaße, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft in jedem Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die, stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging und nie zurück zu schreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen. Tief verbarg er die umfassendsten Plane, und ließ er sie blicken, so war die glückliche Ausführung derselben sicher. Seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Fragen der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihnen entgegnen mußte.

Wenn Moritz das Bild einer besonnenen zusammengehaltenen Heldenkraft darbot: so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündigte und im Rausche verzehrte. An Gestalt war er nicht größer, als der Sachsenfürst, aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seiner Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachsen, damit es rückwärts wehend sein stürmendes Ansehn vermehrte. Mit einem gewissen Wahnsinne stürzte er sich in Schwelgerei des Weins und der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampfe zu weichen. Gerechtigkeit im menschlichen Geschlechte war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Moritz durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener gering. Auch besaß Albrecht die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deßhalb an Kaiser Carls Hofe von allen Nationen

bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehre mit dem deutschen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig.

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wie Moritz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr, wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Macht zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele sie verband, als der sächsische Fürst glaubte, dasselbe durch den Passauer Vertrag erreicht zu haben. (C. L. v. Woltmann.)

14) Die Krönung Joseph's II.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer[1]) selbst, in einer der oberen Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive[2]) die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnabeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag hier der Hafer; hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheueren Spieße bei Kohlenfeuer braten sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von anderen Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge, wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde. —

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchen die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien[3]) nach dem Dome brachten. Diese hatten, als Schutzheiligthümer, den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitze. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kurmainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartiere gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen, so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indeß die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin[4]) von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr

---

1) Rathhaus zu Frankfurt. — 2) So nennt man die Ansicht der Dinge, bes. einer Gegend, wo das Auge senkrecht über jedem Punkte schwebend angenommen wird. — 3) Krone, Scepter, Reichsapfel, das Schwert Carls des Großen, die Dalmatika (weißer Krönungsmantel) u. a. — 4) Thronhimmel.

schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartiere in noch größerer Pracht, als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König in spanischer Tracht besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reich gekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter, und zuletzt unter dem reich gestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiteten und begleiteten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit roth-gelb und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd, bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung **Franz** des Ersten beigewohnt, erzählten: **Maria Theresia**, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich so zu sagen als ein Gespenst Carl des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Er-

bauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sacht einherschritten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn, so wie den ganzen volkserfüllten Platz, beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht: denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch und, so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Dome tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden sollte. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen *), überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Carl des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigeren Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen.

Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehankeltes Gemäß, und ein Strichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele**) zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar kräftige mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreuete, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse

*) Zwillingsbrüder.

**) d. i. Handtuch.

in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun die Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadefrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihn ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter hatten sich hergebrachtermassen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie dann aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Hütte selbst preisgegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin und wieder schwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich hastig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlicher Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für

einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Haus-Officianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet [1]) stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am anderen Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden [2]) Platz genommen; Kurmainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten, und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen, und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Aussehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich, Alles möglichst ins Auge zu fassen; und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder eintraten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten. (J. W. von Göthe.)

15) Ueber Friedrich II.

Schon kränkelnd war Friedrich im August 1785 nach Schlesien zur gewöhnlichen Musterung abgegangen und kam, dem Anscheine nach, gesunder, in der That aber, weil er hartnäckig dem Sturm und Regen getrotzt hatte, mit dem Keim einer verderblichen Krankheit zurück. Die herbstlichen Kriegsübungen bei Potsdam begann er, ohne ihnen bis ans Ende beiwohnen zu können, weil ihn am 18. September der Anfall eines Stickflusses in seiner Thätigkeit unterbrach. Der Winter verfloß abwechselnd unter Erleichterung und Beschwerde, und als der Frühling herannahte, trat Geschwulst in die Füße und drückten Beängstigungen die Brust. Späterhin brachte er den größten Theil der Nacht, dann Tag und Nacht, vorwärts gebückt, auf dem Lehnstuhl zu, und sein Schlaf war unruhig, oft ängstlich. Er selbst, wie-

---

[1]) Schenktisch. — [2]) Estrade, erhöheter Boden, Auftritt.

wohl er sich in einzelnen Augenblicken der Gefahr seines Zustandes bewußt war, gab doch die Freude an dem Leben nicht auf, tröstete sich nicht selten mit dem Beispiel seines Vaters, welcher, obwohl an der Wassersucht leidend, wie er, ihr lange getrotzt hatte; er befriedigte, der Aerzte spottend, den alten Hang zu unverdaulichen Speisen und nährte Entwürfe, die auf ferne Hoffnungen deuteten. In allen dem glich er gewöhnlichen Sterblichen. Wodurch er sich aber gar sehr auszeichnete, war die rührende Gewissenhaftigkeit, mit der er während seiner Krankheit die Pflichten des Königs ausübte. Nur sein Körper war gebunden, der Geist frei. Mit jedem Morgen besorgte er die gewohnten Geschäfte. Die Schmerzen schienen zu schweigen, so oft ihn seine Bestimmung aufrief, und seine Regsamkeit war nicht länger gefesselt. So lebte er dem Staate bis zum 16. August des 1786sten Jahres, wo ihn die Besinnung zuweilen verließ und Bewußtsein mit Bewußtlosigkeit wechselte. Am 17. früh nach zwei Uhr verschied er, seinem Wunsche gemäß, unerwartet und plötzlich, nachdem er vier und siebenzig und ein halb Jahr gelebt und zwei Monate über sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte. — Friedrich kann nicht aus dem kurzen Bruchstück eines langen Lebens begriffen werden. Darum bleibe des reichen Geistes Schilderung unversucht. Nur was er in den letzten Jahrzehenten seines Lebens für Grundsätze befolgte, wie er den Staat verließ, und welches seiner Zeit und seines Volkes Charakter war, heischt Erörterung.

Auch dem wenig Scharfsehenden kann nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung mit Endigung des siebenjährigen Kriegs, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner frühern merklich abwich. Die beiden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Verwegenen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heitern Sinnes in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstigt hatte. Andere Erfahrungen brachte der Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengungen lohne und Erhalten schwerer sei als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumal, der Lorbeeren zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet.

Das Alles wirkte seit der Ruhe, die der Friede zu Hubertsburg wieder herstellte, auf Friedrich und floß ein in die Maßregeln, die er wählte. Zwar forderte seine Herrschbegier keine ergiebigern Hilfsquellen. Er wußte sich zu bezähmen, und kannte die Mäßigung, die glücklichern Siegern gewöhnlich fremd ist. Aber die Besitznahme Schlesiens hatte seinem Staate zu den übrigen Europa's und vorzüglich gegen Oesterreich eine bedenkliche Richtung gegeben. Preußen war durch ihn eine Mittelmacht geworden, zu kräftig, um sich folgsam an andere hinzugeben, nicht kräftig genug in sich, um ohne Anstrengung neben den kräftigeren zu bestehen. Obwohl in enge Grenzen beschränkt, arm an Einkünften und nicht überflüssig bevölkert, bedurfte es dennoch im Frieden derselben furchtbaren Heeresmacht, durch die es im Kriege erobert hatte, und, damit es schlagfertig überall und immer auftreten möge, eines gefüllten Schatzes; denn dahin war es, seit der Errichtung stehender Heere gekommen, daß jeder neue Krieg eine größere Streit-

kraft ins Feld rief und der Friede, statt die gebildete zu lösen, sie aufrecht erhielt und erhöhte.

Friedrich arbeitete darum, was die karge Natur seinem Lande versagte, auf künstlichem Wege zu erringen, und nicht umsonst. Seines Heeres Vollzahl gewährten ihm die Werbungen an den Grenzen und in den freien Städten des Reichs; die Mittel, es zu gebrauchen, fand er in der geschickten Benutzung der Staatskräfte. Durch den Krieg, den er gegen billigen Genuß, wie gegen wirkliche Ueppigkeit mit lykurgischer Härte in immer neuen Auflagen und Handelsbeschränkungen führte, bereicherte er seine Cassen zur Füllung des Schatzes, und durch Ermunterung des Ackerbaues, Förderung neuer Gewerbe und Belebung des Kunstfleißes strebte er theils zu gewinnen, was er vom Auslande bedurfte, theils selbst zu verdienen, was ihm dieses an Arbeit entzog. Zudem übte er für seine Person löbliche Sparsamkeit, ohne Schmutz, den man seinem Vater mit Recht vorwarf, und wachte streng über die Verwaltungsbehörden. Die ihnen vorstanden, zitterten nicht selten, wenn sie vor ihn gerufen wurden, um Rechenschaft abzulegen. Mehrere hat man bleichen Antlitzes sein Zimmer verlassen sehen.

Daß, nach solchen Grundsätzen verfahrend, der König seine Absicht erreichte, müssen Alle bekennen, denen die Geschichte seiner letzten Regierungsjahre nicht fremd ist. Ohne seine Zustimmung ward um und neben ihm nichts entschieden, und Joseph gab Entwürfe auf, weil er bedachte, der Gegner könne und werde mit Nachdruck handeln. Nur so viel weiß und lehrt die Geschichte. Ob derselbe Zweck nicht eben so vollständig und mit größerer Schonung der Menschheit erreicht werden konnte, mag die Staatsklugheit prüfen. Gewiß ist es, daß die Unterthanen Friedrichs seine Ueberzeugung nicht theilten, noch ihre goldenen Tage seit dem Frieden zu Hubertsburg zählten: so wenig leuchtete es ihnen ein, daß das siegende Volk zugleich das beschränkteste sein sollte. Aber eben diese Unzufriedenen vermögen nicht zu leugnen, daß der Staat bei dem Tode des großen Königs blühender da stand, als jemals, und keine Vergleichung mit dem ererbten aushielt. (Manso.)

16) Pitt der Aeltere — Lord Chatam.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuern Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Geister, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt, Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein, und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Partei; er allein vernichtete alle Parteien. Alle Briten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volke hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Armes, der die bourbonische Ligue zertrümmerte und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blicke. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen,

wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf immer gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Race zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanftern Freuden des häuslichen Glückes, sah er unverwandt auf Britanniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strome des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkür umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk, wie Sklaven, zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Kriege (1755). Und wer konnte widerstehen, als er in der Toga stand, und für die Kolonien gegen die Stempelacte sprach: „Eure Herrschaft über Amerika ist unbeschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankommt; aber ihr seid nicht befugt, Steuern von den Kolonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem Könige Steuern von Amerika bewilligen; so bewilligen Sr. Maj. Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Kolonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage, durch wen? Durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend einer Stadt? Wo sind sie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher, als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht Alles von euch so theuer, als ihr wünschet, kaufen? Alles an euch so wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde, auf diesem Markte neben euch zu stehen. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staates ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer gerühmter Friede? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken." (Sturz.)

17) Napoleon.

Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbestrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Oertlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Uebung vielfach gestärkten Ortsinns, — für seine verständigen und wohlberechneten Angriffe, und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zeugnisse der von ihm Ueberwundenen. Es ist eben so parteiisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Ueberzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer stattgefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerm Vorwurf, als ihm. Eben so unleugbar, obgleich von Vielen geleugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beide erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdigt und, weil sie mißlangen, in die Reihe abenteuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs außer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts Geringeres erwarten, als die in jeder Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte. Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zugänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That, was es billiger Weise wünschen konnte, nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Grenze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer, denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend, ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Uebermuthe verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchtete, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch Alles für seine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätigt, als in der Handlungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbekümmert um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der Geschichte, der so fleißig von ihm gelesenen und dennoch für ihn ungeschriebenen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu werden, und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menschen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keinen Zweifel, daß Alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschüttert, und die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge des unnatürlichen Stolzes und der verderblichen Herrschbegierde zu betrachten sind; aber es ist auch keineswegs zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch lebte, dessen Stolz

und Herrschbegierde zu nähren und zu unterhalten, so viele Umstände sich vereinigten, als Napoleon. (Manso.)

18) Die Schlacht bei Wagram (1809).

Die bayerische Division, seit dem ersten Juli von Linz nach Wien unterwegs, stand den dritten Tag schon, nach sechs und dreißig zurückgelegten Wegstunden, in St. Pölten, und am 5. Juli bei Tagesanbruch zwischen Wien und Schönbrunn. Von Tag zu Tag hatte Generallieutenant Wrede durch den Fürsten von Neuschatel Bericht über den Stand der Dinge bei Wien und auf die feinste Weise daran geknüpfte Einladungen erhalten, seinen Zug zu beschleunigen, wenn er am nahe bevorstehenden Heldenwerk Theil nehmen wollte. Solcher ritterlichen Aufforderung konnte Wrede nicht widerstehen. Seine Begierde, Genosse des großen Tags zu werden, theilte sich dem ganzen Heerhaufen mit. Unfreudig aber stand er mit seinen Bayern bei Wien, als er nun den Kanonendonner jenseits der Donau vernahm und er nun bestimmt schien, die Einwohner der Hauptstadt zu bewachen, die von ihren Dächern und Thürmen den Gang des Kampfes im Marchfeld beobachteten. Er sandte wiederholt an den französischen Kaiser Offiziere ab, der ihm aber nur immer mündlich erwiedern ließ: „Brennt ihm der Kopf schon?"

Endlich ward er Abends, doch nur für seine Person, in die kaiserliche Beiwacht nach Raschdorf berufen. Der Weg dahin, bei Nacht, und zwischen fortgesetztem heftigen Feuer der gegenseitigen Plänkler, war gefahrvoll. Zwei Stunden vor Mitternacht langte Wrede beim Kaiser an. Dieser, auf einer Bärendecke am Feuer sitzend, in einiger Ferne von den Marschällen umringt, die alle mit entblößten Häuptern schweigend umherstanden, empfing den bayerischen Feldherrn mit sichtbarem Vergnügen. Zutraulich nahm er diesen unter den Arm, und vom Gefolge sich entfernend, fragte er ihn um Alles, was er auf dem Wege von Schönbrunn nach Wien gesehen, was hier das Volk mache, in welchem Zustande die bayerische Division sei? Als ihm der General Alles und die Hoffnung der bayerischen Division geschildert hatte, für ihre Anstrengungen, im Eilzuge von Linz nach Wien, durch die Theilnahme an der Hauptschlacht belohnt zu werden, bemerkte Napoleon: Er wäre wegen des folgenden Tages und wegen seiner Lage im Allgemeinen nicht ganz ohne Besorgniß, der Erzherzog Carl, vortheilhaft gestellt, und man könne sich nur vermittelst glücklicher Manövres aus der Gefahr ziehen. Als der General erwiederte: dies scheine ihm um so gegründeter, da die zur Lobau vom rechten Ufer führende Brücke nicht stark genug sei, und jeden Augenblick, wenn sie breche, die Rückzugslinie bedrohe, versetzte der Kaiser: „Drum müssen wir uns schlagen, und siegen, und Sie werden Ordre bekommen, zu mir zu stoßen."

Napoleon kehrte mit diesen Worten zu seinem Sitz zurück, eine Ruhe äußernd, der seine bewegten Gesichtszüge widersprachen. Todtenstille herrschte im Kreise der Umherstehenden. Von Zeit zu Zeit rief der Kaiser: „General Wrede, sind Sie da?" Wrede bat endlich den Fürsten Neufchatel, ihm die Befehle für den folgenden Tag auszuwirken; aber der Fürst wies ihn an den Kaiser. Wrede nahete sich endlich diesem wieder um 12 Uhr Nachts, und stellte ihm vor, daß er, um zu seinen Truppen zu gelangen, zwei Stunden, und dann noch Zeit bedürfe, um mit Tagesbeginn aufbrechen und den ihm bestimmten Standpunkt mit der Division erreichen zu können. „Gut, Sie sollen Ihre Ordre bekommen", sagte der Kaiser, und er fiel wieder in sein voriges Nachdenken. Um 1 Uhr Morgens erneuerte Wrede seine gemachte Vorstellung noch dringender, worauf der Kaiser den

Fürsten Neufchatel rief und ihm die Ausfertigung des Befehls gebot: die Division Wrede solle mit anbrechendem Tage über die Donau gehen, sich gegen Stadt Enzersdorf bewegen, und dort fernere Weisungen erwarten. Schon graute der Morgen des 6. Julitages, als Wrede zu den Seinigen zurückkam. In wenigen Minuten aber brachte sein Ruf Alles unter die Waffen; freudig eilte Alles dem Kampfplatze zu.

In denselben Augenblicken war schon das ganze österreichische Heer in Bewegung; denn Erzherzog Carl wollte seinem Gegner mit allgemeinem Angriff zuvorkommen. Er ließ das sechste, dritte und das Grenadier-Corps gegen Napoleons linken Flügel anrücken, also, daß das sechste Corps stets an der Donau bleiben, und dem dritten Corps Hand bieten, das dritte gegen Breitenlee ziehen, aber die Stammesdorfer-Höhe mit einer Brigade und Batterie besetzt halten, und übrigens den Grenadieren angeschlossen bleiben, das Grenadier-Corps aber gegen Süssenbrunn vordringen sollte. Zwischen Süssenbrunn und Aderklaa bewegte sich Fürst Lichtenstein mit dem Reserve-Corps vorwärts, rechts in Verbindung mit dem Grenadier-Corps, links in Verbindung mit dem ersten Corps unter Grafen Bellegarde, der seine Richtung nach Aderklaa hatte, und links an den Rußbach gelehnt, die Höhe hinter Deutsch-Wagram einnehmen sollte. Fürst Hohenzollern sollte mit dem zweiten Corps die Stellung hinter dem Rußbach aufs Aeußerste vertheidigen; Fürst Rosenberg hingegen sich gegen Napoleon's rechten Flügel werfen, in der Voraussetzung der Ankunft des Erzherzogs Johann; und Fürst Reuß indessen den Spitz, die schwarze Lache und alle übrigen Punkte an der Donau decken.

Das französische Kriegsheer stand noch um vier Uhr Morgens in seinen Stellungen. Als aber Bellegarde zwischen Wagram und dem von den Franzosen verlassenen Aderklaa erschien, und Fürst Rosenberg bei Glinzendorf und Großhöfen, erhob sich, besonders hier, sogleich lebhaftes Gefecht. Denn Davoust, durch die Kürassier-Divisionen des Herzogs von Padua verstärkt, drohete hinter Glinzendorf weg, Rosenbergs Corps seitwärts zu umgehen. Dieses mußte sich daher erst an den Rußbach, später aber, nach bedeutendem Verlust, wieder in die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zurückbegeben.

Während dessen waren auch die Corps von Klenau, Collowrath und die Grenadiere hinter Leopoldsau auf den linken Flügel der Franzosen gestoßen, auf sächsische und französische Reiterei, die zum Bernadottischen Heerhaufen gehörte, und bald zurückgetrieben war. Napoleon aber, wenig um seine gefährlich bedrohete Linke bekümmert, wollte seine ganze Kraft in die Mitte seines Heeres zusammendrängen und zugleich sich auf der Rechten stärken. Darum zog er Massena's ganzes Corps und einen Theil des Bernadottischen gegen Aderklaa, und ließ Groß-Aspern und die Umgebung nur durch eine Abtheilung Bernadotte's besetzen, mit Auftrag, sich im äußersten Nothfall nach der Insel Lobau zurückzuziehen.

In der That blieb dieser Abtheilung von Sachsen und Franzosen, nach dem blutigsten Streit gegen Klenau's Uebermacht, nichts anderes übrig. Sie eilte, mit Zurücklassung von Geschütz, in Verwirrung, zum Theil gesprengt, der Brücke zur Lobau entgegen und hinüber, verfolgt durch Klenau, während weiterhin auch Graf Collowrath bis Breitenlee vorgedrungen war, und schon gegen Raschdorf strebte.

Das war der Augenblick, in welchem die Division Wrede über die Lobau-Brücke daherschritt, durch mehrere nach einander eingetroffene Adjutanten Napo-

leons aufgefordert, ihren Zug zu beschleunigen. Die Bayern sahen die Niederlage und das Weichen des linken Flügels. Die ihnen entgegen eilenden Flüchtlinge und Verwundeten gewährten den Anblick einer auch für sie verlornen Schlacht. Aber das Schauspiel, wie furchtbar es sie auch umgab, erschreckte diese altgedienten, vom trefflichen Geiste beseelten Kriegsleute nicht. Mit einer schönen Haltung, wie auf dem Paradeplatz, Alle in Kleidung und Waffen, seit dem vorigen Tage wie zu einem Fest, sorgfältiger angethan, flößten sie durch ihre Ruhe den Bewohnern Wiens Erstaunen, den Kämpfenden neues Vertrauen, den Flüchtlingen Scham ein.

Als Generallieutenant Wrede das linke Ufer der Donau betrat, schwankte er einen Augenblick, ob er nicht dem bedrängten linken Flügel des französischen Heeres zu Hilfe gehen solle? Doch hatte ihm Napoleon allzubestimmt eine Aufstellung neben den französischen Garden gebieten lassen. Er begab sich daher in Person eiligst zum Kaiser selbst, und war nicht wenig erstaunt, diesen außerordentlichen Mann, auch nachdem er ihm das Schicksal des linken Flügels genau geschildert hatte, in einer Ruhe und Unbefangenheit zu sehen, als wäre er ein Gebieter der Verhängnisse. Weit entfernt, die bayerische Division, schon bis auf tausend Schritt herangekommen, zur Unterstützung des fort und fort weichenden Flügels zu verwenden, befahl er ihr, sich ungesäumt seinen Garden anzureihen. Es geschah. Die Garden jauchzten ihr bei der Ankunft grüßend ein Lebehoch zu, denn Napoleon selbst hatte in einer kurzen Anrede an die Bayern, ihrer bisherigen Tapferkeit gedenkend, erklärt, welchen Werth er auf ihr Ankommen im entscheidenden Augenblick setze. Wrede verhieß im Namen Aller, als Dank für diese ehrenreiche Auszeichnung, eine würdige That.

Während die Oesterreicher unter Klenau's und Collowraths Befehl siegreich vorschritten, stand Bellegarde's Corps unerschütterlich zwischen Aderklaa und Wagram, die Grenadiere und das Reiter Reserve=Corps ebenfalls in die Linie von Aderklaa und Süssenbrunn vorgezogen. Zwar Massena stürmte, trotz dem heftigsten Feuer des Feindes, in zwei Colonnen vorwärts gegen Aderklaa, warf links und rechts Alles über den Haufen und nahm das Dorf. Bellegarde aber führte den Franzosen, die als Folge ihres ungestümen Vorrückens gleichsam in Plänkler=Haufen aufgelöst waren, tapfere Massen entgegen, und trieb sie wieder zurück. Napoleon hielt die Gesammt=Kraft seiner Heer=Mitte in Ruhe, und die feindlichen Schlachtreihen gegenüber durch ununterbrochenes Kanonenfeuer in ihrer Stellung fest. Als er aber vom Marschall Davoust, der beim Anfang der Schlacht gegen Loibesdorf gezogen war, Meldung empfing, nun stehe er oberhalb Ober=Siebenbrunn in zwei Treffen gegen der Oesterreicher linker Seite, sei im Vorrücken, habe dem Corps des Fürsten Rosenberg schon großen Schaden zugefügt, und dessen meistes Geschütz zerstört, wandte sich der Kaiser zum General Wrede und sagte: „Jetzt werden Sie meine Manövres sehen, und daß ich die Schlacht gewonnen."

Darauf ließ er Oudinot's Corps über Pysdorf nach Glinzendorf eilen, um Davoust's fortgesetzte Bewegungen zu begünstigen. Bald nach diesem begannen die französischen Geschützmassen, die auf der Seite von Grafen=Neusiedel aufgestellt waren, ihr mörderisches Feuer in die Reihen der Oesterreicher. Dann mußte Massena, wieviel er auch beim mißlungenen Angriff auf Aderklaa gelitten hatte, noch einmal gegen diesen Punkt anstürmen, und Macdonald, mit seinem ganzen Corps, mit einem Theil der kaiserlichen Garde Reiterei und mit hundert Kanonen ihn unterstützen. Im Trabe, bis auf halbe Schußweite, rückten die Ka=

nonen vor, gegen die feindlichen Schlachthaufen, in und bei Aderklaa. Ihr Donner brüllte. Macdonald, im Sturmschritt, fiel den rechten Flügel des österreichischen Grenadier-Corps, den linken des Feldmarschall-Lieutenants Collowrath an. Aber der ungeheuere Stoß erschütterte die österreichischen Schlachtreihen keineswegs, denen Fürst Lichtensteins Reiterei zum mächtigen Schutz diente. Macdonald konnte nicht weiter vordringen. Er hatte Mühe, sich in der Linie zu behaupten, die sein Geschütz eingenommen hatte.

Da rief Napoleon dem General Wrede zu: „Jetzt gebe ich Ihnen Spielraum. Sie sehen die beschwerliche Stellung Macdonalds. Gehen Sie, lösen Sie dieses Corps ab; greifen Sie den Feind an, und handeln Sie endlich nach Ihrem Gutdünken!" Wrede stellte alsbald sein gesammtes Geschütz, 84 Stück stark, ins erste Treffen, sein Fußvolk ins zweite, seine Reiterei ins dritte. So zog die Division vorwärts. Macdonald übersah mit Vergnügen die kampflustige Schaar der Bayern, begrüßte ihren Anführer, und zog sein Corps, das vor Aderklaa in einer Plänklerlinie, höchstens 1800 Mann stark, aufgelöst war, durch die bayerischen Truppen zurück. Wrede's Artillerie begann das Feuer; seine Schlachthaufen drangen an. Die Oesterreicher, von den Anstrengungen des heißen Tages ermüdet, leisteten den frischen, ausgeruheten Truppen, die ihnen jetzt entgegentraten, keinen langen Widerstand. Sie nahmen ihren Rückzug hinter Gerasdorf, um so mehr, da jetzt schon die ganze österreichische Armee durch die sieghaften Fortschritte des rechten Flügels der Franzosen zur rückgängigen Bewegung genöthigt war. Es machte in derselben Zeit ein Lanciers-Regiment der kaiserlichen Garde einen heftigen Anfall gegen das Corps Bellegarde, und zwar gegen das Regiment Schwarzenberg-Uhlanen, wurde von diesem aber mit solchem Ungestüm gegen den rechten Flügel der bayerischen Artillerie zurückgeschleudert, daß zwei Kanonen der Batterie Wagner dabei umstürzten. Generallieutenant Wrede sah es, und machte eben eine befehlende Bewegung, die Stücke wieder in Ordnung zu bringen, als sein Roß durch eine feindliche Kanonenkugel getödtet, unter ihm stürzte, und er selbst durch eine in der rechten Seite unterhalb der Rippe empfangene bedeutende Quetschung von einer Stückkugel zu Boden geworfen ward. Er ermahnte seine Truppen zur tapferen Ausdauer und entfernte sich vom Schlachtfelde. General Graf Minuzzi übernahm nun den Befehl, und setzte den Kampf mit Glück, meistens durch Artillerie, bis Abends neun Uhr fort.

Davoust hatte, vereint mit Oudinot, sich dem österreichischen Corps Rosenberg's immer näher angedrängt. Dieses, wenn auch vom Hohenzollern'schen Corps unterstützt, konnte dennoch der immerwährenden Ueberflügelung nicht widerstehen, sah vergebens der hilfreichen Ankunft des Erzherzogs Johann entgegen, der erst spät Abends das Schlachtfeld erreichte, und verließ endlich Markgrafen-Neusiedel, und selbst den hochgelegenen befestigten Thurm daselbst, gleichsam den Schlüssel der ganzen Stellung, nach dreimaligem ungestümmen Angriff der Franzosen. Der Rückzug der Corps, anfangs in guter Ordnung, wandte sich zuletzt etwas verworren, doch nur mit Zurücklassung wenigen Geschützes, gegen Wolkersdorf. Auch alle übrigen Heerhaufen der Oesterreicher verließen nun in bester Ordnung das Schlachtfeld, und begaben sich auf die Kreuzsteiner-Höhen bei Stockerau, den Weg nach Böheim deckend, so wie Rosenbergs-Corps auf der Hohen-Leitha, zum Schutz der mährischen Straße Stellung suchte.

So endete bei Wagram der Schlachttag, an welchem von beiden Seiten 3 bis 400,000 Mann und 1200 bis 1500 Stück groben Geschützes einander

gegenüber gestanden waren. Der Verlust war auf beiden Seiten groß*) gewesen; die Division der Bayern hatte wenig eingebüßt. —

(Ed. Frhr. v. Völdernorff und Waradein.)

19) Blücher in der Schlacht bei Belle-Alliance.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der bekannten Verheißungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hilfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hilfe eilen, und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen, Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hilfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hilfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hilfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Kürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostiz, nun bin ich verloren!" Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege, und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücher'schen Heeres war vollständig. Mehr als 12,000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen

*) Die Franzosen geben ihren Verlust auf 1500 Todte und Verwundete an. Die Oesterreicher zählten an Todten 120 Stabs- und Oberoffiziere und 5507 Mann; Verwundete 616 Offiziere und 17,400 Mann; vermißt wurden 111 Stabs- und Oberoffiziere und 7474 Soldaten. Französischer Seits waren 154,000 Kanonenschüsse geschehen; 80,000 Kugeln gruben die Franzosen nach der Schlacht noch aus dem Schlachtfelde. —

körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhten Ruhm. „Wir haben Schläge gekriegt, lieber Gneisenau; wir müssen es wieder ausbessern.“ Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte: was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen,“ ließ sich Champagner bringen, trank dem Curier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen!“ Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn schlagen; denn wir müssen.“ — Wellington, welcher bei Quatrebras ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!“ war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armee-Corps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hilfe. „Dort bei Wellington's Heer ist die Entscheidung!“ sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle, und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen nur mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich.“ Da redet Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen; das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellington's Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtlingen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Er=

stürmung des Dorfes la Haye=sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Beistande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der Marschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war eine Freude, ihn zu sehen. Commandirte er, dann funkelte sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewundernswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschiedenen Bivouacs, wo er kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zwei und siebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hilfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle=Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle=Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proclamation an sein Heer und den Anfang eines ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29sten stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Plessis, Pi=

quet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint-Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von La Fayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen. (K. Th. Welcker.)

20) Das Erdbeben von Caracas.

Die heutige Stadt Caracas in Südamerika liegt in dem Staate Venezuela, einem Theile des vormaligen Columbien, nur einige Meilen von der Küste des Antillen-Meeres, an dessen Ufern sich der Hafen der Stadt befindet. Die ganze Nordküste von Südamerika ist, so wie der größte Theil des Freistaats Columbien, häufigen Erdbeben ausgesetzt, und schon manchmal haben die zahlreichen Vulkane, welche sich auf den westindischen Inseln befinden, ihren verderblichen Einfluß bis nach der Küste des festen Landes ausgedehnt.

Heftige Erderschütterungen hatte Caracas schon in früheren Jahrhunderten erlitten. Die Einwohner der Stadt lebten in Sicherheit dahin; aber im December 1811 sollten sie aus ihrer Sorglosigkeit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt werden. Drei volle Monate gingen hin, ohne daß eine neue Erschütterung erfolgt wäre. Nur eine außerordentliche Trockenheit und Dürre herrschten seit dieser Zeit, und einige Meilen um Caracas herum fiel während der Zeit kein Tropfen Regen. Bei ruhiger Luft und wolkenlosem Himmel stieg die Sonne am grünen Donnerstag den 26. März 1812 über Caracas empor; aber die Stadt sollte den Untergang derselben nicht mehr sehen. Das Volk, welches am Morgen noch zu den Gotteshäusern geeilt war, ahnte nicht das schreckliche und nahe Ende, als um 4 Uhr Nachmittags plötzlich die an diesem Tage verstummten Glocken ertönten. Es war Gottes-, nicht Menschenhand, die sie zum Grabgeläute der ganzen Stadt ertönen ließ. Eine 10 bis 12 Sekunden lange Erschütterung schreckte das Volk auf. Bald glaubte man die Gefahr sei vorüber, als sich plötzlich ein heftiger unterirdischer Donner, stärker und anhaltender als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit, hören ließ. Die Erde schien zu kochen und flüssig zu werden. Stöße erfolgten auf Stöße in sich durchkreuzenden Richtungen, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von unten nach oben.

Diesen gleichzeitigen, sich durchkreuzenden Bewegungen konnte Nichts widerstehen; in einer Viertelminute war Caracas ein Schutthaufen, der 9 — 10,000 seiner Bewohner begraben hatte. Zwei Kirchen, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiff durch 12 bis 15 Fuß dicke Pfeiler getragen wurde, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, und die Zermalmung war so beträchtlich, daß von den Pfeilern und Säulen auch kein Stück mehr kenntlich war. Das Hinströmen der Menge zur Kirche war so groß gewesen, daß 4 — 5000 Personen unter ihrem eingestürzten Gewölbe begraben lagen. Eine Kaserne war beinahe vom Erdboden verschwunden. Es stand ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich zur Prozession begeben wollte; nur Einzelne retteten sich; die Andern wurden unter

den Trümmern begraben, in welche sich das große Gebäude so plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der Stadt waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbebens im südlichen und westlichen Theile der Stadt. Hier blieb die Kathedralkirche stehen. Furchtbar war das Loos derer, die so plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen wurden; furchtbarer aber das der Menge Unglücklicher, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, die Ihrigen überleben mußten und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen.

Eine finstere, dicke Staubwolke, die sich Anfangs über die Stadt erhoben und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verdunkelt hatte, schlug sich gegen Abend zur Erde nieder; die Luft wurde rein, die Erde ruhig, die Nacht so still und schön, wie zuvor. Der fast volle Mond beleuchtete diese Schreckensscene, und der heitere wolkenlose Himmel bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Menschen. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, in der Hoffnung, sie wieder in's Leben zu bringen; jammernde Familien durchwühlten die Schutthaufen, die am Morgen noch eine Stadt waren, reichblühend, belebt, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war. Die unter dem Schutt begrabenen Verwundeten riefen die vorübergehenden lautflehend um Hife an; über 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid sich rührender, erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen, diesen Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, Hilfe zu verschaffen. Man mußte sie mit den Händen herausgraben, denn es mangelte an allen Werzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes. Betten, Leinwand zum Verbande der Wunden, Arzneien, Nahrungsmittel, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren verschüttet. Das Wasser im Inneren der Stadt war sogar selten geworden; die Erdstöße hatten theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingestürzte Erdreich die Quellen verstopft. Um Wasser zu bekommen, mußte man an den der Stadt vorbeifließenden Fluß hinabsteigen, wo es wieder an Gefäßen zum Schöpfen fehlte. Es war unmöglich, so viele tausend Todte zu begraben, deßhalb wurde verordnet, für die Verbrennung zu sorgen. Mitten zwischen dem Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für die Unglücklichen errichtet, und dieses Geschäft dauerte mehrere Tage. Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen sie am ersten den Zorn des Himmels zu besänftigen hofften. Einige stellten feierliche Prozessionen an, bei welchen sie Leichengesänge ertönen ließen; Andere von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte; Familien, die lange in Feindschaft mit einander gelebt, versöhnten sich mit dem Gefühle gemeinsamen Unglücks. Ach, so ist das Gemuth des armen Menschen beschaffen! Jahre lang wandeln wir unter den Freuden des Lebens umher und ergötzen uns an der Schöpfung Gottes; tausend Wohlthaten empfangen wir aus der Hand des Vaters im Himmel: sie rühren unser Herz nicht und führen uns weder zur Gottesfurcht noch zur Besserung. Nur die Schrecken der Natur und des Unglücks können uns erschüttern. (A. von Humboldt.)

b) Einige andere Erzählungen.

21) Die Juniusnacht.

Das Abendroth schimmert schon in Norden; — auch in meiner Seele ist die Sonne hinunter, und am Rande zucket rothes Licht, und mein Ich wird finster. Die Welt vor mir lieget in einem tiefen Schlafe und hört und redet nicht; es setzet sich in mir zusammen eine bleiche Welt aus Todtengebeinen; die alten Stunden stäuben sich ab; es brauset, wie wenn an den Grenzen der Erde eine Vernichtung anfinge und ich herüberhörte das Zerbrechen einer Sonne. Der Strom stockt, und Alles ist still; ein schwarzer Regenbogen krümmt sich aus Gewittern zusammen über diese hilflose Erde. —

Siehe, es tritt eine Gestalt unter den schwarzen Bogen; es schreitet über die Juniusblumen ungehört ein unermeßliches Skelett und geht zu meinem Berge hinan; — es verschlingt Sonnen, zerquetscht Erden, tritt einen Mond aus und ragt hoch hinein in das Nichts. — Das hohe weiße Gebein durchschneidet die Nacht, hält zwei Menschen an der Hand, blickt mich an und sagt: „Ich bin der Tod; ich habe an jeder Hand einen Freund von dir; aber sie sind unkenntlich!"

Mein Mund lag auf die Erde gestürzt; mein Herz schwamm im Gifte des Todes; — aber ich hörte ihn noch sterbend reden.

„Ich tödte dich jetzt auch; du hast meinen Namen oft genannt, und ich habe dich gehört. Ich habe schon eine Ewigkeit zerbröckelt und greife in alle Welten hinein und erdrücke; ich steige aus den Sonnen in euren dumpfen, finstern Winkel nieder, wo der Menschensalpeter anschießet und streiche ihn ab. — Lebst du noch Sterblicher?"

Da zerging mein verblutetes Herz in eine Thräne über die Qualen des Menschen. Ich richtete mich gebrochen auf, und schaute nicht auf dies Skelett und auf das, was es führte. — Ich blickte auf zu dem Sirius, und rief mit der letzten Angst: „Verhüllter Vater, lässest du mich vernichten? Sind diese auch vernichtet? Endigt das gequälte Leben in einer Zerschmetterung? Ach, konnten die Herzen, die zertrümmert werden, dich nur so kurz lieben?"

Siehe, da entfiel droben dem nachtblauen Himmel ein heller Tropfen, so groß wie eine Thräne, und sank wachsend neben einer Welt nach der andern vorbei. — Als er groß und mit tausend Farbenblitzen durch den schwarzen Bogen drang, so grünte und blühte dieser, wie ein Regenbogen, und unter ihm waren keine Gestalten mehr. Und als der Tropfen groß glimmend, wie eine Sonne, auf einer Blume lag: so überfloß ein irrendes Feuer die grüne Fläche und erhellte einen schwarzen Flor, der ungesehen die Erde umfasset hatte. — Der Flor zog sich schwellend auf zu einem unendlichen Zelte, und riß von der Welt ab, und fiel zu einem Leichenschleier zusammen, und blieb in einem Grabe. — Da ward die Erde ein tagender Himmel; aus den Sternen stäubte ein warmer Regen von leichten Pünktchen nieder; von Westen her wallten kleine Wolken herüber, perlenhell, grünlich spielend, roth glühend; und auf jeder Wolke schlief ein Jüngling, und sein Athemzephir spielte mit dem rinnenden Dufte, wie mit weichen Blüthen, und wiegte seine Wolke. — Die Wogen eines lauen Abendwindes spülten an die Wolken an und führten sie. — Und als eine Welle in meinen Athem floß, so wollte in ihr meine Seele, dahingegeben in ewige Ruhe, aus ein-

ander rinnen. — Weit gegen Westen entschüttete eine dunkle Kugel sich unter einem Gewittergusse und Sturm; von Osten her war auf meinem Boden ein Zodiakallicht, wie ein Schatten, hingeworfen. — —

Ich wandte mich nach Osten, und ein ruhiger großer in Tugend seliger, wie ein Mond aufgehender, Engel lächelte mich an und fragte: „Kennst du mich? Ich bin der Engel des Friedens und der Ruhe, und in deinem Sterben wirst du mich wiedersehen. Ich liebe und tröste euch Menschen und bin bei eurem großen Kummer. Wenn er zu groß wird; wenn ihr euch auf dem harten Leben wund gelegen: so nehme ich die Seele mit ihren Wunden an mein Herz und trage sie aus eurer Kugel, die dort im Westen kämpft, und lege sie schlummernd auf die weiche Wolke des Todes nieder!“

„Ach, ich kenne einige schlafende Gestalten auf diesen Wolken! — Alle diese Wolken ziehen mit ihren Schläfern nach Morgen, und sobald der große gute Gott aufgeht in der Gestalt der Sonne; so wachen sie alle auf, und leben und jauchzen ewig!“

O siehe, die Wolken gen Osten glühen höher und drängen sich in Ein Glutmeer zusammen. Die steigende Sonne nahet sich; alle Schlummernde lächeln lebendiger aus dem seligen Traume dem Wachen entgegen. O ihr ewig geliebten kenntlichen Gestalten! Wenn ich in eure großen himmelstrunkenen Augen wieder werde schauen können — —

Ein Sonnenblitz schlug empor. — Gott ruhte flammend vor der zweiten Welt; alle geschlossene Augen fuhren auf. —

Ach! a u c h m e i n e. Bloß die Erdensonne ging auf; ich klebte noch auf der streitenden Abendkugel. Die kürzeste Nacht war über meinem Schlummer vorübergeeilt, als wäre sie die letzte des Lebens gewesen. — Aber heute richtet sich mein Geist auf mit seinen irdischen Kräften; ich erhebe meine Augen in die unendliche Welt über diesem Leben; mein, an ein reines Vaterland geknüpftes Erdenherz schlägt gegen deinen Sternenhimmel empor, Unendlicher, gegen das S t e r n e n b i l d deiner grenzenlosen Gestalt, und ich werde groß und ewig durch deine Stimme in meinem Innersten: Du wirst nie vergehen! — (Jean Paul.)

22) Franz Sternbalds Wiederkehr ins Vaterhaus.

Franz war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälliger Weise nach Nürnberg gekommen, und auf sein inständiges Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht; er hatte in Nürnberg einige weitläufige Verwandten, die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Eltern, die Bauersleute waren, lange keine Nachricht bekommen; er machte sich daher auf, sie zu besuchen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe seiner Heimath lag. Hier war sein Spielplatz gewesen; hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammenwuchsen und das Roth der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte und mit zuckenden Strahlen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung, wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weitausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum

und den Rasen am Fuße desselben noch eben so weich und frisch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! Wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Gipfel zu sitzen und von da ins weite Land hineinzuschauen; mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehen hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause zurückkehrten, sondern in ewig frohem Leben von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einathmeten und Gesang zurückgaben, die das Abend- und Morgenroth sahen, die keine Schule hatten, und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel Alles ein, was er vormals gedacht hatte; alle kindischen Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innern erschrack, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe, wieder dasselbe denke und empfinde und noch derselbe Mensch sei. Alle zwischenliegenden Jahre, und Alles, was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab, und er stand wieder als Knabe da; die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, daß er alles Uebrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschelte herüber und ging durch die großen Aeste des Baumes, und alle Gefühle die fernsten und dunkelsten Erinnerungen wurden mit herüber geweht, und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück, und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

Wer bin ich? sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich Alles, wie konnte ich meine Eltern so lange fast vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten und theuersten verhärten könnte? Und doch kann es nur das sein, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.

Er stand in Gedanken, und die Malerstube und Albrecht und seine Kopien kamen ihm wieder in die Gedanken; er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich, und die Natur selbst, der Himmel, der rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Athem und Leben zu seinen Gemälden herzugeben; Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und Alles, was er gedacht und empfunden, war ihm nur deßwegen werth, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er ging mit schnellen Schritten weiter, und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten; er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt und verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich theuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. Es ist hier, gewißlich hier! sagte er zu sich selber, und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einem Male brachen ihm die Thränen aus den Augen; er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wußte er Alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen; auf diesem Platze hatte er Blumen

gesucht; ein Wagen kam daher gefahren und hielt still; eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide gingen auf dem grünen Platze auf und ab, und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen; er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indeß ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So verging eine Zeit, und Franz hatte Alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte, wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tag zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand, wie der Mond, das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihm dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne, was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt; er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden sein würden.

Als er so deutlich wieder an Alles dieses dachte; als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte: setzte er sich ins grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmuth, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen ungewissen Hoffnungen nicht fassen. Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörichten Herzen? rief er aus. Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Ueberirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahnungen durch einander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüth zugerichtet ist; denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben nothwendig bleibt; ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn; mein Muth verzehrt sich; ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh' ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln; aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen; denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahne und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weiter ging, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er ging an einem Garten vorbei, und über den Zaun herunter hing ein Zweig voll rother Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn oft in der Kindheit erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten; aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden und viel-

farbigen Früchten und ihrem süßen Geschmack angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Lehrer in der Schule machen, die mit Süßigkeit dem Kinde Lust zu lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens; er ist der Lockungen gewohnt, und dagegen abgestumpft.

Franz ging über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehen schnell; aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Thurms kam ihm nicht so hoch vor; Alles war ihm beengter; das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Thür anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erblickte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen; er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durch einander und fragten sich, und wußten doch nicht recht, was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit; er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhänge, wie er ihn gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: Haben wir in diesem irdischem Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Grenze; Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.

Liebster Sohn, sagte der Vater, ich sehe, daß meine Lehren an Dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmal in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind; aber darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in Deinem Gewerbe, damit es Dich ernährt; aber laß nicht Deine Nahrung, Deine Bekleidung den letzten Gedanken Deines Lebens sein; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme; denn Alles ist doch nur eitel; Alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Male, wenn es sein kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemüthern Andacht zu erwecken.

Franz aß wenig zu Mittag; der Alte schien sich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie machte sich seinetwegen viel zu thun, und vernachlässigte den Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich; er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohnes gezeigt; auf seine letzten Stunden gern Alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworren und sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrack. Er dachte an tausend Gegenstände, die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, ging die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten, der etwas entfernt war, Gemüse zu holen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Hausthür tragen, um sich von den rothen Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und im Westen regnete der Abend in goldenen Strömen nieder. Schafe weideten gegenüber und Birken säuselten; der Vater schien stärker zu sein. Nun sterb' ich gerne, rief er aus, da ich Dich vor meinem Tode noch gesehen habe.

Franz konnte nicht viel antworten; die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig ins Gesicht, der sich wendete und seufzte: Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter letzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst Alles vorüber wäre! Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. Ach! wenn man so mit hinunter sinken könnte! rief der Alte aus, mit hinunter mit der lieben Gottes Sonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseits muß es noch schöner sein; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich Dir jetzt noch zu entdecken habe. Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind. — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab, und sprach von gleichgültigen Dingen. Morgen, sagte er heimlich zu Franz, morgen!

Die Heerden kamen vom Felde mit den Schnittern; Alles war fröhlich; aber Franz war sehr in Gedanken versunken; er betrachtete die Alten in einem ganz neuen Verhältniß zu sich selber; er konnte kein Gespräch anfangen; die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster; der Alte ward hineingetragen, und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Athemzug des Vaters; sie eilten hinzu und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. Ach! so ist er denn gestorben ohne von mir Abschied zu nehmen? sagte sie seufzend; ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen; wer wird mir sagen, wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nun so eben darein finden. Unser Aller Ende sei eben so sanft!

Die Thränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannigfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber. (Tiek.)

23) Der Christ und der Mohamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den Jüngsten als Malteser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta, und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen

Krieg gegen sie zu geloben: dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl noch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch Manches, wozu denn besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verlust aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sei.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger vornehmer Türke, mit Namen Eid Muley; besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe. Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christen-Sklav! sprach er, daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das Grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben? Wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edeln Gemüthe vorging. Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu; denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Schicksal zu tragen und den grausamen Uebermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Eid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod.

Den Tod nicht! entgegnete Muley: dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt! Aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen: selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von Euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen! — Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und wurden besser gehalten, als die übrigen.

Muley, ein eifriger Mohamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen

Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen zum Uebertritt zur mohamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verleugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu sein glaubten, dem Beispiel ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. Ich bin ein christlicher Ritter, antwortet er, und das werd' ich auch als Sklave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen; aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte, brachte jene schwachen, im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens; aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure furchtbaren Versuche. Und zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe! —

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab; denn er verkannte das Heldenmüthige seiner Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft, mit Verachtung vergalt, und auch im Sklavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher, und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthum losgesagt hatte, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volks aus bekannten reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich bald mit Achten derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten, und ihre Flucht auf einem bereitbestehenden Fahrzeuge zur Absicht hatten.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. Halt ein, Verräther! rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabescheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammesprühenden Blicken, stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: Fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ

seine Freiheit erkaufen! — trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thür hinaus.

Muley hatte sich indeß wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: O du großmüthiger Retter meines Lebens! — sank er an die Brust seines Sklaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. Im offenen Kampfe, sprach er ernst, würd' ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind.

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen, und ein Mohamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte. Aber Raimund erwiederte ernst und mild: Du würdest mich gewiß nicht mehr achten, und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte! Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verleugnen konnte, auch alles Andere nichts mehr gilt! — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach; da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen, und antwortete: Wohlan! so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk, und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklave bleiben; was du zu stolz bist, von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet, ziehe heim in dein Vaterland, und denke an den dankbaren Eid Muley! — Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid, als Andenken jener traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart, und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indeß ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat! als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend empfingen, und das Entzücken keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich seine Schicksale erzählen. Als er geendet hatte, reichte

ihm der Bruder die Hand, und sprach: Selig sind, die an dem Herrn fest halten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher als sein Schwert! — und die Mutter und die Kinder falteten die Hände und sprachen: Amen! —

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen. Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten, und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm, und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen dauerte fort; Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen; denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt, und glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Ritter zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Mohamedanern in den Hafen von Malta.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Zujauchzen des Volkes die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Kommenthur, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen; denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen, und er täuschte sich nicht; Eid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt, und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite, und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, von Allem unterrichtet, den gefangenen Eid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sclaven erkaufte.

Kaufe mich nicht! sprach dieser; du wirst an mir weder einen arbeitsamen noch einen gehorsamen Sklaven finden; denn ich bin zu vornehm, um beides gelernt zu haben.

Du wirst es aber lernen! erwiderte Wolfgang; wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr! —

Sie langten in Wolfgangs Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fessel ab, und war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken, und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte.

Nach mehreren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm ins Zimmer. Du hast dich nun wieder erholt, sprach er: deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave; hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muleys Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden, und die reifen Trauben ab-

nehmen helfen? sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hilfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen, und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs Neue zu beschäftigen, und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du auch meine Erholungen mit mir theilen! sprach Wolfgang, und führte den Mohamedaner in eine große schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht aufs Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe, und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sei. Dieser zögerte nicht, mit finsterm Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sei. Er ergoß sich hierauf in den bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen, und über sein hartes Schicksal.

Armer Mann! sprach Wolfgang: du hattest wohl Niemand, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang' ersehntes Fest! — Muley schwieg finster. — Sieh, fuhr Wolfgang fort, hier lebt Alles in Freiheit, Alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, Alles in treuer Liebe! —

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwartete, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegen streckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm herauf kletterten, und jedes auf dem Schooße oder am Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis, mit silberweißem Bart und Haar, glich einem von Engeln umgebenen Heiligen. Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten, und die alte freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit Arbeit und häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Mohamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen durch Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte fromme Kommenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen; denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muleys früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach

seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder sein, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Eltern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in frommer Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Krucifix von Ebenholz zeigte, welches sie heute, an ihrem Geburtstage, von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte. Aber du armer Mann, sprach das Kind: du kennest den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen! — Und hiermit begann das Kind seine einfache rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte; denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und zog viel Tröstliches in sein Herz.

Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an! fuhr das Kind fort: wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du wärst auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagt ja: Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt! — Und vor Allen liebte er auch die Kinder, fiel ein Knabe ein; und sagte einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich! —

Ja! rief Muley, durch diese kindliche Einfalt auf's Tiefste erschüttert: ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! O du großer, heiliger Mann! Laß ihn auch in meine Brust einziehen! — Und hiermit ergriff er das Krucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt! —

Muley schwieg betroffen, und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn, und riefen: Nein, du sollst uns nicht verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir! —

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises, und rief: Ja, behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus, in die leere lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist! —

Und vor ihnen stand der alte Kommenthur Raimund. „Muley!" rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander. „Du bist mein Schutzgeist", sprach Muley, „du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet!" — Der fromme Kommenthur aber schüttelte sanft das Haupt, und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!" —

(E. v. Houwald.)

24) Der Hofschulze.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirthschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruchstücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Rad er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, achtsam nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung festigte.

Nachdem er wieder ein Paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rothglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer Gluthröthliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest, und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen, und ein Paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der Eine ein Pferdehändler, der Andere ein Rendant oder Receptor war, hatten, unter der großen Linde am Tische vor dem Wohnhause sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten, rüstigen Mannes zugesehen. Das muß wahr sein, rief jetzt der Eine, der Pferdehändler, Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulz!

Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboße stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus, und sagte: Ein Narr, der dem Schmied gibt, was er selbst verdienen kann. Er nahm den Amboß, als sei er eine Feder, auf, und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schoppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen, und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerk gehört, bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing.

Indem der Alte sich unter dem Schoppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Receptor: Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten Thüren und Schwellen, die Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt, oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen.

Da seid Ihr im Irrthum, sprach der Hofschulze, der das Letzte gehört hatte, und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schoppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: Zu einem Pfosten, zu einer Thüre und Schwelle gehören nur ein Paar gesunde Augen und eine feste Faust, aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmuth

verleiten lassen, und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Wege bringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmerwerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich Alles abgepaßt; ja, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war Alles verkehrt. Die Wände standen windschief und klafften, die Klappe vorne war zu groß, und die Kasten für die Oeffnungen zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf dem Sill stehen lassen, mich vor Versuchung künftig zu wahren, denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat.

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, blies dem Receptor eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er nochmals aus, und nahm den lackirten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: Noch immer eine schwüle Witterung. — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, lösete die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblicke die Augen des Receptors zu funkeln anfingen, und nach denen der alte Hofschulze gar nicht hinsah. Hier ist das Geld! rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, krieg' ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr werth.

Dann behaltet Euer Geld, damit Ihr nicht zu Schaden kommt, versetzte der Hofschulze kaltblütig. Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr Marx, und solltet daher wissen, daß das Dringen und Feilschen bei mir nicht verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache werth ist und thue niemals vorschlagen, und so könnte ein Posaunenengel vom Himmel dahergefahren kommen, er bekäme die Braune nicht unter sechsundzwanzig.

Aber, schrie der Pferdehändler erbos't, aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eignen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!

Im Gegentheil, erwiederte der Hofschulze, das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit, und ist schon um deßhalb profitlicher, aber auch außerdem haben beide Theile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt, und zuletzt Niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt denn der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Waare oft unter dem Preise, den er im Stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits in der Begierde und Brunst des Bietens verthut sich eben so oftmals. Ist aber gar keine Rede von Ablassen, dann bleiben Beide schön ruhig, und wahren sich vor Schaden.

Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben, hob der Receptor an. Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel werth, indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen, und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich zu diesem Behufe schon mitgebracht habe.

Durchaus nicht, antwortete der Hofschulze eifrig. Es ist ein alter Glaube hier zu Lande, daß wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach

seinem Tode auf dem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: Vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein, Korn wächst darauf. Woher wollen Sie also das Geld nehmen?

Ihr sollt ja nicht übervortheilt werden! rief der Receptor.

Es muß Alles bei'm Alten bleiben, sagte der Hofschulze feierlich. Das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauerschaft in der Kirche hingen. Dazumalen stand Alles fest; und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuerdings nur gar zu oft. Hernach hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern und Simmern schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan. Im Gegentheil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen; ich für mein Theil, wenn ich sie ansah, besonders beim dritten Theile oder der Nutzanwendung, hatte die erbaulichsten Gedanken bekommen, zum Exempel: Ueberhebe dich nicht, denn da steht geschrieben, wie viel Zinsroggen und Schloßhafer du geben mußt, oder auch so: Wenn du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen sah, gingen die Gedanken immer wandern und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe und bevor die Menschheit wieder recht nach dem Pastor hinhörte.

Er ging in sein Haus. — Das ist ein alter Racker! rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackirten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht, und sie im Grunde so zu sagen billig genug losschlägt.

Ein starres widerhaariges Volk hier zu Lande, sagte der Receptor. Ich bin erst vor Kurzem aus Sachsen herversetzt, und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen und deßhalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich mit einander sein. Aber hier sitzt ein Jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesewachs um sich, als gäbe es sonst nichts in der Welt. Darum halten sie auch auf ihre alten Schnurren und Faxen so steif, die anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist doch der Schlimmste.

Das kommt daher, Herr Receptor, weil er so reich ist, bemerkte der Pferdehändler. Mich wundert, daß Sie es mit den Andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben, denn der hier ist ihr General und Advokat und Alles, sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm. Er bückt sich vor Keinem. Vor'm Jahre kam ein Prinz hier durch; wie er den Hut vor dem abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: Du bist der und ich bin der. Der Mistfink! Für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist das Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und Alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, und versichere, daß nichts Anderes als die Köpfe von den Pferden über die Aehren hinübersahen. Ich dachte, ich würde ersaufen.

Woher hat er's denn? fragte der Receptor.

O! rief der Pferdehändler, da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man heißt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann ausstechen, so will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmied die Paar Groschen Verdienst zu nehmen. Jetzt freit seine Tochter einen andern jungen Geldschlingel; die kriegt mit! Ich bin an der Leinwandkammer durchgegangen, der Flachs und das Garn, das Gebild, die Wäsche und alle mögliche Kramerei ist bis unter die Decke gestopft. Und dazu gibt ihr der alte Schabhals noch baare sechstausend Thaler mit. Blicken Sie nur um sich; ist es nicht hier, als ob man bei einem Grafen wäre?

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sacht in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichsam gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze tritt wieder an die Thüre, und der Andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: Da liegen die Sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll.

Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx, denn Ihr sucht für den Rittmeister in Unna eins zu dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt euch dazu, wie bestellt. Ich ging auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorher sehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet.

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, was er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing nun an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der Andere statt der verworfenen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Receptor wartete die Rückkunft der Beiden nicht ab. Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen, sagte er, aber wenn du uns nur nicht so ordentlich auf die Termine bezahltest, wir wollten dich. — Er fühlte nach seinen urkundlichen Papieren in der Tasche, merkte an ihrem Knittern, daß sie noch darin seien, und schlich vom Hofe.

Aus dem Stalle traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwei Pferde, das des Roßkammes und die erkaufte braune Stute hinter sich herführte. Der alte Schulze sagte, indem er die Letztere zum Abschied streichelte: Es thut Einem immer Leid, wenn man eine Creatur, die man aufzog, losschlägt, aber wer kann dawider? — Nun, halte dich brav: Bräunchen! rief er und gab dem Thiere einen herzhaften Schlag auf die runden glänzenden Schenkel.

Der Pferdehändler war indessen aufgestiegen, und sah mit seiner langen Figur und der kurzen Schooßjacke unter dem breitkrämpigen lackirten Hute, mit seinen erbsengelben Hosen über den dürren Lenden und den hochhinaufreichenden ledernen Kamaschen, mit seinen Pfundsporen und mit seiner Peitsche wie ein Wegelagerer aus. Er ritt, ohne Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaum nachziehend. Keinen Blick wandte er nach dem Gehöfte zurück, die Braune dahingegen drehte mehremale den Hals um und wieherte weh-

müthig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit nun vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: das Vieh grämt sich. Warum sollte es denn nicht? erwiederte der Hofschulze, grämen wir uns doch auch. Komm auf den Heuboden: wir wollen Hafer messen.

Karl Immermann. (Münchhausen.)

IV. Der Briefstyl.

Der Brief ist ein an eine abwesende Person gerichteter Aufsatz, welcher die Stelle der mündlichen Rede vertritt. Was die Unterredung zwischen anwesenden Personen ist, das ist der Briefwechsel zwischen abwesenden. Die wichtigste Regel für das Briefschreiben ist daher, das Verhältniß zu den Abwesenden klar vor Augen zu haben, weil man an Jeden so schreiben soll, wie man zu ihm reden würde, wenn er anwesend wäre. Demnach muß der Brief in Ansehung der Würde und Einkleidung an einen vornehmen Mann anders sein, als der an Seinesgleichen; ebenso wird man auch vorsichtiger an Fremde und Unbekannte, als an Bekannte und Freunde zu schreiben haben. Der Brief nähert sich mehr als jede andere schriftliche Darstellung der mündlichen Mittheilung und soll auch wenigstens den Schein des Unvorbereiteten haben. Da er aber mit größerer Aufmerksamkeit gelesen und strenger beurtheilt wird, als der Ausdruck mündlicher Mittheilung, so verlangt der Briefstyl auch mehr Fleiß in Auswahl der Gedanken und Ausdrücke, und es muß in ihm alles Unbestimmte und Niedrige entfernt bleiben, ebenso auch jede stylistische Nachlässigkeit, weil sie leicht als Zeichen absichtlicher Geringschätzung des Schreibers gegen den Empfänger von diesem betrachtet werden könnte. Der Ton des Briefes wird nicht allein durch Stand, Lage und Verhältniß der correspondirenden Personen bestimmt, sondern auch durch den Inhalt desselben. Nach diesem werden die Briefe in Geschäftsbriefe, Convenienzbriefe, vertrauliche, unterhaltende und belehrende eingetheilt.

Im Geschäftsbriefe herrscht der Geschäftsstyl, (siehe weiter unten), der aber durch die Briefform mehr Freiheit und Geschmeidigkeit erhält. — Convenienz- oder Höflichkeitsbriefe sind solche, welche die Schicklichkeit oder die im gesellschaftlichen Leben herrschende Sitte in einem besondern Falle von uns fordert. Er kann Glückwünschungsschreiben sein und zwar eigentlicher Gratulationsbrief, wenn dem Empfänger ein erwünschtes Ereigniß, z. B. Amtserhöhung u. s. w. zu Theil geworden ist, oder Anwünschungsschreiben, wenn man Jemanden bei irgend einem Zeitabschnitte, z. B. Geburtstag eine glückliche Zukunft wünscht; ferner Condolenz- oder Beileidsschreiben, zu welchen auch die Trostbriefe gehören, wenn dem Empfänger ein trauriges Ereigniß, dessen er sich nicht schämen darf, widerfahren ist: endlich Danksagungsschreiben und Empfehlungsbrief*). Die Empfehlungsbriefe gehen dadurch in den vertraulichen Brief über, indem sie schon ein näheres Verhältniß, wenn auch nicht Gleichheit der Verhältnisse zwischen Schreiber nnd Empfänger, voraussetzen. Unter vertraulichen Briefen versteht man alle Schreiben, in welchen man sich vertraulich ausspricht, und dies kann sich auf Verhältnisse der Verwandtschaft, Freundschaft, Dankbarkeit und wohlwollenden Umgang gründen. Die vertraulichen Briefe werden auch Empfindungsbriefe genannt.

---

*) Die Dedikationsschreiben (Zueignungsschreiben) gehören ebenfalls zu den Convenienzbriefen.

Unterhaltende Briefe sind diejenigen, in denen Laune und Witz die Feder führen, und die bald vertraulich scherzen, bald komisch erheitern und dadurch über die gemeine Wirklichkeit erheben. Wird aber der Scherz am unrechten Orte angebracht, oder ist er zu mühsam herbeigezogen, so werden solche Briefe eckelhaft.

Belehrende oder unterrichtende Briefe tragen wissenschaftliche Gegenstände entweder einzeln, oder in zusammenhängender Ordnung vor, und können nach der Natur ihres Stoffes philosophische, theologische, kritische, physikalische &c. Briefe sein.

Die Antworten müssen in genauer Beziehung auf die Zuschriften ertheilt werden, und der in diesen herrschende Ton der Munterkeit oder des Ernstes, der Höflichkeit oder des Kaltsinnes bestimmt gewöhnlich auch die Schreibart der Antwort. In Ansehung der äußern Form zerfällt der Brief in

a) Billet,
b) eigentlichen Brief,
c) Sendschreiben und
d) Epistel.

Das Billet, ein Brief in verjüngtem Maßstabe, dient zur kürzern und schnellern schriftlichen Mittheilung und setzt ein vertraulicheres persönliches Verhältniß zwischen Schreiber und Empfänger voraus.

Das Sendschreiben bezeichnet einen langen ausführlichen Brief, und unter Epistel versteht man meistens einen Brief in poetischer Form.

Ueber Courtoisie (Kurtoasih-Schreibhöflichkeit), welche die äußern Formen bezeichnet, die beim Briefschreiben gewöhnlich sind, z. B. Titulaturen, Stellung der Worte auf dem Raume des Papieres, Aufschrift, Unterschrift, geben Briefsteller Auskunft.

Beispiele des Briefes:

1) Rabener an Gellert.

Liebster Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herrn W . . . vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksale ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte; denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Tagebuch beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14. Juli mit Anbruch des Tages fing die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granate in mein Zimmer (sie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen), zerschmetterte die Stube meines Bedienten und zündete. Wir löschten den Brand und machten alle möglichen Anstalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, anging, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe,

und flüchtete Abends um acht Uhr nach der Neustadt zu D . . . Aber auch hier fing am 15. die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabend zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsere Sachen geschafft hatten, zerschmettert und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, die löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfing, einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? Und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit all' diesem gesegnet hat. Gott zum Preise muß ich gestehen, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübe. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von Allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein Paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntag früh fing man an, auch für die Neustadt besorgt zu sein, und viel tausend Menschen gingen zum Thore hinaus, auf das offene Feld, und in die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzer Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Wegs weit zu meinem Freund auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13. Abends war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg ging er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage gingen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung. Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn kein einziger von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden; ich bin gesund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bei einem Bekannten unvermuthet gerettet worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt. — Meine

Bücher dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art, sind leider auch fort. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs Beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyk, welcher, so bald als Gott Ruhe und Frieden gibt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind; denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satyren in Duodez zwei Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper sein wird. — An das Haus St . . . bitte meinen unterthänigsten Respekt zu melden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß sie sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte mich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drei tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen sein, so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eigenes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt. — Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuers= und Wassernoth

Ihr

Dresden, am 9. August
1760.

redlicher Rabener.

2) An den Grafen N.

Liebster Herr Graf!

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verstand führen, die Klage, daß Sie sich in einer gewissen Verlegenheit befinden, Ihre Gedanken zu sammeln, wenn Sie einer etwas wichtigeren Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, ist mehr rühmlich, als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig, nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geschicklichkeit und Fertigkeit selbst, so zu denken, wie Sie verlangen, ist eine Frucht einer fortgesetzten langwierigen und mit Hilfe gewisser Regeln angestellten Uebung.

Unser Verstand erlangt seine Reife durch Nachdenken, durch das Lesen guter Schriften, durch Versuche, durch den Umgang und die Kritiken geistreicher und erfahrner Personen beiderlei Geschlechts; aber er braucht zu seiner Reife gewisse Jahre, die wir oft durch die beste Erziehung nicht antizipiren können. Sein Sie nicht ungehalten auf sich selbst, ich und viele wackre Männer erfahren das Schicksal, über das Sie sich so aufrichtig beschweren, sehr oft; und bei aller Uebung, die wir angestellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bei dieser Arbeit nicht selten unser Unvermögen. Wenn auch eben dieselben Regeln im Denken bleiben, so verlangt doch

jede neue Materie eine besondere Anwendung dieser Regeln, und diese Kunst ist uns stets bis auf den Augenblick verborgen, da sich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unserem Geiste darstellt. Getrost, lieber guter Graf, Sie denken besser, als tausend Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer sind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch strenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Lesen Sie nun fort, und zwar solche gute Schriften, wo der Umfang des Inhaltes nicht so groß ist, daß Sie ihn nicht bald sollten übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, den Aufseher oder Vormund, den Jüngling, und wenn Sie im Lesen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: so ergreifen Sie ein Blatt Papier; setzen Sie die Materie, den Satz hin; suchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweise auf; setzen Sie diese auch hin; so haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgestellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor diese Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten sind, in ein größer Licht gesetzt, sie deutlich, aber auch mit Kürze, gründlich, aber auch mit Anmuth vorgetragen hat. Forschen Sie, ob Sie von der Sache auch so helle und so fein gedacht haben würden, und lernen Sie diese Kunst Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergessen haben, Ihren Plan vor, und versuchen Sie, ihn mit Ihrem eigenen Geiste und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieses ist ein einfältiger Vorschlag, den Sie selbst erweitern können. Ich bin ꝛc. Gellert.

3) An den Grafen M. von B.

Leipzig, den 20. Dec. 1754.

Mein lieber Graf!

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann, zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig sein kann. Ejn junger Preußischer Offizier *** hat hier von seiner verstorbenen Tante eine Erbschaft von fünf- oder sechstausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweimal bei dem Advokaten T** gesprochen, und einmal mit ihm neben diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fing er mit er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Geld in die Hand. — Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen? — Nun, ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertausche ich die ganze Welt nicht. Jetzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit sein. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louidore. Nun erschrack ich zum zweitenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtigere Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein das Geld konnte es nicht sein; dies dringt nie in das Innerste der

Seele); bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütz wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte, ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bei mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O, wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausdrückt, so gibt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll Sie auch wissen, als Sie und meine Schwester! Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angestecket hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibet gut, und will dies der Abhandlung von meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzet. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu sein wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dies wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da sein? Gut! Nun das gebe Gott! Gellert.

4) Klopstock an seine Mutter.

Kopenhagen, den 16. Nov. 1756.

Wie sehr uns die Nachricht von unseres so theuren, geliebten seligen Vaters Tode gerührt hat, können Sie sich vorstellen, liebe Mutter. Wir danken Ihnen, daß Sie durch Giseke haben an Cramer schreiben lassen. Es war uns sehr nöthig, daß wir jene Nachricht nicht durch einen schwarzen Brief empfingen. Es war am Sonnabend, daß uns Cramer davon sagte; und am Sonntag bekamen wir Ihren Brief.

Ich will unsere Wunde nicht weiter aufreißen. Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sei gelobt, daß er unserm theuren Vater ein so schönes Ende gegeben hat! Er ist nun viel glückseliger, als wir. Der Name des Herrn sei gelobt!

Sobald es Ihr Schmerz zuläßt, liebste Mama, so schreiben Sie mir doch noch umständlicher von unseres theuren seligen Vaters Krankheit und Tode. Meine lieben Geschwister, die beiden kleinen nicht ausgenommen,

sollen dieses auch; ein jedes besonders, thun. Es ist gut, daß wir uns insgesammt mit diesen Vorstellungen unterhalten; denn es ist überhaupt Nichts heilsamer, als öftere Todesbetrachtungen. — Wenn ich mir eine umständlichere Nachricht ausbitte, so verstehe ich sogar die kleinsten Umstände, die Ihnen nur einfallen, darunter. Ich will Ihnen einige kleinere und größere anzeigen: In welcher Stube oder Kammer ist er gestorben? Wer war, nach Ihnen, in seiner Krankheit am meisten zugegen? Glaubte er vom Anfange des Blutsturzes an, daß er daran sterben würde? Und wenn er es nicht gleich Anfangs glaubte, wann fing er an, es zu glauben? — Er erinnerte sich gewiß seiner abwesenden Kinder, die ihn so sehr geliebt haben und noch lieben; auf welche Art, mit welchen Worten that er es? — Ich hoffe zu Gott, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebetes auf uns ruhen wird.

Mein Schmerz ist zwar, durch die Gnade Gottes, ruhig; aber er wird lange dauern. Ich habe ihn sehr, sehr geliebt. Ich habe viel an meine selige Großmutter, die mich zuerst in der Religion unterrichtet hat, und an den seligen Johann Christian gedacht. Nun sind diese drei von mir so sehr Geliebten in der Ruhe der Ewigkeit bei einander.

Ich glaubte, Meta würde hieher noch ein paar Zeilen schreiben; aber der Besuch, den sie hat, hält sie zu lange auf. Gottlieb.

5) Lessing an Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Ich setze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden sich alle Posttage nach einem Briefe von mir umsehen; ich muß Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch jetzt noch nichts ganz Zuverlässiges von unserm theuersten Kleist melden kann.

Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundigt und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befände. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffene Mann! Er hat sich, — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm noch viele andere Offiziere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen, und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat Alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen bleiben, und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir die Nachricht, daß die Russen Frankfurt verlassen hätten. Sie haben sich nach Güben gezogen, um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Ich schrieb also gleich, nebst dem Herrn Professor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mich besorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geschrieben haben. Herr Venino*) nämlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unser liebster Freund be-

*) Ein italienischer Kaufmann in Berlin.

reits an seinen Wunden gestorben sei. Noch mehr; heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen hat, hier angekommen, und auch in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Majore Kleist, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unsrigen ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir Alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl! Ich bin ganz der Ihrige.

Lessing.

6) Lessing an Gleim.

Berlin, den 6. Sept. 1759.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nikolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! — Ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein Anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das jetzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend. Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden jetzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleichviel, was Sie sagen und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl! Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhig sein.

Ihr ergebenster

Lessing.

7) Graf von Stolberg*) an den Herrn Amtmann zu Eichstädt.

Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann! und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen, unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindung des Grolls oder der Rache in meine Seele gekommen sei. Sein Sie vielmehr von mir und meinen Geschwistern überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil, soviel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unserem Wunsche ausfiele, so werden wir uns auch in diesem Falle eifrig bestreben, von dem König eine Milderung zu erflehen, die Er uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater! fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inständigst, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Aber wie schwach wäre dieser Trost, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie sein muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost, Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von Ihnen gelesen habe, der aus keinem andern, als edlem Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar und führen, so labyrinthisch sie sich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diese Wege habe wandeln lassen. Beide Jünglinge in der schönsten Blüthe ihres Lebens, beiden allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den Andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie Beide nicht gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn. Auch diese Vergebung unseres Bruders soll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, dessen Schicksal bereits jetzt schon gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen zu sein pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Segen und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, durch seine aufrichtige Besserung wieder trösten und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge.

Christ. Graf zu Stolberg.

8) An C. F. Zelter.

Weimar, den 23. Februar 1831.

Mein Sohn reiste, um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits

*) Die beiden würdigen Dichter, Christian und Leopold Grafen zu Stolberg, hatten noch einen dritten Bruder, welcher zu Kiel unglücklicher Weise von einem Studirenden in einem Zweikampf erstochen wurde. Dieser traurige Vorfall bewog den Grafen Christian im Namen seiner Familie aus Tremsbüttel im Holsteinischen an den Vater des Thäters, der Amtmann zu Eichstädt war, obigen Brief zu schreiben.

waren höchst tröstlich und erfreulich. Er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen mit tüchtigem, frohem Antheil besucht und beschaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugt von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunst. Er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Eben so setzte sich's fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, Herrn Sterling, der mein Verhältniß zu Lord Byron vermittelt hatte, vergnüglich zusammentraf, und sich hierauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbein's, der zwischen gedachtem Orte und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, so wie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, als bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen, und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz, benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit. Sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler, Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegen kam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen. Sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig. Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen. Die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutenden Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht gibt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus seinen Reiseblättern das Gedächtniß dieses eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen. Und so, über Gräber, vorwärts!

Göthe.

9) Schiller an Göthe.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen und meine Thürschwelle ist wieder die alte Grenze meiner Wünsche und meiner Wanderschaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, sobald ich meiner Gesundheit ein wenig trauen kann; sollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden sehen. Mich verlangt herzlich darnach, und meine Frau, die sich sehr auf diesen Besuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe lassen, ihn auszuführen.

Ich gab Ihnen neulich treu den Eindruck zurück, den Wilhelm Meister auf mich machte, und ist also wie billig, Ihr eigenes Feuer, an dem Sie sich wärmen. Körner schrieb mir vor einigen Tagen mit unendlicher Zufriedenheit davon, und auf sein Urtheil ist zu bauen. Nie habe ich einen Kunstrichter gefunden, der sich durch die Nebenwerke an einem poetischen Product so wenig von dem Hauptwerke abziehen ließe. Er findet in W. Meister alle Kraft aus Werthers Leiden, nur gebändigt durch einen männlichen Geist und zu der ruhigen Anmuth eines vollendeten Kunstwerkes geläutert.

Was Sie von der kleinen Schrift Kants schreiben, erinnere ich mich bei Lesung derselben empfunden zu haben. Die Ausführung ist bloß anthropologisch, und über die letzten Gründe des Schönen lernt man darin nichts. Aber als Physik und Naturgeschichte des Erhabenen und Schönen enthält es manchen fruchtbaren Stoff. Für die ernsthafte Materie schien mir der Styl etwas zu spielend und blumenreich; ein sonderbarer Fehler an einem Kant, der aber wieder sehr begreiflich ist.

Herder hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufsatz beschenkt, worin der so gangbare Begriff vom eigenen Schicksal beleuchtet wird. Materien dieser Art sind für unsern Gebrauch vorzüglich passend, weil sie etwas Mystisches an sich haben, und durch die Behandlung doch an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden.

Weil doch eben vom Schicksal die Rede ist, so muß ich Ihnen sagen, daß ich dieser Tage auch über mein Schicksal etwas entschieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man sich jetzt sehr mit Reformen zu beschäftigen scheint. Aber da ich doch einmal zum akademischen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, so will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin, und wo möglich leben und sterben will, als irgend anderswo müßig gehen. Ich hab' es also ausgeschlagen, und mache mir daraus kein Verdienst; denn meine Neigung entschied schon allein die ganze Sache, so daß ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeit zu erinnern, die ich unserm guten Herzog schuldig bin, und die ich ihm am liebsten vor allen Andern schuldig sein mag. Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, so lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat.

Herr v. Humboldt aus Bayreuth ist noch nicht hier, und hat über seine Ankunft auch noch nichts Bestimmtes geschrieben.

Hier folgen auch die Weißhuhn'schen Blätter, von denen ich Ihnen neulich sagte. Ich bitte mir sie bald zurück.

Herzlich empfehlen wir uns alle Ihrem Andenken.

Schiller.

10) Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

Rom, 27. August 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte

plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia; aber zufälliger Weise hatten wir, und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendsten Gemüth und doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte Wilhelm nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft; er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich; er verließ mich fast nie; vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm; er ging immer mit mir spazieren; er fragte nach Allem; er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen; er war bei Jedermann beliebt; weil er mit Jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen! Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er ging alle Woche einige Mal zu ihm, und Gmelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie und alle die Ihrigen innigst; Sie können denken, was sie leidet; aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr und in der Besserung. Noch einmal Adieu! und schreiben Sie mir recht bald. Humboldt.

11) Antwort von Schiller.

Weimar, 12. September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns Beide auf's innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich

nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Clima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich bin über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit; aber man sah doch, wie sehr das Clima ihm muß zugesetzt haben.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels; es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit von einander sein; unser herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige.

Schiller.

12) Wilhelm von Humboldt an Schiller.

(Ueber Schiller's Spaziergang.)

Tegel, den 23. Oktober 1795.

Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studiren, und mich mit jedem einzelnen Theil genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht; aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein, und gibt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch

überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Cultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück, und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dies noch gefunden, und leicht dürften Einige auch bei noch öfterem Wiederholen dies Urtheil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammen zu stellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dies Urtheil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjektiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem andern her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche O r g a n i s a t i o n dieser eigenen W e l t. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst, ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen. Da, wo sich die Cultur an die erste Einfachheit anschließt, ist der Uebergang: „Aber wer raubt mir auf einmal" u. s. f. allerdings abgebrochen, aber dies vermehrt, dünkt mich, sehr die poetische Bewegung und die lyrische Wirkung. Jedes einzelne Bild für sich ist äußerst charakteristisch. Nur einmal bin ich angestoßen. Es ist eine der schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfenden Strasse" gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße so viele Ideen angereiht. Sie erinnern sich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergange weitläufig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dies Zeitalter, zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauf folgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht: „Flöße" statt „Schiffe" gewählt zu haben scheinen. Und doch ging die Seecommunication der Landcommunication voraus.

Die Schönheiten der Diction im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck gibt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein. Vorzüglich sind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Neuheit und Schönheit auszeichnet, das „energische Licht", des Schmetterlings „zweifelndem Flügel", die Vergleichung der begrenzten Aecker mit einem Teppich Demeters, die Beschreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andere Stellen zeichnen sich durch Tiefe des Sinnes und die Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck so herrlich paßt, aus. So „Enger wird um ihn u. s. w. Welt." „Sucht das vertraute Gesetz in den Erscheinungen Flucht", „es irrt selbst in dem Busen der Gott." „Weit von dem Menschen fliehe der Mensch." Dann die Kühnheit des Verses: „Hängt nun der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt" und die

unnachahmliche Kürze dieses: „und in der Asche der Stadt sucht die verlorene Natur." (W. v. Humboldt.)

13) Schiller an Wilhelm von Humboldt.

(Antwort auf obigen Brief.)

Jena, den 29. Oktober 1795.

Heute Einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht leugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu gut thue, und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mir däucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. f. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Göthe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deßwegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden, und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nützen, sondern auch auf Veranlassung derselben eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben.

An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sei denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen die zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rathe zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußeren Objekt ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Planes verschwindet, indem die Wirkungen desselben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch so viel, als möglich, zu thun suchen. Ich bin hierin der roheste Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessirt hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik. Wenn wir wieder beisammen sind, werden Sie mich in dieser Sache schon zurecht weisen. Indeß glaube ich, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel Recht hat, und daß dieses auch in diesem Gedicht manchmal der Fall war. Schiller.

14) Jean Paul an Heinrich Voß.

Endlich hab' ich die Freude, Sie um zwanzig bis dreißig Dinge zu bitten, welche indeß alle auf die Stube hinauslaufen, in der ich Ihnen dafür danken will. Ich brauche nämlich — etwa von der Pfingstwoche an bis zum längsten Tage — ein Stübchen zur Miethe (nicht einmal ein Kämmerchen dazu); ferner ein Bette, ein schlechtes Kanapee, weil ich nur auf einem lese und schreibe, Jemand zum Kaffee- und Bettmachen und Getränkholen, gar keine Möbeln, außer den allerunentbehrlichsten. — Nur liege das Zimmerchen nicht dem Sonnenbrande gegenüber, sondern lieber der Abendsonne, oder dem Museum, oder der Wirthstafel, wo ich esse; und, wenn möglich, ohne besonderen Lärm in der Morgenstunde, die für mich viel Gold im Munde hat. Auch außer der Stadt kann mein (herrenhutisches) Seitenhöhlchen, oder meine Brustzelle liegen. Ein Mittelpunkt braucht ja nicht groß zu sein, wenn nur der Umkreis es ist; dieser bildet jenen, nicht jener diesen. Durchaus muß ich Alles miethen und bezahlen dürfen: so lebte ich in Erlangen, Nürnberg und wollte es auch in Regensburg, hätte der Fürst Primas nicht für mich bezahlt. Als Gast hätt' ich nur halbe Freude, d. i. Freiheit.

Nach meinem geschwinden Wetterpropheten bekommen wir wenigstens $1^1/_2$ zu trockene Monate. Vielleicht friere ich schon die h. Pfingstausgießungen bei Ihnen. — Uebrigens will ich Büchern mehr ent- als zufliehen; sie wohl, aber nicht Menschen, Berge und Ströme kann man sich verschreiben. Langes Bleiben erspart langes Schreiben. Daher schnappe ich hier ab als Ihr Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen für so viel anbietende und versorgende Liebe noch nicht gedankt habe.

15) Die Königin Luise an ihren Vater.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinem Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht unglücklich sein!

Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist, doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Meine Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der

Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehre unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: er schickt nicht Mehr, als wir tragen können! Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deßwegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, wie wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie Etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innigliebende Tochter, und Gott Lob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise.

V. Der Geschäftsstyl.

Der Geschäftsstyl hat es mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu thun. Diese betreffen entweder unsere öffentlichen, oder unsere Privat-Angelegenheiten. Jene werden unter Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit verhandelt, diese von uns selbst, ohne Mitwirkung der Obrigkeit. Der Geschäftsstyl wird deßhalb in den öffentlichen und in den Privat-Geschäftsstyl eingetheilt.

Der öffentliche Geschäftsstyl enthält alle diejenigen Aufsätze, welche an Staatsbehörden gerichtet oder von ihnen ausgegangen sind. Er heißt auch Curial- oder Kanzleistyl und zerfällt in den höhern und mittlern.

Der Privat-Geschäftsstyl wird auch der niedere oder gemeine Geschäftsstyl genannt.

Jener öffentliche höhere und mittlere Geschäftsstyl begreift in sich den Verkehr

1) der Staatsregierungen unter einander (diplomatischen Styl; hieher gehören: öffentliche Verträge, Bündnisse, Proklamationen &c.);

2) des Staatsoberhauptes und seiner Behörden und Unterthanen (Cabinetsstyl: fürstliche Handschreiben, Cabinetsordres (Befehle, Patente, Diplome 2c.);
3) der Staatsregierung und der Staatsangehörigen (Kanzleistyl: Verfügungen, Rescripte, Bescheide, Statuten, Protokolle 2c.);
4) der Staatsbürger und der Behörden (Eingaben: Berichte, Bittschriften, Vorstellungen, Klagen 2c.);
5) der Staatsbürger unter sich als Einzelner (Verträge, Scheine, Rechnungen 2c.);
6) der Staatsangehörigen an eine größere Gesammtheit (öffentliche Mittheilungen).

---

a) Einige Beispiele des höhern Geschäftsstyls.

1) Erklärung des deutschen Kaisers Franz II. bei der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. *)

Nach dem Abschluß des Preßburger Vertrages haben Wir Unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gewendet, alle Verpflichtungen, die Wir durch diesen Vertrag eingegangen waren, mit Unsrer gewöhnlichen Pünktlichkeit zu erfüllen, Unsern Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten und die so glücklicher Weise wieder hergestellte Ruhe auf allen Seiten zu befestigen, und zwar in der Erwartung, daß die durch diesen Frieden im deutschen Reiche bewirkten wesentlichen Veränderungen es Uns noch erlauben würden, die Uns, als oberstem Reichsoberhaupte, durch die Wahlkapitulation aufgelegten mühseligen Pflichten zu erfüllen. Die Folgen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Vertrags unmittelbar nach seiner Bekanntmachung und bisher gegeben wurden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche nachher im Reiche Statt hatten, gaben Uns die Ueberzeugung, daß es Uns unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sein würde, ferner die Obliegenheiten, die Wir durch den Kapitulationsvertrag übernommen haben, zu erfüllen; und wenn man auch noch hätte erwarten können, daß sie nach Beseitigung der durch die Kompilation der politischen Interessen eingetretenen Schwierigkeiten in der Lage der Dinge eine Veränderung ergeben würde, dann hätte doch die unter dem 12. Juli zu Paris unterzeichnete Konvention**), welche nachher von den contrahirenden Theilen ratificirt wurde, und vermöge der sich mehrere der vorzüglichsten Stände vom Reiche trennen, um einen besondern Stand zu bilden, alle Hoffnung gänzlich zerstört.

In der vollkommensten Ueberzeugung, daß es uns gänzlich unmöglich ist, die mit Unserm kaiserlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unsrer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur in so weit in Unsern Augen einen Werth haben konnte, als Wir im Stande waren, dem Vertrauen, das Uns die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches zeigten, zu entsprechen, und die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, das Uns bis jetzt mit dem deutschen Staatskörper vereinigt hat, als aufgelöst,

---

*) Am 6. August 1807 von dem kaiserlichen Gesandten, Freiherrn von Fahnenberg, im Namen seines Monarchen den übrigen Herren Gesandten zu Regensburg übergeben.
**) Die rheinische Bundesakte vom 12. Juli 1806.

und das Amt und die Würde eines Kaisers als erloschen betrachten; daß Wir uns dadurch allen Verbindlichkeiten gegen das deutsche Reich entledigt ansehen; daß Wir, wie Wir es durch Gegenwärtiges wirklich thun, die Kaiserkrone, welche wir bis hieher getragen haben, niederlegen, und auf die Regierung, mit der Wir im Namen des Reichs beauftragt waren, verzichten.

Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches, und alle Diejenigen, welche dazu gehören, besonders die Glieder der höchsten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfassung ihnen gegen Uns, als oberstes Reichsoberhaupt auferlegte.

Wir entbinden ebenfalls alle Unsere deutsche Provinzen und Länder Unsres Reiches der Verpflichtungen, die sie bisher gegen das deutsche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer sein mag; und bei der Vereinigung derselben mit der Oesterreichischen Monarchie werden Wir Uns als Kaiser von Oesterreich bei dem Frieden, der zwischen Uns und den übrigen Mächten und benachbarten Staaten besteht, bemühen, sie auf jene Stufe von Glück und Wohlfahrt zu heben, die beständig der Gegenstand Unsrer Wünsche und der Zweck Unsrer Sorgfalt und Anstrengung sein wird.

Gegeben in Unsrer Hauptstadt und Residenz Wien, den 6. Aug. 1806, im 15. Jahre Unsrer Regierung. Franz.

2) Erklärung des Königs Maximilian Joseph von Bayern auf die Glückwünsche bei der Jubelfeier seiner 25jährigen Regierung.

Wir haben mit Rührung die vielfältigen Beweise aufgenommen, durch welche unsre getreuen Unterthanen aller Kreise und aller Stände am 16. Febr. d. J., als dem Jahrestage unserer 25jährigen Regierung ihre liebevolle Anhänglichkeit an uns sowohl schriftlich, als durch öffentliche Veranstaltungen aller Art abermals an den Tag zu legen gewetteifert haben. Erfreulich und erhebend ist dieses von Bayerns Bewohnern in schöner Eintracht gefeierte große Familienfest. Kein Band kann inniger, als diese treue Liebe, uns mit unserm Volke und dieses unter sich vereinen; kein Lohn für die treue Regentensorge, deren wir uns bewußt sind, beneidenswerther sein. Wenn wir mit Gottes Hilfe den Staat durch 25 Jahre einer thaten- und gefahrvollen Zeit glücklich hindurch geleitet haben: so war es die unerschütterliche Gesinnung unsers Volkes, auf welche wir dabei vertraut haben, und durch welche wir mit gleichem Vertrauen unterstützt worden sind. Wir bitten den Allmächtigen, daß er unsere Bemühungen zum Wohle dieses Volkes, dessen Liebe unser Glück und unser Stolz ist, fortan segnen, und was er an Jahren uns noch beschieden haben mag, mit solchen Ereignissen erfüllen möge, durch die wir in dessen dankbarem Andenken fortzuleben hoffen können. München, den 19. Februar 1824. Maximilian Joseph.

3) Bitte eines durch Ueberschwemmung Verunglückten um eine Unterstützung.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Allerunterthänigste Bitte des Georg N. von N. um allergnädigste Gewährung einer Unterstützung.

Es ist eine für den Unglücklichen in unserm Lande allgemein bekannte

und tröstende Wahrnehmung, daß Euer Königliche Majestät das unverschuldete Unglück trotz der weiten Marken des Reiches nicht unberücksichtigt bei allerhöchst Ihren Gnadenertheilungen lassen. Darum wage auch ich es, vor dem Throne Euer Königlichen Majestät mein gewiß unverschuldetes Unglück zu erzählen und um eine Unterstützung zu flehen. Ich bin nicht gewohnt zu betteln und über Nacht zum armen Manne geworden, lebt in mir die Hoffnung, daß ich durch Fleiß und Sparsamkeit wieder erstatten kann, was mir jetzt allergnädigst gewährt wird.

Bis zum Mai dieses Jahres hatte ich mich durch die Anlage eines kalten Bades am Strome meines Wohnsitzes gut ernährt. Die schönen warmen Tage in der ersten Woche des Mai's verlockten mich, das Bad damals schon aufzustellen; da kam bekanntlich in der Nacht des 15. die furchtbare Ueberschwemmung, und durch sie war mein erspartes Vermögen, meine Hoffnungen auf den künftigen Sommer vernichtet.

Doch was sage ich, nicht meine Hoffnungen, nicht mein Vermögen allein sind es, die vernichtet wurden, ich bin Gatte, ich bin Vater von 6 Kindern, und weiß für den Augenblick nicht, auf welche Weise ich dem unsäglichen Elende, das über uns hereinbrach, abhelfen kann.

Dies ist eine Darstellung meiner Lage; ehe ich mich aber entschloß, Euer Königl. Majestät mit meinen Klagen zu behelligen, machte ich vielfache Versuche, auf andere Weise die nöthige Summe zur umgehenden Erbauung eines anderen Bades aufzutreiben. Allein mein guter Name und mein Fleiß waren nicht Hypothek genug. Deßhalb bleibt mir kein anderer Rettungsweg übrig, als an Eure Königliche Majestät die allerunterthänigste Bitte zu stellen:

> Euer Königliche Majestät mögen allergnädigst geruhen, mir zur Wiederherstellung meines Bades aus der Kreishilfskasse 800 fl. als ein auf 6 Jahre zinsfreies Capital anweisen zu lassen.

Ich blicke voll Hoffnung und Vertrauen zu dem Throne Euer Königlichen Majestät empor, von dem allein mir Rettung werden kann.

In allertiefster Ehrfurcht erstirbt

Euer Königlichen Majestät

N., den 1867. unterthänigst gehorsamster

N. N.

4) Bitte, die Einführung eines Buches in den Schulen betr.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Allerunterthänigste treugehorsamste Bitte der N.'schen Buchhandlung in M.

Die Einführung des N. N.'schen lateinischen Lexikons in den Gymnasien und lateinischen Schulen betr.

Zum Kgl. Ministerium des Innern.

Mit 1 Beilage.

Die allerunterthänigste unterzeichnete Buchhandlung, durch wahre Gelehrte und tüchtige Schulmänner angeregt, beabsichtigte schon seit mehreren

Jahren die Herausgabe eines lateinischen Wörterbuches, welches durch eine eben so gründliche und umfassende Bearbeitung des gegebenen Stoffes dennoch den Vortheil böte: in einem verhältnißmäßig geringen Volumen das Hilfsmittel zum Studium aller lateinischen Classiker, die auf den Kgl. bayerischen Schulen gelesen werden, ausreichend zu liefern.

Nach längerem, aber fruchtlosen Bemühen, hierzu einen vaterländischen Philologen zu gewinnen, da die größeren Fähigkeiten durch Euer Königl. Majestät weise Sorge für die classischen Bildungsanstalten bereits durch umfassende Dienstespflichten sehr in Anspruch genommen sind, gelang es endlich dem allerehrfurchtvollst Unterzeichneten, in der Person des Privatgelehrten Dr. N. N. in O. . . . ., durch die Empfehlung des Geheimraths und Universitätsprofessors Dr. N. daselbst, der ihn als einen seiner besten Schüler bezeichnete, einen Mann zu finden, der nun seit vielen Jahren unablässig mit der Herstellung eines solchen Werkes beschäftigt ist.

Der erste, 80 Bogen starke Band dieses neuen Lexikons (lateinisch-deutsch) ist ein Jahr im Buchhandel und hat sich bereits der Empfehlung vieler gelehrter Schulmänner, namentlich auf den Kgl. Gymnasien zu X., zu erfreuen. Der zweite Theil, welcher den deutsch-lateinischen Theil, sowie das Verzeichniß der Eigennamen enthält, ist im Manuscript fast vollendet und der Druck bereits bis zum 24. Bogen vorgeschritten, und wird die gleiche Bogenzahl enthalten. Das Buch wird in N. unter den Augen des Verfassers, der drei Correcturen davon nimmt, gedruckt und unfehlbar bis zu Ende dieses Jahres vollendet.

Den Preis für beide Theile zusammen haben wir für inländische Schulen auf fünf Gulden festgestellt, wodurch es dem Schüler möglich ist, ein Werk anzuschaffen, welches zu seinem Studium vollkommen ausreicht, und wobei wir für uns das Verdienst in Anspruch nehmen, durch dieses vaterländische Unternehmen ein Bedürfniß vollkommen zu befriedigen, für welches bisher bedeutende Summen durch den Bezug theurer Werke ins Ausland geflossen sind.

Wenn nun ein Unternehmen, welches zur vollen Durchführung einen Capitalaufwand von mehr als 10,000 fl. und fünfjährige Anstrengung eines tüchtigen Gelehrten erfordert, wohl zu den bedeutenderen und verdienstlicheren des vaterländischen Buchhandels gehört, da solches nicht so sehr auf pekuniären Gewinn, als vorzugsweise auf wesentliche Förderung der Wissenschaft berechnet ist, so kann dasselbe doch nicht gedeihen, wenn es nicht den allerhöchsten landesväterlichen Schutz genießt. Wir wagen demzufolge im Vertrauen auf die Gnade und Huld, womit Euer Königl. Majestät alle Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst zu schützen und zu ermuntern gewohnt sind, die allerunterthänigst treugehorsamste Bitte:

> Euer Königl. Majestät möchten allergnädigst geruhen, dieses N. N.'sche Lexikon, wovon 1 Exemplar des vollständigen ersten Theiles und mehrere Bogen des zweiten hier anliegen, von einer sachverständigen Commission prüfen und nach günstigem Befund die Anschaffung desselben in den Kgl. Gymnasien und lateinischen Schulen empfehlen zu lassen.

Da die Sache sich selbst empfehlen muß, und gewiß auch vor den Augen Euer Königl. Majestät Gnade finden wird, weil wir nichts versäumt zu haben glauben, um auch Druck, Papier und Preisbestimmung

dem Bedürfniß und den bezüglichen Verhältnissen anzupassen, so vertrauen wir der allerhöchsten Umsicht, daß unsere allerdevoteste Bitte sicher allerhuldreichst Gewähr finden wird.

In allertiefster Ehrfurcht empfehlen wir uns

Euer Königlichen Majestät

M., den 9. Januar 1867. allerunterthänigst treugehorsamste

N. N.'sche Buchhandlung.

5) Gesuch, die Zollpraxis betr.

Königliche General-Zolladministration!

Bamberg, den 28. Juli 1867.

Unterthänigst gehorsamste Bitte
des Kameralpraktikanten A. S.
zu Bamberg
um gnädigste Zulassung zur Zollpraxis.

Mit 2 Beilagen.

Nach höchstem Ausschreiben v. 12. Jan. 18.. ist denjenigen Individuen, welche sich das Gymnasial-Absolutorium erworben und mehrere Jahre landgerichtlicher oder rentamtlicher Praxis gewidmet haben, die Zulassung zur Zollpraxis gestattet, so wie die Aussicht zu einer baldigen Anstellung im Zolldienst geöffnet.

Beabsichtigend, mich dem Zolldienst zu widmen, übergebe ich

1) das von mir am Gymnasium zu Bamberg erworbene Absolutorium,
2) das Zeugniß des kgl. Rentamtes Bamberg über 4jährige Kameralpraxis unter der Bitte,

mir die Erlaubniß zur Zollpraxis gnädigst zu ertheilen und mich deßhalb einem geschäftsvollen Hauptzollamte zuzutheilen.

Rücksichtlich meiner persönlichen Verhältnisse erlaube ich mir ehrerbietigst zu bemerken, daß ich am 14. Oktober 1827 zu B. geboren, der Sohn des Landgerichtsassessors S. dortselbst und zur Zeit unverehelicht bin.

Der gnädigen Gewährung meiner Bitte, sowie der Rückgabe der anliegenden Originalzeugnisse entgegensehend, verharrt mit Ehrerbietung

Der Königlichen Zolladministration

unterthänigst gehorsamster

A. S.

6) Bitte eines Studirenden um ein Stipendium.

Hochlöbliche k. k. Oberösterreichische Landesregierung!

Der Unterzeichnete bittet gehorsamst, ihm das erledigte Stipendium aus der K. Stiftung gnädigst zu verleihen. Zur Unterstützung seiner Bitte führt er folgende Gründe an:

1) hat er sämmtliche gesetzlich vorgeschriebene Klassen vollendet und überall die vorzüglichsten Noten erhalten, wie dies die beiliegenden Zeugnisse beweisen;
2) wird es seinem Vater, der noch vier unversorgte Kinder zu ernähren hat und sehr arm ist, unmöglich, ihn länger zu unterstützen. Zur Bestätigung liegt auch hierüber ein Zeugniß bei.

Linz, den — N., Schüler 2c.

b) Niederer oder Privatgeschäftsstyl.

Zu demselben gehört:

1) der Schuldschein,

d. i. die schriftliche Versicherung, daß man von Jemandem ein Darlehen erhalten habe und dasselbe nach einer gewissen Zeit wiedererstatten werde;

Beispiel:

Herr F. Veit, bürgerlicher Bäckermeister in Regensburg, hat mir heute ein hundert und fünfzig Gulden (150 fl.) baar geliehen. Ich verspreche diese Summe nach vorausgegangener halbjähriger Aufkündigung in guten Münzsorten zurückzuzahlen, während dieser Zeit aber mit 4 fl. vom Hundert (mit 4 Procent) zu verzinsen. Zur Sicherheit meines Herrn Gläubigers verpfände ich demselben bis zur Zurückzahlung des Kapitals 3 goldene Uhren, 12 silberne Löffel und ein Stück Leinwand von 60 Ellen.

Regensburg, am 1. Mai 1866.

Jakob Frier als Zeuge. Fritz Maier, Tapezierer.
Karl Biller als Zeuge. Theresie Maier, dessen Gattin.

Bemerkung. Wird in einem Schuldschein zur größern Sicherheit des Gläubigers (Creditors) vom Schuldner (Debitor) die Verpfändung einer Sache erwähnt, so heißt sie Obligation.

Wenn liegendes Vermögen als Unterpfand gegeben wird, so werden die Obligationen vom Gerichte ausgefertigt, die Schuld wird in das Hypothekenbuch eingetragen und die Obligationen heißen Hypothekenbriefe.

2) Die Quittung.

Unter Quittung ist eine Bescheinigung zu verstehen, daß man eine Summe Geldes richtig erhalten habe.

Beispiel:

Herr Tapezierer Maier hat mir heute die einhundert und fünfzig Gulden (150 fl.), welche er mir schuldig war, mit den treffenden Zinsen baar zurückgezahlt.

Regensburg, am 1. Mai 1867. Franz Veit, Bäckermeister.

3) Der Zinsschein oder die Zinsquittung.

Unter Zinsschein versteht man die schriftliche Bescheinigung des Empfanges von Zinsen oder Interessen, welche der Eigenthümer eines ausgeliehenen Capitals von seinem Schuldner erhält.

Beispiel:

Dreißig Gulden — südd. Währ., heute fälligen jährlichen Zins von Herrn Adam Berg in N. aus dem ihm zu 5 Procent geliehenen Capital von fl. 600 heute richtig erhalten zu haben bescheinigt

Bamberg, den 18. October 1867. F. Burger.

4) Der Bürgschaftsschein,

d. i. die schriftliche Erklärung, daß man für die Bezahlung einer Summe, falls der Schuldner nicht zahlen sollte, mit seinem Vermögen hafte.

Beispiel:

Unterzeichneter erklärt hiemit, daß er für die rechtzeitige Zurückzahlung

der hundert Gulden, welche N. N. dem N. schuldet, als Bürge und Zahler mit seinem Vermögen hafte.

Ort und Datum. Unterschrift.

5) Der Tilgungsschein. (Amortisationsschein.)

Er ist die schriftliche Versicherung eines Gläubigers, daß der vom Schuldner ausgestellte Schein verloren gegangen und deßhalb, wenn er wieder gefunden werden sollte, nicht mehr gültig sei.

Beispiel:

Ich bestätige hiemit, daß N. N. die hundert Gulden, die er mir schuldig war, nebst den treffenden Zinsen heute baar zurückgezahlt habe. Da der Schuldschein, welchen Schuldner am 1. Mai 1866 ausstellte, verloren ging, so erkläre ich hiemit denselben für ungültig, im Falle er wieder zum Vorschein kommen sollte.

Ort und Datum. Unterschrift.

6) Der Empfangschein, auch Lieferschein.

Ein Empfangschein ist die schriftliche Versicherung, daß eine Sache richtig eingehändigt worden ist.

Beispiel:

Ich bescheinige hiermit, durch Fuhrmann J. Sorg von Staffelstein ein versiegeltes Paquet Geld, gez. mit meiner Adresse, angeblich Fünfzig Gulden südd. Währ. enthaltend, richtig eingehändigt erhalten zu haben.

Scheßlitz, den 12. August 1867. H. Brunner.

7) Der Depositenschein.

Wenn Jemand einem Andern Etwas in Verwahrung gibt, um es später wieder zu beziehen, so stellt der Empfänger oder Depositar dem Deponenten oder Hinterlegenden über das in Verwahrung Genommene einen Schein aus, welchen man Depositenschein nennt.

Beispiel:

Ich bescheinige hiermit, daß mir Herr F. Kröger hier bei seiner Abreise von hier ein von ihm in meiner Gegenwart versiegeltes Paquet, 10 Stück à fl. 100 — bayr. Ostbahnactien enthaltend, zur Aufbewahrung übergeben hat, und verspreche ihm dieses Depositum auf erstes Verlangen wieder zurück zu geben.

Bayreuth, den 4. Oktober 1867. Adam Krug.

8) Der Abtretungsschein (Cession),

eine schriftliche Urkunde, durch welche Jemand sein Eigenthum einem Andern abtritt oder seine Schuldforderung, die er an einen Andern hat, einem Dritten überläßt. Der Abtretende heißt Cedent und der Uebernehmer Cessionar.

Beispiel:

Indem ich die im vorliegenden Schuld- und Hypothekenbrief bezeichnete Forderung von viertausend Gulden nebst allen Hypothekrechten an Herrn N. N. 2c. hiermit cedire, bekenne ich die volle Valuta*) nebst Zinsen vom Cessionar heute baar erhalten zu haben und ertheile meine Bewilligung, daß

*) Werth, Betrag.

diese Hypothek auf dessen Namen umgeschrieben werde, wobei ich auf eine Vernehmung beim Hypothekenamte verzichte.

O. u. D. Unterschrift des Cedenten.

9) Der Verzichtschein (Reverse),

die schriftliche Versicherung, daß man gewisse Vergünstigungen und Gefälligkeiten (auf Ruf und Widerruf) nicht zu einem Rechte machen und denselben entsagen wolle, sobald der Vergünstiger es wünscht.

Beispiel:

Mein Herr Nachbar, der N. N., hat mir auf unbestimmte Zeit einen Durchgang durch seinen Garten gestattet. Damit aber diese Erlaubniß in der Folge nicht als ein Recht angesehen werden kann, so erkläre ich hiemit für mich und die künftigen Besitzer meines Hauses, daß Herr N. zu jeder Zeit diese Vergünstigung zurücknehmen könne.

Ort und Datum. Unterschrift.

10) Das Zeugniß (Attest.)

Die schriftliche Versicherung, daß eine Person oder Sache so und nicht anders sei.

Beispiel:

Zeugniß für einen Schüler.

N. N., Sohn des N. N. v. N., 15 Jahre alt, hat von mir 4 Jahre lang Unterricht in allen Gegenständen der lateinischen Schule erhalten und bei sehr vielen Fähigkeiten, vorzüglichem Fleiße und ausgezeichnetem sittlichen Betragen sehr gute Fortschritte gemacht.

Ort und Datum. Unterschrift.

11) Der Vertrag. (Contract.)

Wenn zwischen 2 oder mehreren Personen eine Uebereinkunft beschlossen wird, in welcher die eine Person ein Versprechen annimmt, das die andere gibt, so heißt das ein Vertrag oder Contract.

Beispiel:

Miethcontract.

Zwischen dem Herrn Kaufmann Zitt als dem Vermiether und dem Herrn Assessor Lipp als Abmiether ist heute folgender Miethcontract abgeschlossen worden.

1) Herr Zitt vermiethet dem Herrn Assessor Lipp den ersten Stock seines in der Carolinenstraße gelegenen Wohnhauses (Nr. 206), bestehend aus 6 heizbaren Zimmern, Garderobe, Küche, nebst Kelleranthеil ꝛc. auf unbestimmte Zeit um den jährlichen Miethzins von 180 fl.
2) Herr Assessor Lipp verspricht den Miethzins halbjährig, nämlich die eine Hälfte an Allerheiligen, die andere an Georgi zu zahlen.
3) Eine Aftermiethung darf nicht Statt finden, und dem Miether ist es nicht gestattet, Leute, die nicht zu seiner Familie gehören, z. B. Studirende ins Quartier zu nehmen.
4) Herr Assessor Lipp verpflichtet sich, diese Wohnung in gutem Zustande zu erhalten und so wieder zu übergeben, in welchem er sie getroffen und bezogen hat, und die Kosten, welche etwa durch nöthige Ausbesserungen verursacht wurden, nicht in Rechnung zu bringen.

5) Ohne Vorwissen des Hauseigenthümers darf keine Veränderung am Gemäuer, an den Oefen 2c. vorgenommen werden.
6) Die Straßenreinigung trifft alle 3 Wochen eine andere Partei im Turnus (abwechslungsweise.)
7) Polizeilich gebotene Beleuchtungen des Hauses besorgt der Hausherr allein für alle Fenster.
8) Beschädigung der Fenster durch Hagel 2c. fallen dem Miether zur Last, da dieselben mit Läden versehen sind.
9) Die Aufkündigung der Wohnung muß von dem einen wie von dem andern Contrahenten ein halbes Jahr vor der beabsichtigten Veränderung geschehen.

Von vorstehendem Vertrage sind zwei gleichlautende Exemplare ausgefertigt, von beiden Contrahenten unterschrieben und jedem ein Exemplar zugestellt worden.

Regensburg, am 2. November 1867.

Lipp, k. Assessor.
Zitt, Kaufmann.

12) Die Vollmacht,

oder die schriftliche Erklärung, wodurch der Eine (Mandant) dem Andern (Mandatar) die Befugniß einräumt, irgend ein Geschäft in seinem Namen zu besorgen.

Beispiel:

Da mich eine Krankheit hindert, persönlich an der Berathung über die Dampfschifffahrt Antheil zu nehmen, so bevollmächtige ich hiemit Herrn A., nach seinem eigenen Ermessen für mich seine Stimme in dieser Angelegenheit abzugeben, und erkläre hiemit ausdrücklich, daß ich Alles, was Herr A. in dieser Sache thun wird, so ansehen werde, als hätte ich in eigener Person gehandelt.

O. u. D. U.

13) Anzeigen oder Bekanntmachungen gewisser Ereignisse an das Publikum,

Beispiel:

Todesanzeigen.

1) Am 21. d. M. verschied an einem Brustleiden unser geliebter Vater und Schwiegervater, Herr N. N. Diese traurige Kunde bringen wir den Freunden des Verblichenen und empfehlen uns fernerem Wohlwollen.

Ort und Datum. Unterschrift.

2) Eine stille und herzliche Ehe ward nach 10 Monaten schnell getrennt, als meine theure und unvergeßliche Gattin, Wilhelmina am 15. dieses mich verließ und in die Ewigkeit ging. Sie war ein edles Weib, voll Liebe und Herzensgüte, durch welche mir die wenigen mit ihr verlebten Tage zu den glücklichsten und seligsten gemacht worden sind. Tief erschüttert mache ich ihr Scheiden unsern auswärtigen theuern Verwandten, ihrer herzlichen und, wie ich bitte, stillen Theilnahme versichert, hierdurch bekannt. Mit mir trauert ein Kreis zärtlicher Verwandten, und in unsre Klage weint der Säugling, den sie mir hinterließ, und den ich mit doppelter Liebe in meine Arme nehme, da er — wehmüthiger Trost — das Ebenbild seiner verewigten Mutter ist.

14) Die Anweisung (Assignation),

ein Schein, in welchem Jemand einen Dritten, mit dem er in Abrechnung steht, bittet, dem Vorzeiger eine Summe Geldes auszuzahlen oder Waaren auszuliefern.

Beispiel:

Ort und Datum. Für fl. 100 südd. Währ.

Nach Sicht (d. i. nachdem Sie diese Anweisung gesehen haben) belieben Sie gegen diese meine Anweisung an die Ordre des Herrn F. Braun die Summe von Einhundert Gulden im 52½ fl. Fuße zu zahlen und mir solche in Rechnung zu bringen.

Herrn K. Borger in Nürnberg. Unterschrift.

15) Der Wechselbrief.*)

Ein Wechsel oder Wechselbrief ist eine schriftliche Urkunde, die das Wort Wechsel enthalten muß, und in welcher sich der Aussteller entweder verpflichtet, in einer im Wechsel genau festgesetzten Zeit eine in demselben angegebene Summe an eine darin benannte Person selbst zu zahlen, oder in welcher er einen Andern zu dieser Zahlung beauftragt.

Verpflichtet sich der Aussteller eines Wechsels in demselben, die darin angegebene Summe selbst zu bezahlen, so heißt ein solcher Wechsel ein eigener oder trockener, oder Solawechsel; beauftragt der Aussteller aber einen Andern zur Zahlung der Wechselsumme, so heißt der Wechsel ein gezogener oder trassirter, oder eine Tratte.

Bei einem eigenen Wechsel kommen nur zwei Personen vor, nämlich 1) der Aussteller, der sich selbst zur Zahlung der Wechselsumme verpflichtet, und 2) derjenige, an den oder dessen Auftrag (Ordre) die Summe gezahlt werden soll.

Bei einem gezogenen oder trassirten Wechsel kommen aber gewöhnlich drei Personen vor, nämlich 1) der Aussteller des Wechsels, 2) der zur Zahlung Beauftragte und 3) der, an welchen oder an dessen Auftrag der Wechsel gezahlt werden soll.

Derjenige, welcher einen solchen Wechsel ausstellt, heißt auch Wechselgeber, Zieher oder Trassant; derjenige, auf welchen er ausgestellt ist, der also beauftragt ist, die Wechselsumme bei Verfall zu zahlen, heißt Bezogener oder Trassat; diejenige Person, welche den Wechsel als Eigenthum erhält und an welche oder auf dessen Auftrag (Ordre) er bezahlt werden soll, wird Wechselnehmer oder Remittent genannt. Der Aussteller des Wechsels haftet für dessen Annahme und Zahlung nicht bloß mit seinem Vermögen, sondern auch mit seiner Person. Der Bezogene, auf welchen der Wechsel ausgestellt ist, ist hierdurch noch nicht zur Zahlung des Wechsels am Verfalltage verbunden; diese Verbindlichkeit übernimmt er erst durch das auf die Vorderseite des Wechsels geschriebene Versprechen, den Wechsel bei Verfall zu zahlen. Man nennt diese Handlung Acceptation oder Annahme. Gewöhnlich schreibt man bei der Annahme des Wechsels auf die Vorderseite: „acceptirt“ oder „angenommen“ und fügt den Namen oder die Firma bei. Der Remittent oder Wechselnehmer, an den oder dessen Auftrag (Ordre) der Wechsel gezahlt werden soll, kann sein Eigenthumsrecht auf den Wechsel an einen Andern übertragen. Man nennt diese Uebertragung des Wechsels

*) Ausführlicheres über diesen Gegenstand siehe in G. F. Heinisch, „die allgemeine deutsche Wechselordnung“, Bamberg 1861, und dessen „Lehre von den Wechseln“, Bamberg 1864.

mit allen Rechten aus demselben das Indossament oder Giro (sprich Tschiro). Dasselbe wird auf die Rückseite des Wechsels gewöhnlich mit den Worten geschrieben:

„Für mich an die Ordre des Herrn W. R.“ Werth in Rechnung.
Bamberg, den 15. Mai 1867. Name des Giranten.

Beispiel 1:

Solawechsel:

Berlin, den 2. Sept. 1867. Für 200 Thlr. Preuß Courant.

Drei Monate nach dato zahle ich gegen diesen meinen Sola-Wechsel an die Ordre des Herrn Friedrich Herm die Summe von Zweihundert Thalern in Preuß. Courant. Valuta habe ich in Waaren erhalten und leiste zur Verfallzeit prompte Zahlung nach Wechselrecht hier und aller Orten.

Angenommen auf mich selbst. Franz Schütz.

Beispiel 2.

Tratte:

Leipzig, den 12. August 1867. Für fl. 400 in fl. südd. Währ.

Zwei Monate nach heute zahlen Sie gegen diesen meinen Prima-Wechsel an die Ordre des Herrn Viktor Manz die Summe von Vierhundert Gulden in fl. 20. Fuße. Werth empfangen und stellen solchen in Rechnnng laut Bericht.

Herrn K. Bergmann in Augsburg. Matthäus Auer.

Giri:

Für mich an die Ordre des Herrn Ludwig Müller. Werth in Rechnung.

Nürnberg, 20. August 1867. Victor Manz.

Für mich an die Ordre des Herrn L. Arnstein. Werth empfangen.
München, 24. August 1867. Ludwig Müller.

Zweiter Abschnitt.

Die Poesie.

Wir haben schon weiter oben den Unterschied angedeutet, der zwischen Prosa und Poesie besteht.

Die Prosa stellt das dar, was vorzugsweise im Vorstellungsvermögen begründet ist, sie wirkt zwar auf die drei Hauptkräfte der Seele, aber allermeist auf das Erkenntnißvermögen ein, und ihr Inhalt muß daher vornehmlich vom Verstande, weniger von der Phantasie aufgefaßt und gestaltet werden.

Die Poesie aber, wenn wir sie im weitern Sinne betrachten, ist die Thätigkeit des menschlichen Geistes, welche Gedanken, die der **idealen** Weltanschauung angehören, die sich also über die beschränkten sinnlichen Erscheinungen der wirklichen Welt erheben, in sinnlich wahrnehmbare Form verkörpert, und hierdurch ein eigenthümliches Wohlgefallen erzeugt. Die Erzeugung dieses Wohlgefallens macht den Begriff des Schönen aus. Die Fähigkeit aber, das Schöne darzustellen, nennt man Kunst, und die geistigen Erzeugnisse, in welchen das Schöne in die Erscheinung tritt, Kunstwerke. Hiezu ist aber productive Phantasie sowohl, als wahre Begeisterung dringend nothwendig. Der Besitz dieser Vorbedingungen ist nur dem wahren Künstler beschieden.

Das Ideale kann aber auf verschiedene Weise verkörpert werden. Das Schöne kann ja in Holz, Stein oder Metall ausgeprägt sein und man nennt dann diese Kunst: Architectur, Sculptur; oder durch Farben, und dann heißt sie Malerei; oder durch Töne, und dann wird sie Musik genannt; oder durch die Sprache, und dann nennt man sie Poesie und Beredsamkeit.

Die Poesie im engeren Sinne, wovon wir hier handeln, gebraucht als Material zur Verkörperung von Ideen die **Sprache.** Sie, die Poesie, belebt das Todte, vergeistigt das Materielle und gestaltet das Mannigfaltige zu harmonischer Einheit. Ihr Zweck ist nicht Nachahmung der Natur; sonst würden ihre Schöpfungen hinter den Gebilden der Natur weit zurück bleiben; er besteht vielmehr darin, das Geistige im Körperlichen, das Ideale im Realen abzuspiegeln, dem wirklichen Leben den Spiegel des Idealen vorzuhalten. Darum ist es nicht die nächste Aufgabe des Dichters zu belehren, oder zum unmittelbaren Handeln zu bestimmen, wogegen nicht zu leugnen ist, daß durch die vollendeten Schöpfungen der Poesie Wahrheiten, Ewiges und Göttliches in die Erscheinung treten, die von selbst zu einem tieferen Verständniß der Dinge und zur sittlichen Erhebung des Gemüths führen.

Eben deßhalb hat die Poesie eine wahrhaft tiefe Bedeutung für das menschliche Leben. Sie ist nicht etwa da zur flüchtigen Ergötzung und Unterhaltung; nein, sie wahrt vielmehr gegen das Versinken der Menschheit in den niedrigen Materialismus, in rohe Genußsucht und herzlosen Eigennutz, stellt eine höhere Welt vor unseren Blicken dar und hält den Glauben an Uebersinnliches, Ewiges und Göttliches in uns wach. Sie soll die Seelen läutern durch das Schauspiel des Schönen, erheben durch

das Gefühl der Bewunderung, wappnen und stärken durch das Gemälde der Leidenschaften, des Elends und der Größe der menschlichen Natur, — mit einem Worte: sie veredeln und kräftigen.

Da die Erzeugnisse der Dichtkunst die Schönheit abspiegeln sollen, so verlangen sie vor Allem die Form der Schönheit. Schön ist aber dann die Form, wenn sie das Ideale zur vollkommenen sinnlichen Anschauung bringt. Berücksichtigen wir die Darstellungsmittel, so finden wir eine Verwandtschaft der Poesie mit der Architectur, Sculptur und Malerei darin, daß erstere, wie die letzteren, die Idee in sinnlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit uns vorführt, und diese sinnliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung wird in der Poesie durch Anwendung von Bildern (Tropen) und Figuren erzielt, wovon schon weiter oben von S. 27 bis 37 die Rede war. Eben so nehmen wir eine Verwandtschaft der Poesie mit der Musik darin wahr, daß erstere, wie letztere, den Wohllaut und Wohlklang im hohen Maße beansprucht und zwar durch den Rhythmus oder Tonfall und durch den Gleichklang.

Unter dem Rhythmus verstehen wir die harmonische Verbindung von Hebungen und Senkungen, wodurch die Rede in einzelne Abschnitte fällt, welche nach Länge, Tonwechsel oder Art des abschließenden Lautes einander gleich sind, also einen stets wiederkehrenden Gang der Sprachtheile, weßhalb man die Poesie ja auch gebundene Rede nennt. Dieser Rhythmus wird oft noch gehoben durch den Gleichklang: durch Alliteration, Assonanz und Reim. Von den beiden ersteren war schon auf S. 36 und 37 die Rede; der Reim entsteht aus dem vollen Gleichklang der Vokale und Consonanten zweier Wörter bei Verschiedenheit des Anlauts, z. B. Macht, Nacht; haben, laben; Wand, Hand.

Gehört aber der darzustellende Gedankengang nicht einer idealen Weltanschauung an, oder fehlt die produktive Phantasie und Begeisterung, denselben im Glanze des Ideals darzustellen, so verdient das poetische Produkt auch bei der schönsten Form der Darstellung, bei dem schönsten Wohlklang und der innigsten Harmonie der Wörter und Sätze doch nicht den Namen einer vollkommenen Poesie; sie ist nur äußere, prosaische Poesie oder metrische und gereimte Prosa.

Ein Beispiel metrischer Prosa sei folgendes Gespräch, dessen Inhalt völlig prosaisch ist:

Hänschen: Wohin Mama?
Mutter: Zur klugen Frau!
    Den Löffel, den man mir gestohlen,
    Wird sie mir sicher wieder holen.
    Die weiß das Alles ganz genau.
Hänschen: Mit! mit! ich sah noch keine kluge Frau.

Eben so wenig verdient aber ein dichterisches Produkt bei dem Mangel des Wohlklangs, der Congruenz und Harmonie der Wörter und Sätze und des poetischen Rhythmus, kurz bei dem Mangel vollendeter Form der Sprachdarstellung, den Namen einer vollkommenen Poesie, selbst wenn der dichterische Stoff von der Einbildungskraft zu einer idealischen Form ausgeprägt und erhoben ist; sie ist dann nur innere Poesie oder poetische Prosa.

Kurzes Beispiel poetischer Prosa:

Schilderung des anbrechenden Morgens.

Die stillen Stunden führten den rosenfarbenen Morgen herauf, und goßen den Thau auf die schattige Erde; indeß schoß die Sonne ihre frühen Strahlen hinter den schwarzen Cedern des Berges herauf und schmückte mit glühendem Morgenroth die durch den dämmernden Himmel schwimmenden Wolken.

Selbst eine sehr harmonische poetische Prosa kann übrigens noch durch einen hohen Grad der äußeren Lebhaftigkeit und durch poetischen Rhythmus sehr gewinnen. Als Beweis möge eine Stelle aus Ramlers metrischer Uebersetzung der Geßner'schen Idyllen dienen. In der Idylle „Myrtill und Thyrsis" meint Chloe, ihr Daphnis sei ertrunken; Geßner erzählt:

> Ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und das Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein langes Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust und riß die Locken vom Haupt: Ach Daphnis, Daphnis! Ach ich Elende! ich zaudere, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Ramler gibt diese Stelle metrisch, wie nun folgt:

> — — — von erstickenden Seufzern
> Schwoll ihr Busen empor; sie schluchzte, winselte, schrie dann
> Laut gen Himmel; ein lautes Geschrei begannen die Hügel;
> Banges Winseln durchwallte den Hain, und Winseln das Ufer. —
> Und nun riß sie die Locken vom Haupt; nun schlug sie mit beiden
> Händen sich Stirn' und Brust. — Ach Daphnis! Daphnis! —
> O Nymphen! —
> O treulose Wellen! — Ich zaudre noch? säume noch länger,
> Ich Elende, den Tod in den Wellen zu suchen, die meines
> Lebens Freude mir raubten? — Sie sprachs und — stürzte vom Ufer.

Man bemerke vornehmlich die in dem Bau der obigen Verse wahrnehmbare Harmonie mit Chloens unterliegender Empfindung und mit dem unmittelbar darauf folgenden raschen Entschluße.

Nach den Erfordernissen, welche man an eine vollkommene Poesie stellt, verlangt man von einem Dichter außer einem scharfen, bestimmten Urtheile, philosophischer Bildung und einem Reichthum von allgemeinen Kenntnissen insbesondere ein lebhaftes Gefühl, eine reiche schöpferische Phantasie, ungemeine Thätigkeit des Geistes, ganz geläuterten Geschmack, genaue Kenntniß der Poetik oder der Regeln über die Dichtkunst, und eine solche Gewalt über die Sprache, daß er den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls so wiederzugeben vermag, daß der innere und äußere Charakter eines dichterischen Erzeugnisses als Einheit zusammentrifft, und das Wohlgefallen an der dichterischen Form durch die Wahrnehmung gleichmäßiger Haltung und Durchführung beider Theile bewirkt wird.

Die Poetik (ars poëtica) d. i. der Inbegriff dichterischer Vorschriften, enthält aus der Erfahrung entlehnte Betrachtungen und Regeln über die Poesie überhaupt und die einzelnen poetischen Darstellungen besonders, so wie Regeln über die äußere Form des Gedichts, d. h. über die Messung und Betonung der Sylben, über ihre Vereinigung zu Füßen, über die Nebeneinanderstellung derselben zu Versen und deren Verbindung zu Sylbenmaßen, woraus der sogenannte Rhythmus (Klangmaß) entsteht, so wie auch Regeln über den Reim. Diese Regeln über die äußere Form der Gedichte sind in der Metrik dargelegt.

Die Metrik oder die Lehre vom Versbau stellt demnach die Gesetze auf, nach denen die Sprache zum Versbau angewendet wird. Sie enthält als Theile:

a) die Prosodie oder Messung und Betonung der Sylben, die die Regeln

zur richtigen Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben und zu ihrer Betonung angibt,

b) die Glieder eines Verses oder die *Versfüße*,

c) den Vers selbst und die *Versarten* und

d) den *Reim*.

I. Prosodie oder Lehre vom Sylbenmaße und Sylbentone.

Unsere deutsche Sprache hat sowohl *Accent* oder Sylbenton, d. i. Aussprache der Sylben mit besonderer Hebung oder Senkung der Stimme, als auch *Quantität*, d. i. Zeitmaß der Sylben, oder Länge und Kürze derselben. Das auf Regeln beruhende Verhältniß der Sylben nach ihrer *Zeitdauer* und nach *dem Grade ihres Tones* nennt man *Rhythmus*. Accent und Quantität sind demnach die Grundlagen des poetischen Rhythmus. Der Accent trifft in der Regel mit der Länge zusammen, und das Zeitmaß wird durch die größere oder geringere Bedeutsamkeit der Sylben bestimmt. Alles Hauptsächliche wird durch *lange* Sylben, alles Nebensächliche durch *kurze* Sylben bezeichnet. Der Hauptton in jedem Worte fällt auf die Stammsylbe. Nach der Bedeutsamkeit der Sylben richtet sich demnach die Betonung und nach dieser die Quantität, so daß eine Sylbe im Worte, die den Hauptton hat, zugleich der Quantität nach *lang* sein muß. Hieraus darf man aber nicht schließen, daß umgekehrt jede Sylbe, die den Hauptton nicht hat, kurz sein müsse. In zusammengesetzten Wörtern hat nur *eine* Silbe den Hauptton, z. B. in „*Wohlthat*" die Sylbe „*Wohl*"; dessenungeachtet hat aber das Grundwort „*That*" volle Länge, wenn es gleich wegen des gesenkten Nebentones etwas verdunkelt erscheint. Das Wort „*hellblau*" hat ebenfalls zwei Längen, wovon die erste in der Hebung, die zweite aber in der Senkung steht. Im Worte „*frohlockt*" ist die Hebung auf der zweiten der beiden Längen.

Den betonten Zeittheil oder die rhythmische Hebung nennt man *Arsis*, den tonlosen Zeittheil oder die rhythmische Senkung aber *Thesis*. Wenn der gesenkte Ton der Arsis gleichsam vorbereitend vorausgeht, so nennt man ihn auch wohl die *Anakrusis* oder den *Vorschlag*, wogegen man der nachtönenden Senkung den Namen der *Thesis* im engeren Sinne gibt. So ist z. B. im Worte „*Gesänge*" die erste Sylbe „*Ge*" die Anakrusis, die zweite Sylbe die Arsis und die dritte die Thesis.

Alle Sylben der deutschen Sprache sind entweder *lang* (langzeitig —), oder *kurz* (kurzzeitig ◡), oder *mittelzeitig* (zwischen Länge und Kürze schwankend ⏓). Die Kürze wird als *eine Zeit* betrachtet, die Länge als *zwei Zeiten*, so daß also zwei Kürzen an Dauer einer Länge gleich sind. Die langen Sylben haben Accent oder Ton; die kurzen sind weniger stark betont; die mittelzeitigen sind bald kurz, bald lang.

1) *Lang* oder zweizeitig (—) sind alle Stammsylben, insbesondere

a) alle *einsylbigen* Stammwörter, welche Hauptbegriffe bezeichnen, z. B. Hand, gut, Lauf, grün, hört ꝛc.

b) mit einigen Ausnahmen alle Stammsylben in mehrsylbigen einfachen Wörtern z. B.

Friede, dieser, heilig, dreißig, prahlen, entlassen, befriedigen ꝛc. (Ausnahme: lebendig);

c) mit einigen Ausnahmen alle hoch- und nebentonigen Stammsylben, in zusammengesetzten Wörtern, z. B. Wohlthat, Handschuh, hellgrün, Kirchthurmspitze;

d) mit einigen Ausnahmen alle einsylbigen Präpositionen und Adverbien, welche mit Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörtern vereinigt sind, z. B. abtreten, vorschreiben, anhören, aufladen, fortlaufen, herkommen, Aussicht, Nachtheil, umständlich, beifällig ꝛc.,

e) die Vorsylbe ant und die Nachsylbe ei, z. B. antworten, Betrügerei ꝛc.

2) Kurz oder einzeitig (◡) sind alle Nebensylben vor oder nach der Stammsylbe, wenn sie accentlos sind, insbesondere:

a) alle Beugungssylben, z. B. Hände, Kindes, betete, kleinere, geflüchtet ꝛc.; ausgenommen sind, die Sylben end, elnd und ernd, welche mittelzeitig sind, z. B. dankend, bettelnd, donnernd;

b) die Vorsylben und Nachsylben, deren Vokal ein e ist, also die Vorsylben: be, emp, er, ent, ge, ver, zer; die Nachsylben: chen, er, el ꝛc., z. B. Befehl, Empfang, Erweis, Entwurf, Gebet, Verbot, Zerwürfniß, Mädchen, Wechsel, Brüder ꝛc.

c) der bestimmte Artikel: der, die, das in allen Formen und die einsylbige Form des unbestimmten Artikels: ein. (Das die Stelle des hinweisenden Fürworts vertretende Fürwort: der, die, das und das Zahlwort: ein sind lang.)

d) die Conjunktion: so im Nachsatze, und: zu vor dem Infinitiv.

3) Mittelzeitige Sylben und Wörter, welche bald als Längen, bald als Kürzen stehen, sind:

a) alle einsylbigen Für- und Zahlwörter, als: ich, du, er, sie, wir, ihr, uns, euch, ihn, ihm, sich, der, die, das, wer, was, mein, dein, sein, ihr, unser, euer, selbst, man, kein, drei. („Es“ ist immer kurz);

b) die einsylbigen Formen der Hilfsverba, als: bin, bist, ist, sei, sind, seid, war, hat, hast, wird, wirst, ward ꝛc.;

c) die einsylbigen Präpositionen: an, bei, in, von, vor, zu, durch, für ꝛc.;

d) mehrere einsylbige Adverbien, z. B. noch, auch, zwar, wohl, dann, wann, jetzt, eh', nicht, wo, ja ꝛc.;

e) einsylbige Conjunktionen, z. B. als, da, daß, und, auch, denn, weil, wenn, wann ꝛc.;

f) die einsylbigen Interjectionen, z. B. ach, ei, o, ha, weh ꝛc.;

g) die Vorsylben un, ur, miß, erz und all, z. B. unendlich, Unglück, urplötzlich, Ursprung, mißlingen, Mißgunst, erzböse, Erzbischof, allmächtig, Allvater;

h) die Endsylben: heit, keit, ig, icht, lich, isch, thum, ung, uth, sal, sam, schaft, bar, haft ꝛc.

Ueber die Länge und Kürze der Mittelzeiten gelten folgende Regeln:

1) Wenn eine Mittelzeit zwischen Sylben gestellt wird, denen sie am Werthe nachsteht, so wird sie kurz gebraucht, wenn sie aber zwischen solche Sylben gestellt wird, welche ihr am Werthe nachstehen, so wird sie lang gebraucht; z. B. Zufriedenheit

beglückt. Gesundheit wünsch ich dir. Hör mich an! Frage mich um Rath! Ich komme durch den Wald. Er kam durch Wälder. Er kennet ihn an seiner Stimme. Er hört ihn an.

2) Wenn die Mittelzeit zwischen eine Länge und Kürze gestellt wird, wird sie meist kurz; z. B. Schwül war die Luft. Komm in das Haus! Wunderbar schön! Jüngling vernimm!

3) Wenn der Mittelzeit zwei Kürzen folgen oder vorausgehen, so wird sie lang, z. B. Hat es geblitzt? Wundere dich!

4) Wenn einer Mittelzeit nichts vorangeht, so wird sie vor einer Kürze lang, vor einer Länge aber kurz; z. B. Unerhört, Unglaublich klingt's.

5) Wenn die Mittelzeit am Schlusse steht, so wird sie nach einer Kürze lang, nach einer Länge aber kurz; z. B. O wunderbar! Sei stets sparsam!

6) Wenn mehrere Mittelzeiten zusammenkommen, so entscheidet das Gehör, ob dieselben kurz oder lang gesprochen werden; z. B. Angenehm war's doch im Hain.

Bemerkung. Es mag gut sein, den Schülern hier Uebungsaufgaben zur Bezeichnung der Längen (—) und Kürzen (◡) vorzulegen. Als solche dienen die weiter unten aufgeführten vielen Beispiele der verschiedenen Dichtungsarten.

II. Von den Versfüßen.

Die Glieder, in welche ein Vers (eine Gedichtzeile) vermöge der darin herrschenden Tonbewegung zerfällt, heißen Versfüße oder rhythmische Takte. Sie bestehen entweder aus ungleichen Zeittheilen, also aus Längen und Kürzen, oder aus gleichen Zeittheilen, also aus bloßen Längen, oder aus bloßen Kürzen.

Diese Zeittheile sind aber durch ein Tonverhältniß mit einander verbunden. Ein Theil hat in jedem Versfuße die rhythmische Hebung (Arsis), ein Theil die Senkung (Thesis).

Die Versfüße sind entweder fallend, wenn bei dem letzten Zeittheile der Ton sinkt, z. B. fröhlich, Güte, Wohlthat, Langmuth, oder steigend, wenn bei dem letzten Zeittheile der Ton sich hebt, z. B. Gefahr, Begriff, lobsingt, frohlockt, oder steigend-fallend z. B. Gefahren, Begriffe, oder fallend-steigend z. B. Vaterherz, Landesfürst.

Diese Versfüße werden gewöhnlich nach der Zahl der darin enthaltenen Sylben in zwei-, drei- und viersylbige, ja selbst in fünf- und sechssylbige eingetheilt. Jeder Fuß hat seinen eigenen Namen. — Nach dem Vorausgegangenen wird das nun folgende Verzeichniß der Versfüße verständlich sein.

1) Zweisylbige Versfüße gibt es vier:

— — Spondeus, z. B. Klopstock, Wohllaut, Unschuld, Freiheit.

— ◡ Trochäus oder Choreus, z. B. Hölty, Vater, Mutter.

◡ — Jambus, z. B. von Kleist, Prophet, Gesang, gesund.

⏑ ⏑ Pirrhichius (er findet sich in der deutschen Sprache nur in mehrsylbigen Wörtern neben einer Länge), z. B. (be)tete, (rich)tete.

2) Dreisylbige Versfüße sind sieben.

— — — Molossus, z. B. andachtsvoll, beifallswerth.

— ⏑ ⏑ Daktylus, z. B. Ossian, heilige, fröhliche.

⏑ ⏑ — Anapäst, z. B. der Homer, Diamant, der Verlust, das Gewand.

— ⏑ — Cretikus, z. B. Vaterland, Himmelslust.

⏑ — ⏑ Amphibrachys, z. B. von Schiller, Gefilde, Bewegung.

⏑ — — Bacchius, z. B. von Stolberg, Gewaltthat.

— — ⏑ Palimbacchius, z. B. Blumauer, anbeten, aufsetzen.

3) Viersylbige Versfüße sind sechzehn:

— — — — Dispondeus, z. B. Seekriegsschauplatz, Landwehrmannskost.

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Prokeleusmatikus, z. B. (belei)digenderes, (beäng)stigenderes.

— ⏑ — ⏑ Ditrochäus, z. B. Kosegarten, Ungewitter, Lebensfrage,

⏑ — ⏑ — Dijambus, z. B. von Hagedorn, Bekümmerniß.

— ⏑ ⏑ — Choriambus, z. B. Doppelrubin, Wetterprophet

⏑ — — ⏑ Antispast, z. Gebirgsklüfte, verwahrlosen.

— — ⏑ ⏑ sinkender Joniker, z. B. Ankündiger, wohltönender.

⏑ ⏑ — — steigender Joniker, z. B. Meteorstein, die Gewinnsucht.

— ⏑ ⏑ ⏑ erster Päon, z. B. Virgilius, flüchtigere, leuchtendere.

⏑ — ⏑ ⏑ zweiter Päon, z. B. Beseliger, befriedigen.

⏑ ⏑ — ⏑ dritter Päon, z. B. Zachariä, Alabaster, der Verbrecher.

⏑ ⏑ ⏑ — vierter Päon, z. B. Religion, in der Gestalt.

⏑ — — — erster Epitritus, z. B. Triumphausruf, Gebirgsumfang.

— ⏑ — — zweiter Epitritus, Todesanblick, Meeresabgrund.

— — ⏑ — dritter Epitritus, z. B. Abschiedsgesang, Meersturmgeheul.

— — — ⏑ vierter Epitritus, z. B. Epheuranke, Maimondnächte.

Die fünf- und sechssylbigen Füße &c. können wir hier übergehen, da man mit der Kenntniß der zwei-, drei- und viersylbigen bequem ausreicht, und die Namen der fünf- und sechssylbigen noch nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit angegeben sind.

Werden gleichartige Füße zu einem Verse verbunden, so können sie nach Beschaffenheit ihrer Hebungen aus ein- oder doppelfüßigen Gliedern bestehen, welche Metra oder Takte genannt werden. Jeder Vers besteht aber aus so vielen Takten, als er

gleichartige Hebungen hat. Werden *ungleichartige Füße* zu einem Verse verbunden, so entstehen Syzigen oder künstliche Rhythmen.

Ein Takt wird *gerade* genannt, wenn die Thesis der Arsis gleich kommt, *ungerade* aber, wenn sie die Arsis nicht erreicht. Die Wurzel des geraden Taktes ist der *Daktylus*, die Wurzel des ungeraden, dreitheiligen Taktes der *Trochäus*; daher ist der Grundrythmus aller gleichfüßigen Verse der *trochäische* und der *daktylische*.

Nach dem Vorherrschen bestimmter Füße in einer metrischen Reihe erhalten mehrere Verse ihre Benennung, wie: der *spondeische*, *daktylische*, *anapästische*, *trochäische*, *jambische Vers* u. s. w. Es gibt *Dimeter* oder zweifüßige Verse, *Trimeter* oder dreifüßige, *Tetrameter* oder vierfüßige, *Pentameter* oder fünffüßige, *Hexameter* oder sechsfüßige, *Heptameter* oder siebenfüßige, *Oktameter* oder achtfüßige, *Enneameter* oder neunfüßige.

Ein echter Daktylus macht einen Takt für sich aus; seine Messung heißt daher monopodisch, z. B. Wagende | schützet das | Glück. Hingegen in trochäischen, jambischen, anapästischen Versen und in flüchtigen Daktylen der neueren Poesie, wo die Senkung des einzelnen Fußes zu rasch enteilt, bilden 2 *Füße* zusammen einen Takt, den man *Dipodie* nennt; z. B. Wer | dieser Erde | Güter hat 2c.

Zu große Verse theilt man durch Einschnitte in Kommata oder Abschnitte. *Männlich* heißt der Einschnitt (die Cäsur), wenn er mit einer Hebung schließt; denn in diesem Falle gewinnt er Kraft; *weiblich* heißt die Cäsur, wenn sie mit einer Senkung schließt denn dadurch erhält sie liebliche Weichheit.

Beispiele von solchen Cäsuren:

1) Jetzt, Holdselige, | giebt es Geduld, | und beharrliche Kühnheit. —

2) Grauvoll heulte der Sturm; | Zeus donnerte; | dumpfes Gebrüll scholl. —

III. Von den verschiedenen Versarten.

Unter Versart *versteht* man die Art der Zusammensetzung von Versfüßen in Ansehung der Aufeinanderfolge und Abwechslung der langen und kurzen Sylben. — Eine gewisse, stets in derselben Ordnung und Form wiederkehrende Anzahl von Verszeilen nennt man Strophe. Eine zweizeilige Strophe heißt ein *Distichon*, eine dreizeilige *Tristichon* 2c. 2c. — Will man das Ebenmaß eines Verses prüfen, so muß man denselben *scandiren*, d. i., man muß den Vers rücksichtlich seiner Beschaffenheit und Anzahl seiner Sylben abmessen. Dies geschieht gewöhnlich an den Gliedern der Finger.

Nach den sehr verschiedenen Versfüßen gibt es auch sehr verschiedene Versarten; die gebräuchlichsten sind: 1) die *daktylischen Verse*, 2) die *anapästischen*; 3) die *trochäischen*, 4) die *jambischen* und 5) die Versmaße der *volksthümlichen Dichtung*.

1) Von den daktylischen Versen.

Die daktylischen Verse sind der deutschen Sprache weniger angemessen, als die jambischen und trochäischen, und kommen auch seltener vor. Der rechte Daktylus, welcher auf eine langsylbige Hebung eine Senkung von zwei kurzen Sylben folgen läßt (— ◡ ◡), enthält vier Zeiten und macht für sich ein Versglied aus. Daktylische Verse können zwar aus lauter Daktylen bestehen; indessen sind sie nicht unabänderlich an diese Form gebunden. Gewöhnlich fehlt am Schlusse des Verses *eine*, zuweilen auch *zwei* Sylben; d. h. der daktylische Vers schließt entweder mit einem *Trochäus* oder mit einer Schluß-

länge. Die daktylischen Verse erlauben auch, wie schon erwähnt, Zusammenziehungen der beiden Kürzen, wodurch dann Spondeen (— —) entstehen; auch Trochäen (— ◡) können eingemischt werden.

a) Beispiele von daktylischen Versen, die am Ende einen Trochäus oder eine Schlußlänge haben.

1) Lieblich und zart, wie die Knospe des lieblichen Frühlings ꝛc.

2) Wühlt in dem Fluthengewog die Gewalt des Orkans ꝛc.

3) Seht, wie die Tage sich sonnig verklären
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären;
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand? (Salis.)

b) Beispiele von daktylischen Versen, in welchen die beiden Kürzen des Daktylus zuweilen zusammengezogen werden:

1) Spende den Kranz, hochwaltende Herrscherin, nicht des Tyrannen verderb-
lichem Haupt ꝛc.

2) Myrthengezweig umgrünte die Locken der Jungfrau ꝛc.

3) Sei der Gesang vieltonig im wechselnden Tanz der Empfindung. (Voß.)

c) Beispiel von daktylischen Versen mit eingemischten Trochäen:

Seht den Himmel, wie heiter,
Laub und Blume und Kräuter
Schmücken Felder und Hain. (Voß.)

Der wichtigste aller daktylischen Verse und überhaupt aller Rhythmen ist der heroische Hexameter. Derselbe besteht aus fünf Daktylen und einem Trochäus oder Spondeus. Es können aber auch statt der vier ersten Daktylen Spondeen und Trochäen gesetzt werden. Der Einschnitte im Hexameter gibt es nothwendige und bloß verschönernde.

a) Nothwendige Einschnitte:

Heilige Töne des Lieds, || und du seelenbeherrschender Wohllaut.

b) Bloß verschönernde Einschnitte:

Sieh, | hier bietet mein Vers || ein Beispiel dieser Cäsuren,
Deutlich, | und zwar zuvörderst || die einzelne Läng' in der Füße
Vorderstem, | dann den Trochäus, || den Daktylus drittens, und viertens,
Welchen du kennst, | den Fuß, || den die Verskunst nennt Choriambus.

Zu den daktylischen Versen gehört auch der sogenannte elegische Pentameter, welcher in zwei Hälften zerfällt, deren jede aus $2^1/_2$ Füßen besteht. Die zwei ganzen Füße in jeder Hälfte sind Daktylen (— ◡ ◡), zuweilen auch Spondeen (— —) oder Trochäen (— ◡). Dieser Vers dient dem Hexameter stets zum Gefährten.

Beispiele:

1) Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pen | tameter | drauf || fällt sie me | lodisch her | ab.
(Schiller.)

2) Nur zwei Tugenden gibt's, o wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.
(Schiller.)

2) Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde | Mann, und Dir | wird || eng die un | endliche | Welt.
(Schiller.)

---

2) Von anapästischen Versen.

Diese Verse bestehen aus anapästischen Füßen (◡ ◡ —). Wenn man vor eine daktylische Reihe den zweizeitigen Auftakt setzt, so hat man die Bewegung des anapästischen Verses, z. B.

Weh! lohnest du so der Geliebten, Apoll? (Schlegel.)

Allein der Unterschied beider Versgattungen liegt nicht bloß in dem Sylbenpaare, welches als Auftakt vor den Anfang des Verses gestellt ist, sondern der Charakter des Auftaktes theilt sich der ganzen Versgattung mit. Dieser Charakter des Auftaktes hat in seiner Natur den Ausdruck des Raschen, Heftigen und Gewaltsamen, weshalb die anapästischen Verse nach Doppelfüßen (Dipodien) gemessen werden (◡ ◡ — ◡ ◡ —).

Beispiele:

1) Anapästischer Gang stürmt heftig daher, drum wird er dipodisch gemessen.

2) Zu den lüftigen Höh'n, in der Vögel und Wolken Gebiet.

3) Mit der Kühnheit Macht, mit der Liebe Gewalt sich hinaufschwang.

Da der Anapäst mit dem Spondeus (— —) an Zeitdauer gleich ist, so erlaubt er auch die Vertauschung mit diesem. Am häufigsten sind im Deutschen die anapästischen Verse mit Jamben vermischt, doch so, daß die anapästische Bewegung vorherrscht.

Beispiel:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt ꝛc. (Schiller.)

---

3) Von trochäischen Versen.

Der Trochäus (— ◡) enthält drei Zeiten und wird in Reimgedichten monopodisch, in rhythmischen Versen auch dipodisch (— ◡ — ◡) gemessen. Die jambischen Verse sind von den trochäischen durch den Auftakt verschieden.

Beispiele:

1) Flackernd steigt die Feuersäule
Durch der Straßen lange Zeile.
Kinder jammern, Mütter irren ꝛc. (Schiller.)

2) Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen ihr seid frei. (Schlegel.)

3) Lebe wohl, Geliebter! meines Lebens Lust und Qual. (Kind.)

4) Röthlich blüh'n Granadas Gärten;
Golden steh'n Alhambras Burgen,
Mohren harren ihrer Kön'gin;
Fleuch mit mir durch's thau'ge Dunkel. (de la Motte Fouque.)

Der gebräuchlichste Vers der trochäischen Gattung ist der vierfüßige, der bald männlich, bald weiblich endet.

Beispiele solcher Verse:

1) Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht,
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche mir gerauscht ꝛc. (Schiller.)

2) Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur ꝛc. (Schiller.)

Unerreichtes Verlangen.

Aus der Jugend heitern Träumen,
Aus des Lebens Blüthenhain
Strebt es nach den weiten Räumen,
Wünscht das Kind schon Mann zu sein.

Wieder nach dem Frühlingsmorgen
In das frühere Geleis,
Aus des Lebens schweren Sorgen
Sehnt der Mann sich und der Greis.

Was auch immerhin beschieden,
Die Befriedigung wird nie;
Niemals lebet sie hienieden,
Find't sich nur in Phantasie.

Ach! Es hat der Mensch nur gerne,
Reizend taucht ihm nur empor,
Was in endeloser Ferne,
Was für ewig er verlor.

(Ludwig I., König v. Bayern.)

In den trochäischen Versen brauchen nicht lauter Trochäen zu sein, sondern der Trochäus kann zuweilen mit dem Spondeus vertauscht werden.

Beispiele:

1) Täuscht ein | Blendwerk | mir das | Auge?

2) Stärke | mich durch | deine | Todes|wunden,
Gottmensch, | wenn die | seligste | der | Stunden ꝛc.

4) Von jambischen Versen.

Der Jambus (◡ —) enthält drei Zeiten und wird theils monopodisch (◡ —), theils dipodisch (◡ — ◡ —) gemessen. Wenn die trochäische Periode mit dem Auftakt vermehrt wird, so entsteht die jambische: (◡ | — ◡ —).

Der Auftakt ist die wirkliche Schlußthesis einer in den übrigen Momenten nur gedachten Periode. Jede jambische Reihe ist also, metrisch betrachtet, eine trochäische mit dem Auftakt. Sieht man hingegen vom Metrum ab und betrachtet die jambischen und trochäischen Verse von Seiten ihres Rhythmus, so ist allerdings die Verschiedenheit unter ihnen nicht zu verkennen.

Als Beispiel diene:

a) eine rein trochäische Reihe:

— ◡ — ◡ | — ◡ — ◡

Morgenröthe leuchtet golden ꝛc.

b) eine rein jambische Reihe:

◡ — ◡ — | ◡ — ◡ —

Verrath besiegt; Gewalt bezwingt.

Der Jambus darf hie und da mit dem steigenden Spondeus vertauscht werden.

Beispiel:

Wo soll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod. (Schiller.)

Auch der Anapäst (◡ ◡ —) statt des Jambus kann zuweilen gute Wirkung thun.

Beispiel:

Drum blinder Mißverständnisse Gewalt

Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise.

Beispiele von jambischen Versen:

1) Find'st keine Ruh',
Rothkehlchen klein?
Hätt' ich wie du
Zwei Flügelein. (Kind.)

2) Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir. (Göthe.)

3) Ich bin vom Berg der Hirtenknab'
Seh auf die Schlösser all' herab. (Uhland.)

4) Rasch vom Gebirg her schwangen sich die Geier,
Vom Blute der Gefallenen zu trinken. (Voß.)

5) Die Waffen ruh'n; des Krieges Stürme schweigen;
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz. (Schiller.)

6) Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Mich zu erlösen. (Gellert.)

7) Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüssige,

Ach kläng' die meine schöner nur und singender,
Dann sollte froh erwiedern jeder Müßige.
Die Lieder tanzen wilder stets und springender!
Wir locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Phantasie sich selbst nicht kann regieren
Und freie Verse muß improvisiren. (Fr. Schlegel.)

Hier müssen noch diejenigen gereimten sechsfüßigen Jamben ihre Stelle finden, welche Alexandriner genannt werden. Sie zerfallen durch einen Versabschnitt, der regelmäßig nach dem dritten Fuße eintritt, in zwei Hälften und es folgen gewöhnlich zwei mit weiblicher und zwei mit männlicher Endung abwechselnd auf einander.

Beispiele:

1) Die Abendglocke ruft || den müden Tag zu Grabe;
Matt blökend kehrt das Vieh || in langsam schwerem Trabe
Heim von der Au; es sucht || der Landmann seine Thür
Und überläßt die Welt || der Dunkelheit und mir. (Gotter.)

2) Bedenke, daß ein Gott | in deinem Leibe wohnt,
Und vor Entweihung sei | der Tempel stets verschont. (Rückert.)

---

5) Von den Versen der volksthümlichen Gedichte.

Diese Verse lassen sich nicht nach den strengen Regeln von jambischen, trochäischen, daktylischen oder anapästischen Versen beurtheilen, obschon sie vorherrschend bald diesen, bald jenen Gang haben; sie gründen sich vielmehr auf den Gebrauch in der früheren deutschen Sprache, werden darum nur nach den Hebungen gemessen und schalten mit den Senkungen ziemlich frei. Dahin gehören, außer verschiedenen meist recht melodischen Maßen der eigentlichen Volkslieder

a) Das Nibelungenversmaß.

Die Nibelungenstrophe besteht nämlich aus vier Langzeilen, deren jede in zwei Hälften zerfällt, so daß die erste Hälfte klingend theils trochäisch, theils spondeisch, die zweite stumpf schließt. Die Verse haben sieben bis acht Hebungen mit einem Einschnitt (Cäsur), der bisweilen auf eine betonte, meist aber auf eine unbetonte Sylbe fällt. Den hochbetonten Sylben ist eine willkürliche Zahl unbetonter beigegeben, die bisweilen ganz fehlen. Der Vers darf nur nach den Hebungen, nicht nach der Anzahl oder der Quantität der Sylben gemessen werden; doch ist der Rhythmus vorherrschend jambisch. Die jambischen Füße sind aber nicht rein gehalten, sondern mit trochäischen, daktylischen und anapästischen vermischt.

Beispiele finden sich unter den Romanzen und Balladen, namentlich Nr. 29: Die Reiherbeize (aus dem epischen Gedicht „Der letzte Ritter") v. A. Grün.

b) Die kurzen Reimpaare.

Als Beispiel findet man unter den Romanzen und Balladen Nr. 20: „Die Rache" von Uhland.

c) Die freien Strophenbildungen.

Als Beispiele hiezu dienen die Gedichte von Schiller: „Der Graf von Habsburg," „der Taucher ꝛc." (s. Romanzen und Balladen Nr. 7 und 8.)

---

6) Von einigen anderen Versarten.

Wir nennen hier noch den *spondeischen* Vers, die *sapphische*, die *alkäische* und die *asklepiadische* Strophe.

a) *Spondeische Verse* sind solche, die aus spondeischen Füßen (— —) bestehen. *Es kommen jedoch bei den Dichtern nur selten Verse vor, die sich in bloßen Spondeen bewegen.* Der Spondeus tritt öfters als Hilfsrhythmus zur Abwechselung ein; er entsteht in daktylischen und anapästischen Versen durch Zusammenziehung der beiden Kürzen.

Beispiel eines spondeischen Verses:

— — | — — | — — | — — | — — | — —
Ahndungsvoll klagt still beim Festmahl Abschiedswehmuth.

b) Die *sapphische Strophe*, nach der Dichterin Sappho (600 J. v. Chr. Geb.) genannt, ist vierzeilig. Die drei ersten Verse sind einander gleich; jeder derselben enthält 5 Füße im trochäischen Rhythmus (— ⏑). Nur der dritte Fuß ist immer ein Daktylus (— ⏑ ⏑), und der zweite, auch der letzte Trochäus wird gern mit einem Spondeus (— —) vertauscht. Der vierte Vers der sapphischen Strophe besteht aus einem Daktylus und einem Trochäus oder auch Spondeus.

Schema einer solchen Strophe:

V. 1) 2) 3) — ⏑ — ⏓ | — ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏓
V. 4) — ⏑ ⏑ — ⏓

Beispiele:

1) Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wenn tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt. (Platen.)

c) Die *alkäische* oder *alcäische Strophe*, von dem griechischen Dichter *Alcäus* (7 Jahrh. v. Chr. Geb.) so genannt, ist ebenfalls vierzeilig. Die *zwei ersten* Verse sind einander gleich, fünffüßig und mit jambischem Rhythmus (⏑ —); der erste und dritte Jambus kann auch ein Spondeus (— —) sein, und der vierte ist immer ein Anapäst (⏑ ⏑ —). Der *dritte Vers* besteht aus 4 Jamben mit einer überschlagenden Schlußkürze; statt des ersten und dritten Jambus kann auch ein Spondeus stehen. Der *vierte Vers* enthält zwei Daktylen (— ⏑ ⏑) und zwei Trochäen (— ⏑).

Schema einer solchen Strophe:

V. 1) und 2) ⏑ — ⏑ — | ⏑ — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏓
V. 3) ⏓ — ⏑ — | ⏑ — ⏑ — | ⏓
V. 4) — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏓

Beispiele:

1) Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weile, Gott bist.

Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher!
Dein Blick, der Seher durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz; sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!

Verirrt mich Täuschung? oder ists wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als dürf' ich
Frei mit dem Schöpfer der Seele reden? (Klopstock.)

2) Wer hemmt den Flug der Stunden? Sie rauschen hin,
Wie Pfeile Gottes. Jeder Secundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe. (v. Salis.)

d) Die asklepiadische Strophe, nach einem griechischen Dichter Asklepiades so genannt, ist ebenfalls vierzeilig. In jedem der beiden ersten Verse kommt zuerst ein Trochäus (— ◡), oder ein Spondeus (— —), dann zwei Choriamben (— ◡ ◡ —) und zuletzt ein Jambus (◡ —). Zwischen den zwei Choriamben tritt ein Versabschnitt ein. Dieser Vers heißt eigentlich der asklepiadische. Der dritte Vers enthält einen Trochäus oder Spondeus, einen Daktylus (— ◡ ◡) und einen Trochäus und heißt der pherekratische. Der vierte ist gerade so gestaltet, wie der dritte; nur ist ihm am Schlusse noch eine Länge beigefügt; dieser heißt der glykonische Vers.

Das Schema dieser Strophe ist demnach:

V. 1) und 2) — ◡ | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | ◡ ⏓
V. 3) — ◡ — ◡ ◡ | — ⏑
V. 4) — ◡ — ◡ ◡ | — ◡ ⏓

Beispiel:

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüber wallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhab'nen kniet ꝛc. (Hölty.)

Es können hier nicht alle Strophenformen der Poesie aufgezählt werden, da ihre Bildung bloß von der durch Kunstgefühl bestimmten Willkür des Dichters abhängt, und da sie durch verschiedene Länge der Verse nach der Fußzahl, durch die Anzahl der Verse, welche zu einer Strophe verbunden sind, und durch den Wechsel der männlich und weiblich endenden Verse sich in's Unendliche verbinden lassen.

Es kann nicht gleichgültig sein, welches Versmaß bei der dichterischen Darstellung eines Gegenstandes gewählt wird; sondern die Versart muß ganz mit dem Stoffe übereinstimmen, wenn sie den nöthigen Eindruck machen soll.

Wie malerisch in Sprache und Versbau ist in der Ballade „der Taucher" von Schiller die Strophe:

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick;

Es kommen, es kommen die Wasser all';
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder!

Wie malerisch schön ist in der „Bürgschaft" die Strophe:

Da gießt unendlicher Regen herab;
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Wie anschaulich ist durch die gewählte Versart von Gleim die Flüchtigkeit der Zeit dargestellt, wenn er dichtet:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.

Gleich flammenden Blitzen
Enteilen sie hin.
Drum will ich sie nützen,
So lang ich noch bin.

Aber nicht allein durch das geeignete Versmaß, sondern auch durch eine gehörige Abwechselung der Vocale und Consonanten wird der Ausdruck malerisch. Wie sehr die poetische Sprache durch den Wechsel verschiedener Vocale und Consonanten an Wohlklang gewinnt, zeigen z. B. folgende Verse von Voß:

Für Gesetz und Ordnung fügsam
Strebt der franke Geist nach Wahrheit,
Und die Red in holder Klarheit
Hallet biegsam
Apollons Hall.

Bald vereint sich Kraft und Schöne,
Bald mit Wohllaut Wohlbewegung;
Jedem Schwung und jeder Regung
Folgt der Töne
Gemeßner Fall.

IV. Vom Gleichklange oder Reim.

Der Rhythmus wird noch gehoben und verstärkt durch einen auf bestimmten Wörtern ruhenden Gleichklang.

K. Dräxler Manfred sagt in einem Gedichte über den Reim.

Ein wunderbares Bild,
Das sich dem Wachen zeigte,
Und auch im Traume mild
Zu ihm sich nieder neigte;

Ein süßer Sehnsuchtslaut,
Der in das Meer geschwommen,
Und mit der holden Braut,
Der Antwort, heimgekommen.

Ein Ton, der leis verklingt,
Und den im letzten Schwinden
Das Echo wiederbringt
Aus weiten Berggewinden:

Das ist der Reim, der Schluß
Und Giebel des Gedichtes,
Der Muse zarter Gruß
Und Strahl des Liederlichtes.

Ein Zauberfaden, weiß
Er schön sich zu verschlingen,
Und fernem Enkelkreis
Dein Wort zu überbringen

An seinem Silberdraht
Soll bis zu späten Zeiten
Gedanke, Wort und That
Elektrisch weiter gleiten.

Wie goldner Blüthenkeim
Von grünem Blatt umgeben,
Mag frisch und froh der Reim
Auf deutschem Liede schweben.

Der Reim oder Gleichklang zweier oder mehrerer Wörter zeigt sich entweder am Anfange der Wörter und ist dann Buchstabenreim, oder am Ende derselben und ist dann Sylbenreim.

Zu dem Buchstabenreim gehört die Alliteration und die Assonanz. Der Sylbenreim ist der Reim im eigentlichen Sinne des Wortes oder die Consonanz.

Alliteration ist die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen Consonanten vorzüglich zu Anfang der Wörter, z. B.

1) Wandle mit Weisheit,
Liebling der Laute,
Rein sei die Rede
Züchtig und zart.
Gib uns Gesang,
Blüthen für Bienen;
Seelen auch sammeln
Honig im Hain. (Männy.)

2) Warum weinst du, junge Waise?
Gott ich wünsche mir das Grab;
Denn mein Vormund, leise, leise,
Bringt mich an den Bettelstab. (Göthe.)

Die Alliteration zeigt sich auch in manchen sprichwörtlichen Ausdrücken, z. B. in Wind und Wetter, mit Mann und Maus, über Stock und Stein, frank und frei, Geld und Gut, bei Stumpf und Stiel, Lust und Lieb, Sammt und Seide u. s. w. (s. das Nähere über Alliteration S. 36 und 37.)

Die Assonanz ist die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen oder wenigstens ähnlicher Vocale.

Beispiel:

Wie säuseln, ach! so linde
Wir in den Blüthen
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften.

Weder die Alliteration noch die Assonanz kommen in den deutschen Gedichten neuer Dichter oft vor.

Die Consonanz oder der Reim im eigentlichen Sinn des Wortes entsteht, wenn zwei oder mehrere Wörter von ihrem letzten accentuirten Sylbenlaute an völlig gleichlauten, z. Lauf, Kauf; Lamm, Damm, Schwamm etc.

Es gibt männliche und weibliche Reime. Der männliche Reim erstreckt sich nur über eine betonte Schlußsylbe mehrerer Wörter, z. B. Flur, Natur; Scherz, Herz, Schmerz; warm, arm, Schwarm, Harm; Kraft, Saft. Der weibliche Reim erstreckt sich über zwei Sylben, von denen die erste hochtönig, die andere tonlos ist, z. B. Glieder, nieder, wieder, Lieder; Klage, Tage, Sage; Meister, Geister; Gefahren, bewahren; Duldung, Verschuldung. Dreisylbige daktylische Reime kommen selten vor, z. B. wandelte, handelte; weichlicher, reichlicher; man nennt sie gleitende Reime, eben so die schwebenden, in denen zwei betonte Sylben gereimt sind z. B. Lehrstand, Wehrstand, Landrecht, Standrecht.

Die Hauptregel für den Reim besteht darin, daß die Schlußvocale und Consonanten eines Verses gleichklingend, die aber diesen unmittelbar vorangehenden Cosonanten verschieden sein müssen; doch hat hier nicht die Orthographie, sondern bei richtiger Aussprache nur das Gehör zu entscheiden. Der Reim heißt dann in der Kunstsprache rein, z. B. Greis und weiß, Brod, Noth und Tod; Kranz, Glanz und Tanz; sagen und wagen, Bände und Hände, Dank und sank etc. Unrein ist er dagegen, wenn Vocale und Consonanten nur ähnlich klingend

und mit einander verwandt sind, z. B. längst und denkst; Werk und Berg, klang und sank, Weg und Blech, reden und beten, gehen und sehen, brüte und biete. Unreine Reime können übrigens in unserer an Reimen eben nicht gar zu reichen Sprache nicht immer vermieden werden, und es ist daher die Verbindung von e und ä, von i und ü, von ei und äu nicht geradezu für unerlaubt zu erklären. Die Verwechselung gedehnter und geschärfter Reimvocale und falsche Betonung müssen beim Reime streng vermieden werden, z. B. Meer und Herr, zerren und zehren, Wonne und wohne, elend und beseelend.

Der Reim muß aber nicht bloß rein, sondern auch edel und schön sein. Zur Schönheit desselben gehören:

a) Wohlklang; es darf kein Zusammenstoß gleicher Vocale oder mehrerer harter Consonanten stattfinden z. B. See's, mal'risch, stampfst, blitzt's; jeder Mißlaut muß hier wegfallen; es müssen solche Reime gebraucht werden, welche durch ein richtiges Verhältniß ihrer Vocale und Consonanten Anmuth und Kraft in sich vereinen;
b) Würde, gegen welche jede Plattheit und Gemeinheit des Ausdruckes streitet;
c) Natürlichkeit; es darf dem Reime zu Gefallen nicht das Geringste im Gedankenausdrucke aufgeopfert, es muß jede gezwungene Wortstellung und unnatürliche Gedankenfolge vermieden werden; der Reim darf nie auf eine unbetonte Sylbe kommen und ebenso auch kein Wort zerschneiden;
d) Sprachrichtigkeit; es darf des Reimes wegen kein Fehler gegen die Grammatik begangen werden, z. B. er haltet, statt: hält; auch müssen die Regeln des Sylbenmaßes genau beobachtet werden;
e) Neuheit; sie besteht darin, daß man statt zu sehr verbrauchter Reime neue seltenere aufzufinden sucht, und
f) Harmonie mit dem Inhalte, d. h. die Wahl kräftiger oder lieblicher Reime, je nachdem der Inhalt kraftvoller oder sanfter Art ist.

Zum Schlusse noch Einiges über die Anordnung der Reimverse oder über die Reimstellung.

Die reimenden Verse folgen oft unmittelbar auf einander und heißen dann gepaarte Reime. Man bezeichnet diese Reimstellung durch aa bb.

Beispiele:

1) Wenn ich einmal der Stadt entrinn',
Wird's mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt. (Stolberg.)

2) Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben. (Schiller.)

Oft unterbrechen sich die Reimverse gegenseitig, wodurch die sogenannte Reimverschlingung entsteht. Diese ist entweder wechselnd (ab ab), oder eingeschlossen (abba).

a) Beispiele von wechselnder Reimverschlingung:

1) In Straßburg steht ein hoher Thurm, Es weht um ihn so mancher Sturm;
Der steht viel hundert Jahr, Er bleibet fest und klar.
(von Schenkendorf.)

2) Tage der Wonne
Kommt ihr sobald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald? (Göthe.)

b) Beispiel von eingeschlossener Reimverschlingung:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen. (Göthe.)

Gepaarte Reime sind besonders längeren, verschlungene kürzeren Versen angemessen.

Zuweilen sind zwischen die gereimten Strophen auch ungereimte Verszeilen eingeschoben. Dies kann sein am Anfange, in der Mitte und am Schlusse der Reimstrophe.

Beispiele:

1) Freude, Göttin edler Herzen —
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich!
(Hagedorn.)

2) Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.
(Göthe.)

V. Von den verschiedenen Dichtungsarten.

Bei Berücksichtigung des Standpunktes des Dichters, welchen er dem Stoffe gegenüber einnimmt, ergibt sich die Eintheilung in drei Hauptarten der Dichtungen, nämlich a) in die lyrische, b) epische und c) dramatische.

a) Verhält er sich in seiner poetischen Thätigkeit subjectiv, so daß er die Gefühle und Stimmungen seines Innern, die Eindrücke, die ein Object auf ihn macht, zur poetischen Gestaltung bringt, so entsteht die **lyrische Poesie.** Diese Gefühle sind zwar allerdings hervorgerufen von Gegenständen und Begebenheiten der Außenwelt; sie kommen aber nicht als solche, sondern nur durch ihre Wirkung auf das Gemüth zur Darstellung.

b) Verhält sich aber der Dichter in seiner poetischen Thätigkeit objectiv, so daß er Ereignisse, Erscheinungen und Gegenstände der Außenwelt ohne alle Beimischung seiner eigenen Empfindungen erzählend, oder beschreibend, oder belehrend eintheilt, so entsteht die **epische Poesie,** deren Haupterforderniß sinnliche Anschauung ist.

c) Verbindet der Dichter das Objective mit dem Subjectiven, so daß er eine wirkliche oder erdichtete Begebenheit durch die dabei betheiligten Personen vor unseren Augen als gegenwärtig vollziehen läßt, so geschieht dies durch die **dramatische Poesie.**

A. Die lyrische Poesie.

Das lyrische Gedicht hat seinen Namen von der Lyra, einem Saiteninstrumente, womit die Griechen in den ältesten Zeiten ihren Gesang begleiteten. Seiner Bestimmung nach soll daher das lyrische Gedicht gesungen werden. In demselben spricht sich das ästhetische Gefühl des tief erregten Sängers, sein Inneres selber, im freien, kühnen Ergusse aus. Den Stoff der Lyrik bilden daher wahre, natürliche, wenn auch überwallende Gefühle, welche bei aller Mannigfaltigkeit stets harmonisch bleiben müssen. Der lyrische Dichter hat die Aufgabe, seine bestimmten subjectiven Empfindungen mit möglichster

Wahrheit, Wärme und Tiefe und in möglichst vollendeter Form idealisirt darzustellen und zwar so, daß er im Gemüthe des Zuhörers oder Lesers dieselben oder verwandte Gefühle erzeugt. In der **lyrischen Poesie** tritt daher die **Subjectivität** des Dichters unmittelbar hervor, wogegen als Grundzug der epischen Dichtung die Objectivität erscheint. Die von dem lyrischen Dichter darzustellenden Gefühle und Empfindungen **können aber theils** an und für sich, theils nach den Graden ihrer individuellen Stärke sehr von einander abweichen, indem z. B. der Ton der Freude, gesteigert bis zur höchsten Stufe des Entzückens, der Ton der Trauer bis zur höchsten Steigerung derselben in der tiefsten Wehmuth erscheinen kann. Nach dieser Verschiedenheit im Charakter der individuellen Gefühle des Dichters und nach diesen Schattirungen in dem Tone der dargestellten Gefühle lassen sich die lyrischen Gedichte in verschiedene Unterabtheilungen bringen. Nach Art und Weise, wie sich in der lyrischen Poesie das innere Leben des Dichters abspiegelt, zerfällt sie in drei verschiedene Arten, und zwar

a) in **reine Lyrik** oder **Lyrik des Gefühls**, wenn die individuelle Lage und Stimmung des Dichters sich unmittelbar ausspricht, und hieher gehört
   1) das **Lied**,

b) in **Lyrik der Anschauung**, wenn die Kundgebung des Gefühls veranlaßt wird durch äußere Objecte, die den Dichter entweder zur Bewunderung hinreißen oder mit Wehmuth erfüllen; hieher gehören:
   2) die **Ode**,
   3) die **Hymne**,
   4) die **Dithyrambe**,
   5) die **Rhapsodie**,
   6) die **Elegie**,
   7) die **Heroide**

   und wir wollen noch hiezu zählen:
   8) die **Cantate** und
   9) **Einige kleinere lyrische Formen**, welche der Poesie des Südens entlehnt sind, als:
      a) das Sonett,
      b) das Madrigal,
      c) das Triolet,
      d) das Rondeau,
      e) die Glosse,
      f) die Ghasel,
      g) das Ritornell,
      h) die Sestine,
      i) die Stanze oder Ottava Rima,
      k) die Canzone und
      l) die Terzine,

c) in **didactische Lyrik**, wenn der Dichter durch die Kundgebung seiner Gefühle mahnend und belehrend auf Andere einwirken will, hieher zählen wir:
   10) das **Epigramm**,
   11) die **poetische Epistel**.

Reine Lyrik oder Lyrik des Gefühls.

1) Das Lied.

Das Lied ist der lebhafte Ausdruck einer Gemüthsstimmung in poetischer Form. Die Eigenschaften eines guten Liedes sind Wohllaut, Sangbarkeit, Natürlichkeit und Leichtfaßlichkeit des Inhalts. Der Rhythmus im Liede soll eine immer wiederkehrende Melodie (die Seele des Liedes) hervorbringen, ja selber Musik werden; denn das Lied ist eigentlich für den Gesang geschaffen. Da das im Liede bestimmte und bestimmt ausgesprochene Gefühl verschiedenartig sich offenbart, und die Gegenstände, welche es veranlassen, verschiedenartig sind, so wird das Lied zu einer Dichtungsart, die sich über alle Gegenstände des innern und äußeren Lebens erstrecken kann. An sich ist der Ton des Liedes ein Ton reiner Freude, Beruhigung und Hoffnung. Alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. gehören nach ihrem dichterischen Charakter eigentlich nicht zum Liede, sondern zur Elegie, die den Ton einer mit Wehmuth gemischten Freude enthält. Man theilt das Lied gewöhnlich in zwei Hauptgattungen, nämlich a) ins religiöse (geistliche) und b) ins weltliche.

a) Das religiöse Lied.

Das religiöse Lied schildert immmer mit Hinsicht auf den Gesang diejenigen Gefühle, welche das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in ihm erzeugt. Es erscheint bald als Ausdruck des Dankes gegen Gott, bald als Ton der Bewunderung desselben, der Demuth gegen ihn, der Hoffnung auf ihn, der Vergegenwärtigung unseres Abstandes zu ihm ꝛc. Zugleich liegt der ganze Kreis der Lehren der positiven Religion im Umfange des religiösen Liedes. Der Ton desselben, so wie der dichterische Vortrag, darf jedoch nicht zu idealisirt, nicht zu stark werden, weil es dadurch den ihm angewiesenen Charakter verlieren würde.

Beispiele des religiösen Liedes:

1) Vertrauen auf Gott.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern;
Dein' Arbeit darf nicht ruhn.
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn:
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er sich vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit:
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten!
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solltst du für und für
In Angst und Nöthen schweben
So frag' er nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst:
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein!
So gehen unsere Wege
Gewiß zum Himmel ein.

(Paul Gerhard.)

2) Vertrauen auf Gott zur Zeit der Noth.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt:
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden;
Er weiß wohl, wenn es nützlich sei.
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heuchelei;
So kommt Gott, eh' wir uns versehn,
Und lässet uns viel Gut's geschehn.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß Gott' der im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist:
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen:
So wird er bei dir werden neu;
Denn, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

(Georg Neumark.)

3) Suchet den Herrn.

Wollt ihr den Heiland finden,
So suchet ihn noch heut';
Eilt, ihm euch zu verbinden:
Noch ist die Gnadenzeit.
Wollt' ihr die Kron' empfangen,
Dringt eifrig hin zum Ziel:
Wer Großes will erlangen,
Der mühet gern sich viel.

Soll er sich zu euch neigen,
So sucht ihn in Geduld;
Gelassen sein und schweigen
Erwirbt euch seine Huld.
Soll er sich euch vereinen,
Sucht ihn in Niedrigkeit:
Die hoch zu stehen meinen,
Verfehlen seiner weit.

Drückt euch das Kreuz hernieder,
Sucht ihn in eurer Pein;
Leicht sind von ihm geschieden,
Die mit der Welt sich freu'n.
Und kommt's mit euch zum Sterben,
Sucht ihn mit gläub'gem Sinn;
Er läßt euch nicht verderben,
Der Tod ist euch Gewinn.

Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim:
Die ihn hier liebend loben,
Sind dort auch noch bei ihm.
Sucht ihn im tiefsten Herzen,
Dies ist sein Heiligthum:
So preist ihr, frei von Schmerzen,
Auf ewig seinen Ruhm.

Joh. Scheffler (Aug. Silesius.)

4) Himmlischer Sinn.

Himmel an geht unsre Bahn;
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüste kommen werden.
Hier ist unser Pilgrimsstand,
Droben unser Vaterland.

Himmel an schwing dich, mein Geist!
Denn du bist ein himmlisch Wesen,
Und kannst das, was irdisch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erlesen.
Ein von Gott erleucht'ter Sinn
Kehrt in seinen Ursprung hin.

Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weist mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieses Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.

Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geist hier allbereit
Eine Kraft des Himmels schmecket.
Nach der Kost im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.

Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das schöne Loos von ferne,
Daß mein Herz schon aufwärts steigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht ist viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.

Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jesus geht mir selbst voran,
Daß ich freudig folgen kann.

Himmel an! ach Himmel an!
Das soll meine Losung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelslust vertreiben.
Himmel an steht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.

(Benjamin Schmolcke.)

5) Andacht am Abend.

Du Vater aller Geister,
Du Strahl der Ewigkeit,
Du wunderbarer Meister,
Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen
In deine Hand geprägt;
Wem kann's an Ruhe fehlen,
Der hier sich schlafen legt?

Es zieh'n der Sonnen Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke;
Die Luft verfinstert sich;
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein;
Der Thau, der Alles feuchtet,
Dringt in die Erde ein.

Das Wild in wüsten Wäldern
Geht hungrig auf den Raub;
Das Vieh in stillen Feldern
Sucht Ruh' in Busch und Laub;
Der Mensch von schweren Lasten
Der Arbeit unterdrückt,
Begehret auszurasten,
Steht schläfrig und gebückt.

Der Winde Ungeheuer
Stürmt auf die Häuser an,
Wo ein verschloss'nes Feuer
Sich kaum erhalten kann.
Wenn sich die Nebel senken,
Verliert man alle Spur;
Die Regenström' ertränken
Der flachen Felder Flur.

Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät
Und übergibt ihm wieder,
Was man von ihm empfäht.
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in Den hinein,
Durch welchen sie beginnen,
Und dem sie eigen sein.

Das heißt, den Tag vollenden;
Das heißt, sich wohl gelegt.
Man ruht in dessen Händen,
Der Alles hebt und trägt.
Der Erde Festen zittern;
Der Himmel selber kracht;
Die Elemente wittern;
Und wir sind wohl bewacht.

(Graf v. Zinzendorf.)

6) Die Freuden der Andacht.

Wie lieblich ist es in der Stille,
Wo Gott allein zugegen ist,
Wo unser Herz in seiner Fülle
Der süßen Einsamkeit genießt!
Da schmeckt man in Zufriedenheit
Des Höchsten Güt' und Freundlichkeit.

Wohl dem, der stets in Gottes Schranken
Geist, Herz und Sinnen halten kann!
Der schwinget sich mit den Gedanken
In heilger Lust zum Himmel an;
Der schmecket schon in dieser Zeit
Des Himmels reiche Süßigkeit.

Was hängt man doch an eitler Erden,
Und denkt bald da, bald dort hinaus?
Ihr, die ihr wollet selig werden,
Gedenket doch an jenes Haus,
Das Gottes Huld für Euch erbaut,
Und das ihr jetzt im Glauben schaut.

Verschließt das Herz den eitlen Sinnen,
Laßt ihre Wuth nicht Meister sein;
Laßt euch die Lüste nicht gewinnen,
Und haltet die Begierden ein.
Schweift ihr verkehrter Trieb herum,
So eilt zu Gottes Heiligthum.

Ergötzet euch an Geistesschätzen,
Die schön und unvergänglich sind,
Die euren Geist in Ruhe setzen,
Als der da volle G'nüge find't.
Geht selbst in euer Herz hinein
Und sammelt lauter Gutes ein.

Mein Gott, eröffne mir die Pforten,
Führ' mich in deinen Liebessaal!
Ich habe Lust zu deinen Worten,
Denn diese stillen alle Qual.
Komm, nahe dich, tilg' allen Schmerz,
Und öffne mir jetzt Schrift und Herz.

Mein Glaube sieht den Himmel offen,
Der mich bereits zu dir erhöht,
Wo ich kann Gnad' und Leben hoffen,
Ob Sturm und Wetter auf mich geht.
Wer sich in dir vergnügen kann,
Sieht Welt und Pracht verächtlich an.

Ich will mich von der Welt entfernen;
Weg, schnöder Eitelkeiten Wust!
Hinauf, mein Herz, hinauf zu'n Sternen!
Mein Jesu, du bist meine Lust.
Wie selig geht die Zeit dahin,
Wenn ich mit dir alleine bin!

(Martin Günther.)

7) Am Morgen.

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh:
O, dann wach ich anders auf;
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen.

Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Richtenden einst sage,
Er sei ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht' ich auf;
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ' mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage.

Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint!
Wenn zum dunkeln Thal ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Lindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärksten sein,
Mich, der ihn zum Himmel weise,
Und dich; Herr des Todes, preise!

(Klopstock.)

8) Abendlied.

Entflohen sind auch dieses Tages Stunden,
An dem wir noch des Lebens Glück empfunden.
Mit frohem Dank laßt uns den Herrn erheben,
Durch den wir leben.

Des Lebens Müh' und Elend zu versüßen,
Gibt uns der Herr viel Freuden zu genießen.
Und welche Güter schenkt er unsren Seelen!
Wer kann sie zählen?

Noch immer läßt er uns Erbarmung finden.
Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden.
Wir häufen Schuld auf Schuld; er läßt uns leben
Und will vergeben.

Wie unwerth sind wir, Vater, deiner Treue!
Prüf' unser Herz, es fleht zu dir voll Reue.
Ach, laß es sich vor dir im Glauben stillen
Um Christi willen!

War dies für uns der letzte Tag auf Erden,
Soll unser Schlaf ein Todesschlummer werden,

Dann weck' uns Herr, die wir uns dir ergeben,
Zum ew'gen Leben.

So legen wir getrost zur Ruh' uns nieder.
Seh'n wir erfreut die Morgensonne wieder,
So preisen wir mit heiterem Gemüthe,
Herr, deine Güte.

(Neander.)

9) Der auferstandene Heiland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt der Todten Grüfte.
Es dringt ein lauter Jubelton
Siegprangend durch die Lüfte.
Du, den der Engel Loblied preist,
Entreiße, Vater, meinen Geist,
Daß er dir heilig werde,
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,
Mit dir empor zu steigen,
Bis meines Körpers Grab zerbricht,
Bis sich mein Haupt wird neigen.
Alsdann nimm nach vollbrachtem Lauf,
Erstandner Heiland, nimm mich auf.
Herr, nimm bei meinem Ende
Den Geist in deine Hände.

Mensch, willst du Gott in seinem Reich
Nach deinem Tode sehen,
So mußt du, deinem Heiland gleich,
Von Todten auferstehen.
Der lebt nicht, den die Lust der Welt,
Den ihre Pracht gefesselt hält;
Nach Gott und Tugend streben,
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laster fliehst,
Dem Frevler dich entziehest,
Und liebst den Gott, den du nicht siehst,
Im Menschen, den du siehest!

Als schon die nahe Stunde kam,
Als der Erlöser Abschied nahm,
Da sprach er zu den Seinen:
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh' zum Vater in das Reich,
Das auch für euch beschieden.
Geht! meinen Frieden laß ich euch,
Ich geb' euch meinen Frieden.
Nicht geb' ich, wie die Welt ihn gibt;
Daran, daß ihr einander liebt,
Daran will ich erkennen,
Ob ihr auch mein zu nennen.

Erretter! Heiland! Menschenfreund!
Erweck' in mir die Triebe,
Durch die man sich mit dir vereint,
Den Glauben und die Liebe!
Mein Leben weih' sich dir allein;
Laß mich dem Nächsten nützlich sein!
Gib selbsten Geist und Kräfte
Zu jeglichem Geschäfte!

So kann ich leben als ein Christ,
Und als ein Christ erblassen.
Ich weiß, daß du mein Heiland bist;
Ich will von dir nicht lassen.
Herr, segne mich! zu seiner Zeit
Laß mich zu deiner Ewigkeit
Vom Grab empor mich schwingen
Und heilig! heilig! singen.

(v. Cronegk.)

10) Das Seelenleiden Jesu.

Ins heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menschensohn;
Aus ew'ger Nacht erschallet
Des Zorns Posaunenton.
Es lagern sich die Sünden
Der ganzen Welt auf ihn;
Kein Ruhplatz ist zu finden,
Des Zornes Flammen glüh'n.

Wir folgen ihm von ferne
Hin nach Gethsemane,
Und theilen mit ihm gerne
Sein banges Ach und Weh.
Er trägt auch unsre Sünden,
Wird Bürge unsrer Schuld,
Und läßt uns froh verkünden
Die Botschaft seiner Huld.

Mit blut'gem Schweiß umflossen,
In Todesangst versenkt,
Liegt er wie hingegossen
Im Staube, und gedenkt,
Des ernsten Vaters Willen,
Trotz jeder finstern Nacht,
Mit Treue zu erfüllen;
Das Opfer ist gebracht.

Er hebt sich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbesiegter Glaube
Strahlt sonnenhell hervor.
Er ist nun fest entschlossen,
Den Kreuzesweg zu geh'n,
Mit Muth und unverdrossen
Dem Tod in's Aug' zu seh'n.

Ach, Brüder! diese Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preist ihn mit Einem Munde!
Beschleunigt euern Lauf!
Ach, eilt zu seinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen,
Und bringt ihm Preis und Ruhm.

Du, der du auf dem Throne
Der Welten nun regierst,
Und in der Strahlenkrone
Das Scepter herrlich führst!
Wenn uns auf unserm Pfade
Bestürmet Angst und Weh,
Dann denk' mit Huld und Gnade
An dein Gethsemane.

(Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling.)

11) Der Tag des Weltgerichts.

Wenn der Erde Gründe beben,
Und in Todtengrüften Leben,
Und im Staube Jugendstärke wallt;
Wenn des Auferweckers Stimme schallt:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit donnerndem Getümmel,
O Allmächt'ger, deine Himmel
Und des Erdballs Reiche schnell vergeh'n
Und wir wankend auf den Trümmern steh'n:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntausenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährst
Und den Uebelthätern Rache schwörst:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangesicht
Fluch und Lohn in ihre Seele spricht:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auch ich dann vor dir stehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu schauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menschheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!

(Christoph Christian Sturm.)

12) Liebe.

Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie ein Himmelssang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeihung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen, hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Gluth:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde Wuth! —

Liebe, du bist gütig, freundlich, milde, —
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge; Gutes freuet sie! —

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet Alles, was sie nie verschuldet;
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Ist die größte aller; Liebe nur weicht nicht.

(v. Herder.)

13) Weihnachtslied.

Uns ward heut' ein Kind gegeben,
Uns geboren heut' ein Sohn;
Ewigkeiten heißt sein Leben;
Denn dem Vater des Aeon
Ward von Ewigkeiten schon
Alle Herrschaft übergeben;
Ihm, der sein wird, ist und war
Rath und Kraft und wunderbar!

Mit verhülltem Antlitz fallen
Seraphim und Cherubim
Ihm zu Füßen; es erschallen
Ihre Halleluja ihm.
In den Preis der Seraphim
Darf auch unsre Liebe lallen,
Ihm, der sein wird, war und ist,
Ihm, der unser Bruder ist!

Er, durch den die Sonne scheinet,
Dem gehorsam Meer und Wind,
Liegt in einer Kripp' und weinet!
Er, durch den die Himmel sind,
Wird der zarten Jungfrau Kind!
Mit dem Ewigen vereinet,
Zeigt er freundlich uns und mild
Seines großen Vaters Bild.

Die ihr Töchter nun und Söhne
Von dem ew'gen Vater seid,
Kommt herbei! Der Blick gewöhne
Schon hienieden in der Zeit
Sich an Gottes Herrlichkeit!
Seht das Kind in Seiner Schöne,
Hochgelobet in der Zeit,
Hochgelobt in Ewigkeit!

Welche Morgenröthen wallen
Himmelab in stiller Nacht!
Seh' ich Sonnen Gottes fallen?
Nein, der Heere Gottes Macht
Hält bei frommen Hirten Wacht,
Und des Engels Worte schallen:
„Zaget nicht! denn große Freud'
Ist euch wiederfahren heut.

Christus ward euch heut' geboren,
Euer Heiland, euer Herr!
Davids Stadt hat Er erkoren,
Und in Windeln lieget Er!
In der Krippe liegt der Herr!
Jedem Volk ward Er geboren,
Hochgelobet in der Zeit!
Hochgelobt in Ewigkeit!"

Spricht's, und Gottes Strahlenheere
Stehen plötzlich sichtbar da,
Und es rauschet laut wie Meere:
Amen und Halleluja!

Dann erschallet fern und nah:
„In der Höhe sei Gott Ehre;
Friede sei der Erde Theil,
Und den Menschen Gnad' und Heil!"

Wie des Frühlings Boten, schweben
Sie empor im Lobgesang,
Und die frommen Hirten schweben
Eilend ihren Pfad entlang;
Noch vor Freude bleich und bang,
Treten Sie hinein und beben
Wonnetrunken nun hinan
Vor das Kind und beten an.

Lechzend nach Erkenntniß hatten
Saba's *) Weisen früh und spät
Nachgeforschet, nicht im Schatten
Ihrer Weisheit sich gebläht,
Hatten nach dem Quell gespäht,
Oft begonnen zu ermatten,
Oft geahnet, oft vom Tod
Licht gehoffet, und von Gott.

Glühend standen sie am schroffen
Abgrund in des Zweifels Nacht,
Und durch demuthvolles Hoffen
Beugten sie des Himmels Macht;
Licht ward ihnen angefacht,
Ihres Geistes Blick ward offen,
Und es leitet sie ein Stern
Hin zur Herrlichkeit des Herrn.

O, wie geh'n auf ihrem Pfade
Dankend sie und froh einher!
Immer strahlt der hohen Gnade
Zeichen hell vor ihnen her,
Bis das Kindlein mild und hehr
Ihnen strahlt mit höh'rer Gnade.
Ihre fromme Liebe zollt
Saba's Duft und Saba's Gold.

Ach, was können wir Dir bringen,
Dir, dem Herrn der Herrlichkeit?
Unsre Liebe soll Dir singen;
Dir sei unser Herz geweiht;
Unser Wille Dir bereit!
Gib zum Wollen das Vollbringen!
Laß uns dein sein in der Zeit,
Dein, o Herr, in Ewigkeit!

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

14) Vertrauen auf Gott.

Ich kam aus meiner Mutter Schooß,
Ein Sohn der Schmerzen, nackt und bloß,
Mit Schwachheit angethan;
Ich kam ins ungekannte Land
Des Lebens; meinen neuen Stand
Trat ich mit Thränen an.

Ich wußte nicht woher? wohin?
Noch schlummerte Gedank' und Sinn
Unthätig, weich und zart;
Der Blume, die allmählich sich
Am Sonnenstrahl entfaltet, glich
Ich Blume höhrer Art.

Die Blüthenzeit ging schnell vorbei,
Der Kindheit süßes Einerlei,
Der Jugend Frühlingstraum;
Ich wurzelte bei Sonnenschein
Und Sturm ins Leben tiefer ein;
Die Blume ward ein Baum.

Einst Kind, nun Mann! — wie fern, wie tief
Liegt mir die Bahn, die ich durchlief!
Durchlief — an wessen Hand? —
Du warst mir allenthalben nah,
O du, den nie mein Auge sah,
Und doch mein Herz empfand!

Du Unsichtbarer über mir!
Ich kam von dir, ich geh' zu dir;
Du weißt es, wie und wann.
Mein Leben welkt dahin wie Laub;
Du bist's, der aus des Todes Staub
Mich neu beleben kann.

Ich wandle freudig meinen Pfad;
Der bis hieher geholfen hat,
Hilft wahrlich fernerhin.
Dort werd' ich unverhüllt ihn schaun;
In diesem seligen Vertraun
Ist Sterben mein Gewinn!

(Bürde.)

*) Saba war eine Provinz im glücklichen Arabien.

15) Andacht.

Schweigt, ihr Sinne! Diese heil'ge Stille,
Wo mein Geist, entbunden seiner Hülle,
Sich der reinsten Seligkeit erfreut;
Wo er auf der Andacht leisen Schwingen
Strebt, zum Vater der Natur zu dringen,
Sei durch keinen Erdentand entweiht.

Sorgenlos sich selbst zurückgegeben,
Nimmt er aus dem engen, dumpfen Leben
Unverdorben seinen stillen Sinn.
Voll Vertrau'n, vergessend seiner Schranken,
Schwingt er sich im Reiche der Gedanken
Bis zum höchsten aller Geister hin.

Schamvoll fliehen alle niedren Triebe;
Nur die reinste makellose Liebe
Folgt ihm vor des Ewigen Altar,
Und voll Demuth bringt er diese Gabe
Als das Edelste von seiner Habe
Gern dem Ewigen zum Opfer dar.

Welch ein Glück, im freudigen Vertrauen
Frommer Unschuld zu dir aufzuschauen,
Der des Weltalls hohe Ordnung lenkt,
Im Gebet zu dir sich zu erheben,
Nicht vor deinem Richterernst zu beben,
Wenn die Seele süß erstaunt dich denkt!

Vater, wenn des Herzens stille Leiden
Von den Freuden dieser Welt mich scheiden:
Und mein letztes Glück in Staub zerfällt:
O, dann tröst' in solchen Augenblicken
Mich der Andacht heiliges Entzücken
Mit den Freuden einer bessern Welt.

(C. Heinr. Heidenreich.)

16) Weihnachtslied.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem das Lied der Engel klang,
Der hohe Freudentag ist da:
Lobsinget ihm, Halleluja!

Vom Himmel kam in dunkler Nacht,
Der uns das Lebenslicht gebracht!
Nun leuchtet uns ein milder Strahl,
Wie Morgenroth, im dunkeln Thal.

Er kam, des Vaters Ebenbild,
Von schlichtem Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns mit sanfter Hand,
Ein treuer Hirt, ins Vaterland.

Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Mensch, gewohnt,
Damit auch wir ihm werden gleich
Auf Erden und im Himmelreich!

Einst führet er zur Himmelsbahn
Uns, seine Brüder, auch hinan,
Und wandelt unser Pilgerkleid
In Sternenglanz und Herrlichkeit.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem der Engel Lied erklang,
Der hohe Freudentag ist da!
Ihr Christen, singt: Halleluja!

(Fr. Ad. Krummacher.)

17) Eine Heerde, Ein Hirt.

Eine Heerde und Ein Hirt!
Wie wird dann dir sein, o Erde,
Wann sein Tag erscheinen wird!
Freue dich, du kleine Heerde;
Mach' dich auf und werde Licht!
Jesus hält, was Er verspricht.

Hüter! Ist der Tag noch fern? —
Schon ergrünt es auf den Weiden,
Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden.
Blinde Pilger flehn um Licht.
Jesus hält, was Er verspricht.

Komm, o komm, getreuer Hirt,
Daß die Nacht zum Tage werde!
Ach, wie Mancher seufzt und irrt
Fern von dir und deiner Heerde!

Kleine Heerde, zage nicht:
Jesus hält, was Er verspricht!

Sieh', das Heer der Nebel flieht
Vor des Morgenrothes Helle,
Und der Sohn der Wüste kniet
Dankend an der Lebensquelle;
Ihn umleuchtet Morgenlicht.
Jesus hält, was Er verspricht!

Gräber harren aufgethan;
Rauscht, verdorrete Gebeine!
Lebensodem, weh' sie an!
Großer Tag des Herrn erscheine!
Jesus ruft: Es werde Licht!
Jesus hält, was Er verspricht!

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, du die Sonne,
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried' und Wonne!
Mach' dich auf, es werde Licht!
Jesus hält, was Er verspricht!

(Fr. Ad. Krummacher.)

18) Friede in Christo.

Noch wall' ich hier auf rauhem Pfade
Zur Heimath durch die Erdenwelt;
Doch hat in Liebe sich und Gnade
Mir ein Gefährte zugesellt,
Der deutet aus mir Lieb' und Schmerz
Da staunt mein Geist; da brennt mein Herz.

Zwar lange ward mein Aug' gehalten
Und unerkannt sprach er mir zu;
Ich griff nach Schein, nach Truggestalten,
Fand Sorg' und Last, doch nirgends Ruh'.
Da endlich, da erkannt' ich ihn
Und gab mein bestes Theil ihm hin.

Ach Herr, der Tag hat sich geneiget,
Der Abend kommt; ach, bleib' bei mir!
Was sonst mir treu, das wankt und weichet,
Auch wank' ich selbst — doch Herr, zu dir!
Der Schatten schreckt; das Licht wird bleich;
Da spricht er: „Friede sei mit euch!"

Ach Herr, der Tag hat sich geneiget,
Der Abend kommt; ach, bleib' bei mir!
Verhüllt sich jede Ferne zeiget,
Erstorben jede Lebenszier;
Ermattet, einsam, schmerzenreich,
So steh ich — „Friede sei mit euch!"

Ach Herr, der Tag hat sich geneiget,
Der Abend kommt; ach, bleib bei mir
Auf leicht bedeckten Gräbern schleichet
Mein Fuß, und schon versinkt er schier.
„Wo ich bin, soll mein Diener sein!"
Du lebst, Erlöser, du bist mein!

Fest will ich, fest auf dich mich stützen.
Umgib mich, Nacht; Er bleibt um mich!
Verlaßt mich All'; Er wird mich schützen,
Und sink' ich, hebt Er mich zu sich,
Zu sich, zu seinem Abendmahl,
Zu seiner Auserwählten Zahl.

Drum still, o still! Was mir beschieden,
Mild oder rauh, leicht oder schwer;
Ich fühl', o Heiland, deinen Frieden,
Und fühl' ich den, was will ich mehr?
Du lebst in mir und ich in dir;
Es kommt dein Reich; es kommt zu mir!

(Rochlitz.)

19) Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen!
O, dein Vater ist voll Huld!
Kindlich darfst du zu ihm sprechen;
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig nieder schaun.

Wolken kommen, Wolken geh'n!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felsengrund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen!
Mach' ihm deine Leiden kund!
Sag' ihm deine tiefsten Schmerzen!
Er ist gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt!

Fass' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer senden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb' und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

(Mahlmann.)

20) Passionslied.

Zum Kreuzestode führen
Sie meinen Jesus hin;
Sein Schmerz kann sie nicht rühren,
Nicht sein gelass'ner Sinn;
Sie haben seine Wunden
Mit Dornen noch gekrönt,
Kein Mitgefühl empfunden,
Ihn spottend noch verhöhnt.

Kann nichts zurück ihn bringen,
Erretten von der Pein?
Ach! soll er sterbend ringen,
Kein Engel ihn befrei'n?
So fließet, meine Zähren,
So sei mein Schmerz geliebt;
Nicht Trost will ich begehren;
Mein Herz sei still betrübt.

Ach! tief gebeugt zur Erde,
Trägt er der Menschen Schuld,
Trägt blutend die Beschwerde,
Und wandelt in Geduld.
Ihm blick' ich nach und weine,
Daß ich den Pfad hinan
Der Todesbürden keine
Ihm dienend tragen kann.

Der Bande kaum entbunden,
Empfängt ihn Kreuzesqual!
O Schmerz von neuen Wunden,
O Leiden ohne Zahl!
Zur Rechten und zur Linken
Umgibt ihn Angst und Leid;
Er muß den Becher trinken
Voll Todesbitterkeit.

Er ruft, den Schmerz zu fassen,
Umdrängt von Schmach und Spott:
Wie hast du mich verlassen,
O du, mein Gott, mein Gott!
Doch kurz sind seine Klagen;
Er athmet wieder Muth,
Und kann sie nun ertragen,
Die Hand, die auf ihm ruht.

Er hat für seine Freunde
Noch Trost in seiner Brust,
Fleht Gnade seinem Feinde,
Sich keiner Schuld bewußt.
Dem Treu'sten seiner Brüder,
Der zagend nicht entfloh'n,
Gibt er die Mutter wieder,
Der Mutter ihren Sohn.

Blick auf, gesenkter Kummer,
Mein Jesus hat vollbracht;
Er neigt zum sanften Schlummer
Sein Haupt in Todesnacht;
Die Finsternisse decken
Das sündenvolle Land,
Und in der Nacht der Schrecken
Wird Gottes Sohn erkannt.

Nun wallet Klarheit nieder;
Ich wende meinen Blick
Zu meinem Vater wieder
Mit Freudigkeit zurück;
Zu ihm hinauf zu schauen,
Gabst du, mein Heiland, mir
Ein kindliches Vertrauen:
Auf ewig dank' ich dir!

(St. Schütze.)

21) Seligkeit in Jesu.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen,
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

(Novalis [v. Hardenberg.])

22) Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget;
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden;
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

(Novalis [v. Hardenberg.])

23) Das letzte Gericht.
(Dies irae.)

Furchtbar wird der Tag sich röthen,
Kund gethan von dem Propheten,
Der die Welt in Staub wird treten.

Welch' ein Schauern, welch' ein Beben,
Wenn herab der Herr wird schweben,
Richter über Tod und Leben!

Der Posaune folgt zum Throne
Aus den Gräbern jeder Zone,
Wer ein Joch trug, wer die Krone.

Die man sah wie Staub verwehen,
Staunend zum Gericht erstehen,
Wird Natur und Tod sie sehen.

Und das Buch liegt aufgeschlagen;
Jeder liest sich eingetragen,
Der mit Wonne, der mit Klagen.

Blitz entstrahlt des Herrn Gesichte;
Nichts entzieht sich mehr dem Lichte,
Nichts vergeltendem Gerichte.

Herr, darf ich zu hoffen wagen?
Werd' ich deinen Blick ertragen,
Wo Gerechte selbst noch zagen?

O! wer kann vor dir bestehen!
Laß mich, Herr, nicht untergehen,
Unverdient doch Heil mich sehen!

(v. Wessenberg.)

24) Pfingstlied.

Komm', Kraft des Höchsten, komm' herab,
Pfand, das uns Gottes Gnade gab;
Du Segensquell, Born aller Gaben,
Nichts kann, wie du, die Seele laben;
Komm, Gottes Geist, in unsern Geist,
Wie Himmelsthau herniederfleußt;
Komm mit der Friedenstaube Schweben,
Und ruh' auf uns, so lang' wir leben.
Halleluja! Halleluja!

Komm' Geist der Wahrheit, Gottes Licht!
Wo du fehlst, ist die Wahrheit nicht.
Komm, uns mit Weisheit zu erfüllen,
Und unsers Geistes Durst zu stillen.
Komm, leuchte du mit hellem Schein
Bis in des Herzens Grund hinein.
O warn' und strafe, wenn wir fehlen,
Und läut're aller Christen Seelen.
Halleluja! Halleluja!

Komm, milder Tröster! Wer als du
Bringt bangen Herzen Trost und Ruh',
Und Balsam für die innern Wunden,
Und Himmelsthau in heißen Stunden?
Komm', gib zu unsrer Ritterschaft
Uns Heldenmuth und Glaubenskraft,
Und rüste selbst zum Gotteswerke
Geist, Seel' und Leib mit deiner Stärke.
Halleluja! Halleluja!

Komm', Quell der Liebe, geuß sie aus
In's Herz und über Gottes Haus!
Gib, daß wir Gott mit reinen Trieben
Und Christum in den Brüdern lieben.
Entflamm' in Freud' und Leide stets
Die Gluth des Dankes und Gebets.
Erhöh' uns vom Gewühl der Erde,
Daß unser Wandel himmlisch werde.
Halleluja! Halleluja!

Weih' uns zu deinem Tempel ein;
Was unrein ist, das mache rein.
Was noch am Staube hängt, erhebe;
Was schon erstorben ist, belebe.
Erwärme jedes kalte Herz;
Lenk' alle Seelen himmelwärts.
Vereine die zerstreuten Glieder,
Und bringe das Verlorne wieder.
Halleluja! Halleluja!

Wenn du nicht Beistand ihm verleih'st.
So strebt umsonst des Menschen Geist.
Laß auf uns deine Gnade regnen,
Komm, uns mit deiner Kraft zu segnen.
Dann sind der guten Saat wir gleich
Und bringen Frucht zum Himmelreich.
Dann führt zum Leben uns das Sterben
Und ewig sind wir Gottes Erben.
Halleluja! Halleluja!

(Fr. Sachse.)

25) Adventlied.

Dein König kommt in niedern Hüllen;
Ihn trägt der lastbarn Es'lin Füllen;
Empfang' ihn froh, Jerusalem!
Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu' den Pfad mit grünen Halmen!
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden;
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommst, auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd' und Tod.

O Herr, von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt auf's Neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört;
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!
(Fr. Rückert.)

26) Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze;
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze:
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Vater, du segne mich!

Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben;
Du kannst es nehmen; du hast's gegeben:
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich!
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!
(Th. Körner.)

27) Sonntagsfeier.

Steig' auf, du Lied im höheren Chor!
Ihr Herzen, wallet mit empor
In frohen Dankesweisen!
Kommt, ihn, der seines Volks gedenkt,
Ihn, der sein Haus uns hat geschenkt,
Zu lieben und zu preisen!
Heilig, heilig!
Singt dem Vater, dem Berather!
Singt dem Sohne!
Singt dem Geist auf Einem Throne!

O wie so lieblich steht dies Haus,
Wo seine Hand uns ein und aus
Mit Vaterhänden leitet!
Wo uns sein Wort zum Himmel weist,
Sein Abendmahl die Seele speist,
Sein Geist uns vollbereitet!
Freut euch! Weiht euch
Ihm, dem Treuen! Laßt erneuen
Eure Seelen!
Euch will er zum Tempel wählen.

Ja, du in uns, und wir in dir!
Du höchstes Gut, dich suchen wir;
Komm, unser Herz zu stillen!
Von dir bleib' ausgeschlossen keins;
In dir mach' unsre Herzen eins,
Um deines Namens willen!
Alle! Alle!
Den, der lehret, den, der höret,
Eltern, Kinder,
Zeuch zu dir, du Heil der Sünder!

Einst sammelst du die Garben ein;
Einst wird ein Tag der letzte sein,
An dem wir hier erscheinen;
O Jesu, dann verlaß uns nicht!
Dann wollst du dort im Himmelslicht
Uns all' um dich vereinen!
Dir, dir weih'n wir
Herz und Sinne; Herr, beginne,
Laß gelingen,
Hilf uns Alles wohl vollbringen!

(Alb. Knapp.)

28) Prüfung am Abend.

Zum andern Leben wall' ich hin; —
Ist's auch zum ew'gen Leben?
Daß, wenn ich einst gestorben bin,
Mich Engel sanft umschweben,
Und mich zu Gottes Heiligthum
Auf ihren goldnen Schwingen
Freudig bringen,
Dort meines Mittlers Ruhm
In Ewigkeit zu singen? —

Den Himmel füllt so hehr und mild
Die Nacht mit tausend Sternen;
Sieh von der Ewigkeit ein Bild
Und ihren lichten Fernen!
Ach, dort ist wohl ein großes Feld
Für tausend Seligkeiten!
Wer kann deuten,
Was Gott nach dieser Welt
Den Seinen mag bereiten?

Ja, meine Seele kann dich nicht,
Du höchstes Gut, ermessen;
Und doch wirst du im Tageslicht
So oft von ihr vergessen;
Wie vor der Wolk' ein Stern erblaßt,
Verhüllt der Welt Getümmel
Und Gewimmel
Und eitler Sorgen Last
Den hellen Blick zum Himmel.

Und offen steht er immerdar;
Viel sonnenhelle Nächte,
Viel Tage winken mild und klar
Dem irdischen Geschlechte,
Hinauf zu schau'n, hinauf zu geh'n,
Und eilig, ohne Säumen,
Ohne Träumen
Sich Hütten zu erseh'n
In jenen ew'gen Räumen.

O nicht zur Erde sieh hinab;
Wenn Himmel dich umgeben!
Die Erde gibt dir nur ein Grab,
Der Himmel dir das Leben.
Von dort bist du, mein Geist, entstammt,
Und dorthin sollst du kehren,
Dich verklären:
Drum hat ein Christus-Amt
Der große Herr der Ehren.

Wer sich zur großen Schaar gesellt,
Kommt nicht zu seinen Heerden;
Der Heiland war nicht von der Welt,
Und wird es nimmer werden.
Hier stehe still und schau' hinein
In deines Herzens Tiefe;
Denk und prüfe
Wo würd ich heute sein?
Wenn er zum Tod mich riefe?

Hab ich gehöret, als er rief,
Und mich vom Schlaf erweckte?
Blieb ich getreu, wenn oft so tief
Mein Herz sein Lieben schmeckte? —
Schau, diese Rechenschaft im Licht
Gib ihm vor seinem Throne;
Deck' und schone
Dein altes Leben nicht,
Sonst geht es um die Krone.

Dem Glauben glänzt die Krone nur!
Gut ist's, die zu erlangen,
Und, wenn die Welt zur Hölle fuhr,

Vor Gottes Stuhl zu prangen.
Gedenke dran: durch Christi Tod
Aus Sünd und Angst gerissen
Sich zu wissen,
Gibt in der letzten Noth
Ein sanftes Sterbekissen!

Gedenke dran, damit die Zeit
Nicht spurlos dir enteile,
Damit dich für die Ewigkeit
Dein Mittler stärk' und heile;
Mit ihm gelebt, ist wohl gelebt,
Das wird in Kurzem droben
Sich erproben,
Wenn man den Leib begräbt
Und sich der Geist erhoben.

(Alb. Knapp.)

29) Ergebung.

Arm, bloß und schwach geboren,
Betritt der Mensch die Welt;
Zum Leiden auserkoren,
Ist ihm sein Loos gefällt.
Müht zwischen Wieg und Bahre
Er noch so sehr sich ab,
Es tragen ihn die Jahre
Früh oder spät ins Grab.

Schmückt seine stolze Scheitel
Auch Ehre, Macht und Geld,
Ach eitel Trug, nur eitel
Ist Alles auf der Welt!
Es kann der eitle Schimmer
Auf Erden nicht besteh'n;
Denn einst ja muß in Trümmer
Selbst Erd' und Himmel geh'n.

Doch geht die Welt in Trümmer,
Versinkt auch Stern um Stern,
Es bleibet Eins uns immer,
Uns bleibt das Wort des Herrn;
Es führt durch Licht und Wahrheit
Wenn Sonn' und Mond vergeh'n,
Zur Welt der ew'gen Klarheit,
Wo wir den Vater seh'n.

Was uns sein Wort versprochen
Mit hohem Schwur, das hält
Er treu und ungebrochen,
Wenn auch die Welt zerfällt.
Aus dunklem Erdenstaube,
Durch der Verwesung Graus
Und Tod, führt uns der Glaube
An ihn in's Vaterhaus.

Dort werden wir erkennen,
Wie er uns selbst erkannt;
Dort dürfen wir ihn nennen,
Wie er sich uns genannt.
Ein Vater seinem Kinde
Nimmt er uns an sein Herz;
Vergeben ist die Sünde,
Vorüber Tod und Schmerz.

Die Thränen, die auf Erden
Geprüfte Tugend weint,
Läßt er zu Perlen werden,
Von Engelshand vereint
Zu der Vergeltungskrone,
Die dort den Sieger ehrt
Mit unverwelktem Lohne,
Der hier sich treu bewährt.

Dort wird des Dulders Klage,
Der hier sich abgemüht,
An dem Vergeltungstage
Zum frohen Siegeslied;
Dort lohnt er alle Sorgen
An Armuth, Gram und Leid
Am Auferstehungsmorgen
Mit ew'ger Herrlichkeit.

Kein Aug' hat's je gefunden,
Kein Ohr es je gehört,
Kein Herz es je empfunden,
Wie Gott die Seinen ehrt.
Kein Mund vermag's zu sagen,
Was er uns aufbewahrt,
Wenn treu in Prüfungstagen
Zum End' wir ausgeharrt.

Er, der in unsrer Mitten,
Ein Gott im Fleische stritt,
Und hoch am Kreuz gelitten,
Wie nie ein Mensch noch litt:
Er ging ja auch durch Leiden
Und Tod zum Licht voran,
Und führt zu seinen Freuden
Durch Leiden uns hinan.

Er starb, auf daß wir leben;
Aus Grab und Todesnacht
Zu Gott uns zu erheben,
Brach er der Hölle Macht.
Daß wir den Himmel erben
Gab er den letzten Hauch;
Denn nur, wenn wir ihm sterben,
Dann leben wir ihm auch.

Du, der gehorsam worden
Selbst bis zu Kreuz und Tod
Der uns durch Grabespforten
Die Hand zum Leben bot:
Führ uns die Bahn der Leiden,
Nur nimm nach müdem Lauf,
In deine Himmelsfreude
Den matten Pilger auf.

(J. v. Geissel.)

30) Ostern.

Rafft der Tod sich reich're Beute
Wenn des Märzes Winde weh'n,
Hörst du häuf'ger Grabgeläute,
Wenn Schneeglöckchen neu ersteh'n;

O, so bringt auch and're Kunde
Diese Zeit aus Gräbern dir,
Du vernimmst aus Engelsmunde:
Er erstand, Er ist nicht hier!

Ist ein Siegel nur gesprungen,
Hat geregt sich nur ein Stein,
Einer nur den Tod bezwungen,
Wird er nicht der Letzte sein.

Mähe Schnitter, starret Leichen,
Häufet euch, ihr Hügel rings!
Steht doch drauf ein heilig Zeichen,
Und ein Bild des Schmetterlings,

Und es betet dran der Glaube:
„Auferstehn, ja auferstehn . . . .!"
Grabeshügel wird zur Laube,
Und schon dämmert Wiedersehn.

Drum, o Kunde der Erlösung,
Schall' von Pol zu Pole weit:
Was gesät war in Verwesung,
Wird ersteh'n in Herrlichkeit!

(Wilhelm Smets.)

31) Missionslied.

Es ziehn nach fremden Landen
Viel' kühne Streiter aus,
Frei von der Weltlust Banden,
Fern von der Heimath Haus,
Und suchen in Beschwerden
Kein Lager für ihr Haupt,
Bis jedes Herz auf Erden
An Jesus Christus glaubt.

Durch wildempörte Meere
Sie steuern immer zu,
Allein zu Gottes Ehre,
Voll sel'ger Herzensruh';
Heißt Gott die Stürme schweigen,
Sie denken in Geduld:
Er wählt uns ja zu Zeugen
Von seiner Lieb' und Huld.

Durch Wälder, undurchdrungen,
Kühn machen sie sich Bahn,
Nicht fürchtend Schlangenzungen,
Und nicht des Tigers Zahn.

Statt köstlicher Gerichte
Wählt sich ihr freud'ger Muth
Des Baumes wilde Früchte,
Des Sumpfes trübe Fluth.

Gebet ist ihr Begleiter
Zum fernsten Meer und Land,
So zieh'n sie, Gottes Streiter,
Das Kreuz in ihrer Hand,
So pred'gen unverdrossen
Sie Gottes ew'ges Wort,
Trotz Spießen und Geschossen,
Bedroht von Qual und Mord.

Beim Schalle heil'ger Lieder,
Bei brünstigem Gebet
In Staub sie werfen nieder
Den Götzen, hoch erhöht,
Und pflanzen an der Stelle
In ihrem Siegerlauf,
Im Kampf mit Tod und Hölle,
Die Kreuzesfahne auf.

(Wilhelm Smets.)

32) Trost der Armuth.

Was sprichst du: Mich hat Gott verstoßen;
Ich such' umsonst mein täglich Brod?
Du lästerst den Erbarmungsgroßen,
Der nah' dir ist, wie deine Noth;
Der deine Haare hat gezählt,
Weiß wohl, was deine Seele quält.

Was neidest du den reichen Sünder
Und wähnst, vor Thränen zu vergehn,
Wenn du und deine nackten Kinder
Umsonst um Schutz und Brod ihn flehn?
Was murrst du, ungetreuer Knecht,
Und nennst den Herren ungerecht? —

Ach, laß verstummen deine Klagen
Und höre Christi Stimme an:
„Du sollst verstummen und nicht sagen:
Was ess' und trink' ich armer Mann?"
Gott wußte wohl, was du bedarfst,
Eh' du dich betend niederwarfst!

Sieh' an die Vögel unterm Himmel,
Sie sä'n und ernten nicht, und doch
Ernährt der Vater sie im Himmel
Wie gestern, so auch heute noch.
Bist du denn nicht viel mehr, als sie?
Kleingläubiger, drum zweifle nie!"

So tröstet Christus dich, dein König,
O Herz, und dennoch schlägst du kalt? —
Blieb ihm denn mehr als dir? — Wie wenig
Blieb Gottes Sohn in Knechtsgestalt?
Sah nicht die Wüste seine Noth?
Versucht' er aber Gott ums Brod? —

Dein König, der so hoch gefürstet,
Wie nie ein Fürst auf Erden ward,
Rief er am Kreuze nicht: „Mich dürstet!",
Wann war dein Schicksal je so hart?
Beut dir die süße Quelle nicht
Den Labetrunk, der ihm gebricht?

Die Füchse haben ihre Gruben,
Der Gott, an den die Menschheit glaubt,
Fand aber, bis sie ihn begruben
Hier keine Stätte für sein Haupt:
Der Gott, an den die Menschheit glaubt,
Fand keine Stätte für sein Haupt!

Drum leide doch zu Christi Ruhme,
O Herz, und laß dein Weh' und Ach;
Das Fischlein und die Brodeskrume
Verwandelt er noch tausendfach,
Und wenn die Noth am größten ist,
Ist er am nächsten, lieber Christ!

(W. Meinhold.)

33) An mein Herz.

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei still, mein Herz! es währt nicht lange,
Bald endet Alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
Die manches junge Herz bethört:
Die mußt du in ein Grabtuch legen,
Gesegnen All', was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
Bald droht sie Leid und Kummer dir;
Sie will von deinem Gott dich scheiden,
Und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen;
Laß ihre vollen Rosen steh'n,
Und siehe, wie die Lilien scheinen,
Und höre, wie die Palmen weh'n.

So sei, mein Herz, o sei zufrieden
Mit Allem, was der Herr dir gibt,
Und denke, von der Welt geschieden:
Gott prüfet dich, weil er dich liebt.

Ja, Vater! ich will still ergeben
Mit meiner Bürde weiter geh'n,
Die Hände fromm zu Dir erheben,
Und nicht auf diese Erde seh'n!

(M. Diepenbrock.)

34) Ermunterung.

O Sorge, die mich niederdrückt,
O Sorge, weiche fern!
Mein Vater, der die Blümlein schmückt,
Der kleidet mich auch gern.

Bin ich auch traurig und verwaist,
Ist Tisch und Kammer leer:
Mein Vater, der die Vög'lein speist,
Der läßt mich nimmermehr.

Was ist denn noch, das mich betrübt,
Diesseits der stillen Gruft?
Ich weiß, daß mich mein Vater liebt,
Mich einst hinüber ruft.

Dort werd' ich meinen Heiland seh'n,
Am Thron der Gnade knie'n;
Dort werd' ich mehr als hier versteh'n;
Dort werd' ich schöner blüh'n.

Wohlauf, mein Herz, so sei vergnügt
Und schwing' dich himmelan!
Wie Gott, der Herr, dein Leben fügt,
So ist es wohlgethan.

Ein Stündlein noch, dann ist er aus,
Der Traum, der Leben heißt;
Dann schwingt sich in sein ewig' Haus
Der gottversöhnte Geist.

(v. Diepenbrock.)

35) Abendflehen.

Herr! des Tages Mühen und Beschwerden
Machtest Du durch deine Mühe leicht;
Bleib' bei mir, da es will Abend werden,
Bleib' bei mir: da sich der Tag geneigt!
Wie am Tag Du stärkend bei mir weiltest,
O, so tritt am Abend auch herzu;
Wie Du meine Müh und Arbeit theiltest,
O, so theile segnend meine Ruh!

Komm denn, nach des Tages lautem Leben,
Komm, Du reicher Gast, kehr bei mir ein,
Heil zu spenden, Schulden zu vergeben,
Ruh' und Fried' und Freude zu verleih'n!
Des vergangnen Tages Wunden, Schmerzen
Heile, lindre und verbanne Du,
Und laß mich zuletzt an Deinem Herzen
Finden eine sanfte nächt'ge Ruh!

(Spitta.)

36) Vorahnung.

Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
Doch nach dem letzten ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimath kehren
Und einzieh'n in das Thor der Ewigkeit!
Wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
Den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt,
Und in der Nähe sehen und begrüßen,
Was oft den Muth im Pilgerthal erfrischt.

Wie wird uns sein, wenn wir vom hellen Strahle
Des ew'gen Lichtes übergossen steh'n,
Und, — o der Wonne! — dann zum ersten Male
Uns frei und rein von aller Sünde seh'n,

Wenn wir durch keinen Makel ausgeschlossen,
Und nicht zurück gescheucht von Schuld und Pein,
Als Himmelsbürger, Gottes Hausgenossen
Eintreten dürfen in der Sel'gen Reih'n.

Wie wird uns sein, wenn wir mit Beben lauschen
Dem höhern Chor, der uns entgegen tönt,
Wenn goldne Harfen durch die Himmel rauschen,
Das Lob des Lammes, das die Welt versöhnt,
Wenn weit und breit die heil'ge Gottesstätte
Von Hallelujah der Erlösten schallt,
Und dort der heil'ge Weihrauch der Gebete
Empor zum Thron des Allerhöchsten wallt.

Wie wird uns sein, wenn nun dem Liebeszuge
Zu Dem, der uns den Himmel aufgethan,
Mit ungehalt'nem, sehnsuchtsvollem Fluge
Die freigewordne Seele finden kann,
Wenn nun vom Aug' des Glaubenslichtes Hülle
Wie Nebel vor der Morgensonne fällt,
Und wir den Sohn in seiner Gottesfülle
Erblicken auf dem Thron als Herrn der Welt.

Wie wird uns sein, wenn wir ihn hören rufen:
Kommt, ihr Gesegneten! Wenn wir, im Licht
Dastehend an des Gottes Stufen,
Ihn schauen in sein gnädig Angesicht,
Die Augen seh'n, die einst von Thränen floßen
Um Menschennoth und Herzenshärtigkeit,
Die Wunden, die das theure Blut vergoßen,
Das uns vom ew'gen Tode hat befreit.

Wie wird uns sein, wenn durch die Himmelsräume
Wir Hand in Hand mit Sel'gen uns ergeh'n
Am Strom des Lebens, wo die Lebensbäume
Frisch, wie am dritten Schöpfungstage weh'n,
Da, wo in ew'ger Jugend nichts veraltet:
Nicht mehr die Zeit mit scharfem Zahne nagt,
Da, wo kein Auge bricht, kein Herz erkaltet,
Kein Leid, kein Schmerz, kein Tod die Sel'gen plagt.

Wie wird uns sein, wenn jeder Blick zur Erde,
In's dunkle Thal, das uns zu Füßen liegt,
Und jeder Blick auf jegliche Beschwerde,
Die wir, im Glauben wallend, einst besiegt,
Die Herrlichkeit des Himmels uns verkläret,
Und den Genuß des Friedens sel'ger macht,
Die Freude würzet und die Liebe nähret
Zu dem, der herrlich uns hindurch gebracht.

Wie wird uns sein? O, was kein Aug' gesehen,
Kein Ohr gehört, kein Menschensinn empfand,
Das wird uns werden, wird an uns geschehen,
Wenn wir hinein zieh'n in's gelobte Land.

Wohlan, den steilen Pfad hinan geklommen!
Es ist der Mühe und des Schweißes werth,
Dahin zu eilen und dort anzukommen,
Wo mehr, als wir versteh'n, der Herr beschert. (Spitta.)

37) Beruhigung.

Wenn ein Freund auf deinem Pfade
Dich mit Wort und That versehrt,
Denke still an Gottes Gnade,
Die dir täglich wiederfährt.

Halt' im Zaume deiner Seele
Sprüh'nden Zorn und denk' an ihn,
Der nicht **einmal** deine Fehle,
Der sie **tausend**mal verzieh'n.

So bereit sei, sonder Klage
Zu verzeih'n in jeder Frist,
Wie mit jedem neuen Tage
Er bereit zum Segnen ist.

Preis' ihn auch, daß er im Liede
Einen Balsam dir beschert,
Der da wirkt, daß neuer Friede
Stets in deinen Busen kehrt.

(Em. Geibel.)

38) Psalm.

Aus diesem Thal des Kummers
Vernimm, o Herr, mein Flehen!
Voll Angst, beraubt des Schlummers,
Lieg ich die Nacht hindurch in heißen Wehen;
Durch mein Gebein rinnt' irr ein fiebernd Grausen,
Die wilden Wasser gehen
Hoch über meine Seele hin mit Brausen.

Nicht weiß ich, wo ich bleibe;
Von Thränen strömt mein Bette;
Es ist an meinem Leibe
Gesundes nichts und nichts, was Frieden hätte.
Von Stöhnen heiser denk' ich meiner Fehle;
O rette, rette, rette
Aus dieses Jammers Abgrund meine Seele!

Wohl fühl' ich, ich bin schuldig,
Ich selbst an meinem Schaden;
Doch du bist, Herr, geduldig,
Ein Heiland und ein Arzt von großen Gnaden.
Und wäre Sünde, roth wie Blut, die meine,
Du kannst mich lauter baden,
Daß ich wie frisch gefallner Schnee erscheine.

Du kannst auch lösen wieder
Dies Leid, das mir geschehen,
Kannst die zerschlagnen Glieder
Aufrichten, daß sie fest wie Säulen stehen.
O birg dein Antlitz nicht zu dieser Stunde!
Für Recht laß' Gnad' ergehen,
Daß ich am Geist, daß ich am Leib gesunde!

Sieh an mein qualvoll Schwanken
Gleich der verlornen Blume;
Wie soll mein Staub dir danken,
So du der Gruft mich gibst zum Eigenthume!
Die Todten schweigen deiner Herrlichkeiten;
Doch hell zu deinem Ruhme
Will ich mein klingend Harfenspiel besaiten.

O hilf, daß ich den Zagen
Dein gnädig Walten deute,
Und wie du Noth und Klagen
In Reigen kehrst, und nimmst dem Tod die Beute.
Denn sanft im Säuseln kommst du nach dem Wetter;
O komm, o hilf auch heute,
Mein Fels und meine Burg, mein Hort und Retter!

(Em. Geibel.)

39) O Sonntag, stiller Gottesengel.

O Sonntag, stiller Gottesengel,
Du kommst in diese Welt voll Mängel,
Ein Bote unsres lieben Herrn.
Noch herrscht im Thale tiefes Schweigen,
Da eilst Du schon vom Berg zu steigen,
Begrüßt vom frühen Morgenstern.

Und angeglüht von seinem Strahle
Trägst du die volle goldne Schale
Und wanderst still von Haus zu Haus,
Und bringst ihn uns, den heil'gen Frieden,
Den uns der Werktag nicht beschieden,
Und segnend gießest du ihn aus.

Und fort und fort aus deinem Munde
Ergeht an uns die frohe Kunde
Von ihm, der uns das Heil erwarb,
Der unsre Strafe hat getragen
Und der für uns ans Kreuz geschlagen,
Am Kreuze für uns litt und starb.

Du rufst, du nahst, die Schranken fallen,
Ein heil'ger Geist weht in uns Allen,
Kein Bruder steht dem andern fern,
Und was die Woche hielt geschieden,
Das einigt sich in deinem Frieden
Und dienet liebend einem Herrn.

(J. Sturm.)

40) Sängers Gebet.

Du, der du bist der Geister Hort!
Was hab' ich Großes noch gethan,
Daß Du mir gabst des Liedes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr! Wie säng' ich ohne dich?

Für all die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all die Lust, die mir's beschied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr! Wie säng' ich ohne dich!

Ein einzig Wort aus deinem Mund,
Und ewig hin ist all mein Sang,
Wie voll auch sei mein Herzensgrund,
Wie ich auch spannt' der Harfe Strang!
O Herr! Wie säng' ich ohne dich?

Ich trag die Lieb' in voller Brust,
Ich seh' die Welt im Frühlingslicht,
Werd' fast erdrückt von Liebeslust,
Doch ach! ich find' die Worte nicht.
O Herr! Wie säng' ich ohne dich?

Und wieder nur ein einzig' Wort,
Und auch mein Herz ist liebesleer.
Die Lieb' geht mit dem Frühling fort;
Ich hab' nicht Freud', nicht Trauer mehr.
O Herr! Wie säng' ich ohne dich?

Nimm drum den eitlen Stolz von mir;
Laß mir nicht kommen Neid und Haß!
Gib mir der Demuth Sängerzier,
Laß singen mich ohn' Unterlaß:
O Herr! Wie säng' ich ohne dich?

Mein Lied ertön' nur dir zur Ehr'!
Du gabst es mir; es ist ja dein;
Und sing auf Erden ich nicht mehr,
Laß' mich auch dort dein Sänger sein!
Du, Herr des Klangs, erhöre mich!

(O. v. Redwitz.)

41) Das Mutterherz.

Ich sitze betend an der Wiege
Und hab' den Schleier weggethan,
Und lauschend ich mich drüber biege,
Wie siehst, mein Kind, du rein mich an.
O laß ein heiß' Gebet mich sprechen:
Es mög' bis in den Tod so rein
Aus deinem Aug' die Seele brechen,
Du unsrer Seelen Widerschein.

Doch ach! Was frommt Gebet allein?
Den eignen Glanz wir müssen wahren;
Dann wird auch unser Widerschein
Nicht einen Fleck an sich erfahren.
Ein jeder Blick, der lieblos trifft,
Jed' Wort, das wir in Zwietracht reden,
Sinkt ungeseh'n, ein Tropfen Gift,
In unsres Kindes blühend Eden.

O Gott! Lehr mich die ächte Zucht!
S'ist ein Geheimniß voll Gefahr.
Es trügt gar oft die zarte Frucht;
Doch eine Ernte nur ist wahr.
Inmitten in dem jungen Kern
Will ich den Heiland schließen ein,
Und fleh'n um's Gnadenlicht des Herrn —
Und herrlich wird die Ernte sein.

Mit Sünde tritt das Kind in's Leben
Es wäscht sie ab des Heilands Blut;
Doch neue Makel d'ran zu kleben,
Der Feind des Heilands nimmer ruht.
Drum will das Schwert im Kind ich führen,
Bis daß es selbst den Streit versteht:
Nie soll mich falsches Mitleid rühren,
Um das im Kind der Feind nur fleht.

O Mutterschwert, du heilig Erz!
Der Herr dich stark und scharf bewahr'!
O Mutterschwert, du Mutterherz,
Verbleibe kräftig, fromm und klar!

Verlasset nie mein stilles Haus
Du reine Zucht, du treue Lieb'!
Sonst hält mein Schwert den Streit nicht aus.
Es trifft mein Kind des Bösen Hieb. (O. v. Redwitz.)

b) Das weltliche Lied.

Das weltliche Lied schildert alle diejenigen Empfindungen und Zustände, welche das äußere oder innere Leben in uns erzeugt. Ton und Vortrag müssen dem Gegenstande ganz angemessen sein. Wenn die Darstellung des weltlichen Liedes durch das allgemeine Interesse seines Stoffes, so wie durch die höchste Einfachheit des Ausdruckes, unbeschadet der klassischen Vollendung der Form, für alle Stände und Classen des Volkes verständlich, genießbar und anziehend wird, so nennt man es Volkslied.

Beispiele des weltlichen Liedes.

1) An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach, was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunft.
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft! (Hagedorn.)

2) Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel:
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß Dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch.

(Claudius.)

3) Vaterlandslied.

Stimmt an mit hellem hohen Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang,
Das Waldthal hall' ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesung'nes Land,
Dir weih'n wir uns auf's Neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen!
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

(Matthias Claudius.)

4) Erntelied.

Stadt und Thürme schwinden!
In umbüschten Gründen
Macht das reich begabte Feld
Aug' und Seele heiter,
Leicht das Herz und weiter
In der weiten Gotteswelt.

Lustig ists, im Freien,
Hier durch lange Reihen
Hoher Garben hinzugehn;
Dort die himmelblauen
Blumen anzuschauen,
Die bei gold'nen Aehren stehn.

Mit den Aehren wallen,
Flüstern sie, und fallen,
Sterben willig gleichen Tod;
Oder Kinderhände
Pflücken sie behende,
Noch bevor die Sichel droht.

Pflückt, ihr Kleinen, pflücket
Jede Blume, schmücket
Hut und Haar zum Erntetanz!
Mindre Lust gewähren
Euch die vollen Aehren,
Als ein buntgeflochtner Kranz.

Eurem Paradiese
Bringt die grüne Wiese,
Bringt der Acker Sträuße nur;
Ach! in künft'gen Tagen
Wird er Disteln tragen;
Euer Schweiß benetzt die Flur.

Wenn ihr dann gebücket,
Matt zur Erde blicket,
Seht ihr keine Blumen mehr —
Aber nein, ihr Lieben;
Nein, sie sind geblieben;
Lachen selbst aus Dornen her.

Mit der Hand am Pfluge,
Bei dem Wasserkruge,
Sorgt, daß euch zur Rosenzeit,
Nichts vergebens blühe;
Gebt der Lebensmühe
Stets die Freude zum Geleit!

(Jakobi.)

5) Das neue Lied.

Ein neues Lied! ein neues Lied!
Gesundheit und ein froh Gemüth!
Wer unser neues Lied nicht kann,
Der fang' es heut' zu lernen an,
Und sei zu üben es bemüht:
Gesundheit und ein froh Gemüth!

Wem weiht sich unser neues Lied?
Der Schönheit, die das Herz erzieht.
Wer solche Schönheit liebgewann,
Der stimme mit uns jauchzend an!
Sie lebe, die unsterblich blüht,
Die Schönheit, die das Herz erzieht!

Ihm, der für Recht und Wahrheit glüht,
Für Freund und Feind sich edel müht,
Nie Schlechtes thun und dulden kann,
Fecht' ihn auch Haß und Mißgunst an,
Ihm, Freunde, singen wir dies Lied,
Dem Edelsten, der vor uns blüht.

Der neuen Zeit, die vor uns blüht,
Dem Blick, der in die Zukunft sieht.
Wer für die Nachwelt leben kann,
Ist, auch verkannt, ein sel'ger Mann;
Ihn ehret froh der Zeiten Lied;
Glückauf der Zeit, die vor uns blüht!

Noch einmal stimmet an das Lied
Der Kraft, die Herz an Herzen zieht.
Ihr weihen wir uns Hand in Hand,
Und knüpfen ein unlösbar Band:
Der schönsten Kraft, die in uns glüht,
Die Freundschaft, Liebe, Hochgemüth!

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

6) Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf:
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben;
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n.

Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.

Rosen steh'n auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt=süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

7) Wanderers Nachtlied.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

(v. Göthe.)

8) Lied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, o komm in meine Brust!

(v. Göthe.)

9) Meeres-Stille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.

Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

(v. Göthe.)

10) Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen;
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde;

Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land.

(v. Göthe.)

11) Morgenlied.

Willkommen, rothes Morgenlicht!
Es grüßet dich mein Geist,
Der durch des Schlafes Hülle bricht,
Und seinen Schöpfer preis't.

Willkommen, goldner Morgenstrahl,
Der schon den Berg begrüßt,
Und bald im stillen Quellenthal
Die kleine Blume küßt!

O Sonne, sei mir Gottes Bild,
Der täglich dich erneut,
Der immer hehr, und immer mild,
Die ganze Welt erfreut!

Der, wie die Blum' im Quellenthal,
O Sonne, dich erschuf,
Als deine Schwestern allzumal
Entflammten seinem Ruf.

Ihr wandelt auf bestimmter Bahn
Einher und strauchelt nicht;
Denn Gottes Odem haucht euch an;
Sein Aug' ist euer Licht.

Er leitet euch am Gängelband;
Heil mir! Er führt auch mich!
Er, der Orions Gürtel band,
Verband auch mich mit sich!

Er leitet Jeden, der ihm traut,
Mit unsichtbarer Hand,
Als wär' er nur ihm anvertraut,
An seinem Gängelband!

Die Sonne steiget! Weib und Kind
Erwacht! erwacht wie sie,
Erwachet! werfen wir geschwind
Uns alle hin aufs Knie!

Und dann zur Tagesarbeit, frisch,
Sein Segen leuchtet hell!
Der Herr bereitet unsern Tisch.
Uns quillt der Freude Quell!

Uns strahlet Gottes Herrlichkeit
Auch aus der Unsern Gruft;
Wir wissen, wer zur Seligkeit
Sie rief, und bald uns ruft!

Dem sind auch seine Todten nah',
Wer Gott, den Herren preis't,
Und freudig in Halleluja
Sich dieser Welt entreißt.

(F. L. Graf zu Stolberg.)

12) An das Meer.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lausche dir mit trunk'nem Ohr;
Es steigt mein Geist mit dir empor,
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wenn sich zu dir die Sonne neigt,
Erröthend in dein Lager steigt,
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.

Es lauschet dir der Abendstern,
Und winket freundlich dir von fern;
Dir lächelt Luna, wenn ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich, aus der Haine Ruh',
Mit Wonne deinen Wogen zu,
Und senke mich hinab in dich,
Und kühle, labe, stärke mich.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt seine Phantasie sich groß.

Der blinde Sänger*) stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er gesehn, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

(Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.)

13) Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
  Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
  Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
  Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
  Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
  Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
  Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich glühen,
  Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
  Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
  Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft aus jenen Höhen,
  O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Sturmes Toben,
  Der ergrimmt dazwischen braus't;
Seine Wellen sind gehoben,
  Daß die Seele mir ergraus't.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
  Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
  Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben; du mußt wagen;
  Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen,
  In das schöne Wunderland.

(Friedr. v. Schiller.)

14) Die Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
  Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
  Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

*) Hiermit ist Homer gemeint, der nach einer Sage erblindete.

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein;
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein;
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn, beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren:
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

(Friedr. v. Schiller.)

15) Beruhigung.

Wo durch dunkle Buchengänge
Blasser Vollmondsschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
Sich die Epheuranke strickt;
Wo aus halbverfall'nem Thurme
Ein verlassnes Bäumchen ragt
Und, emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt;

Wo um sterbende Gesträuche
Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo, in wildverwachsnen Gründen
Dumpf der Bergstrom wiederhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt;

Wo im bleichen Sternenscheine
Um den früh verlor'nen Freund
Einsam im Cypressenhaine
Hoffnungslose Sehnsucht weint:
Da, da wandelt, von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter, gern!

Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh sein Herz!
Da ergießt in milden Thränen
Sich der Seele banger Schmerz!
Und sein Blick durchschaut die trübe
Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab!

(Friedr. v. Matthisson.)

16) Frühlingslandschaft.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels, bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain, mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid,
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemessnen Raum
Ein Sonnenball vergeht. (v. Matthisson.)

17) Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell, wie Krystall'
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis;
Er flimmert blau und roth und weiß,
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie lichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet, mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten,
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg, von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll laut'rer, blauer Zacken hängt
Das Dach, es stockt die Quelle;
Im Sturze hart
Zu Glas erstarrt
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.*)
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! Auf festgediegner Bahn,
Klimm' ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh ins Weite;
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute. (J. G. v. Salis.)

18) Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an Dich zurück,
Wird mir wohl: und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an Euch.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das nied're Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimath See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

*) Wie zart gewählt sind hier die Bilder.

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt;

Wann des Kirchthurms Giebelspitze
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimath meiner Väter,
Würd' bei Deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

(J. G. v. Salis.)

19) In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie so gerne!
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft!
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

(Aug. Wilh. v. Schlegel.)

20) Glaube.

Wohin floh'st du, sel'ger Glaube,
Aus der Menschen Sinn und Muth?
Wurdest schnödem Spott zum Raube,
Ohne Ruhstatt irrt die Taube
Ob der großen Sündenfluth.

Du, o Glaub' an reine Liebe,
Die das Herz in Fülle nährt,
Die, wenn keine Jugend bliebe,
Keine Schönheit, inn'ge Triebe
Bis zum letzten Hauch gewährt!

Glaub' an eines Freundes Treue,
Welcher mit uns steht und fällt,
Welcher ohne Scheu und Reue,
Wie auch Leumund ihn bedräue,
Uns bekennt vor aller Welt!

Glaub' an die Gewalt der Ehre,
Alles Thuns Geleit und Hort,
Daß kein Schwur sich je verkehre,
Felsenfest die bied're Lehre
Immer steh': ein Mann, ein Wort!

Glaub' an unsers Volkes Weise,
An ein heimisch Vaterland,
Wo im schlichten alten Kreise
Jeder still beharrt, und weise
Fremde List' und Sitten bannt!

Glaub' an Kunde von den hohen
Thaten kühner alter Zeit,
An die Worte der Heroen,
Deren Geist der Welt entflohen,
Deren Namen sie entweiht!

Glaub' an hehrer Freiheit Dauer,
Auf Gesetz erbaut und Recht,
Schirmend in der Bundesmauer
König, Ritter, Bürger, Bauer,
All' ein brüderlich Geschlecht!

Glaub' an milder Vorsicht Wache,
Wie es sei um uns bestellt;
Daß Er denk' an unsre Sache,
Dem kein Sperling fällt vom Dache,
Gleichwie er das Ganze hält!

Glaub' an jenes Licht von oben,
Das so glorreich wiederstrahlt,
Und am Vorhang, blau gewoben
Vor dem Heiligsten da droben,
Ew'ger Wahrheit Bilder malt!

Glaub' an aller Liebe Bronnen,
Der die Gottheit selbst ergoß,
In des Opfers Gluth zerronnen,
Welches, sühnend, Friedenswonnen
Und der Wesen Heil erschloß! —

Was die Händ' und Augen greifen,
Ist ein trüglich eitles Gut,
Wie die klugen Sinn' auch schweifen,
Niemals wird ein Segen reifen,
Strebet höher nicht der Muth.

Vor dem Glauben Berge schwanden;
Glaube macht die Schwachen stark.
Ja, aus Erd- und Todesbanden
Ist der Gläub'ge schon erstanden;
Glaub' ist unsers Lebens Mark.

Komm denn, himmlisches Vertrauen,
Komm zurück in meine Brust!
Wolle linde mich bethauen,
Wie die winterlichen Auen,
Linde Luft und Frühlingslust.

Scheuche du das trübe Zagen!
Was verschuldet' ich so schwer,
Daß ich nie mich soll entschlagen
Der Gedanken und der Fragen,
Die sich streiten hin und her?

Zwar ich habe mit den Blinden
Falscher Weisheit auch gefröhnt,
Doch gesucht, den Weg zu finden
Aus des Irrthums Labyrinthen,
Und das Edle nie gehöhnt.

Kann Gehorsam dich erwerben,
Gibst du dich der Einfalt kund:
Sieh' in Demuth mich ersterben,
Sieh' die Wehmuth mich entfärben
Thu' mir auf der Geister Bund!

O, wie hat mich oft erhoben,
Was du halb mir nur enthüllst!
Laß mich deine Kraft erproben;
Jubeln will ich, und Gott loben,
Wenn du ganz die Seele füllst.

O, dann soll der Boden schwanken,
Ob die Hölle scheinbar siegt,
Will als Reb' ich ohne Wanken
Auf am Lebensbaum mich ranken,
Welcher keinem Blitz erliegt.

(Aug. Wilh. v. Schlegel.)

21) Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
„So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt“
Das soll es sein,
Das, wackrer Deutscher, soll es sein!

Das ist der Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt
Das soll es sein,
Das, wackrer Deutscher, soll es sein!

Das ist der Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott vom Himmel, sieh' darein,
Und gib uns echten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

(Ernst Moritz Arndt.)

22) Sehnsucht.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit,
Komm', Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthenzeit!

Umwehe mich, du schöner goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit allen Erdensorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen schlug.

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies,
Du, süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies.

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Gestorbne Freuden wieder wach!
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langsam nach!

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt;
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die hier der Erde Leiden wund gedrückt.

Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
Wir alle wachen fröhlich auf!
Wie sehn' ich mich nach deinem Götterfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

(Mahlmann.)

23) Weinlied.

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat sich ihn erkoren;
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen;
Der zarte Schoß quillt still empor;
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das gold'ne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er schläft, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft sein luftumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen seh'n;
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihn fleh'n.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwieg'ner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der gold'nen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunk'nen Liedern aufgethan.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

(Friedrich v. Hardenberg, gen. Novalis.)

24) Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gib ein fliegend' Blatt den Winden;
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden;
Uns're Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister;
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir den Meister;
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

(Ludwig Uhland.)

25) Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier;
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus;
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braus't vom Fels in wildem Lauf;
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum;
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz' und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier,
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch' Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied!
Ich bin der Knab' vom Berge! (Ludwig Uhland.)

26) Im Spätherbste.

Trüber wird's und immer trüber;
Alle Blätter fallen ab;
Sonne eilet schnell vorüber;
Meine sank bereits hinab.

Und die Bäume werden lichter,
Zeigen bald des Todes Bild.
Und die Wolken hangen dichter
Ueber trauerndem Gefild.

Alles Leben bald erstarret,
Klage noch beständig quillt
Aus dem Herzen; ach! es harret
Nur umsonst, wird nie gestillt.

(Ludwig I. König von Bayern.)

27) Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh,
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu;

Sah zu der blanken Säge;
Es war mir wie ein Traum;
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war, wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde
O Wanderer, hier ein;
Du bists, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bists, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen;
Mir wards ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt ich lallen:
Da ging das Rad nicht mehr.

(J. A. Kerner.)

28) Lob des Flachses.

Wohl hat der Sommer sich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber, Flachs, die mild'ste Pflanze
Muß ich doch vor Allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen;
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart-geschaffnen Frauen.

Weiches Grün der Stengel zieret;
Blüthe trägt des Himmels Helle;
Leis vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen;
Klar, wie Mondschein, anzuschauen
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt vom Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammernd Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

(J. A. Kerner.)

29) Die Thräne des Friedens.

Es mag die Welt mir alle Güter nehmen,
Die ich errang und fand in ihrem Schooß!
Ich seh' sie schwinden ohne Furcht und Grämen:
Mit ihnen werd' ich auch der Bande los.

Ein Kleinod aber wünscht' ich mir zu retten,
Das nur die Erde, nicht der Himmel hegt,
Das stets in Flügel wandelt meine Ketten,
Und, statt zu drücken, immer aufwärts trägt.

Dies einzige Juwel, es ist die Thräne,
Die stille Thräne, die das Auge weint,
Wenn ich mich liebend dort hinüber sehne,
Wo das nur lebt, was ist, und stirbt, was scheint.

Es hat sie Gott zum Pfande mir gegeben
Des ew'gen Friedens, den er dort gewährt;
Versiegen soll sie nur mit meinem Leben,
Bis sie in frohes Lächeln sich verklärt.

(Eduard v. Schenk.)

30) Gelübde.

Treu meinem Gott und Gottes Sohn,
Der Kirche treu, die er gegründet,
Ihr ewig treu, ob Wuth und Hohn
Der Welt sich gegen sie verbündet.

Doch Lieb' auch gegen jedes Herz,
Das ihren Segen noch nicht achtet,
Doch in des Lebens Wahn und Schmerz
Nach Licht und heil'gem Frieden trachtet.

Treu meinem König, immer treu,
Ob ihn die Zeit lob' oder schmähe,
Und für ihn kämpfend ohne Scheu
In seiner Fern', in seiner Nähe.

Doch folgend auch vor seinem Thron
Der Wahrheit stets, der Ehre Pfaden,
Vorziehend des Bewußtseins Lohn
Dem ganzen Füllhorn ird'scher Gnaden.

Der Freiheit treu, wie sie im Staat,
Durch weise Satzung sich gestaltet,
In deren Schirm aus reicher Saat,
Wohlstand und Wohlthun sich entfaltet.

Doch Haß der Freiheitsheuchelei,
Die stürzt Altars=, Throns=, Volkesrechte.
Damit des Pöbels Führer frei
Und alle Freien werden Knechte.

Dem Geiste treu, dem Zeitgeist nicht,
Der Weisheit treu, die aus der Einung
Der Besten aller Zeiten spricht,
Doch nicht des Tages flücht'ger Meinung.

Dem Alten treu, das aus dem Strom
Der Zeiten ward zu uns gerettet,
Hab' es in Burg sich oder Dom,
In Dorf sich oder Stadt gebettet.

Doch auch dem Neuen, Frischen hold
Des Geistes jüngster Offenbarung,
Die sich bewährt als lautres Gold
Am sichern Prüfstein der Erfahrung.

Treu meinem schönen Mutterland,
Das mich geboren und erzogen,
Begrenzt von weißer Alpenwand,
Getheilt von blauen Stromeswogen.

Doch treu auch meinem Vaterland,
Mit dem ich rede, dicht' und denke;
Treu Deutschlands festem Eintrachtsband,
Das Fürsten stets und Völker lenke. (Ed. v. Schenk.)

31) Die hohle Weide.

Der Morgenthau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide;
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umrüftet.

Sie weichen aus einander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;

Und wölben über'm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen. (Friedrich Rückert.)

32) Frühlingslied.

In diesen himmlisch schönen Tagen
Laßt aus dem Sinn die Welt uns schlagen,
Vergessen, daß auf ihr wir sind.
Der Ewigkeit entblüh'n die Blumen;
Der Dufthauch kommt aus Heiligthumen;
Vom Paradiese weht der Wind.

Die Sonne strahlt vom Himmel nieder
Und lockt die Welt zum Himmel wieder;
Aus Gottes Wolken fällt der Thau.
O laßt, wie Blumen, euch durchfeuchten
Das Herz, um Blumen gleich zu leuchten,
Und sonnt euch wie die Blumenau!
(Fr. Rückert.)

33) Sonne und Mond.

Die Sonne sprach: O Mond, ich wende
Der lieben Erde nun mich ab
Und lasse dich zurück; o spende
Ihr Alles das, was ich nicht gab.
Ich gab ihr die Erregung
Des Lichtes und der Lust;
Verleih' ihr nun die Hegung
Des Glück's in stiller Brust.

Wo segnend trafen meine Strahle,
Darauf geuß deinen Tropfen Thau,
Und was durch mich gewelkt im Thale,
Das zu erfrischen athme lau.
Und was ich den Gedanken
Nicht zeigen mocht' im Raum
Das laß der Seele Ranken
Umfah'n in duft'gem Traum.

Und wenn ich kehr' am Morgen wieder,
Will ich mich deiner Hilfe freu'n;
Gelabte Schläfer werden Lieder,
Erwachte Blumen Weihrauch streu'n.
Jedwede Knosp' am Baume,
Von dir gepflegt, gedeiht;
Und was du gabst im Traume,
Mach' ich zur Wirklichkeit.

(Friedrich Rückert.)

34) Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braus't dort im Thale die laute Schlacht;
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

(Theodor Körner.)

35) Frage und Antwort.

Frage.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt;

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'schen Schwere mich entzieh'n,
Von reinem Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen flieh'n;

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen,
Und wieder zieh'n die feuchte Bahn;

Von ferne seh'n, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mäh'n das duft'ge Heu;

Und nichts genießen als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der nie das Blut geschwinder treibt.

Antwort.

Was soll dies kindische Verzagen,
Dies eitle Wünschen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannst entsagen,
Erobere dir sie mit Gewalt!

Und könntest du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüthe;
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer, als die Hölle sind.

Du siehst sie; doch du fliehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf;
Dem frohen Tage folgt ein trüber;
Doch Alles wiegt zuletzt sich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht:
So schwinde wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

(A. Graf v. Platen.)

36) Lied.

Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab' ich zur Ruh' gebracht.

Mit feuchtem Augenlide
Begrüß' ich Hain und Flur;
Im Herzen wohnt' der Friede
Der tiefste Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken;
Er mildert jedes Leid,
Und seine Veilchen sticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt sich hoch die Lerche;
Die Staude steht im Flor;
Es zieh'n aus ihrem Pferche
Die Heerden sanft hervor.

Das Netz des Fischers hanget
Im hellsten Sonnenschein,
Und sein Gemüth verlanget,
Der Winde Spiel zu sein.

Und weil am Felsenriffe
Das Meer sich leiser bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechsen rasch bewegt,
Und Nachtigallen schmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird schon der blanke Pflug,
Und Menschen scheint und Thieren
Die Erde schön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit;
Es sind die Seelen Aller
Gestimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth erfreue
An diesem Glanz dich auch;
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch!

Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.

(v. Platen.)

37) Meine Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen! Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut
Mein Vaterland ist meine Braut.

Wie könnt' ich dein vergessen! Dein denk' ich alle Zeit,
Ich bin mit dir verbunden, mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe steh'n
Und sollt' es sein, mit dir vergeh'n.

Wie könnt' ich dein vergessen! Ich weiß, was du mir bist,
So lang ein Hauch von Liebe und Leben in mir ist.
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein.

(H. A. Hoffmann v. Fallersleben.)

38) Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal: Halt!
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf;
Ein Windstoß hauchte sie fort;
Die Bäume rauschten und schlugen drauf;
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihr's! rief ich, von ihrer Noth
Befreit in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt ihr zu Haus!

(G. Pfarrius.)

39) Ruhe.

Ruhig, Herz, was soll dies Streben?
Warum zagst und fürchtest du?
Einen Blick wirf auf das Leben;
Einen wirf dem Grabe zu.
Bunt und wirr und mannichfaltig
Ringen Kräfte, vielgestaltig,
Kommen endlich all' zur Ruh'.

Lies im Buch der Weltgeschichte;
Ewig gleich bleibt sich die Zeit.
Thaten klingen wie Gedichte
Aus der Vorwelt Dunkelheit;
Was wir staunend jetzt betrachten,
Ein Jahrtausend wird's umnachten.
Was ist hier Unsterblichkeit? —

Ruhig, wenn die Hand der Trauer
An der Lust Geweben reißt;
Ruhig, wenn des Todes Schauer
Warme Herzen übereist.
Ob der Blitzstrahl Eichen spaltet,
Ueber Donnerwolken waltet
Liebevoll ein guter Geist!

Mancher lodert auf in Gluthen,
Gleichend einem Wälderbrand,
Oder sturmempörten Fluthen,
Donnernd an die Felsenwand —
Während ruhig und besonnen,
Mancher oft ein Glück gewonnen,
Das der Stürmer niemals fand.

Ruhig, ob der Sturm die Masse
Wie des Herbstes Laub errafft;
Nach dem Rettungssteuer fasse
Mit des Geistes hoher Kraft!
Blinde Wuth kann nie gewinnen,
Wenn besonnenes Beginnen
Riesenmonumente schafft.

Ruhig wandeln ihre Bahnen
Dort die Welten, Stern an Stern;
Ruhig über Oceanen
Schwebt und herrscht der Geist des Herrn.
Ob des Erdballs Rinde zittert,
Wenn ein Feuerberg gewittert,
Unerschüttert bleibt der Kern.

Und ob auch ein Stern verschwände,
Daß kein Auge seine Spur
Hoch am Himmel wiederfände,
Ruhig geht die Weltenuhr.
Heil'ge Zwecke zu vollbringen,
Fliegen dort auf Strahlenschwingen
Sonnen durch die Himmelsflur.

Warum sorgen, warum bangen,
Wenn des Lebens Wetter droh'n?
Hinter Wolken aufgegangen
Ist die Freudensonne schon.
Ruhig, Herz, du wirst sie schauen!
Ruhig! — Hoffnung und Vertrauen
Lassen Keinen ohne Lohn.

Wer von Zweifeln fortgerissen
Sich in Glaubenswüsten fühlt,
Wem ein nagendes Gewissen
Martervoll im Busen wühlt,
Ach, dem ist kein Glück beschieden,
Bis des Grabes stiller Frieden
Den Verlass'nen deckt und kühlt.

Unsern Wünschen, unermessen,
Setzt der Tod ein Ziel im Nu!
Herzen, die wir froh besessen,
Deckt ein Hügel Erde zu.
Um die müden Schläfer wehen,
Bis die Todten auferstehen,
Himmelslüfte — Himmelsruh! —

(Ludwig Bechstein.)

40) Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahin geschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

(Nic. Lenau.)

41) An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen mir in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen;
Eine Kluft ist's, einsam tief und wild;
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Maria's Schwert durchbohrt
Ist zu schau'n in christlicher Kapelle;
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Und der Felsen ewig starrer Blick
Hängt hinab zur tiefgeriss'nen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eig'nen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren,
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum:
All' ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen;
Kräuterdüfte fächelten den Gast;
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied;
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang;
Kühe, weidend, pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh' in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen, Alpen, unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

(Nicolaus Lenau.)

42) Der Postillion.

Lieblich war die Maiennacht;
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur in schnellem Flug,
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad;
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der stillen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade.

Hier ich innen halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillion
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter gings durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

(N. Lenau.)

43) Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

(N. Lenau.)

44) Das Schlachtfeld.

Der Mond blickt über die Heide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

Zu End' sind alle die Reigen,
Die hier sich lustig gerührt;
Die Schlachtendrommetten schweigen,
Die schmetternd zum Tanze geführt.

Und viele hat Schlummer umfangen
Bei klirrendem Schwerterklang;
Hinweg sind Andre gegangen
Mit Flöten und Gesang.

Ermüdet blieben vom Tanze
Auch manche der Gäste zurück,
Und senden zum zitternden Glanze
Des Mondes den brechenden Blick.

Der Mond blickt über die Heide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

(Stieglitz.)

45) Wandeln und Verwandeln.

Auf den Fluren will ich wandeln,
Wenn des Schnitters Glöcklein klingt,
Wenn die Blüthe süßer Mandeln
Frohe Lenzeskunde bringt;
Wenn die Vögel Nester bauen,
Wenn der Rose Pracht erglüht,
Wenn der Schnitter durch die Auen
Mit geschwung'ner Sense zieht.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Mich gelüstet anzusehn
Dieses Blühen, Schwinden, Wandeln,
Dieses Werden und Vergehn.
Wie des ganzen Frühlings Prangen
Einem Nu entgegenstrebt,
Und, wie das vorbeigegangen,
Nur noch im Gedächtniß lebt.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Da erschreckt mich nicht der Tod;
Denn das Leben zu erhandeln
Ist er ein gering Gebot:
Soll der Schmetterling entfliegen,
Spinne, Raupe, bald dich ein;
Soll die Frucht am Ast sich wiegen,
Muß die Blüthe niederschnei'n.

Auf den Fluren will ich wandeln,
In den Thälern, auf den Höh'n:
Dieses Werden und Verwandeln
Ist so tröstlich, ist so schön!
Muß ich auch die Arme breiten
Nach den Freuden, die entfloh'n:
Auch im Hintergrund der Zeiten
Winkt noch mancher schöne Lohn.

(K. J. Simrock)

46) Ruhe am See.

Einsam oben auf dem Hügel
An des Felsens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh' ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsschein,
Wie in's Feeenland der Träume
Schau ich in den See hinein.

Was am Ufer steht und wehet
Und am ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorübergehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was soll dein Schlagen?
Bist du wieder gar so wild,
Daß du nicht vermagst zu tragen
Wie der See des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willst du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter sind gegangen,
Hell und ruhig steht der See!

(J. Mosen.)

47) Reiselust.

Der Himmel ist blau,
Und grün ist die Au,
Und die Welt ist so rund,
D'ran schau' dich gesund.

Das Wetter ist gut,
Und gut ist der Muth,
Gut' Beine wie Schuh'
Nur zu, ha nur zu!

Aus sicherem Tritt
Und schwebendem Schritt
Behende der Gang
Als Takt zu Gesang!

Ein Liedchen im Scherz,
Fuß stärkt es und Herz:
Und ein fröhlicher Gruß
Herz stärkt er und Fuß.

Ins Offne dahin
Mit offenem Sinn
Von Ort und zu Ort
Fort geht es und fort!

Und in Sprung und in Lauf,
Herunter, hinauf,
Gewandt und gemach,
Berg-über und Bach!

Schwung, Wagen und Sprung
Macht kräftig und jung;
Und ein Zweig auf den Hut
Wie erfrischt er das Blut!

Kaum lauscht noch das Ohr,
Rauscht Wasser hervor;
Und ein Blümlein vertraut
Sich das Auge beschaut.

In die Hecke versteckt
Sich ein Beerchen und neckt,
Und am Duft aus dem Gras
Wie erbaut sich die Nas'!

Auf der Weide Gemuh
Von Kuh hin zu Kuh,
Eichkätzchen am Baum,
Und die Lerchen im Raum!

Und aus Bäumen alsbald
Ist's ein lustiger Wald,
Den sieht man im Licht
Vor Bäumen oft nicht!

So weit Einer schweift
Ein Vogel auch pfeift,
Und der nächste von hier
Pfeift immer mit dir!

Moospolster ist weich,
Weich ohne Vergleich,
Da sieht man und hört
Und ruht ungestört.

Im Neuen sich treu
Und im Alten auch neu
Ist ringsum die Welt
Für Alle bestellt!

Und der Himmel ist blau
Und grün ist die Au,
Und die Welt ist so rund
D'ran schau' dich gesund!

(Karl Schimper.)

48) Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör ich schallen
Glockentöne, Festgesänge;
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge;
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen;
Frohen Kindern gleich geschmücket,
Geh'n dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durch's Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten;
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus längst entschwund'nen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken, —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!

(R. Reinick.)

49) Fried' und Lied.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter;
Fried' und Lied! das ist mein Reim;
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besondern Wegen,
Legt es mir nicht übel aus:
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen;
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
In's verlorne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich Keinem was zu Leide,
Rühr' ich Keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor;
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunk'ne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaubre mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Fried' und Lied ist, was hienieden
Noch allein mich lockt' und zieht,
Bis mich einst zum ew'gen Frieden
Eingewiegt mein letztes Lied. (J. G. Seidl.)

50) Meerfahrt.

Wie so rein des Himmels Bläue
Ueber meinem Haupte glänzt,
Fest und licht, wie ew'ge Treue,
Wandellos und unbegrenzt!

Gleich dem ew'gen Frieden schimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe flimmert
Hell die Sonne drüber her.

Frei und leicht, auf freien Wogen
Zog das Schiff die eb'ne Bahn,
Stolz die weißen Segel flogen,
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue,
Nichts ums Schiff sonst ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willst du denn noch mehr? —

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüthe nur vom Strande
Wehte in das Schiff herein!

(Graf v. Auersperg, gen. Anastasius Grün.)

51) Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd'?
Wann endlich ausgesungen
Ist's alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn,
Gepflückt nicht alle Blumen,
Geschöpft schon jeder Born?" —

So lang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang' vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Noch der Versöhnung glüht;

So lang' die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch Ein Mensch die Züge
Der gold'nen Schrift versteht;

So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

So lang' noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blüh'n,
So lang noch Augen lächeln
Und hell von Freude sprüh'n;

So lang' noch Gräber trauern
Und die Cypressen d'ran,
So lang' Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh!

Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus,
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus!

Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenballe
Wie Blüthenstaub versprüht:

Erst, dann fragt, wenn des Fragens
Bis dahin ihr nicht müd',
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied.

(Graf v. Auersperg, gen. Anastasius Grün.)

52) Die Sterne.

Ihr zahlenlosen Sterne,
Des blauen Himmels Zier,
Wozu schuf euch der Ew'ge?
Sagt, wenn ihr könnt, es mir! —

„Wir sind die tausend Augen,
O Kind, der guten Nacht,
Die über alle Wesen
Zur Zeit der Ruhe wacht.

„Den Pfad des späten Wandrers
Erhellet unsre Gluth,
Lenkt treu den nächt'gen Segler
Auf unbekannter Fluth;

„Befördert, kräftig wirkend
Gemeinsam mit dem Thau,
Das Wachsthum aller Pflanzen
Der segensreichen Au.

„Es wartet manche Blume,
Die sich der Sonne schließt,
Auf uns, in deren Strahlen
Sie ihren Duft ergießt.

„Den Geist zum Ernste stimmend
Nach lauter Tageslust,
Erzeugen Hochgedanken
Wir in der Menschen Brust."

(Elisabeth Kulmann.)

53) Gottes Athem.

Wo du hörst ein Lüftchen säuseln
In dem Walde noch so lind,
Wo du siehst ein Wellchen kräuseln
Sich im sanften Abendwind;

Was sich regt im Quell und Baume,
Ist ja nur derselbe Geist,
Der im ganzen Weltenraume
Als der Gottheit Seele kreist.

Ueberall von allen Wegen
Rauscht ja Gottes Flügelschwung;
Hältst ihm fromm dein Herz entgegen,
Füllt er's mit Begeisterung.

Ob er kosend sich verkünde
Mit dem blüh'nden Wiesenplan,
Oder tosend durch die Schlünde
Wilder Alpen als Orkan;

Ob er süßer Liebe Sänge
Weh' von ferne dir in's Ohr,
Jener Kirche Glockenklänge
Die sich von der Welt verlor;

Oder mit des Donners Halle
Schmettre durch die Wolkennacht,
Mit des Niagara Schwalle
Schäumend in der Klippen Schacht —

Wenn du liebend lernst zu lauschen
Jener Riesenharfe Schall,
Die der höchste Meister rauschen
Läßt durch seiner Schöpfung All;

Die zu Millionen Weisen
Er durch seiner Geister Hand
Bald in lauten, bald in leisen
Klängen weckt aus Meer und Land: —

Dann wird, was von Dissonanzen
Je verstimmt dein inn'res Ohr,
Auf sich lösen in dem ganzen
Weltenharmonieen-Chor.
(A. Schnezler.)

54) Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken,
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt:
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen;
Im Spessart klingt des Aelplers Horn!

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

(Freiligrath.)

55) Drei Wanderlieder.

1.

Vier Jahre sind vergangen,
Daß ich ein Wandrer bin;
Nun treibt mich ein Verlangen
Zur Heimath wieder hin.

Muß allerwegen eilen,
Als wär' ich auf der Flucht:
Der mag sich nicht verweilen,
Der seine Heimath sucht.

Hab' nicht um viel zu fragen;
Gering ist mein Bedarf,
Ein Bündel, leicht zu tragen,
Ich auf die Schultern warf.

Zur Grenze komm' ich eben —
Mein Herz, wie klopfst du doch!
Gott, ist wohl auch am Leben
Mein alter Vater noch?

2.

Und ist er auch verschieden,
Mein Vater grau und alt,
Ich wandre fort hienieden
Zu einem andern halt.

Ich weiß noch einen andern,
Deß Vaterherz mir schlägt;
Zu diesem will ich wandern,
So lang mein Stab mich trägt.

Daß ich des Wegs nicht fehle,
Sind Zeichen aufgestellt,
Die weisen meiner Seele
Den Heimweg durch die Welt.

Ein Kreuz an Kirchenthüren,
Ein Kreuz im Felde drauß,
Die Wegeweiser führen
Zu jenem Vaterhaus.

3.

Ich trage nicht Beschwerde
An Hab' und Güterzahl;
Gibt täglich nur die Erde
Ein leichtes Reisemahl.

Doch im Vorübergehen
Sieht freudig mein Gemüth
Den Segen Gottes stehen,
Der meinen Pfad umblüht.

Und gilt es zu beglücken
Die Brüder nah und fern,
Werf's Bündel ich vom Rücken
Und thu's von Herzen gern.

So will ich auch vollenden
Die Wandrung durch die Welt,
Will heim die Schritte wenden,
So lang mein Stab mich hält.

Und wenn ich hier auf Erden
Ein braver Lehrling war,
So mag ich drüben werden
Des Herrn Geselle gar!

(A. Stöber.)

56) Die Sternschnuppe.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf Alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh:
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh'!

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

(Fr. v. Salet.)

57) Lied der Freude.

Richtet froh den Blick in's Leben;
Alles Leid sei nun vergessen;
Frühling hat uns Muth gegeben,
Rüstig heiter!
Muthig weiter!
Gottes Welt ist ohn' Ermessen! —

Hört! es rauschen deutsche Eichen,
Und die muntern Vöglein singen,
Von uns muß der Zweifel weichen;
Sonne glühet;
Liebe sprühet;
Laßt das Herz zum Herzen dringen.

Fort geschleudert sind die Ketten;
Todtes Wissen, kaltes Sinnen;
Um von Irrthum uns zu retten
Zieh'n wir heiter
Sorglos weiter,
Um das Leben zu gewinnen. (H. Kletke.)

58) Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr,
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Schnee und Eis umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonn'gen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden:
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden. (E. Geibel.)

59) Höchstes Leid und höchste Lust.

Wohl lag ich einst in Gram und Schmerz,
Da weint' ich Nacht und Tag;
Nun wein' ich wieder, weil mein Herz
Sein Glück nicht fassen mag.

Mir ist's, als trüg ich in der Brust
Das ganze Himmelreich. —
O höchstes Leid, o höchste Lust,
Wie seid ihr euch so gleich!

(Geibel.)

60) Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill;
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach;
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah' und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht, wie ein Hauch,
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelnden Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen;
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

(Geibel.)

61) Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unter'm Flügel;
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durch's Thal die Fluthen rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord.
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich;
Es treibt auch dich ein starker Wille;
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

(G. Kinkel.)

62) Trost der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden leisen Hauche kommen;
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungsahnend Beten auf.

(G. Kinkel.)

63) Um Mitternacht.

Um Mitternacht, in ernster Stunde,
Tönt oft ein wundersamer Klang:
S' ist, wie aus liebem Muttermunde
Ein freundlich tröstender Gesang.

In süßen unbelauschten Thränen
Löst er des Herzens bange Pein,
Und alles unmuthvolle Sehnen
Und allen Kummer wiegt er ein.

Als käm der Mai des Lebens wieder,
Regt sich's im Herzen wunderbar:
Da quillen Töne, keimen Lieder;
Da wird die Seele jung und klar.

So tönet oft das stille Läuten;
Doch ich versteh die Weise nie,
Und nur mitunter möcht ichs deuten,
Als wär's der Kindheit Melodie.

(R. E. Prutz.)

64) Sing noch ein Lied.

Sing noch ein Lied! ein fröhlich Lied,
Das uns die Nacht zum Tage macht,
Daß man die Bäume blühen sieht
Und klingen hört in Frühlingspracht!

O weile! Laß, was unverhofft
Uns ward, noch mehr beschieden sein;
Es muß auf Erden gar zu oft
Geschieden und gemieden sein . . . .

Sing noch ein Lied! Trägst du uns fort
Auf deiner Töne Wellenbahn:
Springt alle Sorge über Bord,
Und alle Noth scheint leerer Wahn.

Und ob uns dies und jenes drückt,
Und ob des Kummers noch so viel:
Wir lauschen dir und sind beglückt
Bei deinem Sang und Saitenspiel.

O reiner Klang der Menschenbrust,
Du stimmst das Herz so weihevoll,
Daß man nicht weiß, ob man vor Lust
Aufjauchzen oder weinen soll!

Sing noch ein Lied! Was je an Glück
Das bunte Leben uns gereicht,
Das bringt uns dein Gesang zurück,
Derweil des Unglücks Schatten weicht!

Die Nacht, der Menschen Feindin, flieht
Vor deiner Töne Zaubermacht —
Sing noch ein Lied! ein fröhlich Lied,
Daß uns das Herz im Leibe lacht!

(Friedr. Bodenstedt.)

65) An die Mutter.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warst du, krank! und siegergroß
Stand schon der Tod an deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensschooß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich schwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzückte:
Es war dieselbe Mitternacht,
Die dich mit Leiden fast erdrückte.

O nimmermehr vergeb' ich's mir;
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte,
Und daß ich nicht dem Tod mit Dir,
Wenn auch entfernt, entgegenschwankte.

Und Sünde scheint mir, daß ich nicht
Mit dir geduldet in der Ferne,
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Geleuchtet damals alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Busch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen soll —
Daß ich nicht starb in hundert Träumen.

Nicht eher ist die Schuld gesühnt,
Bis daß ich lieg' in deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen.

(M. Hartmann.)

66) Heiterer Sinn.

So lang mein Himmel heiter blaut,
Will ich nicht an die Wolke denken;
So lang die Locke nicht ergraut,
Will ich mein blühend Haupt nicht senken.

Denkt denn die Blume ans Verblüh'n,
Wenn sie der Knospe sich entwindet?
Denkt denn der Stern in seinem Glüh'n,
Daß er am Morgen schon erblindet?

(Oscar, Frhr. v. Redwitz.)

67) Amaranths Herbsteslieder.

1.

O Waldesluft, wie gehst du bang!
Hast bald zum Spiel kein Blättchen mehr,
Und keines einz'gen Vögleins Sang
Schwebt leicht und fröhlich auf dir her.

Ich bitte dich: Komm, bleib bei mir,
Erzähl' mir was vom letzten Mai!
Ich sag' von Laub und Lied auch dir;
So trösten wir uns alle Zwei!

2.

Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was ist dein Herz so gramverstimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt!

Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht,
So schlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit."

3.

Und aus dem Bächlein hör' ich's sprechen:
„Was weinest du? Verzage nicht!
Ich muß durch Kluft und Dornen brechen
Und komme doch am End' an's Licht.

Viel goldner aus der Klüfte Dunkeln
Mir dann das Licht des Tages scheint;
So wird die Freude sel'ger funkeln
Dereinst aus Augen, trübverweint."

4.

Und ach! mir sagt das Immergrün:
„O traure nicht! Du bist ja fromm!
Sieh' nur, wie ich darf immer blühn,
Ob noch so hart der Winter komm'!

So grünt, ob noch so tief das Weh,
Und deine Freuden all' verblühn,
Dein Heiland aus der Trauer Schnee
Ein ewig, heilig Immergrün!"

(O. v. Redwitz.)

Lyrik der Anschauung.

2) Die Ode.

Die Ode ist der Ausdruck eines durch das Anschauen eines erhabenen Gegenstandes tief bewegten, begeisterten Gemüths, der höchste lyrische Ausdruck einer bestimmten Empfindung in dem Zustande der Begeisterung, in welcher der Dichter sich zu dem Idealen und Unendlichen zu erheben sucht. Die in der Ode behandelten Gefühle und Gegenstände sollen nur die bedeutendsten Interessen des Menschen berühren, und, wenn möglich, stets ein Streben nach dem Höchsten, nach der Vollkommenheit darstellen oder darauf hindeuten.

Beispiele von Oden.

1) Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! Schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,*)
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

*) Jesaias 40, 15.

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach! nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Maies, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Psalmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an!
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie:

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still; kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich; der Strom fliehet; und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! Barmherzig und gnädig!
Du; Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde;
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unserer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

(Klopstock.)

2) Die Tonkunst. (Abgekürzt.)

Die du droben den Reihn der Sterne,
Und der Unsterblichen führst,
In ewig jungem, schwebendem Jubeltanz,
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron,
Und tief hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leisen Tönen, im verlornen Laut
Der Ahnung, unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten!
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele!
Sie fühlt dich; sie will, sie wird dich fühlen!
Des Wohllauts ew'ge Kette zieht
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquollest du. Dich hauchte
Der Ewige selbst mir ein.
Du bist mir Ewigkeit,
Bist Gottesgefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnende Verkünderin.

Wann einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor
Und seiner Fesseln sanft sich windet los:
Zu Hilfe komm' ihm dann, du heil'ger Strom
Von Tönen andrer Welt;
Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber!
Des Himmels Gabe bist du uns,
O Tonkunst! bist ein Tropfen
Von jenem hellen melodischen Wollustmeer,
In dem das Weltall schwimmt,
Ein Meer von Zahl und Maß und Lieb' und Tanz und Leben!

Wann in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul und Höllenstimmen,
Mein Herz erbebt
Und über sich verzagt
Und nirgends Ausgang findet:
Des Himmels Tochter, süße Zauberin,
Nicht mit Sirenen-, nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh' ins Herz.

Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstrahl?
Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute, und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du
In trüber Einsamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menschen Herz.

Er gibt dem Schiffe seinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;
Er wird auch Dir im Weltenmeer
Des Lebens Weg verleihn.

Was zagest du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei,
Und was dir heute Mißlaut dünkt,
Ist morgen Harmonie."

„Schau gen Himmel, und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne, da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt Alles um dich! Ein Strahl der Sonne erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.
Maß, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!"

O Harmonie, ich fleh zu dir,
Du Seele meiner Seele! Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durch's Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt;
Der immer reiner, immer höher steigt.
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen? (v. Herder.)

3) Morgengesang.

Erwach', erwach' am neuen Morgen
Mit allem neuen frühen Morgenchor,
Du, meine Harf', und tön' ins frohe Weltgetümmel
Mit voller Sait' hinein!

Denn in das frohe Weltgetümmel
Gehör'st auch schwachbesaitet Du! Ins Chor
Der schönen Morgenstern' und früher Lerchenstimmen
Und alles Sphärenklangs.

Sie wandeln dort, die Sängerinnen,
Die Morgenstern' und singen ihn heran,
Der sie mit Vaterblicken segnet, todte Welten
Vom Schlummer lächelt auf.

Du auch ein Morgenstern, o Harfe,
Empfang' ihn, der, ein Jüngling, kommen wird,
Und güld'ne Strahlen dir auf deine Saiten klingen
Und wecken deine Welt.

Der Erde Töchter wird er wecken,
Die Blumen, mit der süßen Liebe Pfeil,
Daß sie sich wundern ihres neuen schönen Schmuckes
Und weinen Freudenthau.

Des Himmels Chöre wird er wecken,
Die singenden Gefieder, daß sie hoch
Auf Lüften schweben und den Flug mit Tönen steuern
Und füllen Wald und Thal.

Und alle sollst du sie beleben,
Der Stimmen Erstgebor'ne, Tochter du
Des Ewigen. Sieh', wie dort schon die Himmelsschwinge,
Die Lerche, dir entsteigt.

Und jene Gipfel, wie sie rauschen
Dem Kommenden! Entzückungsschauer fließt
Durch alle Wesen, und in schwarzen, schweren Wellen
Erhebt die Nacht sich fort.

O herrsch' umher, du Harfe Gottes,
So weit der schöne Rosenjüngling strahlt;
Er herrscht am weiten Himmel, und die dich beseelet,
Ist Erdekönigin.

Wohin er güld'ne Strahlen sendet,
Wie weit sein Zelt der blaue Himmel zieht,
Ist dein Gebiet, o Seele! jene schöne Hütte
Ist hoch für dich gewölbt.

All deines Blickes hohes Ende,
All deines Ganges End' ist Himmel nur;
Und du, die in mir denkt, bist Sonne; was du denkest
Ist mehr, als Lichtesstrahl.

Wer bist du, neu erwachte Seele,
Die in sich selbst als eine Sonne blickt
Und gießt in Einen zarten strahlenden Gedanken
Der Farben ganzes Meer?

Wer bist du, die auf Welten blicket
Und aus sich selber neue Welten schafft,
Und wie die Sonne dort die Wesen rings beglänzet
Mit Licht und Seligkeit:

Daß Thränen, wie der holden Blume,
Der Dankbarkeit entfließen, daß sich Schmerz
Und Kummer selbst in Freudenthränen wandeln
Und werden Himmel uns?

O Tagewerk voll Götterwonne!
Schon wandelt dort der Jüngling seine Bahn;
Schweig', Harfe, daß auch ich die meine wandl' und ende
Mit schönem Abendroth. (Joh. Gottfr. v. Herder.)

4) Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhab'nen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn;
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

(Hölty.)

5) Der Genius.

Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht!
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft, hebt den Fittig,
Senkt sich, und hebt sich, und trinkt die Sonne!

Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dies Toben in der Brust! Dies Staunen
Welches durch jegliche Nerve zittert,

Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen!

Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung!
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!

Von dir geleitet wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief sein nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel! Blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung.

(Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.)

6) Der Sternenhimmel.

Wie gesät sind Tausendmaltausend ins Unermeßliche,
Sonnen und Erden! Gott! Gott! wie herrlich!
Steig' ich hinauf bis zu der Welten letzten:
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den Unendlichen!

Welches Jauchzen, welcher Triumph schallt, welches Thränengebet
Dir aus den Welten! Hoch tönt's, wo Pole
Schneller sich drehn, sanft, wo der Lüfte Säuseln
Kühlungen weht und der Quell! — Wird mit Entzückungen

Einst vernehmen, staunend mein Ohr, Jubel der Himmlischen?
Werd' ich euch kennen, Mitanbeter, euch?
Wallen zu euch sterblich nicht mehr? Feiern
Dort auf dem Siebengestirn, im Sirius, unter der

Goldnen Aehre Feste der Seligen; werdet, Himmlische,
Unter die Lauben, die aus Himmels Sproß
Dort die Natur, ewig zu blüh'n, um euch schuf,
Ihr mich begleiten? Komm' ich mit den Geliebteren,

Die kein Tod mehr dann mir entreißet, hinauf, wo lächelnde
Himmelsbewohner mit uns zum Psalme
Singen dem Herrn, welcher den Staub zum Leben
Schuf, das am Grabe nicht endet, ihn zur Unsterblichkeit.

(Niemeyer.)

7) Der Gewitterabend.

Ja, wahrlich, du bist schön! bist einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unsträfliches Gebilde;
Du meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebar,
Mich säugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit seinen Rosen kränzte,
Mir im krystallnen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Mich einst, wenn diesem Staub der höh're Hauch entschwebt,
In seinen Schooß begräbt.

Schön bist du, Erde, schön im goldnen Sommerkleide;
Dich grüßt mein Preisgesang; dich feiert meine Freude.
Sieh, wie die gelbe Saat die schweren Häupter neigt!
Wie unter seiner Last das schlanke Reis sich beugt!
Wie auf der fetten Trift die satte Heerde hüpfet;
Wie durch das hohe Gras das Sommerwürmchen schlüpfet!
Horch, wie der Wachtelschlag im Weizen, tief im Wald
Der Drossel Flöt' erschallt!

Doch schwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft erwacht,
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeste zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert.
Der Haingesang erstummt. Das scheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

Allvater lächelt. Schnell erstummt der Donner Rasen.
Der Blitze Glut erlischt. Des Sturms verheerend Blasen
Wird leises Weh'n; es schweigt das aufgewühlte Meer . . .
Schön, Erde, ist dein Ruh'n nach Wettern, schön und hehr.
Dein Zürnen wird zur Huld; dein Schelten wird zum Segen.
Der Wolken Fülle rauscht; schon rieseln laue Regen.
Nun trinkt, was durstete; nun labt sich die Natur.
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünste fliehn. Die Luft verklärt sich. Groß und milde
Beglänzt die Abendsonn' die träufelnden Gebilde.
Wie blitzt in ihrem Glanz, wie funkeln Bach und Au'!
Wie düster steht der Wald, das ferne Meer, wie blau!

Sie sinkt; der Westen glüht. Der müde Landmann feiert;
Die Heerden kehren heim; der braune Abend schleiert
Das Feld, das stille Dorf, den feiervollen Hain
In seinen Mantel ein.

Sie kommt, gewünscht dem Gram, sie kommt, ersehnt dem Müden,
Die süße, süße Nacht, und träufelt Trost und Frieden
In jede wunde Brust, und schließt zu sanfter Ruh
Und holder Träumerei die nassen Wimpern zu.
Es scheint der stille Mond in des Verlassnen Kammer
Durchs enge Fensterchen und weint in seinem Jammer.
Der wache Weise sinnt in ernster Dunkelheit
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja wahrlich du bist schön, mein mütterlich Gefilde!
Bist einer ew'gen Kraft und einer ew'gen Milde
Unsträflich Meisterwerk! Gesegnet seist du mir!
Gesegnet und gewünscht, so lang ich wall' auf dir!
Gesegnet jede Lust, gesegnet jeder Kummer,
Der deiner Brust entquillt . . . willkommen einst der Schlummer
In deinem kühlen Schooß, der alle Unruh stillt,
Und allen Jammer hüllt. (Kosegarten.)

8) Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

(Friedr. v. Schiller.)

9) An die Erinnerung.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinn'-
rung!
Wenn jene die Wimper sinnend senkt,
Hebst du deinen Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht!

Still und hehr, wie der schweigende
Vollmond
Die Gräber bescheint, betrachtest du
Das Vergang'ne, weilenden Blickes,
Wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder sind lieblich,
Wie thauiger Duft im Abendroth!
Deine Stimm' ist sanft, wie der Flöte
Im Echo entschwindender Hall.

Oftmals zeigst du in in duftiger
Ferne
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild;
Oder reihst in Kränze die Veilchen,
So Liebe mir sparsam nur las.

Oft erscheinest du mir, lächelnd durch
Thränen,
Und kosest mit mir vertraut und lang
Von den todten Lieben, an Gräbern,
Die höheres Gras schon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der
Trauer!
Willkommen im heitern Silberflor!
Rasch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, sinnende Trösterin, weilst.

(Joh. Gaud. v. Salis.)

10) An Klopstock.

Wenn in dem Dunkel heiliger Eichen ich
Verloren sitze, Nacht auf den Bergen ist,
Des Todes Bilder mich umwallen,
Einsam die Sterne durch Wolken blicken;

Wenn Lunens Antlitz bleicher und trauriger,
Den Leichenacker, Saaten der Ewigkeit,
Und dort die Felsenwand erleuchtet,
Wo noch die Trümmer der Räuber stehen;

Wenn aus den Trümmern Raben und Eulen sich
Zur Ruhe klagen, tief in der Seele mir
Die Schlangenzweifel giftig kochen,
Mörder des Schlafes auf Dunenkissen:

Dann bet' ich zitternd, zitternd den Vater an,
Den du uns singest. Sturmwind und Säuseln ist
Mir deines Liedes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln.

Ich höre gläubig Sphären in Harmonie:
Von deinen Saiten rauschet ihr Chor herab:
Und ruhig sink' ich auf mein Lager
Küsse die Hände des Patriarchen.

(Joh. Gottfried Seume.)

11) Die Zeit.

Woher, woher, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden tosenden Fluth, woher?
Aus welcher Quelle sprangst Du einst mit
Rasendem Wüthen zur Erde nieder?

Wild schmettert an mein zitterndes scheues Ohr
Dein Wogensturz; — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer,
Immer das Tosen von deinem Sturze.

Der Frühlingslüfte lindes Gesäusel stirbt
Von dem Gebrauch'; ich sehe der Nachtigall
Gesangvolle Kehle zittern;
Aber mich fliehen die süßen Lieder.

„In meinen Schlünden modern Jahrhunderte",
Brüllst du mit wildem schrecklichen Rauschen mir,
„Die ersten Pulse der Naturen
Schlugen, — da stürzt' ich vom Quelle nieder!"

„Sieh, zahlenlose Schaaren Gerippe schleift
Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten ruhn,
In meinen Tiefen und zerstörte
Felsen und Berge der heil'gen Erde.

„An Gottes Sonnen schlag ich die wilde Fluth,
Und sieh, ihr ew'ger blendender Glanz verlischt;
Und ihre Sphären — gleich gefallnen
Helden entstürzen sie mattes Lebens."

Wohin, wohin, du brausender Strom der Zeit,
Mit deiner wilden reißenden Fluth, wohin?
Wann wird der Felsensturz von deinen
Rasenden Wogen sich einmal enden?

Ha, spotte, stolzer brausender Strom, du nicht;
Auch sie versiegt einst, deine gewalt'ge Fluth,
Dann wirst du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felsen und Berge stürzen.

Welch ein Komet mit schrecklichen Gluthen rollt
Dir schon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wisse: Ewigkeit heißt jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er senkt im Grimm den glühenden Feuerschweif,
Und es versiegt die ewige Fluth vor ihm;
Ich seh den Schauplatz deiner Tiefen,
Schaaren von Trümmern und Moderbeinen.

Und Sieg, es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unsterblichkeit milder Athem. (Heidenreich.)

12) Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, stinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünsten aufsteigt, den Mittag schwärzt
Und langsam sich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich' Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-schauerndes Schweigen folgt
Und enggeklemmt jegliches Menschenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit tosendem Flügelschlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder stürzen und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels sinken: —

So sah ich jüngst (noch schauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüstung, mit wildem Flug
Vom Land, das riesenhaft sich durch
Drei Erdtheile streckt, herunter rauschen.

Sein Auge blickte ganzen Geschlechtern Tod;
Pest und Zerstörung schnaubte sein Odem. — Ach!
Zerknickt von seinem Hufe, starben
Blüthen und Keime der Lebensschätze.

Doch, während er noch enger die Fesseln schloß
Am Arm der Völker, rief sie ein Zauberklang
Zur Kampfswuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menschheit floh! — In Wehmuth versunken, tief
Des Kummers Pein im Angesicht, sah ich sie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederschweben.

„Ach Vater! rief sie, der du mit Weisheit mir
Das Schicksal unerforschlich vor's Auge webst —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menschlichkeit
Auszieh'n, um sich mit Jubelgesang und Lust
Zu morden und des Lebens Schauplatz
Selbst in die Urne des Todes zu wandeln,

O setze Ziel der Mordsucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensseraph niederschimmern,
Daß er die Menschlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrscher dann, wie die Sonne, milde
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder sich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menschheit auf. Mehr noch sprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erschien, — der Trost —
Und in die Demantschale faßt' er
Jegliche Thrän' und enttrug zu Gott sie!

(J. H. v. Wessenberg.)

13) Im Herbst.

Niedrig schleicht blaß hin die entnervte Sonne;
Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub; es trauert
Rings das Feld schon nackt und die Nebel ziehen
Ueber die Stoppeln.

Sieh' der Herbst schleicht her, und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach; es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, schreckhaft siehst du mich an, erschrick' nicht;
Sieh', das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar;
Aber mich friert es!

Naht der Unhold, laß mich in's Aug' ihm scharf seh'n:
Wahrlich, Furcht nicht flößt er mir ein, er komme;
Nicht bewußtlos raff' er mich hin; ich will ihn
Sehen und kennen.

Laß den Wermuthstrank mich, den letzten, schlürfen,
Nicht ein Leichnam längst, ein vergess'ner, schleichen,
Wo ich markvoll einst in den Boden Spuren
Habe getreten.

Ach! ein Blutstrahl quillt aus dem lieben Herzen:
Fasse Muth; bleib stark; es vernarbt die Wunde;
Rein und liebwerth hegst du mein im Herzen
Nimmer vergänglich. (A. v. Chamisso.)

14) Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust:
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt;

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Last, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz! (Aug. v. Platen.)

3) Die Hymne.

Wenn die Ode dem Preise der Gottheit gewidmet ist, so heißt sie **Hymne.** Sie hat Erhabenheit der Gesinnungen und den höchsten lyrischen Schwung mit der Ode gemein. Es eignen sich für die Hymne nur solche Gedanken, in welchen der Mensch im gebrechlichen Gewande des Staubes die Gefühle der Bewunderung, der Anbetung und des Dankes gegen die Gottheit möglichst idealisirt ausspricht. Er kann in derselben die Gottheit entweder selbst anreden, oder ein aus der Reihe der Endlichkeit erhobenes Wesen als göttlich personificiren. Der Charakter der Hymne ist daher nicht bloß lyrischer Schwung, sondern auch religiöse Feierlichkeit; sie ist ein religiöses Lied im höheren und höchsten Style.

Beispiele von Hymnen.

1) Die Sonne.

Hast du die Morgendämmerung geseh'n?
Hast du das sanfte Roth betrachtet, das
Die Wiederkunft der großen Sonne dir
Verkündigt? War's in deinem Herzen still?
In deiner Seele heiter? Da du sie
Die große Sonne sahst, was dachtest du?
O welche Wunder meines Gottes dort
In dieser einen Sonne! Herz, bet' an!
Du, meine ganze Seele, voll von ihm,
Sing' ihm ein Lied! In jedem Sonnenstrahl,
(Und jeder Staub empfängt den seinigen)
In jedem glänzt und leuchtet seine Macht
Und seine Gnade! Singet, Menschen, ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Wenn ihr
In ihrem herrlich schönen Aufgang sie
Betrachtet, dann, ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Er hat
Mit dieser Schönheit sie geschmückt; er läßt
Das sanfte Roth, das euch gefällt, so sanft
Aus ihren Strahlen fallen, daß es euch
Gefallen muß. Ihr Menschen, singet ihn,
Denn mächtigen und guten Gott! Er stellt
Dies helle Thaugewölk vor ihren Glanz,
Daß euer Auge, nicht geblendet, sie
Aufsteigen seh' in ihrem Pomp! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und alles Finstere wird Licht. Sie steigt
Im Unermeßlichen empor, und thut
Den Willen ihres Gottes; Leben fließt
Mit ihrem Licht in Alles um sie her!
In Alles strömt die Gotterschaffene
Wohlthaten ihres Gottes. Blickt empor!

Sie stehet da! Hat eines Menschen Hand
Sie hingestellt? Hat eines Königs Macht
Die ebene Bahn, aus welcher sie nicht weicht,
Ihr angewiesen? Fraget sie! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang
Und predigt ihren Schöpfer schweigend, thut
Den Willen ihres Gottes, Tag für Tag
Und Jahr für Jahr! Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang.
Und wenn es scheint, sie gehe niedriger
Vor euern Augen ihren stolzen Gang:
Dann deckt ein Purpurmantel ihr Gesicht;
Dann ist ein Strahlenmeer um sie; dann sinkt
Sie nieder, aber ruhet nicht! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und um den eurigen ist Finsterniß;
Dann ruhet ihr. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und großen, guten Gott! (Gleim.)

2) Gott, der Weltenschöpfer. (Abgekürzt.)

Zu Gott, zu Gott flieg' auf, hoch über alle Sphären
Jauchz' ihm, weit schallender Gesang,
Dem Ewigen! Er hieß das alte Nichts gebären;
Und sein allmächtig Wort war Zwang.
Ihm, aller Wesen Quelle, werde
Von allen Wesen Lob gebracht,
Im Himmel, auf der Erde
Lob seiner weisen Macht.

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten Ferne
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu.
Du machtest mich, du Gott! Und rings umher die Sterne,
Das Heer des Himmels, machtest du!
Sein Lob, ihr schimmerreichen Schaaren,
Tönt auf der dunkeln Erde nach
Von Wesen, die nicht waren
Und wurden, als er sprach.

Ihr Himmel, öffnet euch, daß ich bewundernd preise,
Wie Sonn' an Sonne friedlich glänzt,
Und, ewig unverwirrt im angewies'nen Kreise,
Doch weit gebietend, jede glänzt.
Umsonst, die schwindelnden Gedanken,
Verloren in dem großen Blick,
Entfliehen in die Schranken
Der niedern Welt zurück.

Hoch über Sonnen stand der Schöpfer, dem sie leben,
Und eine sah er an und sprach:
Der Erde hab' ich dich zur Königin gegeben;
Zeuch sie durch sanfte Bande nach,
Daß du, ihr leuchtend, sie erfreuest
Und sanfte Klarheit in der Nacht
Dem stillen Monde leihest,
Den ich für sie gemacht.

Wie war dir, Erde, nun, da dich zum ersten Male
Der Sonne glänzend Antlitz fand,
Da deine Königin, auf einem lichten Strahle,
Den liebreizvollen Tag dir sandt'?
Er kam; die goldnen Locken flogen
Gezähmt durch einen Blumenkranz;
Die jungen Stunden zogen
Ihn auf zum Frühlingstanz.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen,
Bis in die kleinste Felsenkluft!
O Schöpfer! Gütigster! wie viele Stimmen flossen
Dir dankend in der heitern Luft,
Und drängten sich, in tausend Weisen,
Ein lieblich wild vermischtes Chor,
Dich, ihren Herrn zu preisen,
Zu deinem Thron empor.

Bald kam zur frohen Schaar der Zeuge deiner Größe,
Der Mensch', den du zuletzt gemacht,
Damit ein Wesen wär', das mit Vernunft genöße,
Was deine Huld hervorgebracht;
Geschaffen, daß er vor dir wandle,
Dir unterwürfig, aber frei
Nach weisen Pflichten handle,
Dich lob' und glücklich sei!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüthe,
Sobald er dacht' und froh empfand,
Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,
Dich am bestrahlten Himmel fand,
Dich auf der blumenvollen Fläche,
Dich im gewürzten Myrrhenduft,
Im Murmeln kühler Bäche,
Dich in der Frühlingsluft.

Dich loben, Herr, ist Pflicht! Dein Ruhm schallt ungezwungen
Von meinem dankbar'n Saitenspiel.
Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen
Bis an der Erde letztes Ziel,
In ewig trauernden Gefilden,
Und wo die Sonne sanft regiert,
Und wo verbrannte Wilden
Sie zu dem Schöpfer führt!

(Uz.)

3) Die Auferstehung des Erlösers.

Tief im Abgrund erklang
Des Himmels hoher Siegsgesang,
Der Jubel aller Söhne Gottes!
Wo sind die Götter nun?
Die Sieger? die Himmelszerstörer? Sie ruh'n.
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes.
So schwiegen, so verzagten nie
Der Hölle Fürsten, die Empörer!
Wer geußt die Schrecken über sie,
Die Sieger, die Götter, die Himmelszerstörer?

Nicht ein Rauschen von fern,
Von dir, Allgegenwart des Herrn!
Kein Donner deines Wolkenthrones!
Schon kömmt die zweite Nacht!
Noch liegt es, von dräuenden Kriegern bewacht,
Das Grab des überwund'nen Sohnes.
Und doch! — — So tief versanken nie
In ihren Abgrund die Empörer!
Wer geußt die Schrecken über sie,
Die Sieger, die Götter, die Himmelszerstörer?

Singt von Sonne zu Sonne!
Trauert, ihr Pilger der Sterblichkeit nicht!
Jeder der festlichen Himmel sei Wonne,
Jede der seligen Wohnungen Licht!
Der Wiedergeburt erwarteter Morgen,
Uns nur drei Tage verborgen,
Geht auf, beglänzt uns, ist da,
Ein Sabbath! Feiert den Sabbath, ihr Sänger!
Und du, blutvolle Golgatha,
O Golgatha, bebe nicht, bebe nicht länger!

Als du, Rächer, o Sohn,
(Aeonen sind vorbeigefloh'n,
Da deinen Himmel sie entweihten;)
Als du, verhüllt in Nacht,
In Eifer gekleidet, in tödtende Macht,
Daher flogst, wider sie zu streiten:
Da stürzten ihre Thronen um;
Der Weltbau stand in seinem Laufe;
Es bebte selbst dein Heiligthum,
Und muthlos verbarg sich der frevelnde Haufe.

Kein Erschaff'ner entflieht
Dem Auge, welches Alles sieht.
Du sahst sie an und warfst
Darnieder die Frevler, und tiefer noch warfst
Du nieder den Satan, den Engelverführer.
Nun floh das Dunkel um dich her;
Die reinen Himmel strahlten wieder,
Der Weltbau schauderte nicht mehr
Und tönte der Sphären erneuerte Lieder.

Weit als Sterne sich schwingen,
Fliege der Schöpfungen Jubelgesang,
Stärke dem Sieger und Ehre zu bringen,
Jede dem Sohne, dem Ewigen, Dank!
Wie liegt er, der Thron der Hölle, zertrümmert!

Des Himmels Schwester, wie schimmert,
Wie wird die Erde so schön!
Du neues Eden des Gottes der Götter,
Frohlocke, Schwester; denn wir seh'n,
Wir seh'n ihn kommen den Menschen-
erretter!

Flamme höher empor
Anbetung! Er, er geht hervor
Aus seines Grabes Finsternissen.
Er stieg zum Staub hinab,
Zu heiligen seiner Erretteten Grab!
Nun hat er die Fesseln des Todes zerrissen.
Verbergt der Auferstehung Saat,
Ihr Gräber, wo wir Engel schweben!
Da, wo der Herr geschlummert hat,
Sind friedliche Pfade zum ewigen Leben.

Als der Richter nun stand,
Das Weltgericht in seiner Hand,
Den Gottversöhnenden zu richten —
Wie floß, wie floß sein Blut!
Wie rauschte des Zornes hochschwellende
Fluth,
Als wollte Jehovah die Welten zernichten.
Wie schwer, o Zorn des Herrn, war'st du!
Ganz hat der Mittler ihn empfunden.
O jauchzt ihm alle Himmel zu,
Verherrlicht, verherrlicht die strahlenden
Wunden!

Kehre wieder, o kehre
Wieder zum Himmel, o Menschengeschlecht!
Reinige dich in den Wunden, und ehre
Deinen Versöhner, und werde gerecht!
Die Wunden sind Heil, sind Quellen des
Lebens.
Strömt nicht, ihr Quellen, vergebens;
Wascht die Entheiligten rein!

Auch wir, wir freuen uns über die
Sünder;
Sie werden Gottes Kinder sein,
Geliebte, verherrlichte, selige Kinder.

Wie ein wellenvoll Meer,
Unzählbar, wie der Sternen Heer —
Wer nennt der Zahl geheimen Namen?
So strömen sie herauf!
O thut euch, ihr Sitze der Herrlichkeit, auf!
Empfanget des Siegers geheiligten Samen!
Es tönt schon stärker unser Lied,
Vermehrt von unsern Lobgesängen.
Wie wird es tönen, unser Lied,
Begleitet von allen erretteten Mengen!

Nimm die Wage noch nicht;
Noch säume, Gott, dein Weltgericht,
Damit dein Reich erfüllet werde!
Dann, dann gebeut uns Gott;
Wenn Alles Empörung ist, Alles nur Spott,
So träufeln die Himmel, so flammet die Erde;
Dann hallet die Posaun' hinab
In alle Gräber unsrer Brüder,
Und jeder Leib verläßt sein Grab,
Verklärt sich, und tönt der Unsterblichkeit
Lieder!

Halleluja dem Sohne!
Jubel dem Vater und ewiges Lob,
Daß er Gefall'ne, vom Tode zum
Throne,
Sünder zum Throne des Lammes erhob!
Er kleidet uns ein in glänzende Seide;
Heil, Ehre, Herrschaft und Freude
Dem Wundervollen, Preis und Dank,
Dir, Welterneu'rer, Gesetzesvollbringer!
Dir Halleluja und Gesang,
Dir ewige Wonne, du Todesbezwinger!

(Johann Andreas Cramer.)

4) Dem Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein! Wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach!

Erstaunen! Himmelfliegendes Erstaunen
Ueber den, der unendlich ist!
O du, der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele

Mit deinem heil'gen Feuer!
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft und so hoch die Endliche kann
Aufflammen in Entzückungen!

Du warest! du bist! Wirst sein! Du bist! Wie soll ich dich denken?
Meine Seele stehet still, erreichet es nicht!
Vater! Vater! So soll meine Seele dich denken,
Dich empfinden mein Herz, meine Lippe dich stammeln.

Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder; betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater!
Unser Vater auch!

O ihr, die einst mit der Himmel Bewohnern
Erstaunen werden!
Wandelt forschend in diesem Labyrinth der Wonne!
Denn Jehovah redet!

Zwar durch den rollenden Donner auch,
Durch den fliegenden Sturm und durch sanftes Säuseln;
Aber erforschlicher, dauernder
Durch die Sprache der Menschen!

Der Donner verhallt; der Sturm braus't weg; das Säuseln verweht;
Mit langen Jahrhunderten strömt die Sprache der Menschen fort
Und verkündiget jeden Augenblick,
Was Jehovah geredet hat! —

Bin ich am Grabe noch? Oder schon über dem Grabe?
Hab' ich den himmlischen Flug schon gethan?
O Worte des ewigen Lebens!
Also redet Jehovah:

„Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein,
Ich will dein nicht vergessen!" *)

Preis, Anbetung und Freudenthränen und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heißer, inniger und herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Halleluja im Heiligthume!
Und jenseit des Vorhangs
In dem Allerheiligsten, Halleluja!
Denn so hat Jehovah geredet!

Wirf zu dem tiefsten Erstaunen dich nieder,
O du, die unsterblich ist,
Geneuß, o Seele, deine Seligkeit!
Denn so hat Jehovah geredet! (Klopstock.)

*) Jesaias 49, 15.

5) Gott dem Sohne am Himmelfahrtstage.

Wie Gott belohnt, belohn,
O Vater, deinen Sohn!
So rief, der ganze Himmel rief,
Als Jesus Christ am Kreuz entschlief.
Es hatte Gott der Himmel Flehn
Und seines Sohnes Tod gesehn.
Zu Gott schwingt sich der Sohn empor;
Ihm jauchzt der Engel feiernd Chor:
Mittler! Vollender! Gott!
Heiligster! welchen Tod
Starbst du auf Golgatha;
Du siegst, Halleluja!
Halleluja! Halleluja!
Du stirbst nicht mehr auf Golgatha!

Entzückt sah'n ihm die Jünger nach;
Jetzt trug er nicht der Sünde Schmach.
Ein schimmerndes Gewölke kam,
Floß hin vor seinen Fuß und nahm
Den Strahlenvollen ihrem Blick;
Und Wonn' und Thränen ward ihr Blick!
Verschwunden in der Himmel Fern
Ist nun die Herrlichkeit des Herrn;
Doch werden sie am Thron einst stehn,
Und Jesum Christum wiedersehn.

Thut weit des Himmels Pforten auf,
Der Sieger schwingt zum Thron sich auf;
Erhöht, erhöhet Salems Thor!
Der Ueberwinder steigt empor.
Steht still, ihr Stern', in eurem Lauf!
Zu Gott, zu Gott, steigt er hinauf!
Staub sind ihm Sterne, Finsterniß
Vor dem, der uns der Sünd' entriß.
Sein Blick ist Huld, Licht sein Gewand,
Und Allmacht seine rechte Hand!
Heil ist sein Werk! Barmherzigkeit
Sein Thun; sein Lohn Unsterblichkeit.

Wir freun uns seines großen Lohns,
Freun uns des Vaters und des Sohns,
Den eine Sterbliche gebar,
Der ist, der sein wird, und der war;
Des Bürgen für uns im Gericht,
Wenn unser Herz im Tode bricht!

Du, unser Gott und unser Herr!
Wer kann dir würdig danken? wer
Von Allen, die du dir erschufst,
Zu jenem Leben riefst und rufst?
Dank dir, ach Dank und Preis und Ruhm
Sei dir in deinem Heiligthum!
Der für uns starb, der auferstand,
Halleluja; der überwand,
Zu Gott ging, Gott zur Recht' erhöht,
Versöhnt, wer um Versöhnung fleht.

(Klopstock.)

6) Hymnus.

Groß und erhaben bist du! Ein unergründliches Dunkel
Birgt dich dem Menschen von Staub. Du bist! Wir gleichen den Träumen,
Die mit den Lüften des Morgens um's Haupt des Schlummernden schweben.
Deine Gegenwart hält die Welten in ihrem Gehorsam,
Winkt dem Kometen aus schwindligen Fernen. Du sendest, o Schöpfer,
Einen Strahl von dem Licht, in welchem Du wohnst, in die Tiefe,
Und er gerinnt zur Sonne, die Leben und blühende Schönheit
Ueber junge, zu ihr sich drängende Welten ergießet.

In der einsamen Ewigkeit standen in geistiger Schönheit
Alle Ideen vor ihm, nur seinem Angesicht sichtbar,
Reizende Nebenbuhler um's Leben: und welchen er winkte,
Siehe, die wurden. Das Unermeßne, so weit Er umhersah,
Rauschte von neu entsprossenden Sphären; der werdende Cherub
Stammelte, kaum geschaffen, ihm seine Hymnen entgegen:
Aber sein Stammeln war mehr als einer menschlichen Seele
Feurigster Schwung, wenn sie von deinem Dasein umschattet,
Gott, dich empfind't, und mit allen ausgebreiteten Flügeln
Und mit allen Gedanken in dein Geheimniß sich senket.

Du erschuf'st aus Staub die Gestalt des herrschenden Menschen,
Hauchtest dein Bildniß ihr ein; du kleidetest deinen Gesandten
In ätherische Morgenröthe. Die Güte des Herren
Ist das Leben der Dinge. Sie macht die Wesen frohlocken,
Sie ist's, welche den Tag mit der Rosenblüthe der Jugend
Angethan hat, sie tröstet die Nacht mit dem Scheine des Mondes
Und der sanften Gesellschaft der Sterne. Die Güte des Herrn...
Ist die Mutter der Freuden, des ruhigen Lächelns der Unschuld
Und der erhab'nen Entzückung, die bis zum Throne hinauf flammt.

„Wahrheit, o Gott, ist dein Leib, das Licht des Aethers dein Schatten,"
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lehnte den Flügel des Seraphs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Herrschers zu finden;
Aber die Sphären sprachen: „Wir haben ihn niemals gesehn!"
Und die Tiefe: „Er wohnt nicht in mir." Da lispelt ein Anhauch
Einer ätherischen Stimme in meine horchende Seele;
Sanft, wie das erste Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,
Lispelte sie zu meinen Gedanken: „Der, welchen du, Seele,
Suchst, ist allenthalben! Sein Arm umfasset den Weltbau,
Alle Gedanken der Geister sein Blick. Was sichtbar ist, strahlet
Etwas Göttliches aus; was sich beweget, erzählt ihn,
Von den Gesängen des Himmels, zum Liede des Sängers im Haine,
Oder zum Säuseln des Zephyrs, der unter den Lilien weidet.
Ihn zu denken, ist stets die höchste Bestrebung des Tiefsinns
Aller Himmelsbewohner; sie werden sich ewig bestreben!
Siehe, der flammende Cherub, der dort im schnellen Vorbeiflug
Sonnen nach Sonnen auslöscht, und Maja, welche dem Frühling
Höheren Glanz, den Rosen mehr Röthe leihet, sind beide,
Ungleich zwar, doch beide nach seiner urbildlichen Schönheit
Mangelhaft nachgeahmt. Sie brennt im Tempel der Engel,
Strahlt in der sanften Sonne, verhüllt sich gefällig in's Grüne
Eines umschatteten Hains und malt den blühenden Abend.

In der Ewigkeit dunkles hochheil'ges Geheimniß gehüllet,
Warst du, Gott, in dir Selber vollkommen, unangebetet,
Doch so erhaben verherrlicht, als durch die Hymnen der Schöpfung;
Denn du schautest dich selbst; mit unaussprechlicher Liebe
Schautest du dich, bei dir selbst, in deiner Gottheit Empfindung,
Unbegreiflich selig. Der Anblick der ewigen Freuden
Aller deiner Erschaffenen, der Jubel seraphischer Hymnen,
Myriaden begeisterter Seligen, Welten voll Unschuld,
Alle in eine Schaar aus allen ihren Himmeln versammelt,
Alle von heller Entzückung umstrahlt, der Ewigkeit alle
Von dir geweiht, ihr vereinigtes Lied, ihr vereinigter Jubel,
Konnte zu deiner Wonne nicht eine Freude hinzu thun.

Wer kann deine Seligkeit nennen? Sie nennt kein Himmel!
Im Bestreben nach ihr versinkt der cherubische Flügel,
Ob er Welten gleich deckt! O welch' ein Geheimniß, o Erster,
Daß du erschufst . . . .

Wesen, vor denen du dich in Nacht und Dämmerung verbirgest,
Daß sie nicht vor dir vergeh'n, wie Regenbogen erlöschen,
Wie die Sonnen, die künftig am Schlusse der letzten Aeone
Vor der umringenden Ankunft des ewigen Festes zerschmelzen.

Unbegreiflich und wunderbar ist, o Schöpfer dein Lieben,
Und, o wie ist es der Seele so süß, dich Liebe zu nennen!
Name, mit Ewigkeit fruchtbar, mit Himmeln! Erschaffne Gedanken
Sind zu endlich, dich, ganz in deiner Größe, zu denken!
Nur ein schüchterner Blick in deine Tiefen entzückt mich
Ueber die Engel empor. Wenn meine Seele sich selber
Zitternd so endlich fühlt, so ähnlich dem Schatten im Traume,
Wenn sie um sich herum nur einen Schein von Wesen erblicket,
Und dann, in sich gekehrt, in labyrinthischem Dunkel
Ungewiß irrt, und fast an ihrer Wirklichkeit zweifelt:
Ach, mit welcher Entzückung, mit welcher festlichen Ruhe
Findet sie dann in dir, o Ursprung des Lebens, sich wieder,
Sich und die Welt, und mehr als die Welt, — unendliche Hoffnung!

Töne höher, mein Lied, und du, begnadigte Seele,
Fühle dein ganzes Glück! Enhülle die schnellen Gedanken!
Breite dich über die Ewigkeit aus! Sei kühn zu verlangen,
Kühn zu hoffen . . . . . !
Fordre die Sphären der Engel, dies ganze saphirne Gewölbe;
Laß auch dies von der grenzlosen Welt, die Dein heiliger Stolz träumt,
Einen Sonnenstaub sein! Laß Urims*) Tiefsinn am Throne
Seligkeiten erfinden, die noch kein Auge gesehen,
Ist es zu viel? Wie kann ein Gedanke die Gottheit umspannen?
Hier ist kein Irrthum möglich, als: allzu wenig zu hoffen.

Stehe, mein Geist, hier, über der Ewigkeit Ufer gebücket;
Steh' und schau' in den himmlischen Abgrund. Hier schwammen einst Welten,
Wie in der Frühlingsluft unsichtbare blumige Dünste;
Hier verschwanden, wie Nachtgesichte, die goldnen Aeonen;
Hier ist der Schauplatz unendlicher Wunder; hier gibt sich die Gottheit
Ihren Erwählten zu schau'n; hier ist sie „Alles in Allen." (Wieland.)

7) An die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sei mir gegrüßt; sei mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Hauptthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften.
Ach du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmuth
In das Herz, daß Wehmuth und Wonn' aus schmelzender Seele
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!

*) Urim und Thummim (hebr. d. i. Licht und Wahrheit) wahrscheinlich Charaktere auf dem Brustbilde des jüdischen Hohenpriesters, aus denen in wichtigen Fällen auf unbekannte Weise Orakel ertheilt wurden.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes
Und der strahlenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung;
Erde, dich liebt die Sonne; dich lieben die heiligen Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus düftenden Wolken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleier, mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!

Erde, wie bist du so schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellenden Fluthen durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana? du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluthen des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!

Aber vor allen seid mir gegrüßt im steigenden Liede
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebt,
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo mit umwölkter Hand die Natur am gängelnden Bande
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!

Sieh', ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstrahlen und Rosen blüh'n: erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn
Werden entfliehn, in Flüß' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Samml' indessen in deinem Schooße die harrenden Kinder!

Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern —
Und hinsinken wird in Einem rauschenden Schwunge
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes: die Wölbung des Himmels,
Den wir seh'n mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

(Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.)

8) An die Tonkunst.

Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab,
Lehrtest sie flöten und spielen und singen,
Griff'st in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen;
Kummer und Schwermuth mit wolkigem Blick
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.

Jetzt töntest du der Liebe Freuden
Ins hohe Harfenspiel.
Du sangst von Minneseligkeiten,
Und jede Note war Gefühl.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Jetzt fängst du an zu spielen
Den stummgeword'nen Schmerz,
Bis süße Thränen fielen
Und lüfteten das Herz.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Jetzt rauschten die Saiten
Von hüpfenden Freuden;
Es kam im blühenden Kranz
Der deutsche wirbelnde Tanz.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Nun schwang die Göttin sich zum Chor
Der Feiernden im Gotteshaus empor,
Und griff mit mächt'ger Faust
Ins Orgelspiel. Die Töne flogen
Brausend empor; so braust
Der Ocean mit seinen Wogen —

Und Halleluja donnerte der Chor
In Fugen zum Himmel empor.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Und nun sangst du ein Kirchenlied —
Die Andacht mischte sich d'rein,
Die betend vor dem Himmel kniet;
Und singend schlief sie ein.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab;
Lehrtest sie flöten und spielen und singen,
Griff'st in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen:
Kummer und Schwermuth mit wolkigem Blick
Weichen dir, mächtige Göttin! zurück.

(Chr. Fr. Dan. Schubart.)

9) An die Natur.

Die du blühest in nie veraltender Schöne,
Mutter der Blumen und alles Lebendigen Mutter,
O Natur, du herzerfreuende Göttin!
Einsam sproßt' ich in deinen heiligen Armen
Still und einsam empor, ein fröhlicher Knabe;

Deiner säuselnden Lüfte spielende Wellen
Hüpften um meine schuldlose, junge Brust,
Und das große Sonnenauge blickte
Göttlich gnädig auf dein frommes Kind.

O, wie war mir so wohl im blauen Aether!
Unter den Blumen, an den reinen Quellen!
Auf der wilden Freiheit umstürmter Gebirge
Und in der heiligen Schattennacht rauschender Wälder,
O wie war mir so wohl!

Kunde kam mir, süße Kunde,
Von der Menschheit großem Streben,
Von dem Ruhme kühner Thaten,
Von der Liebe Göttertraum.
Da verließ ich meine Blumen,
Meine Felsen, meine Wälder,
Meiner Jugend freie Spiele —
Zu den Menschen ging ich hin.

Und ich fügte mich geduldig;
Denn sie lehrten vieles Große
Von den Thaten alter Zeiten,
Nannten theure, werthe Namen,
Zeigten mir geprief'ne Helden,
Götterähnliche Gestalten,
Welche frei durchs Leben schritten
Und mit frischen Lorbeerkränzen
In die stillen Gräber stiegen,
Hochverehrt im ew'gen Lied.

Da erglühte mir die Seele,
Und mein junger Busen hob sich,
So zu leben, wie sie lebten,
So zu sterben, wie sie starben!
Und ich drückte, hochbegeistert,
Alles an mein glühend Herz,
Und ich schwur in tiefer Seele —
Selig ist's, ein Mensch zu sein!

Lange harrt' ich — da klirrten die Riegel;
Da flogen die Pforten der Schule mir auf;
Da trat ich, ein Fremdling, hinein in die fremde,
Geliebte Welt!

Und ich suchte meine Gräber —
Doch die Stelle war vergessen,
Wo die großen Herzen schliefen!
Und ich nannte meine Namen —
Aber Niemand kannte sie!
Und ich sprach von all' dem Feuer,
Das verzehrend in mir brannte —
Doch die Welt verhöhnte mich!

„Seid ihr Alle hingegangen?
„Habt ihr Alle mich verlassen,
„Sprößlinge des edeln Stammes?
„Kommt zu eurer Bruderseele,
„Daß sie einsam nicht verglühe!
„Sprecht zu mir, geliebte Stimmen!
„Ruft mich auf zu That und Ehre!
„Großem Rufe folg' ich gern."

Also klagt' ich, also forscht' ich,
Ob ich eine Spur noch fände,
Ob ich einen Laut vernähme
Von dem Großen, was gewesen,
Von dem kühnen Männermuthe,
Von der alten treuen Liebe,
Von der Freundschaft bis zum Tode —
Aber nirgends fand ich Spur!

Tief bekümmert nahte sich mir ein greises Weib; — Erfahrung nennt sich die Alte, welche schwer gebückten Hauptes einherschleicht, und wohlverständliche, weise Worte bedachtsam flüstert, — also sprechend:

„Was ruft die Stimme? — Kein Echo schallt.
„Was sucht die Liebe? — Kein Busen klopft!
„Vom Baume des Lebens die Blüthe fiel!
„Gewelkt und gestorben die herrliche Kraft,
„Der blühende Kranz um des Jünglings Haupt,
„Und der Jungfrau treuinnige Liebe!

„Der Menschen Gott trägt Knechtsgestalt;
„Der Löwe liegt gezähmt;
„Der Freiheit Fittig gebrochen ist;
„Und tief im Schooß der alten Erde
„Schläft das hochherzige Heldengeschlecht!"

Die du lebest und blühst in unendlicher Schöne!
Die du mit ewig lebendiger Fülle
Ueber die Gräber und über die Trümmer
Aller verschwundenen, glücklichen Zeiten
Schwebst in göttlicher Jugend einher,
O Natur, du erfreuende Göttin!
Wieder kehr' ich zu dir, nicht freudiger Seele,
Nicht mit dem seligen Frieden unschuldigen Herzens —
Aber nimm du mich auf an dein getreues,
An dein geliebtes Mutterherz!
Laß mich wohnen, o du Gebirge-Bekränzte,
Auf deinen heiligen Höhen, wo sich die Ruhe
Fern von den Menschen die stille Hütte gebaut hat,
Wo die Gewitter der Erde dumpfbrausend
Unter mir hinzieh'n!

Und ihr, die ihr wandelt unter den Sternen,
Gottes hohe Töchter, unsterbliche Musen!
O ihr geliebten — bleibt mir getreu! (August Mahlmann.)

4) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe gehört zu der dichterischen Form der Hymne, feiert aber nicht die Gottheit selbst, sondern nur sinnliche Genüsse und sinnliche Verehrung, da sie ausschließend an den Gott des Weines und an dessen Gaben gerichtet wird.

Beispiel:

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus 1) den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor 2), der lächelnde Knabe,
Phöbus 3), der Herrliche, findet sich ein.

Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale:
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe 4) nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue.
Daß er den Styx 5), den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.

Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig;
Das Auge wird helle.
(Friedr. v. Schiller.)

---

1) Bacchus — nach der Fabellehre der Erfinder und Gott des Weins. Er ist als ein heiterer und schöner voller Jüngling, auf einem Wagen sitzend, von Löwen und Tigern gezogen, abgebildet.

2) Amor — nach der Mythologie der Gott der Liebe, abgebildet als geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen.

3) Phöbus — Beiname des Apollo, nach der Mythologie der Gott der Sonne, der dichterischen Begeisterung, des Gesangs und Saitenspiels, der Weissagung, der Arzneikunst, des Bogenschießens und der Heerden, der Gründer der Städte und Colonieen, der den Staaten weise Verfassungen gibt. In der Kunstdarstellung erscheint er als vollendete männliche Schönheit mit blondem, lockigem Haare und mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, durch einen geistigen Ausdruck von Bacchus unterschieden. Er ist abgebildet mit goldner Leier in der Rechten, mit silbernem Bogen in der Linken und mit pfeilgefülltem Köcher auf dem Rücken.

4) Hebe — nach der Mythologie Tochter Jupiters und der Juno, die Göttin der Jugend; sie versah im Olymp das Mundschenkenamt, bis es dem Ganymed übertragen wurde. Sie wird dargestellt in jugendlicher Schönheit, mit Rosen bekränzt und die Nektarschale in der Hand, oder Jupiters Adler liebkosend.

5) Styx — der dunkle Höllenfluß, bei welchem die Götter ihre furchtbarsten und heiligsten Eide schwuren.

5) Die Rhapsodie.

Für die Rhapsodie eignen sich alle Gegenstände, welche in der Ode und Hymne dargestellt werden können. Die Rhapsodie unterscheidet sich von den beiden genannten lyrischen Dichtungsarten dadurch, daß sie 1) diese Gegenstände nicht gleichmäßig und erschöpfend, auch nicht im strengen Zusammenhange durchführt, und 2) daß sie sich auch an kein bestimmtes Metrum in der dichterischen Form bindet, da sich der Dichter bald dieses, bald jenes Rhythmus bedienen kann.

Beispiele der Rhapsodie.

1) Rhapsodie.

Zu dir entfliegt mein Gesang, o ewige Quelle des Lebens!
O du von den Lippen danksagender Wesen Jehova gegrüßet,
Und Oromazes*) und Gott! gleich groß im Tropfen des Thaues,
Der hier vom Grase rollt, gleich groß in der Sonne, die rastlos
Rund um sich an goldnen Seilen glückselige Welten herumführt;
Im Wurm, der einen bestäubten Erntetag lebt, und im Cherub,
Der alle Naturen durchforscht seit seiner undenklichen Jugend,
Und viele Glieder bereits an der Kette der Wesen verknüpft sieht,
Er selbst, der oberste, doch in deiner Größe versinket,
(Wie soll ich in menschlicher Rede den Kindern der Erde Dich nennen?)
O deines unendlichen Weltraums allbelebende Fülle! —
Mit Schaudern versenkt sich in ihn mein Geist in den Tempeln der Wälder,
Auf himmelanstrebenden Felsen, am Rande der brausenden Tiefe;
Und o, wie verschwindet mir dann die sinnliche Freude! Wie werden
Mir alle Begierden erhöht! — Du Weltgeist, hier steh' ich, verloren,
Auf einem Staube des Ganzen, und breite die Hände zu dir aus;
Erhältst du, wann einst dies zarte Gewebe des Leibes sich auflöst,
Ein höheres Antheil von mir; so soll die Bewunderung deiner
Mein langes Geschäfte verbleiben, mein langer Gesang. —

(Ramler.)

2) Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsich'ren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

---

*) Oromazes, gewöhnlich Ormuzd — nach der persisch. Mythol. der Ursprung des Lichts, das höchste Grundwesen des Guten; dem entgegengesetzt ist Ahriman, die tiefste Finsterniß, das oberste Grundwesen des Bösen.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom!
Uns hebt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

(Göthe.)

3) An die untergehende Sonne.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Still und ruhig ist deines Scheidens Gang,
Rührend und feierlich deines Scheidens Schweigen.
Wehmuth lächelt dein freundliches Auge;
Thränen enttraufeln den goldenen Wimpern,
Segnungen strömst du der duftenden Erde.
Immer tiefer,
Immer leiser,
Immer ernster und feierlicher
Sinkst du, die Lüfte nach.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Es segnen die Völker,
Es säuseln die Lüfte,
Es räuchern die dampfenden Wiesen dir nach;
Winde durchrieseln dein lockiges Haar;
Wogen kühlen die brennende Wange;
Weit auf thut sich dein Wasserbett. —
Ruh' in Frieden!
Schlummr' in Wonne!
Die Nachtigall flötet dir Schlummergesang.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Schön sinkt sich's nach den Schweißen des Tags,
Schön in die Arme der Ruhe
Nach wohlbestandenem Tagewerk.
Du hast dein Tagewerk bestanden;
Du hast es glorreich vollendet,
Hast Welten erleuchtet und Welten erwärmt,
Den Schooß der Erde befruchtet,
Die schwellenden Knospen geröthet,
Der Blume Kelch geöffnet,
Die grünen Saaten gezeitigt,
Hast Welten gesäugt und Welten erquickt —
Geliebt und Liebe geerntet,
Gesegnet, und rings mit Segnungen
Dein rollendes Haar bekränzt.

Schlummre sanft
Nach dem Schweiße des Tags;
Erwache freudig
Nach verjüngendem Schlummer!
Erwach' ein junger, freudiger Held!
Erwach' zu neuen Thaten!
Dein harrt die lechzende Schöpfung;
Dein harren Au'n und Wiesen;
Dein harren Vögel und Heerden;
Dein harrt der Wandrer im Dunkeln;
Dein harrt der Schiffer in Stürmen;
Dein harrt der Kranke im Siechbett;
Dein harrt der Wonnen seligste:
Die Wonnen zu lieben und zu werden geliebt;

Der Seligkeiten unaussprechlichste,
Die hohe vergötternde Seligkeit: wohlzuthun.
Sink' in Frieden!
Schlummr' in Ruhe!
Erwach' in Entzückungen, Sonne! (Kosegarten.)

---

6) Die Elegie.

Die Elegie unterscheidet sich von der Ode und Hymne dadurch, daß in ihr nicht der Ton der höchsten Begeisterung vorherrscht, sondern der Ton der Wehmuth und aller jener milden Gefühle, welche das Herz mehr bewegen, als fortreißen. Die Höhe eines Ideals, das der Mensch nicht in die Wirklichkeit herabzuziehen vermag, der Schmerz des Unglücks, der auf der ganzen Menschheit und auf einzelnen Erscheinungen des Lebens ruht, die gemilderte Stimmung nach der heftigen Trauer über Verluste (Tod, Undank, Treulosigkeit), sind Gegenstände der Elegie. Zarte Wehmuth, süßes Hoffen, schmelzende Klage charakterisiren dieselbe. Sie sucht verwandte Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um sich zu trösten. Wie die Schwermuth nur das Dämmerlicht der Haine liebt, so spricht auch die zarte Elegie in weichen, sanften Tönen zu uns, und stimmt uns zu jener melancholischen Ruhe, in welcher wir gerne mit dem stillen Dulder sympathisiren. Jakobi sagt trefflich: „Soll ich der Elegie ein sinnliches Bild geben, so würde ich dieselbe nicht, wie viele gethan haben, in langen Trauerkleidern mit zerstreutem Haar und bedeckter Stirne über einem Sarge winseln lassen; ich würde sie als eine ruhig sitzende Nymphe, das Gesicht in die Hand gelegt, voll Rührung und Nachdenken vorstellen. In ihren nachlässigen Locken hinge ein zerrissener Kranz; auf ihrem Schooß hätte sie einen welken Blumenstrauß. In der Ferne wäre ein Grabmal zu sehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypressenwalde hervorragte. Hinter diesem läge ein Hügel voll Rosenknospen im Morgenroth." Alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. gehören ihrem dichterischen Charakter nach zur Elegie und nicht zum Liede.

Beispiele der Elegie.

1) Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald, bekränzter Kranz von Büschen,
Der Hasels*) Höh' mit grünem Schatten schwärzt,
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd' ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt,
Wo Alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt.

Ach, Himmel! laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht.
Und in dem Wald' bei kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Sylvien gedacht;

*) Ein Landgut bei Bern.

Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Forst noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stetem Kummer schlagen;
Die Ruh' ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neue Plagen;
Ich weiß noch nicht, wie Ruh' und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß, und fremd für Jedermann,
Dem blinden Rath der Jugend übergeben,
Gefährlich frei, eh' ich mich führen kann.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst den Trieb nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemlos mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Fluth den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsere Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Docht schon in der Asche glimmt.

Doch nur getrost! Es kann nicht immer währen;
Des Wetters Macht nimmt ab bei jedem Streich.
Vergang'nes Leid muß Wohlsein fühlen lehren;
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja, die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg und meine Ruh' heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kann.

Ach, daß ich dich schon jetzt besuchen könnte,
Beliebter Wald und angenehmes Feld!
Ach, daß das Glück die stille Lust mir gönnte,
Die sich bei euch in öder Ruh' erhält!
Doch endlich kommt, und kommt vielleicht geschwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh'!
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe,
Bis ich zu euch die letzte Reise thu'. (Haller.)

2) Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß
Auf Todtenhügel stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier genetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallet schon die Trauer;
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort; du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen;
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen.
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wann aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen!

(Joh. Georg Jacobi.)

3) Das Grab des Heilandes.

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du junger Held, gefärbt mit schönem Blut;
Dein Leben war für Tausend' Lebensgabe;
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
Ruh' dann, erlöst von jedem Jammer,
Womit dich Menschenhärte traf,
In deiner stillen Kammer
Den schwer errungnen Schlaf.

Du aber, Freund, an diesem bittern Tage,
Komm, schau mit mir der Menschheit Scenen an!
Sieh, welch' ein Mensch! betracht' ihn still, und sage:
Wer Menschen segnender je werden kann.
Komm, laß an seiner Gruft uns denken,
Was uns im Tod allein erfreut;
Aus Liebe sich zu kränken,
Ist süße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläermeere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,
Der wie entkommen schon der Erden Schwere,
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,
Und schaut, wie seine Sonne leuchtet
Auf Bös' und Gute, wie sein Thau
So Ros' als Dornen feuchtet
Auf einer Gottesau.

„Auf, laßt uns Kinder sein der Vatergüte,
Vollkommen, wie der Herr vollkommen ist!“
So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe
Unsterblichs Wesen, das sich selbst vergißt,

Und im Verborgnen schafft und flehet,
Für Menschen schafft, für Feinde fleht,
Still für die Zukunft säet,
Und still von dannen geht.

Glücksel'ge Arme! glücklich, die da leiden,
In sanfter Unschuld, die Erbarmenden,
Die, reines Herzens, Menschen Fried' und Freuden
Und Mitleid reichen, und den Haß besteh'n.
Seid fröhlich und getrost! euch lohnet
Im Himmel ew'ger Trost und Lohn;
Der Staub, den ihr bewohnet,
Ist bald dem Staub entflohn."

„Auf! seid der Zeiten Licht, das Salz der Erde,
Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.
In euch ist Licht, damit Glanz um euch werde;
In euch ist Gold, das ihr den Menschen leiht.
Auf! dringet durch der Sieger Pforte!
Eng ist die Pforte, schmal der Weg,
Zum höchsten Freudenorte
Ein unbetretner Steg!"

Er sprachs, und ging voran die Dornenpfade,
Die noch dem Sterbenden sein blutig Haupt
Im Kranze schmückten. Haupt, du lächelst Gnade,
Als hätte Ros' und Lorbeer dich umlaubt.
Entschlummre! — Bald wird deine Krone,
Siegprangend, wie der Sterne Glanz,
Dem Menschengott zum Lohne,
Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn, sanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln,
War Güte nur und Huld sein Königreich,
Mitfühlend unsrer Last und unsern Mängeln,
Nur sich allein an Kraft und Würde gleich,
Einsam im lauten Weltgetümmel
In seine Größe still verhüllt.
So strahlt am hohen Himmel
Die Sonne, Gottes Bild.

Und konnten dem ein Unheil Fromme stiften?
Die Priester, ach, ergrimmte sein Bemühn!
Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften,
Und als er kam, erwürgten Priester ihn!
Zu schwer der Heuchelei geworden,
Entging er ihrer Tücke nicht.
Ihn riß der Segensorden
Ins ärgste Blutgerüst.

Wie? hatt' er nicht schon lebend viel gelitten?
Er, dessen Herz das Mitleid selber war,
Ein zarter Sproß, um den die Stürme stritten,
Ein Arzt, dem fremdes eignes Leid gebar.
„Laß diesen Kelch vorübergehen!
Doch Vater, du hast ihn gefüllt.
Dein Wille soll geschehen;
Nicht ich, wie du, Herr willt."

Er trank den Kelch, und als nun seine Glieder
Gefühl der Gottverlassenheit durchdrang —
Schon drückte Nacht die matten Augenlider,
Des schweren Hohnes schwarze Wolke sank,
Zerrissen war der letzten Schmerzen
Geliebter Knote, der den Freund
Mit Freund- und Mutterherzen
Im Tode noch vereint:

Da blickt' er auf und sah die schönen Auen,
Die er dem Sünder mitleidsvoll verhieß.
„Gedenk' an mich, und laß dein Reich mich schauen!"
„Heut' sollst du's schaun, der Freuden Paradies."
„Empfang' in deine Vaterhände
Den matten Geist — es ist vollbracht!"
Da kam sein stilles Ende,
Sein Auge brach in Nacht. —

Nicht Thränen, Freund, ein Leben ihm zu weihen,
Wie seines, das nur ist Religion.
Was ihn erfreute, soll auch uns erfreuen;
Was er verschmähte, sei uns schlechter Lohn.
Mit Güte Bosheit überwinden,
Undank der Welt, wie er, verzeihn,
Im Wohlthun Rache finden,
Soll Christenthum uns sein! (v. Herder.)

4) Klagelied auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab;
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Steh'n am Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.

Ach, kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick,
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schläferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unter'm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreih'n.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt ihm zur Arbeit Muth,

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach;
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
Nassen Auges an das off'ne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlumm're sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht, wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar! (Hölty.)

5) Pompeji.

(Erinnerungen rc. X. Elegie.)

In das fröhliche Treiben, in blühende Fülle des Lebens
Griff erstarrend die Hand plötzlichen Todes hinein,
Daß ein ganzes Geschlecht vertilget im Keime geworden;
Zeigest im Kleinen hiemit einstens der Menschheit Geschick.
Grab bist du, Pompeji, der eigenen Gräber geworden,
Und die Urne bewahrt selber die Asche noch heut.
Namlose Wehmuth wohnet in dir, du todte; ich sehe
Wirkung des Lebens; es selbst wich für beständig aus dir;
Schulen bestehen; es stehen die Tempel; für Römer, für Griechen
Ragen Theater empor; auch das Gefängniß ist da.
Holde Gemälde erfüllen die Wände jed welchen Gemaches;
Freundlich geziert ist der Hof; lieblich geschmückt ist das Haus
Und mit besseren Werken als jetzo der Fürsten Paläste.
Alles bezeuget hieselbst thätiges, reges Gedräng',
Großes Getümmel der Menschen und Fleiß und Freude des Lebens;
In den Straßen der Stadt drückte das Wagengeleis
Tief in das Pflaster sich ein; aus Lava bestehet es selber,
Fruchtlos warnende Spur früher Verheerungen schon.
Bäche fließen noch durch; es liegt noch darüber die Brücke;
Gyps in ird'nem Gefäß ist zu verzieren bereit;
Waaren enthalten die Laden; es sind die Farben zu kaufen;
Alles erblicke ich hier, außer den Lebenden nur;

Ausgestorben sind die Straßen und Häuser. Verborgen
Sechszehn Jahrhunderte lang ruhte vergessen die Stadt.
Die Zerstörung wüthete immer und wüthet auf Erden;
Aber getreu erhält mütterlich sorgsam ihr Schooß;
Nimmer berühret die Zeit das Bewahrte. Die Menschen belehrend,
Zeigst du der jetzigen Welt, wie die vergangene war,
Wie es geordnet gewesen, so ist's in der Erde enthalten;
Für den Gedanken besteht unter derselben es fort;
Ihr entrissen Bruchstücke, nicht in die Gegenwart passend,
Bergend der Vorwelt Rest vor dem entweihenden Blick!
Ihr nur fehlet, Bewohner; es mangeln die Menschen alleine;
Alles sonsten ist da. Kommet, o kommet herbei,
Kommet und nehmet Besitz von dem Eigenthum! Aber vergeblich;
In das Leben nicht mehr kehret das Todte zurück.

(König Ludwig I.)

6) Segesta.

(Sizilische Elegien, I.)

Oede ist Alles, wohin ich sehe, verödet die Gegend,
So wie die Stadt; es herrscht überall jetzo der Tod.
Keines Vogels Gesang ertönet dem lauschenden Ohre;
Nimmer breitet ein Baum schattende Zweige mehr aus.
Einsam ragen aus den vergangenen herrlichen Zeiten
Wenige Reste allein einer verschwundenen Welt.
Nur der Tempel, er zeigt und ein Bruchstück von dem Theater,
Daß Segesta einst war, ach! daß es nimmer besteht!
Alles ist längst schon dahin, als wär' es niemals gewesen;
Von dem üppigen Glanz blieb die Erinnerung nur.
Ird'sche Größe, was bist du? Schnelle verrinnendes Wesen
In den Fluthen der Zeit, bist uns kein würdiger Zweck.
Was ist hier aus dem Blüthengebilde der Schönheit geworden,
Die in beständigem Reiz lieblich das Leben verjüngt?
Ist das Segesta, das listig Athen zu bethören verstanden,
Es nach Sizilien gelockt, wo es die Stärke verlor?
Wo sind der Weisheit Werke und wo das Streben und Treiben?
Wie der Liebe Geseufz ist es enteilend verweht.
Nichts hat Dauer hienieden; es kann nichts auf Erden bestehen;
Vor dem geöffneten Grab schwebet die rastlose Zeit.
Alles vergeht; doch Kunst erfreut und erhebet den Menschen,
Wenn er längstens nicht mehr, zeugt sie noch rühmlich von ihm.

(König Ludwig I.)

7) Am Grabe Hölty's.

Hölty! Dein Freund, der Frühling ist gekommen!
Klagend irret er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! Sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen, schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich, des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmt ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!" so klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

(Lenau.)

8) Göthe's Heimgang.

Süß mag das Aug' des Sterblichen sich schließen,
Der Freundesthränen auf der Stirne fühlt,
Die drauf, wie eine Todestaufe fließen
Daß sich der bange Schweiß des Sterbens kühlt.

Doch Götterloos ist's, unbeweint zu scheiden,
Wenn man der Thränen und der Trauer werth!
Wozu soll eine Seele um sie leiden,
Wenn die Vollendung zu den Sternen fährt.

Ja Götterloos ist's, unbeweint zu scheiden!
Zu scheiden, wie der Tag im Abendroth!
Er gab uns Wärme, Licht genug und Freuden,
Und zieht dahin, weil seine Zeit gebot!

Zu fallen, wie ein Feld voll goldner Aehren,
Die schlank gewallt im grünen Jugendkleid,
Doch nun ihr lastend Haupt zur Erde kehren,
Wer weint darob, daß es nun Erntezeit?

In Nacht zu sinken, wie des Meeres Wogen,
Drauf Sonnenglanz, Goldwimpel, reiche Fracht,
Gesang und Schwäne tagesüber zogen!
Die Zeit ist um, ihr Recht will auch die Nacht!

Und zu zerstäuben, wie die flücht'ge Wolke!
Sie hat Gedeih'n geregnet auf die Flur,
Den Friedensbogen hell gezeigt dem Volke,
Und löst sich nun im leuchtenden Azur.

So schied auch Er, der nun dahin gegangen,
Der hohe Mann, der kräft'ge Dichtergreis,
Auf dessen Lipp', auf dessen bleichen Wangen
Der Kuß des Glücks noch jetzt verglühet leis.

Ein kalter, starrer Arm, reglos gebeuget,
In dem die goldne Leier glanzvoll blitzt;
Ein greises Silberhaupt im Tod geneiget,
Drauf immer grün der frische Lorbeer sitzt;

Sah dies mein Aug', nie konnt' es Thränen thauen!
Nein, leuchtend, ruhig, klar und glanzerhellt
Mußt es drauf still und lange niederschauen, —
Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstellt!

(Anastasius Grün.)

7) Die Heroide.

Die Heroide ist eine Untergattung der Elegie; denn in ihr herrscht die Wehmuth und Klage um verlornes Gut auch vor. Der Dichter spricht aber darin nicht in seiner Person, sondern im Charakter eines Abwesenden oder Verstorbenen, gewöhnlich eines Heros oder einer Heroin (daher auch der Name Heroide); er trägt den Ausdruck seiner Gefühle auf diesen über und richtet denselben an einen andern. Den Namen hat ihr Ovid gegeben, welcher in 21 Heroiden die Gefühle und Gesinnungen ausgezeichneter verstorbener Personen behandelte.

Beispiele der Heroide.

1) Clemens an seinen Sohn Theodorus.

Gesegnet sei sie mir, die nahe Morgensonne;
Sie führt den Tag herauf, der mich mit ew'ger Wonne,
Mit ew'ger Ehre krönt. Wie groß ist jener Lohn,
Der mir entgegen strahlt! Der Kampf wie kurz! Mein Sohn,
Ach, warum störst du noch den Frieden meiner Seele?
Es schallt dein Klaggeschrei zu meines Kerkers Höhle,
Und ruft ihn, da mein Geist von seinem nahen Glück
Den süßen Vorschmack trinkt, in diese Welt zurück.
Ach, sollte deine Treu der Schmerz zu tief erschüttern!
Entsetzlicher Gedank'! er nur, er lehrt mich zittern.
Ach, daß dich nicht mein Mund mit Trost beleben kann!
Die Hüter dieses Orts, ich fleh' sie weinend an,
Daß sie zum Aufenthalt, der dich verschleußt, mich führen:
Durch keine Thränen läßt ihr hartes Herz sich rühren!
Nur einen, dessen Brust gelindre Triebe hegt,
(Heil ihm! er sterb', ein Christ!) hat meine Qual bewegt,
Verzagter! dieses Blatt vor deinen Blick zu bringen!
O möchte für dein Heil mir Müh' und Wunsch gelingen! —

Als dich, ein weinend Kind, des Segensboten Hand
Von Sünden rein gemacht, mit deinem Gott verband,
Hub dich mein Arm empor. Ich sprach mit tausend Zähren:
„Laß ihn, Allgütiger! laß ihn dich treu verehren,
„Den Sohn, den du mir gabst! Herr! meine ganze Brust
„Erfüllet dein Geschenk mit nie empfundner Lust;
„Doch sollt' er je die Würd', ein Christ zu sein, verkennen,
„Und nicht für deinen Ruhm sein Blut zu opfern brennen:
„O, so entreiß' ihn jetzt, Herr, jetzt entreiß' ihn mir;
„Und preisen will ich dich, und danken will ich dir."
Du blühtest auf; es war, des zarten Geistes Kräfte
Zu bilden, meine Lust, mein süßestes Geschäfte.
Ich lehrte dich dein Heil und sah vergnügungsvoll
Der Wahrheit Frucht an dir, die täglich dir erscholl.
Wie oftmals hört' ich dich der Väter Muth in Leiden
Im tausendfachen Tod bewundern und beneiden!

Und nun erzitterst du, da dir ein Engel schon
Die Palm' entgegen hält, der Ueberwinder Lohn?
Glühst du nur fern vom Streit, von edlen Heldentrieben?
Und ist dies Leben werth, daß wir so sehr es lieben?
Von deinen Feinden lern', Kleinmüth'ger, deine Pflicht.
Was litt nicht Regulus! Wie froh starb Cato nicht
Dem Vaterland zum Wohl, sich Nachruhm zu erwerben!
Dir winkt ein schön'rer Ruhm, und du, du bebst zu sterben?
Für den, der dir zum Heil der Himmel Thron verließ,
Der Erde Bürger ward, die er entstehen hieß;
Verspottet und verfolgt vom Frevler, der ihn haßte,
In Martern ohne Zahl für dich am Kreuz erblaßte.
Ich weiß es nur zu wohl, was deinem schwachen Geist
Den Tod so furchtbar macht, zum Staub ihn nieder reißt:
Irene sah mit dir die längst gewünschte Stunde,
Die frohe Stunde nahn, bestimmt zu eurem Bunde,
Da stürzte der Tyrann, der unsrer Qualen lacht,
Dich, deine Braut, und mich, in tiefer Kerker Nacht.
Die süßen Hoffnungen, die eure Brust erfreuten,
Bedeckt Ein Augenblick mit grausen Dunkelheiten,
Und statt des heil'gen Bands, das euch nun bald umgab,
So will es unser Gott, vereinigt euch das Grab.
Verehre sein Geheiß, und dank' ihm mit Entzücken,
Daß er dein Blut begehrt, da deinen frohen Blicken
Am liebenswürdigsten des Lebens Aussicht schien.
Der Opfer größestes, ist es zu groß für ihn?
Auch ich empfand den Schmerz, der eure Brust bewegte,
Als man euch mir entriß, und uns in Fesseln legte;
Doch stark durch jene Kraft, die Schwache stets erhöht,
Wenn ihr aufricht'ger Wunsch darum zum Himmel fleht,
Bezwang ich diesen Schmerz, erstickt' ich alle Klagen,
Um das gehoffte Glück, den Rest von meinen Tagen
Bei euch entflieh'n zu seh'n, und mich, durch euch verjüngt
In Pfändern eurer Gluth, von ihnen einst umringt,
Die fast erstarrte Hand für euch zu Gott zu heben,
Und dann in eurem Arm den Geist sanft aufzugeben.
Sohn, sechzig Lenze sind, seitdem ich bin, verblüht;
Wo sind die Freuden hin, wovon ich einst geglüht?
Die Zeit, mit der gelebt, die sich mein Herz erkoren,
Die jetzt der Himmel hat, mit der, die dich geboren?
Früh eilte sie von mir hinauf zu Gottes Ruh;
Wie manchem theuren Freund drückt ich die Augen zu!
Schnell, wie ein Hauch, verfliegt das größte Glück hienieden.
Wir wünschen uns ein Gut, empfangen's, und ermüden
In dem Besitz von ihm. Der Durst, der uns erfüllt,
Der heiße Durst nach Ruh, wird nur in Gott gestillt.
Erröth! Irene, sie vom zärtlichern Geschlechte,
Dem Schwachheit eigen ist, ging in des Grabes Nächte,
Mit heiterm Blick hinab. Ich lag im Schlaf verhüllt;

Mir schuf ein heil'ger Traum des offnen Himmels Bild;
Ich hörte Harmonie von Engellauten klingen,
Hört' unsrer Väter Schaar mir froh entgegen klingen,
Als einer Stimme Ruf zu meinen Ohren drang,
Die meinen süßen Traum mich zu verlassen zwang.
Irenens Stimme war's. Ein Schwarm der Frevler führte
Die Heldin hin zum Kampf, indem sie triumphirte:
„Froh eil' ich in den Tod; mein Glaube hat gesiegt;
„O Clemens! stürbe doch dein Sohn auch so vergnügt!"
Dies sprach sie. O wie wird sie dann, mein Sohn dich lieben,
Dich segnen, daß du Gott im Sterben treu geblieben,
Wenn dein enthüllter Geist mit jauchzendem Gesang
Der Erde sich entschwingt, und sie dir zum Empfang,
Die Kron' auf ihrem Haupt, in weißem Siegeskleide
Entgegen eilt, erfüllt mit namenloser Freude!
Erwäge deine Pflicht, Sohn, ich beschwöre dich
Bei deiner Liebe für Irenen und für mich.
Zu niedrer Gegenstand! Nein, Jüngling, ich beschwöre
Bei unserm Gotte dich, bei seiner heil'gen Lehre,
Bei unsrer Väter Blut, das ihm zum Ruhme floß,
Bei unsrer Brüder Blut, die aus des Himmels Schooß
Auf dich hernieder schau'n, und dir zu kommen winken!
Laß in das offne Grab mich ohne Kummer sinken;
Geh hin in Qual und Tod, durch keine Furcht entehrt,
Sei deinem Gott getreu und deines Vaters werth!

(Daniel Schiebeler.)

2) Theodorus an seinen Vater Clemens.

Vom Dankgebet, das ich vor Gottes Thron jetzt brachte,
Der, als man mich gebar, für meinen Tod schon wachte,
Mir dich zum Vater gab, erheb' ich weinend mich,
Und danke nun auch dir, und rühm' und segne dich.
Schon wollten Wankelmuth und Zagheit mich verführen,
Des Mätrertodes Ruhm, die Krone zu verlieren,
Der ich erst voll Vertrau'n mein Haupt entgegen bot;
Nun schien der Liebe Glück mir mehr, als Märtrer Tod;
Und schwerer ward es mir, für Gott ein kurzes Leben,
Als für Irenens Hand ein ew'ges hinzugeben.
Da sprach ein Engel — nein! da sprach selbst Gott durch dich,
Ergriff mein wankend Herz, und straft' und stärkte mich.
Nun scheint der Tod mir Pflicht, und jede Furcht Verbrechen;
Nun ist kein Zweifel mehr, der, meinen Muth zu schwächen,
Mich ängstlich zittern macht, kein blendend irdisch Glück
Ruft von des Himmels Bahn mich auf die Welt zurück.
Und sie, für die allein ich diese Welt begehrte,
Sie, deren Blick und Herz mich einst die Liebe lehrte,
Auch sie lehrt mich den Tod und leidet ihn mit mir;
Wie stumpf sein Stachel sei, das lernt mein Herz von ihr.
Jetzt wünsch' ich — Dank sei dir, der mir den Muth gegeben! —

Mit ihr zu sterben, mehr, als sonst mit ihr zu leben.
Was wünscht' ich sonst? Der Schmach des Todes zu entgehen,
Und in Irenens Arm des Lebens Glück zu seh'n.
Doch welches Glück? Von dir, Religion, geschieden,
Von meinem Gott getrennt, da hofft' ich Glück und Frieden?
Zwar, der mich hier verschloß, er hätte mich geschont,
Und mit der Erde Glück mein feiges Herz belohnt;
Irene war mein Wunsch; sie wäre mir gegeben;
Doch, ohne Gott ist's Fluch, auch mit Irenen leben.
Ein inn'rer Vorwurf, tief in meiner Brust gehört,
Wie hätt' er den Genuß der Zärtlichkeit gestört!
Dein Schatten, Vater, selbst hätt' uns dann aufgesuchet
Und uns, und jenen Tag, der uns verband, verfluchet,
Und uns den Lohn gesagt, der Kämpfer dort beglückt,
Und uns das Weh gesagt, das dort Verzagte drückt.
„Ich habe Gottes Ruf, des Richters Ruf, gehöret;
„O Sohn, er hat dein Blut von meiner Hand begehret!
„Da zeugt' ich wider dich und sprach: Einst war er mein!
„Doch meine Hände sind von seinem Blute rein.
„Er wollte deiner nicht, nicht meiner treuen Lehren.
„Herr! im Gebet für ihn mit väterlichen Zähren
„Bin ich erblaßt; und er hat meinen Tod geseh'n;
„Doch mehr, als mein Gebet, mein thränenvolles Fleh'n,
„Hat ihn die Welt gerührt: Herr! es ist sein Verbrechen;
„Du bist gerecht; an mir wirst du sein Blut nicht rächen.
Und Gott — — —"

Doch nein, genug! du Bild des Schreckens flieh!
Die Seinen prüfet Gott, und dann bewährt er sie;
Er hat auch mich geprüft, Verleugnung mich gelehret;
Doch, Dank dem Ewigen! er hat auch mich bewähret!
Ich ging, und über mir war keine Sonne mehr;
Vor mir lag tiefe Nacht, und Nebel um mich her;
Da hört ich aus der Fern' ein Lied melodisch tönen,
Wie einer Muse Lied: „Du findest hier Irenen,
„Du findest hier dein Glück! Was folgst du deiner Schmach?"
Die Stimme lockte mich; ich ging ihr zitternd nach;
Da sah ich um mich her die Nebel schnell zerfließen;
Des Abgrunds Tiefen sah ich nah zu meinen Füßen,
An seinem Rande mich! Das Lied, das mich verführt,
Verlor sich in Geheul; und ich, erstaunt, gerührt,
Fiel nieder, pries den Arm, der mich zu retten eilte,
Und durch ein göttlich Licht der Nebel Nacht zertheilte,
Daß nicht der Tiefe Schlund mich Irrenden verschlang,
Dein Arm, o Vater, war's, und dich, dich pries mein Dank.
Durch dich hat unser Gott zur Wahrheit mich gelenket
Und einen Strahl des Lichts in meine Brust gesenket,
Der nun von meinem Blick nie wieder sich verliert,
Mich durch des Todes Nacht zum Leben Gottes führt.

Willkommen, göttlich Licht! sieh, mich erwarten Leiden;
Umleuchte mich! dann sind mir alle Martern Freuden.
Du läßt mich meinen Tod mit allen Schrecken sehen,
Und gibst zugleich mir Muth, die Schrecken zu verschmähen.
Du zeigst sie mir; ich seh' die feierliche Scene:
Drei Scheiterhaufen dort! Hier nähert sich Irene,
Von Peinigern geführt, voll Muth: wir beide steh'n,
Verdammt zur größern Qual, erst ihren Tod zu seh'n.
Wie bange schlägt mein Herz! Mein Auge schwimmt in Zähren;
Kaum bin ich stark genug, das Antlitz wegzukehren.
Man führt sie uns vorbei; sie blickt mich an; der Blick
Ruft in mein banges Herz den vor'gen Muth zurück.
„Komm, spricht sie, folge mir zu unsers Gottes Throne!
„Halt', Jüngling, was du hast; nichts raube dir die Krone!
„Mit Thränen blickst du noch zur Todesnacht hinab?
„Komm, komm vor Gottes Thron; er trocknet sie dir ab!"
Jetzt eilt sie fort, und kniet am Scheiterhaufen nieder:
„Herr, fleht sie, nimm den Geist, nimm hier das Leben wieder,
„Das ich von dir empfing; sprich es von Schulden frei,
„Und meinen Peinigern, — auch ihnen, Gott, verzeih!"
Schon haben Flammen sie vor unserm Blick verhüllet;
Das Volk umher erstaunt; von edlem Schmerz erfüllet,
Ruft eine Römerin: „Wie muthig stirbt sie da!
Der Muth ist mehr, als Wahn, sie mehr, als Portia!"
Und nun umarmst du mich, gibst mir noch einen Segen
In deinem letzten Kuß, und eilst dem Tod entgegen.
O! ruf' ich, gönnt auch mir der Ewigkeit Gewinn!
Gewährt mir meinen Tod! — Und man gewährt mir ihn.

Ich überwand; Triumph! dem Lamme Preis und Ehre,
Vor dessen Stuhl' ich geh'! Der Ueberwinder Chöre,
Seid mir gesegnet; nehmt in eure Zahl mich ein;
Mein Ruhm war, Gott getreu bis in den Tod zu sein.
Komm, Gottes Engel, komm, und leite mich zum Throne!
Im hohen Siegsgewand, mit einer Palmenkrone
Steh ich; vom Saitenspiel, das mir mein Schutzgeist gab,
Tönt dem erwürgten Lamm ein neues Lied herab.

Bald, Freuden ohne Zahl, bald werd' ich euch genießen:
Bald wird mein Blick, verklärt, die Welt zu meinen Füßen,
Den Himmel um mich seh'n. O Tod, sei mir geweiht!
Komm und erlöse mich; laß Gottes Seligkeit
Mich ohne Vorhang schau'n! Verwüste diese Glieder,
Und reiße diesen Bau der ird'schen Hütte nieder.
In Moder, Asch' und Staub verkehre dies Gebein,
Und laß den Wirbelwind es vor sich her zerstreu'n!
Ich weiß, es wird dereinst den Ruf der Schöpfung hören;
Ich weiß, auch dies Gebein wird Gottes Wink verklären;
Die Hütte, die zerfällt, wird er dann wieder bau'n,
Und dann vergilt er mir minutenlange Leiden,
Mit Lust der Ewigkeit, mit unbegrenzten Freuden.

Der Väter Theu'rster! sieh, so muthig stirbt dein Sohn!
Durch Gottes Kraft, durch dich, und durch Religion
Ist seine Furcht besiegt. Hör' auf, für mich zu beben!
Hier sterb' ich jetzt mit dir; dort werd' ich mit dir leben.
Mich leitet deine Hand des-Todes Thal hinab;
Wohl mir, daß unser Gott mir dich zum Vater gab!

(J. J. Eschenburg.)

---

8) Die Cantate.

Die Cantate (Singgedicht) besteht eigentlich aus mehreren zu einem Ganzen verbundenen lyrischen und auch epischen Gedichten. Sie hat es mit der Darstellung von wechselnden Gefühlen zu thun, die durch eine fortlaufende Entwickelung verschiedener Lagen entstehen; sie nimmt daher, insbesondere bei dem Recitativ die epische Form an; ja sie schließt sich selbst an die dramatische Poesie an, indem sie Personen auftreten läßt, welche diejenigen Ereignisse und Zustände schildern, aus welchen der Wechsel der Gefühle entspringt. Sie erfordert nothwendig die Begleitung der Musik, für die sie in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet ist.

Gewöhnlich zerfällt die Cantate in das Recitativ, die Arie und den Chor. Das Recitativ ist beschreibend und erzählend, trägt daher die epische Form an sich, und bereitet die Gefühle, in welche das Kunstwerk versetzen soll, vor. Es hält das Mittel zwischen Gesang und Deklamation und ist nicht an Versmaß und Strophenabtheilung gebunden. Die Arie, der eigentlich lyrische Theil der Cantate, ist gewöhnlich aus zwei Hälften zusammengesetzt, erscheint in regelmäßiger Form (Strophen) und spricht die Gefühle, welche das Recitativ vorbereitet hat, aus. Ihr Ton ist lebhafter, musikalischer. Je nachdem die Arie von einer, zwei, drei und mehreren Personen gesungen wird, ist sie: Solo, Duett, Terzett, Quartett, Quintett 2c. Der Chor drückt das Gesammtgefühl aller singenden Personen aus, und ist daher als Stellvertreter der innern Stimmung einer ganzen Versammlung zu betrachten. Er macht gewöhnlich den Schluß des Ganzen, oder in längeren Cantaten den Schluß der einzelnen Abschnitte aus.

Hinsichtlich des Inhalts theilt man die Cantaten in **geistliche** und **weltliche.** Geistliche Cantaten von größerm Umfange und in höherem Schwunge, aus einem religiösen, besonders biblischen Stoff gebildet, nennt man **Oratorien**; weltliche Cantaten von größerem Inhalte werden auch **musikalische Dramen** genannt.

Beispiele der Cantate.

1) Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu. (Abgekürzt.)

Chor.

Gott, du wirst seine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.

Recitativ.

Judäa zittert! seine Berge beben!
Der Jordan flieht den Strand! —
Was zitterst du, Judäens Land?
Ihr Berge, warum bebt ihr so?

Was war dir, Jordan, daß dein Strom zurücke floh? —
Der Herr der Erde steigt
Empor aus ihrem Schooß, tritt auf den Fels, und zeigt
Der staunenden Natur sein Leben. —
Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft
Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt nieder
Und rollt des vorgeworfnen Steines Last
Hinweg von seines Königs Gruft.
Sein Antlitz flammt; sein Auge glühet.
Die Schaar der Römer stürzt erblaßt
Auf ihre Schilde: „Flieht, ihr Brüder,
Der Götter Rache trifft uns, fliehet!"

Arie.

Mein Geist voll Furcht und Freude bebet;
Der Fels zerspringt; die Nacht wird Licht.
Seht, wie er auf den Lüften schwebet!
Seht, wie von seinem Angesicht
Die Glorie der Gottheit strahlt!
Rang Jesus nicht mit tausend Schmerzen?
Empfing sein Gott nicht seine Seele?
Floß nicht sein Blut aus seinem Herzen?
Hat nicht der Held in dieser Höhle
Der Erde seine Schuld bezahlt?
Mein Geist ꝛc.

Choral.

Triumph! Triumph! des Herrn Gesalbter sieget!
Er steigt aus seiner Felsengruft.
Triumph! Triumph! ein Chor von Engeln flieget
Mit lautem Jubel durch die Luft.

Recitativ.

Freundinnen Jesu! sagt, woher so oft
In diesem Garten? Habt ihr nicht gehört, er lebe?
Ihr zärtlichen Geliebten hofft
Den Göttlichen zu sehn, den Magdalena sah? —
Ihr seid erhört. Urplötzlich ist er da,
Und Aloen und Myrrhen düftet sein Gewand:
„Ich bin es! Seid gegrüßt!" Sie fallen zitternd nieder.
Sein Arm erhebt sie wieder:
„Geht hin in unser Vaterland
Und sagt den Jüngern an: Ich lebe
Und fahre bald hinauf in meines Vaters Reich;
Doch will ich Alle sehn, bevor ich mich für euch
Zu meinem Gott und eurem Gott gen Himmel hebe!"

Arie.

Ich folge dir, verklärter Held!
Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!
Triumph, der Tod ist weggenommen,
Der auf der Welt der Geister lag.

Dies Fleisch, das in den Staub zerfällt,
Wächst fröhlich aus dem Staube wieder.
O, ruht in Hoffnung meine Glieder
Bis an den großen Erntetag!
Ich folge dir 2c.

Chor.

Tod! wo ist dein Stachel? dein Sieg, o Hölle, wo ist er? —
Unser ist der Sieg! Dank sei Gott! und Jesus ist Sieger!

Recitativ.

Auf einem Hügel, dessen Rücken
Der Oelbaum und der Palmbaum schmücken,
Steht der Gesalbte Gottes. Um ihn steh'n
Die seligen Gefährten seiner Pilgrimschaft.
Sie seh'n erstaunt von seinem Antlitz Strahlen geh'n;
Sie seh'n in einer lichten Wolke
Den Flammenwagen warten, der ihn führen soll;
Sie beten an. — Er hebt die Hände
Zum letzten Segen auf: „Seid meines Geistes voll;
Geht hin und lehrt,
Bis an der Erden Ende
Was ihr von mir gehört:
Das ewige Gebot der Liebe! — Gehet hin;
Thut meine Wunder! Gehet hin;
Verkündigt allem Volke
Versöhnung, Frieden, Seligkeit!"
Er sagts, steigt auf, wird schnell emporgetragen;
Ein strahlendes Gefolg umringet seinen Wagen.

Arie.

Ihr Thore Gottes, öffnet euch!
Der König ziehet in sein Reich.
Macht Bahn, ihr Seraphimenchöre!
Er steigt auf seines Vaters Thron.
Triumph! werft eure Kronen nieder!
So schallt der weite Himmel wieder:
Triumph! gebt unserm Gott die Ehre!
Heil unserm Gott und seinem Sohn!
Ihr Thore Gottes 2c.

Chor.

Gott fähret auf mit Jauchzen, und der Herr mit heller Posaune.
Lobsinget, lobsinget Gott! Lobsinget, lobsinget unserm Könige.

(Ramler.)

2) Die Geburt Jesu.

Chor.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Friede auf Erden!
Den Menschen ein Wohlgefallen!

Recitativ.

Auf Bethlehems Gefilden lag die Nacht.
Von des blauen Himmels Ferne
Leuchteten die hellen Sterne
Auf die dunkle, stille Erde
Und die weiße Lämmerheerde. —
Durch die hohen Räume klang
Ein sanftes, lindes Wehen;
Wie Harfenlispel und Gesang. —
Den Hirten ward es wundersam und eigen;
Sie blickten mit staunendem Schweigen
Empor zu den himmlischen Höhen.

Choral.

Preis ihm, der sein wird, ist und war!
Er leitet seiner Sterne Schaar,
Wie eine Lämmerheerde.
Sie steh'n vor seinem Heiligthum,
Verkündend seines Namens Ruhm
Der nachtumhüllten Erde.
Ihr Licht
Kann nicht
Aufwärts dringen,
Lob zu singen.
Menschen können
Ihn nur Gott und Vater nennen!

Recitativ.

In dunkler Hürd', erhellt vom milden Strahl
Der Sterne, ruht' im stillen Thal
Maria, die Gebenedeite. —
Siehe, da trat die hochgeweihte,
Heilige Stund' aus den himmlischen Thoren,
Und schwebte hernieder auf Seraphsflügeln
Zu Bethlehems harrenden Hügeln.
Das Kindlein Jesus ward geboren.

Choral.

Sei uns gegrüßt, du heil'ge Nacht!
Verhüllet lag der Erde Pracht;
Es durften von des Himmels Höh'n
Die Sterne nur das Kindlein seh'n.
Sei uns gegrüßt, du holdes Kind!
Halleluja! wir Pilger sind
Mit dir, du himmlisch Kind, verwandt!
Willkommen hier im Pilgerland.

Recitativ.

Maria hielt mit hoher Lust
Das Kind an ihrer Mutterbrust
Und wickelt es auf ihrem Schooß

Bei Nacht und Sternenschein
In Windeln ein.
Da schlummert es im Mutterschooß
Und auf der Krippe weichem Moos;
Und Joseph und Maria sah'n
Das Kindlein schweigend an. —

Arie.

O du holder süßer Knabe!
Alles, was ich bin und habe,
Brächt' und gäb' ich gerne dir.
Lächle mir! ich komm' und neige
Meine Knie' vor dir und schweige.
Nimm, o nimm dies Herz von mir!

Recitativ.

Stets lauter scholl nun auf Bethlehems Höhen
Das leise Gewispel und himmlische Wehen —
Da glänzten von feurigem Schimmer erhellt
Die Nacht, die Heerde, der Hügel, das Feld —
Die Hirten sahen empor und bebten. —
Da kam umleuchtet von röthlichem Licht
Ein Engel — seinen Lippen entschwebten
Die freundlichen Worte: „Fürchtet euch nicht!
Vernehmt aus meinem Munde
Die fröhliche Kunde!
Heut ist der Heiland euch geboren,
Zum Heil der Welt erkoren!
Dort in der Kripp' und Windeln sollt ihr seh'n
Das Kindlein wunderschön!"
So sprach der Engel; da erklang
Der Himmelsheere Lobgesang.

Choral.

Ehre sei Gott in der Höhe!
In der Fern' und in der Nähe
Waltet seine Lieb' und Macht.
Ihm sei Preis und Dank gebracht. Halleluja!
Auf der Erde Fried' und Freude!
Ihr, die Heerde seiner Weide,
Menschenkinder nah und fern,
Lobt den Vater; preist den Herrn! Halleluja!
Laßt Triumphgesäng' erschallen,
Menschen ihr, sein Wohlgefallen!
Jauchzt! zu Ehr' und Majestät,
Menschen, hat euch Gott erhöht. — Halleluja!

Recitativ.

Die Hirten eileten gen Bethlehem voll Freude
Und fanden Joseph und Maria beide,

Und in der Kripp' in weißem Windelkleide
Auf weichem Moose lag das Kind. —
Sie naheten und sah'n
Und beteten das Kindlein an. — — —
Maria aber schloß gedankenvoll und stille
Der Seligkeiten Fülle
In ihre Mutterbrust, und schlug die Augen nieder.
Da ward der Mund den Hirten aufgethan;
Sie priesen hoch und laut, was sie gesehen;
In Bethlehems Thälern, Au'n und Höhen
Erschollen Dank und Freudenlieder. —

Choral.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem das Lied der Engel klang,
Der hohe Freudentag ist da!
Lobsinget ihm, Halleluja!

Vom Himmel kam in dunkler Nacht,
Der uns das Lebenslicht gebracht!
Nun leuchtet uns ein milder Strahl,
Wie Morgenroth, im dunklen Thal.

Er kam, des Vaters Ebenbild,
Vom schlichten Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns mit sanfter Hand,
Ein treuer Hirt, ins Vaterland.

Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Mensch, gewohnt!
Damit auch wir ihm werden gleich
Auf Erden und im Himmelreich!

Einst führet er zur Himmelsbahn
Uns, seine Brüder, auch hinan,
Und wandelt unser Pilgerkleid
In Sternenglanz und Herrlichkeit.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem der Engel Lied erklang,
Der hohe Freudentag ist da!
Ihr Christen singt: Halleluja! (Krummacher.)

3) Die Christnacht.

Der Engel der Verkündigung.

Seraphim'sche Heere!
Schwingt das Goldgefieder
Gott dem Herrn zur Ehre;
Schwebt vom Himmelsthrone
Durch's Gewölk hernieder,
Süße Wiegenlieder,
Singt dem Menschensohne!

Ein Hirte.

Was seh ich? Umgaukelt mich Schwindel und Traum?
Ein leuchtender Saum
Durchwebt den azurenen, ewigen Raum,
Es schreitet die Sterne des Himmels entlang
Mit leisem Gesang
Der seligen Schaaren musikischer Gang.

Chor der Hirten.

Die Engel schweben singend
Und spielend durch die Lüfte,
Und spenden süße Düfte,
Die Lilienstäbe schwingend.

Chor der Seraphim.

Wohlauf, ihr Hirtenknaben,
Es gilt, dem Herrn zu dienen;
Es ist ein Stern erschienen,
Ob aller Welt erhaben.

Chor der Hirten.

Wie aus des Himmels Thoren
Sie tief herab sich neigen!

Chor der Seraphim.

Laßt Eigentriebe schweigen;
Die Liebe ward geboren!

Der Engel der Verkündigung.

Fromme Gluth entfache
Jedes Herz gelind,
Eilt nach jenem Dache,
Betet an das Kind!

Jener heiß erflehte
Hort der Menschen lebt,
Der euch im Gebete
Lange vorgeschwebt.

Traun! die Nacht des Bösen
Sinkt nun fort und fort;
Jener wird erlösen
Durch das Eine Wort.

Chor der Hirten.

Preis dem Geborenen
Bringen wir dar,
Preis der erkorenen
Gläubigen Schaar.

Engel mit Lilien
Steh'n im Azur;
Fromme Vigilien
Singt die Natur:

Der den krystallenen
Himmel vergaß,
Bringt zu Gefallenen
Ewiges Maß!

Der Engel der Verkündigung.

Schon les' ich in den Weiten
Des künft'gen Tages bang,
Ich höre Völker schreiten;
Sie athmen Untergang.

Es naht der müden Erde
Ein frischer Morgen sich;
Auf dieses Kindes „Werde"
Erblüht sie jugendlich.

Chor der Seraphim.

Vergeßt der Schmerzen jeden,
Vergeßt den tiefen Fall,
Und lebt mit uns im Eden,
Und lebt mit uns im All!

(August von Platen.)

Beispiel des Oratoriums.

Die Könige in Israel.

Oratorium.

Erster Theil.

Die Krieger David's und die Jungfrauen Michol's.

Heil David, Heil dem Herrscher,
Dem Sohne Isai's!
Wir grüßen dich als König,
Da Gott den Saul verstieß!

Die Krieger.

Heil dir, der den Riesen bezwang,
Und zugleich mit Schwert und Gesang
Die Schlachten Jehova's schlägt!

Die Jungfrauen.

Heil dir, der die Weihe der Wahl,
Der Salbung geheiligtes Maal
Auf lockigem Scheitel trägt!

Beide.

Heil dir, Heil dir,
Der Jehova's Schlachten schlägt,
Und das Maal
Der heiligen Wahl
Auf lockigem Scheitel trägt!

David.

Nicht mein war Kraft und Sieg,
Wenn nicht hernieder stieg
Auf mich des Höchsten Macht;
Der Herr nur hat's vollbracht
Durch meinen schwachen Arm.

Die Krieger David's.

In düst'rer Nacht
Des Geistes irr't
Verworfen Saul umher;
Von Gottes Zorn
Zerschmettert wird
Sein Schild und Speer.

David.

Meiner Seele sei es fern,
Daß ich wider meinen Herrn,
Wider den Gesalbten streite!

Michol.

Dich kenn' ich und dein kindliches Gemüth;
Nicht du verfolgst den Vater, nein!
Ein finst'rer Geist treibt ihn umher,
Der seines Herzens sich bemeistert.
Allmächtiger, erhalte du den Vater mir,
Erhör' mein Fleh'n!

Gott, wie Wiesenbäche, leite
Zu dir hin des Vaters Herz,
Und, befreit vom Seelenstreite,
Flieh' ihn auch der Seele Schmerz.

Die Krieger David's.

Er nah't; gebiete deinen Knechten,
Für dein Recht und Haupt zu fechten!

Saul.

Verweg'ner, weich', du bist mein Knecht!
Empörer nenn' ich dich;
Leg' ab der Krone Schmuck, die du geraubt!

David.

Zieh' hin, nicht fürchte mich,
Den du verfolgst; doch sieh',
Der Philistäer Heer
Rückt gegen dich heran!

Die Philistäer.

Wohlan, wohlan, du Kühner,
Nun rüste dich zur Schlacht;
Verschwunden ist das Trotzen
Auf deines Zaubers Macht.
Es haben dich verlassen,
Der Harfner und sein Gott;
Nun siegen unsre Götter,
Dagon und Astaroth!

Saul.

Weh' mir, mich faßt ein Grauen,
Wie öde ist mein Herz!

David.

O, wag' es nur, zu schauen,
Zu trachten himmelwärts.

Die Krieger Sauls.

Von dem Verräther
Wende dich ab,
Traue den Waffen!
Traue dem Muth!

Michol.

O, Vater, sieh' die Thränen,
Die deine Tochter weint.

Jonathan.

Versöhnung ist mein Sehnen,
Mit David's Herz vereint.

Abner, Feldherr Sauls.

Dich irre nicht der Kinder weichlich Fleh'n,
Ein dreifach Erz umgürte deine Brust,
Daß länger nicht der Götzendiener Volk
Dich höhnen mag!

Saul.

Umsonst nicht will ich tragen
Jehova's Herrscherstab;
Es soll den Erbfeind schlagen
Dies Schwert, das Gott mir gab.
D'rum auf, und laßt uns kämpfen
Mit hohem Kriegermuth,
Den wilden Trotz zu dämpfen
Der schlechten Heidenbrut.

Die Philistäer.

So laßt Drommeten schmettern
Und Schlachtenruf erschallen;
Denn fallen, schimpflich fallen
Muß Saul heut' unsern Göttern!

Saul.

Eure Götter fürcht' ich nicht;
Ich vertrau' auf Kraft und Muth!

David.

Kraft und Muth wie Halme bricht,
Stehst du nicht in Gottes Hut.

Jonathan.

Das Bewußtsein schwerer Schuld
Ruft auf dich der Feinde Spott.

Michol.

O, d'rum wende dich zu Gott,
Zu des Höchsten Lieb' und Huld!

Die Israeliten und Krieger Sauls.

Höre denn vereint uns flehen,
Vor dem Höchsten zu bestehen;
Laß uns opfern, laß uns weihen
Herz und Waffen unserm Gott!

Die Philistäer.

Mögt zu eurem Gotte flehen;
Saul wird nicht vor ihm bestehen
Weiht und opfert! Sieg verleihen
Dagon uns und Astaroth!

Zweiter Theil.

Saul.

So ist es denn bei dir beschlossen,
Du zürnest mir, Gott Abraham's!
An deinem heil'gen Zelt befragt' ich dich;
Doch blieb verschlossen mir dein Mund —
Wohlan, so ruf' ich euch,
Der Unterwelt Gewalten, höret mich!
Weib, sprich das kühne Zauberwort,
Und ziehe deine Kreise,
Daß aus der Seelen dunkel'm Ort
Steig' Samuel, der Weise.

Hexe von Endor.

Weh' mir, du bist der König Israel's!

Saul.

Fürchte dich nicht, beschwöre!

Hexe.

Geist Samuel's, des Sohns El-Kana's,
Wie du hinab zur Grube fuhrst,
So steig' empor an's Licht:
Erscheine!
Geist Samuel's, wo du auch weil'st,
Bei Abraham, und allen Vätern deines Volks:
Erscheine!
Wohlan, beim Gotte Zebaoth,
Der Adonai heißt, beschwör' ich dich:
Erscheine!

Samuel's Geist.

Saul, warum stör'st du meine Ruhe?
Dir wird gescheh'n, wie ich gesagt;
Bei Gott, dem Richter und dem Rächer,
Dein Ungehorsam dich verklagt.
Es wird das Reich von dir genommen,
Wie's streng der Ewige beschloß,
Und König wird der Jüngling werden,
Dem ich auf's Haupt die Salbung goß.

Michol.

Herr, strafe nicht des Vaters Wahn,
Ohnmächtig laß den Zauber sein!

Hexe.

Der Zauber war nur Trug und Schein:
Gott sandte selbst den Gottesmann!

Jonathan.

Nicht lass' ich, Vater, dich allein;
Ich geh' mit dir des Todes Bahn!

Saul.

Weh'! aufgelöst ist mein Gebein,
Und Gottes Schrecken faßt mich an!

Samuel.

Du wirst noch heut' des Todes sein: —
Schon stürmt die Schlacht auf dich heran.

Die Philistäer.

Schmetternde Hörner,
Rauschende Zimbeln,
Sausende Speere,

Wuchtiges Schwert:
Alles erfüllet die
Feinde mit Schrecken,
Bald ist zur Flucht die
Ferse gekehrt!

Die Krieger Saul's.

Weh'! in eure Hand gegeben,
Mit dem Herzblut strömt das Leben
Zu dem Schattenreiche hin,
Ach, und nimmer, nimmer ernten
Wir des Kampfes Siegsgewinn!
Wehe, wehe, wehe!

Saul.

Ha! was sein muß, das geschehe!
Nicht in Feindes Hand zu fallen,
Stürz ich in mein eig'nes Schwert!...

Michol.

Wo weilst du, Vater, in des Kampfs Gefahr?
Hinaus auf's blut'ge Feld der Schlacht
Eil' ich, dich aufzusuchen,
Balsam zu träufeln auf der Wunde Glut,
Die du im heißen Kampf empfingst....

O Jammer, nicht zu nennen,
O tiefste Seelenqual!
Ich finde so dich wieder
Hier in des Todes Thal?! —
Weh' mir! weh' mir! getroffen
Hat dich der scharfe Stahl;
Es fließt aus theurem Herzen
Der purpurrothe Strahl; —
O, nie empfund'ne Schmerzen,
O, bitt're Seelenqual!

Die Philistäer.

Seht, die Feinde fliehen, fallen,
Laßt die Siegeslieder schallen!
Drauf und dran! mit Feuerbränden
Sei ihr Heiligthum verheert!

David.

Zurück! — jetzt kämpf' ich für mein Volk!
Für Juda's Erbtheil und sein Heiligthum.
Wenn ihr nicht Frieden wollt,
So wißt: ihr seid umstellt,
Und euer Blut gegeben ist's in meine Hand.

Die Philistäer.

Verrathen, verrathen
Vom tückischen Freund;
Doch liegen erschlagen
Die Feinde umher.
Wir theilen die Beute,
Und harren des Tages
Erneueter Schlacht.

David.

„Erschlagen liegen die Helden
Auf Israel's Höh'n;
Wie sanken die Herrlichen hin!"

Die Israeliten.

„Wie sanken die Helden dahin
Auf Israel's Hö'hn!"

David.

„Ihr Berge von Gelboe,
Euch träufle kein Thau,
Euch ströme kein Regen,
Euch grüne kein Feld;
Es sanken auf Euch
Die Starken dahin!"

Die Israeliten.

„Sie, leichter als Adler
Und stärker als Löwen,
Wie sanken die Helden dahin!"

David.

„Ach, weint, ihr Töchter von Israel,
Ach, weinet um Saul! —
Mein Jonathan, Bruder!
Ich klage um dich; wie sankst du dahin!

Die Krieger David's.

Von der Hölle Macht gefangen,
Saul in der Verzweiflung Bangen
Sich die Todeswunde schlug;
Nun sollst du die Krone tragen,
Uns zum Heil, dem Feind zum Fluch.

Die Jungfrauen.

Ja, du bist's, von dem wir sangen,
Als die Pauken laut erklangen
In dem frohen Siegeszug:
„Tausend wohl hat Saul geschlagen,
Doch Zehntausend David schlug!"

Geisterchor der Patriarchen.

Heil dir, du bist der Gesalbte des Herrn,
Ein Vorbild dessen, der kommen wird,
Und der da ist von Ewigkeit!

(Wilhelm Smets.)

9) Einige kleinere lyrische Formen, welche der Poesie des Südens entlehnt sind.

a) Das Sonett.

Das Sonett oder Klinggedicht schildert Gefühle der Liebe, Freundschaft, Religion nach ihrer ganzen Innigkeit und Zartheit; es enthält nur **einen** Hauptgedanken, der mit seiner Einkleidung und Entwickelung genau den Raum des Ganzen ausfüllen muß. Seiner äußeren Form nach besteht es aus 14 Zeilen, von denen die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen (zwei Quadrainen), die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen (zwei Terzinen) eingetheilt sind. Der Gedanke ist gewöhnlich in der ersten Strophe eingeleitet, in der zweiten erklärt und vielleicht durch ein Bild versinnlicht, in der dritten zum Schlusse vorbereitet und in der vierten vollständig ausgeführt, so daß die letzte Terzine die eigentliche Grundidee des Gedankens enthält.

Beispiele des Sonetts.

1) Natur und Kunst.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir ernst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammen raffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Göthe.)

2) Johannes in der Wüste.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten;
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß, als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen dich — wie bin ich streng und wild! (A. W. v. Schlegel.)

3) Der Dichter.

Was wünschen und was streben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verschweben.
Was ist das höchste Ziel von allem Streben?
Es will der Mensch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt ihr, sel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienste sich ergeben;
In heiliger Natur nur lebt sein Leben,
So laßt ihn schnell in leichten Dunst zerrinnen

Es schwebt die Seele gern auf süßen Tönen,
Und lauschet sinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit schon den Wunsch gewähre:

Sie wünscht sich im Gesang so zu verschönen,
Daß ihren Leib das Flammenspiel entzünde,
Sie selbst in leisen Hauch sich bald verkläre. (K. F. W. v. Schlegel.)

4) Ev. Matth. C. 16, V. 2 und 3.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit,
So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut;
Und hüllt der Morgen sich in trübe Gluth
Urtheilt ihr: Ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie ihr doch den Himmel thut?
Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
Wohl hat von Euch Jesajas prophezeit.

Es spricht der Herr: Dieweil ich es erfahren,
Daß, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren,
Daß seiner Weisen Weisheit geh' zu Grunde
Und seiner Klugen Klugheit werde blind. (Adalbert v. Chamisso.)

5) An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in froher Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten. (Uhland.)

6) Geharnischtes Sonett.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! Und sie gedachten nicht zu stehen:
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen:
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben. —

Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Frieden haben!" (F. Rückert.)

7) Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben! —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
Hier steh ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben. —

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage! —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen, —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen. (Th. Körner.)

8) Sonett.

Hier, wo von Schnee der Alpen Gipfel glänzen,
Gedenk ich still vergangner Mißgeschicke;
Zurück nach Deutschland wend' ich kaum die Blicke,
Ja, kaum noch vorwärts nach Italiens Grenzen.

Vergebens hasch' ich nach geträumten Kränzen,
Daß ich die Stirne, die mir brennt, erquicke,
Und Seufzer weh'n, die selten ich ersticke,
Als könnten Seufzer des Gemüth ergänzen!

Wo ist ein Herz, das keine Schmerzen spalten?
Und wer an's Weltenende flüchten würde,
Stets folgten ihm des Lebens Truggestalten.

Ein Trost nur bleibt mir, daß ich jeder Bürde
Vielleicht ein Gleichgewicht vermag zu halten
Durch meiner Seele ganze Kraft und Würde. (A. v. Platen.)

9) Das Sonett an Göthe.

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen:
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Es schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze. (A. v. Platen.)

10) Anstimmen darf ich ungewohnte Töne.

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne,
Da nie den Halben ich mein Herz ergeben:
Der Kunst gelobt ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.

Doch wünscht' ich, daß man Bessere bekröne,
Mich aber ziehen lasse, wo ich neben
Dem Höchsten lernen kann nach Hohem streben,
Ja, daß man mir mein Vaterland verpöne!

Ich lieb' es drum in keinem Sinne minder,
Da stets ich mich in seinem Dienst verzehre;
Doch wär' ich gern das fernste seiner Kinder.

Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigenthum der deutschen Ehre. (A. v. Platen.)

11) Die deutsche Sprache.

Wenn Sprache mehr ist, als willkürlich Zeichen,
Wenn sie, die wir der Gottheit Hauch verdanken,
Geburt des Innern ist, Leib der Gedanken:
Welch' andre Sprache kann der deutschen gleichen?

Nicht die des Spaniers, Wälschen, Gallo-Franken,
Zertheilte Zeugen nur von Römer-Leichen:
Selbst die des Britten nicht, die von dem reichen
Urstamme wich, Fremdart'ges zu umranken.

Die uns're, wurzelnd in des Volkes Boden,
Saugt stets aus ihm die frischen Lebenssäfte,
Treibt stets auch neue Blätter, Blüthen, Loden;

Ur= und Naturlaut voller Bildungskräfte:
Wie's säuselt, kocht, rauscht, braust im Eichenhaine,
So spricht die deutsche Sprache, und sonst keine!

(Melchior von Diepenbrock.)

12) Frage nach Vollendung.

Des Menschen reinstes Bild möcht' ich ergründen;
Soll ich ihn suchen, wie er glüht am Morgen,
Wo noch der Geist gebunden und verborgen,
Allmählich nur die Triebe sich entzünden?

Wenn Kraft und Weisheit sich im Mann verbünden,
Doch schon die Beute lastend schwerer Sorgen,
Von bessern Tagen er die Lust muß borgen,
Die nicht mehr sprudelt aus der Seele Gründen?

Ob dann, wenn von der Jahre Schnee geschmücket,
Dem edlen Baume gleich, dem halbgefällten,
Der Greis mit schmerzlich lächelndem Entsagen

Zu seinem offnen Grab hinab sich bücket,
Dem wunderbaren Spiegel beßrer Welten,
Ihm eine neue Jugend abzufragen?

(Gustav Pfizer.)

13) Antwort.

So sinnend schritt ich an den Rosengängen,
Wo süße Wohlgerüche mich berauschten,
Viel bunte Vögel Kuß und Liebe tauschten,
Der Lenz sich hob mit Blüthen und Gesängen.

Und tausend Rosen sah ich wohl sich drängen,
Von denen schon halbwelk die Blätter rauschten.
Und tausend, die aus zarten Knospen lauschten,
Verheißend, bald die grüne Haft zu sprengen.

Doch eine Rose, die in reifer Milde
Gleich fern von Kindheit, wie von Alter blühte —
Im ganzen Garten sucht' ich sie vergebens;

Aus Blumen las ich das Gesetz des Lebens:
Das Schönste lebet nie; nur im Gemüthe
Begegnen dir vollendete Gebilde.

(G. Pfizer.)

14) Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt.

Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt vom Baume;
Die Wipfel starren frostig, wie Skelette,
Der Herbst führt schläfrig die Natur zu Bette,
Und sie erstirbt im dumpfen Wintertraume.

Ein ew'ges Sterben herrscht im Weltenraume
Vom Luftatom bis zur Gestirnenkette;
Doch stets erschafft das All sich um die Wette
In neuer Form, in neuem Lebensschaume.

Wer wollte fürchten noch des Todes Waffen,
Wer bangen vor des Grabes dunklem Gitter,
Wer wagte nicht, sich männlich aufzuraffen?

Fortlebst in Andern du, als zweiter; dritter;
Zum Schöpfer wardst du selber dir geschaffen —
Der Tod ist süß, das Sterben nur ist bitter. (A. Böttger.)

15) Sonett.

Ich stand auf einem Berg; da hört' ich singen
Zur Linken plötzlich ernste, trübe Lieder;
Ein Opfer war es für die Erde wieder;
Ich kannte wohl der Glocke dumpfes Klingen.

Zur Rechten sah ich einen Säugling bringen,
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder;
Viel lust'ge Bänder wehten auf und nieder;
Ein Glöckchen wollt' vor Freude schier zerspringen.

Die Andacht wagt' kein Wesen rings zu stören:
Die Heerden hielten still auf ihren Weiden;
Wie fromme Beter flüsterten die Föhren.

Als ob die Glocken sich umarmt, die beiden,
Konnt' ich bald Einen süßen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterscheiden. (G. Herwegh)

16) Die großen Stämme.

Mongole, deine Heerde sollst du grasen
Im Norden, wo der Steppe Nebel grauen,
Zu Rosse sollst du sein und Zelte bauen
Und oft wie Sturm durch alle Völker blasen.

Zum höchsten Leben gab ich euch, Kaukasen,
Ein buchtenreiches Meer und weite Gauen
Mit Kunst und Muth und kühnem Weltvertrauen
Trotzt ihr der Sturmesflamme wildem Rasen.

Dir, Rothhaut, gab ich Urwald und Savanne,
Such' deine Pfade längs den großen Flüssen,
Durchschwimm' die See'n und deinen Bogen spanne.

Den Sand wirst du mit heißer Sohle küssen,
O Schwarzer, knieend vor dem weißen Manne,
Doch einst wird auch dein Elend weichen müssen. (H. Lingg.)

b) Das Madrigal.

Das Madrigal ist ein kleines Gedicht von nicht weniger, als sechs, nicht mehr, als elf Zeilen; man hat es jedoch nie sehr genau damit genommen, so daß man alle kleineren lyrischen Ergüsse, in denen Zartheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und tändelnder Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt.

Beispiele des Madrigal.

1) Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub? —

Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes, weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit. (Tiedge.)

2) Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag! (Uhland.)

3) Gedanken-Zähmung.

Ein scheues Wild die Gedanken sind.
Macht Einer Jagd, fliehn sie geschwind.
Sieht man sie heitern Auges an,
Zutraulich wagen sie sich heran.
Ein stiller Wanderer kann sie zähmen,
Das Futter ihm aus der Hand zu nehmen. (Paul Heyse.)

---

c) Das Triolet.

Das Triolet, ein leichtes, scherzhaftes Gedicht, französischen Ursprungs, das sich auf 8—12 Zeilen beschränkt. Es hat das Eigenthümliche, daß die erste Zeile in der Mitte und am Ende auf eine sinnreiche und überraschende Weise wiederholt wird. Natürlichkeit, Leichtigkeit, Lieblichkeit des Ausdruckes, süße Tändelei, Anmuth und Ueberraschung des Einen Gedankens in der Mitte und am Ende und melodischer Rhythmus characterisiren dasselbe.

Beispiele des Triolet.

1) Sehnsucht nach Ruhe.

Fließ hinab, mein stilles Leben
Hier ist nicht das Thal der Ruh.
Trüb und schleichend zitterst du,

Von Cypressen-Nacht umgeben,
Deinem Wasserfalle zu.
Fließ, o fließ hinab, mein Leben,
Wo die Segnungen der Ruh
Um ein still'res Ufer schweben!
Fließ, o fließ hinab, mein Leben,
Dort, wie still! was zögerst du? (Tiedge.)

2) Die Wiederkehr der Rosen.

Kehrst du uns wieder, Rosenzeit?
Seht, wie sich Alles neu gestaltet,
Und Knosp' an Knospe sich entfaltet!
Kehrst du uns wieder, Rosenzeit?
So soll aufs Neu' in deinen Armen
Mein liebekrankes Herz erwarmen?
Kehrst du uns wieder, Rosenzeit? (Heinr. Schmidt.)

3) Am Wasserfall.

Am Wasserfall
Da ist mein liebster Aufenthalt
Im ganzen großen schönen Wald,
Am Wasserfall;
Wo's Klagelied der Nachtigall
Durch Bach- und Laubgeflüster schallt,
Da ist mein liebster Aufenthalt,
Am Wasserfall. (Wilhelm Smets.)

4) Tröstung.

So ganz verlassen ist kein Herz,
Daß eine Freude nicht ihm blühte,
Ein Stern der Hoffnung nicht ihm glühte,
So ganz verlassen ist kein Herz!
Drum wie in dir Verzweiflung brüte,
Ermanne dich im tiefsten Schmerz,
So ganz verlassen ist kein Herz,
Daß eine Freude nicht ihm blühte!

Wär's auch das Blümlein nur am Rain,
Nachdem dein Blick sich träumend wendet;
Wer weiß, was Gott zum Trost dir sendet,
Wär's auch das Blümlein nur am Rain!
Was deinem Schmerz Zerstreuung spendet,
Ist Tröstung, wär's auch noch so klein,
Wär's auch das Blümlein nur am Rain,
Nachdem dein Blick sich träumend wendet!

Zwei Schwingen führt ja stets die Zeit,
Sie nimmt mit einer, gibt mit einer;
Ist heute dein Besitz auch kleiner,
Zwei Schwingen führt ja stets die Zeit!
Und kein Geschick ist allgemeiner,
Als daß uns Glück entsprießt aus Leid,
Zwei Schwingen führt ja stets die Zeit,
Sie nimmt mit einer, gibt mit einer! (Friedrich Halm.)

d) Das Rondeau.

Das Rondeau oder Ringelgedicht ist ebenfalls eine aus dem Französischen stammende Dichtform, die dem Triolet verwandt ist, aber in der deutschen Poesie nur selten vorkommt. In demselben wechseln nur zwei Reime ab. Die Anfangsworte werden in der Regel nach der achten und dreizehnten Zeile als Refrain wiederholt; doch finden auch Abweichungen statt; ja Manche verstehen unter dem Rondeau nichts anderes, als ein aus drei bis vier Strophen in Trioletform gebildetes Gedicht.

Beispiel nach erster Form.

Es ist vollbracht! Mein Gönner Albericht
Verlangt durchaus von mir ein Rundgedicht.
Wie mach ich das? Wie soll ich das erringen?
Acht Vers auf icht und wieder fünf auf ingen?
Das ist fürwahr ein peinlich Halsgericht.
Doch sieh! schon fünf! Wohlan, verzagter Wicht,
Erheitre nun dein düstres Angesicht,
So wird dir auch der achte Vers gelingen.
  Es ist vollbracht!
Fünf Verse noch erheischt des Künstlers Pflicht.
Wenn es mir nur nicht ganz am Hirn gebricht,
So kann ich wohl das Werk zu Stande bringen;
Laß ich nur frisch den zwölften Vers erklingen,
So fehlt gewiß auch mir der letzte nicht!
  Es ist vollbracht!

Beispiele nach zweiter Form.

1) Die Empfindung des Frühlings.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neu begrünte Flur!

Du Stille voller Freuden!
Du Neigung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust!
Du Stille voller Freuden!
Du Neigung süßer Lust!

Ihr schnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth,
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth!

(Hagedorn.)

2) Lied.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.
Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Rosenlicht am Himmel schweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich sagen:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt sich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauschet,
Abend kühl im Walde rauschet,
Dunkel schlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ichs vollende. (Fr. v. Schlegel.)

---

e) Die Glosse.

Die Glosse ist ein lyrisches Gedicht, welchem ein gewöhnlich aus vier Zeilen bestehender Vers eines andern Gedichtes als Thema so zu Grunde gelegt wird, daß es in eben so viel Strophen, als jener Vers Zeilen hat, poetisch commentirt wird, und jede Strophe in genauer Reihenfolge mit einer Zeile das Thema schließt. Die Strophen bestehen meist aus 8 bis 10 Zeilen.

Beispiele:

1) Glosse.

Eines schickt sich nicht für Alle;
Sehe Jeder; wie ers treibe;
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle. (Göthe.)

Dieser weiß sich sehr bescheiden;
Jener bläs't die Backen voll;
Dieser ist im Ernste toll;
Jener muß ihn noch beneiden:
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd es nie vergessen,
Was des Meisters Kraft ermessen;
Eines schickt sich nicht für Alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich neu vermehren,
Suche Jeder, wen er reibe,
Wisse Jeder, was er schreibe;
Und wenn schrecklich alle Dummen
Aus den dunkeln Löchern brummen,
Sehe Jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet;
Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich Alle gern vom Leibe,

Die geboren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neu'ste Wort bewegt,
Sehe Jeder, wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwatzen,
Was sie dennoch nie begreifen;
Manche müssen irre schweifen;
Viele Künstler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen sich an eig'nem Schalle;
Reizte dies dir je die Galle?
Laß sie Alle selig spielen;
Sorge du nur, gut zu zielen;
Und wer steht, daß er nicht falle.

(Frdr. v. Schlegel.)

2) Glosse.

„Sei hochbeseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."

Erhalte mir den offnen Sinn,
O Himmelsluft, dein Weh'n zu spüren!
Die Welt zu fühlen, ist Gewinn.
Mag sie dich sanft, dich rauh berühren.
Wer sich in stolzer Ruh' begräbt,
Sein dumpfes Glück ich nicht beneide;
Mein Herz, das mit der Schöpfung bebt,
Sei hochbeseligt oder leide.

Der wird des Selbstgefühls entbehren,
Wer kalt des Mitgefühls entbehrt,
Wie sich ein Feuer muß verzehren,
Das nicht das spröde Holz verzehrt.
Geh, Schmetterling der Liebe, sauge
Aus jeder Blume süßen Schmerz!
Das Auge sucht ein and'res Auge;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.

Die Hälft' empfindet nur sich ganz,
Die in der andern sich empfindet;
Als wie in ihres Spiegels Glanz
Die Schönheit erst sich selber findet.
Der Geiz hält seinen Schatz in Hut,
Daß er ihn theilend nicht vergeude;
Doch anders theilt sich Herzensgut:
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.

Geheimniß, das mit ihren Zahlen
Nicht fassen kann die Rechenkunst,
Das Liebe siehet wiederstrahlen
Aus holder Blicke schöner Brunst!
Sie theilt ihr Glück, es wird nicht minder,
Und ihren Scherz, es wächst der Scherz;
Sie theilt ihr Weh, und es wird linder:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Getheilter Schmerz ist halber nicht;
Aufheben sich getheilte Qualen,
Als wie sich aufwiegt ein Gewicht,
Das man vertheilt in beide Schalen:
Das Herz nur braucht ein zweites Herz,
Als wie zween Eimer braucht ein Bronnen.
Getheilter Schmerz ist nicht mehr Schmerz,
Getheilte Wonnen nur sind Wonnen.

Wem ist das tiefe Wort erklungen,
Das auf und ab hier wiegt mein Reim?
Hat er der Erde sich entschwungen
Und ist im Himmel schon daheim,
Und horcht aus ew'gem Wohngebäude
Der Harmonie den Liederscherz?!
Getheilte Freud' ist ganze Freude,
Getheilter Schmerz geheilter Schmerz.

Und wenn nun längst geheilt der Schmerz,
Den mit der Welt ich selbst getheilet,
So sei ein schmerzbewegtes Herz
Von diesem Nachklang noch geheilet;
Hell tönt es fort von Brust zu Brust,
Aus Erdennacht empor zur Sonne:
Getheilter Schmerz ist halbe Lust,
Getheilte Lust ist ganze Wonne.

Von wo die Sonne steigt empor,
Bis wo sie sinkt ins Fluthenbette,
Sing' aller Erde Singerchor
Mit meinem Bruftton um die Wette:
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Sei hochbeseligt oder leide,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,
Getheilte Freud' ist doppelt Freude. (Fr. Rückert.)

f) Das Ghasel.

Das Ghasel ist eine Dichtungsart, die dem Orient entlehnt und erst in neuerer Zeit, besonders durch Friedr. Rückert, in die deutsche Poesie eingeführt worden ist. Das Ghasel besteht aus zweizeiligen Strophen, in welchen reimlose Verse mit gleichbleibenden Reimen wechseln. Im Oriente drückt man durch dasselbe Empfindungen der Liebe, der Freude und des Genusses aus, wozu die Deutschen gewöhnlich das Sonett anwenden.

Beispiele des Ghasels.

1) Ich bin das Sonnenstäubchen.

Ich bin das Sonnenstäubchen; ich bin der Sonnenball,
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn entwall!

Ich bin der Morgenschimmer; ich bin der Abendhauch;
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Baum des Lebens, und drauf der Papagei,
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte; ich bin des Menschen Geist;
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Kristall;
Die Kerz' und der die Kerze umkreis't, der Schmetterling;
Die Ros', und von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Die Süße und das Bittre, der Honig und die Gall.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf;
Ich bin der Hirt, der Alle beschließt in einen Stall.
Ich bin der Wesen Kette; ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es, ich bin die Seel' im All. (Fr. Rückert.)

2) Nun senke dich vom Himmel nieder.

Nun senke dich vom Himmel nieder im Morgenlicht,
Und schleuß mir auf die Augenlider im Morgenlicht!
Mein leiblich Aug' ist aufgeschlossen im Morgenglanz;
Schleuß auf die Seelenaugenlider im Morgenlicht!
Du bist bei mir als Licht geblieben im Grau'n der Nacht;
Ich schwebt' auf deinem Duftgefieder im Morgenlicht.
Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
Ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.
Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz;
Du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.
Die Lüfte, die den Fittig baden in deinem Thau,
Sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.
Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen im Morgenstrahl;
Nun regt euch frisch auch meine Glieder, im Morgenlicht!
Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerduft,
Will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht!

Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
Die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!

Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
Und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

Und so wie über'm stillen Fleiße des Sämanns schwebt
Die Lerch' auf hellem Lobgefieder im Morgenlicht:

So laß mit deinem Preise schweben hin ob der Welt,
Die dir arbeitet, Freimunds Lieder im Morgenlicht! (Fr. Rückert.)

3) Heim.

Gott geleite die armen traurigen Kranken heim!
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!

Gott verleihe dir einen Stab der Geduld, mein Herz!
Müder Wanderer! um am Stabe zu wanken heim.

Gott verleihe dir einen gnädigen Hauch, mein Schiff!
Aus den Wogen des Unbestandes zu schwanken heim.

Alle Triebe, dem dunkeln Schooße der Erd' entblüht,
Aufwärts ringen sie, sich zum Lichte zu ranken heim.

Alle duftigen Blüthenstäubchen der Frühlingsluft,
Rastlos sprühen sie, bis zum Staube sie sanken heim.

Also sehnet Hafisens Seele sich himmelwärts,
Und sein Irdisches zu den irdischen Schranken heim. (Fr. Rückert.

4) Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht.

Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;

Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;

Die Riesenquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;

An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;

Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein?
Ein Andrer je zu werden wähne nicht. (A. v. Platen.)

5) Ohne Rast und ohne Treue.

Ohne Rast und ohne Treue,
Ob sie sammle, ob zerstreue,
Ob sie baue, ob zerstöre,
Ewig sucht die Welt das Neue!
Tolle Welt, du suchst vergebens;
Denn, was heut auch dich erfreue,
Morgen wird dies grüne Futter
Dennoch wieder dir zum Heue,
Und nach Neuem jagst du wieder,
Und in deiner Altersscheue
Ahnst du nicht, daß stets Uraltes
Sich zum Neusten dir erneue!
(Friedrich Halm.)

6) Gebet.

Du, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir,

Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir.

Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir.

Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.

Dein Segen ist wie Thau den Reben; nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir.

O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage, sei du mit mir. (E. Geibel.)

---

g) Das Ritornell.

Das Ritornell ist eine lyrische Dichtungsart, die in Italien volksthümlich ist und zur Darstellung neckischer sowohl, als ernster Empfindungen theils auf rhetorische, theils auf satyrische Weise angewandt wird. Es besteht aus drei Zeilen, deren erste und dritte mit einander reimen müssen, deren zweite aber nur als Assonanz oder Alliteration anklingen soll. Die erste Zeile darf, wenn das Ritornell genau dem römischen nachgebildet sein soll, nichts enthalten, als den Namen einer Blume.

Beispiele:

1) Ritornell.

1.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus, und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.

2.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose.“
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

3.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

4.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen;
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

5.

Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

6.

Blüh'nde Narzisse!
Dein Auge sieht mich an so unbefangen,
Als ob dein Herz von keinem Kummer wisse.

7.

Zweig der Pomeranze!
Wie fängsts du's an, den Silberglanz der Blüthen
Zu einen mit der Früchte goldnem Glanze?

8.

Blüthe der Nachtviolen!
Am Tage läßt sie keinen Kuß sich stehlen;
Doch Abends gibt sie einen mir verstohlen.

9.

O Myrtenkrone!
Dein Loos ist schön; du dienst der Lieb' im Leben;
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.

10.

O Lorbeerzweige!
Ihr wachst auf einem himmelhohen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige. (Fr. Rückert.)

2) Blume und Blüthe.

1.

Thymian, duftiger!
Grün ist's im Thal, aber dumpf:
Auf den Höhen ist's kahl, aber luftiger!

2.

Blüthen der Linde!
Ihr schwellt so üppig und duftet so fein,
Und so schlicht ist der Stamm, und so rauh ist die Rinde!

3.

Akazienblüthe!
Vieles verheißt uns dein Duft,
Wenn nur die Frucht es zu halten sich mühte!

4.

Halbrechts, Balsaminen!
Scheint starr und steif als Grenadiere ihr doch
Im Heere der Blumen zu dienen!

5.

Würz'ge Camillen!
Eure Bitterkeit lobe ich mir,
Denn Schmerzen vermag sie zu stillen!

6.

Gretchen im Busch!
Wunder schafft die Natur; was Menschen
Schaffen ist armselig Gepfusch!

7.

Stolze Georginen!
Meint ihr fehlenden Duft
Zu ersetzen mit vornehmen Mienen!

8.

Vergißmeinnicht, blaues!
Nicht der Schönheit verkaufe dein Herz,
Ausharrender Treue vertraue es!

9.

Lilie, schneeweiße!
Begehe ich Kirchenraub nicht,
Wenn ich vom Stengel dich reiße?

10.

Welche Schmach Petersilie!
Bringt nicht dein Vetter, der Schuft,
Der Schierling, deiner Familie!

(Friedrich Halm.)

b) Die Sestine.

Die Sestine stammt aus Italien und besteht aus sechs Strophen, von denen jede sechs Zeilen hat. Die Endwörter der ersten Strophe reimen sich zwar nicht, aber sie müssen in den folgenden Strophen wieder als Endwörter vorkommen, jedoch in veränderter Stellung. Den Schluß bildet eine dreizeilige Strophe; in derselben müssen drei jener sechs Endwörter am Ende und drei in der Mitte dieser drei Zeilen vorkommen. Sie findet sich im Deutschen selten.

Beispiel:

Sestine.

Zum süßen Schatten der so schönen Blätter
Lief ich, entfliehend einem wilden Strahle,
Der niederbrannt' auf euch vom dritten Himmel.
Und schon entlastete vom Schnee die Hügel
Der laue Hauch, der uns erneut die Zeiten; —
Und Kräuter blühten auf den Au'n und Sprossen.

Es sah die Welt nie so anmuth'ge Sprossen,
Es regte nie der Wind so grüne Blätter,
Als mir sich wiesen in den ersten Zeiten,
So daß ich, bange vor dem glüh'nden Strahle,
Die Zuflucht nicht im Schatten nahm der Hügel,
Nein, jenes Baums, vor allen werth dem Himmel.

Ein Lorbeer*) schirmte da mich vor dem Himmel.
Drum, oftmals lüstern nach den schönen Sprossen,
Zog ich seitdem durch Wälder, über Hügel.
Doch fand ich niemals einen Stamm, noch Blätter,
So hochgeehrt vom überird'schen Strahle,
Daß sie die Art nicht tauschten mit den Zeiten.

Beständ'ger immer nun von Zeit zu Zeiten,
Hinfolgend, wo der Ruf mir scholl vom Himmel,
Geführt von einem milden hellen Strahle,
Kehrt' ich fromm wieder zu den ersten Sprossen,
Sowohl, wenn sich umhergestreut die Blätter,
Als wenn die Sonne grünen macht die Hügel.

Gefilde, Wälder, Felsen, Flüss' und Hügel,
Was nur erschaffen ist, erliegt den Zeiten.
Drum bitt' ich um Verzeihung jene Blätter,
Wenn ich nach Umschwung manches Jahrs am Himmel,
Zu fliehn beschloß die glattbeleimten Sprossen;
Sobald ich aufgeschaut zum höhern Strahle.

Sonst würd' ich so gelockt vom süßen Strahle,
Daß ich mit Lust erklomm die höchsten Hügel,
Um nah'n zu dürfen den geliebten Sprossen.

---

*) Lorbeerbaum.

Das kurze Leben aber, Ort und Zeiten,
Sie lehren mich jetzt andern Pfad zum Himmel,
Und Frucht zu tragen, nicht bloß Blüth' und Blätter.
Nun andrer Blätter Lieb', in anderm Strahle,
Zum Himmel Bahnen über andre Hügel
Such' ich, (wohl ist es Zeit!) und andre Sprossen.
(A. W. Schlegel.)

---

i) Die Stanze oder Ottava Rima.

Unter Stanzen versteht man nicht nur die Strophenabtheilung der Gedichte, sondern auch eine besondere Dichtungsform, die in Italien häufig vorkommt. Sie hat ein sehr wohlklingendes Sylbenmaß und besteht aus acht elfsylbigen Verszeilen; die erste, dritte und fünfte derselben reimen sich, eben so die zweite, vierte und sechste, wie auch die zwei letzten. Bei den Italienern sind alle Reime weiblich; aber im Deutschen ist wegen der Einförmigkeit auch der Wechsel weiblicher mit männlichen Reimen erlaubt.

Beispiele der Stanze.

1) Der Morgen.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken. (Göthe.)

2) Stanze.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freuden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt:
Dem sind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genießt sich selbst im stillen Sehnen.
(A. W. v. Schlegel.)

3) Ein Abend.

Als wäre nichts geschehen, wird es stille;
Die Glocken hallen aus; die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit sie versenket war von frommen Händen.

Als noch im Hause lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach ihr mich wenden;
Sie schien mir, heimathlos, mit Klaggeberde,
Zu schweben zwischen Himmel hin und Erde.
Die Abendsonne strahlt'; ich saß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder säh' ich spielen,
So blühend, wie einst wir geblühet hatten.
Da sank die Sonne; graue Schleier fielen;
Die Bilder flieh'n; die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Ist Abendroth und all mein Glück zu schauen. (Uhland.)

---

k) Die Canzone.

Die Canzone ist eine in Italien sehr angebaute lyrische Strophe. Obwohl sich in derselben viele Willkürlichkeiten erlaubt werden können, wie man das aus des berühmten italienischen Dichters, des Petrarkas ganz gelungenen Uebersetzungen recht leicht entnehmen kann, so hat sie doch eine bestimmte Versart und Reimstellung. Als Versart hat sie gewöhnlich elfsylbige Jamben mit siebensylbigen vermischt, welche letzteren sich nicht selten an die ersteren durch einen unmittelbaren Reim anschließen. Sie zerfällt in Stanzen oder Strophen, deren Zeilenzahl von dem Dichter abhängt. An das Ganze reiht sich eine Schlußstanze, die meistens kürzer ist, als die übrigen, und in welcher der Dichter gewöhnlich von seiner Canzone Abschied nimmt oder ihr allerlei Aufträge gibt.

Beispiele der Canzone.

1) An Novalis.

1. Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaud're,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.

2. Von allen Blüthen steh' ich fern und schaud're,
Als würden sie vor meinem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.

3. So muß ich unstet schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt, vom Ird'schen mich entkleiden
Und an dem Troste weiden:
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten ohne Wanken.

Abschied.

Geh' hin, o Lied, und sage:
Du jugendlicher Himmelsspäher labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,

Daß er, emporgeschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' im Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theu're Schatten;
Lass' uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.
(A. W. Schlegel.)

2) Harmonieen.

Ich trinke Frühlingsluft in langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust der weichen Matten schmiegen,
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Mit heißer Liebe lohnen
Möcht' ich dem Lenz sein liebevolles Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise —
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Kann mein Gefühl sich nicht mehr frei entfalten
Bei Haines Blühen, bei der Quelle Kosen,
Beim Hauch der Maienluft, beim Glanz der Rosen.

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen säuselnd aus den Zweigen.
Von Lust und Harmonie sind alle Triften,
Und unbelauscht soll mir kein Ton verhallen;
In mir soll jeder holde Kinder zeugen.
Will mich zur Quelle neigen —
Ihr Plätschern hallt in meinem Busen wieder,
Dem tausend Lieder innig reich entquellen —
Ich schwimme selig auf des Wohllauts Wellen,
Und in mir regt ein Engel sein Gefieder.
Was mich erfüllt, ich kann es nicht verkünden;
Die Ahnung nur vermag mich zu ergründen.

Den Hain entzünden Phöbus letzte Strahlen,
Und golden malen sich des Stromes Fluthen;
In Feuergluthen schmilzt des Aethers Bläue.
Am Hügel seh ich tausend Perlen strahlen;
Es scheint der Fels am Quell sich zu verbluten. —
Die ganze Flur empfängt des Abends Weihe,
Daß sich die Welt erneue
In meiner Brust zu jugendlichem Glanze.
Beim Sylphentanze magischer Gestalten,
Die hold aus solchem Schimmer sich entfalten,
Treibt hoch empor der jungen Kräfte Pflanze
Zum mächt'gen Baum auf weiter bunter Wiese,
Daß tausend er in seine Schatten schließe.

O heil'ge, süße Lust der Tön' und Farben!
O Zeit der Garben bei des Frühlings Leben!

O heißes Streben bei der Ruhe Kühle!
Wem alle Hoffnungen und Freuden starben,
Er fühlt sich neu von Seligkeit umgeben,
Bei eurer Harmonie, bei eurem Spiele.
So irr' ich vom Gewühle
Entfernt im Thale, durch der Wiese Matten,
Durch Haines Schatten zu der Berge Höhen,
Und könnte einer mit dem Frohen gehen,
Er spräche lächelnd: dir im Busen gatten
Sich Lust und Wahnsinn! — Soll um deine Freuden
Ich dich beklagen? soll ich dich beneiden?

Den Tag verscheiden nun in süßen Schlummer
Seh' ich, und stummer wird's auf allen Triften;
In reichern Düften wirkt der Blüthen Leben.
Ein Wölkchen zittert, wie ein stiller Kummer,
Um Lunens Blick, und hoch in dunklern Lüften
Erglänzt der Sterne Licht mit holdem Beben;
Von blauem Duft umgeben
Verschmelzen die Gebirg' in dunkle Massen,
Und liebend fassen Lunens Glanz die Fluthen;
Im Strome zittern ihre Silbergluthen;
Der Himmel ruht auf seinem Grund; es lassen
Die Sterne sich in seinen Tiefen sehen,
Geschaukelt von der Wellen leisem Wehen.

Vor Lust vergehen und vor heißem Sehnen,
In süßen Thränen möcht' ich da zerfließen,
Als Blum' entsprießen aus den grünen Auen;
Entflohen zu dem Land des ewig Schönen
Möcht' ich dem Trieb auf ewig mich verschließen
Und bei den Sternen meine Wohnung bauen.
So hängt in sel'gem Schauen
Mein Blick am Himmel, und der Himmel blicket
Auf mich, beglücket mich mit schönem Hoffen;
Schon liegen vor mir bessre Welten offen,
Und von des Lebens höchster Lust entzücket
Ruf' ich den Tod, in seinen Freundesarmen
Zu ewig junger Wonne zu erwarmen. —

O Lied! dich wähnen Alle zu verstehen;
Doch Laute wehen, keiner weiß von wannen,
Und unbegriffen eilen sie von dannen.
O wer vermag in meine Brust zu sehen?
Ich will ihm meine Hand zum Bündniß reichen
Und nimmermehr aus seiner Mitte weichen. (Carl Streckfuß.)

---

l) Die Terzine.

Die Terzine besteht aus drei Verszeilen mit fünffüßigen Jamben. Die Reime durchkreuzen sich fortlaufend; auf den mittleren Reim

der vorangehenden Strophe reimt sich die erste und dritte Verszeile der darauffolgenden Strophe: aba, bcb, cdc, ded ꝛc. Die Reime können im Deutschen weiblich oder männlich sein; im Italienischen sind sie alle weiblich.

Beispiel der Terzine.

Terzine aus: „Edelstein und Perle."

Die Perle.

Ganz abgeschlossen von des Lichtes Strahle,
Kannt' ich den Spuk nicht draußen vor dem Hause,
Der nur mich schreckt' in Träumen mannichmale,

Wie Kindlein zittern vor Gespenstergrause.
Bald schwamm ich sacht durch Schilf und Seegestäude,
Bald in des Meeres off'nem Fluthenbrause.

Wenn dann um mein geschaukeltes Gebäude
Die Wellen tosten, lauscht ich in der Kammer
Und hatt' an ihrem Plätschern meine Freude.

Wenn's stille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,

Die fest mein Haus hielt oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon loszumachen
Sich meine Muschel wieder, die geschickte,

Und ruhig schwamm ich fort im flotten Nachen.
Da, auf des ebnen Meeres Spiegelfläche
Hingleitend, träumt' ich wohl auch andre Sachen:

Tief unter mir die unversiegten Bäche
Der Schöpfung ahnend, obenher der Sonne
Einflüsse fühlend in gedämpfter Schwäche,

Womit sie drang durch meine dunkle Tonne,
Wenn sie einmal recht hell schien, daß ich's spürte,
Wie hinter'm dichten Schleier eine Nonne.

So, wie der Doppelanhauch mich berührte,
Vom Nassen drunten, droben von dem Hellen,
Und feuchte Lebensgluthen in mir schürte,

Fühlt' ich mein Herz in hoher Ahnung schwellen,
Und des Bewußtseins erste Nachtentflammung
Begann mein eignes Ich mir vorzustellen.

Da dacht' ich meiner himmlischen Entstammung:
Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.

Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Die Thräne wär' im Ozean verschwommen,
Wenn nicht das Meer, den edlen Ursprung kennend,
Sie hätt' in eine Muschel aufgenommen,

Den Tropfen von den andern Tropfen trennend,
Die minder edlem Quell entquollen waren,
Die Muschel so zu dessen Pfleg' ernennend:

Du sollst in deinem stillen Schooß bewahren
Den edlen Keim und, bis er sich entfaltet,
Mit ihm behutsam durch die Wasser fahren.

Und wann die Perl' in dir sich hat gestaltet,
Und wann für sie erschienen ist die Stunde,
Hervorzutreten, sollst du sein gespaltet.

Dann sei das Kind entnommen dem Vormunde,
Und frei verdienen mag sich die Entflammte
Des Himmels ihr Geschick im Erdenrunde.

Drauf hat die Muschel, die der Ruf entflammte,
Aufbietend ihre Kraft bis zum Erkranken,
Treu vorgestanden ihrem Ammenamte.

Der Muschel und dem Schicksal muß ich's danken,
Daß ich, zu meines Innern Reinerhaltung,
Ward eingeschlossen in so treue Schranken.

Der Muschel muß ich's danken, die vor Spaltung
Mein Herz beschirmend, äußern Drang abweisend,
Im Innern doch mir Raum gab zur Entfaltung.

O hätt' ich durch die offnen Fluthen kreisend
Mich schlagen müssen, nicht wär' ich geblieben
Das, was ich blieb, in meiner Muschel reisend.

Drum segn' ich sie, wo sie jetzt mag zerstieben,
In deren Hut durch die empörte Welle
Des Meers zum Hafen sicher ich getrieben. (Fr. Rückert.)

Bem. Einige andere kleine in die deutsche Dichtkunst übergegangene Dichtungsformen, die man gewöhnlich zur lyrischen Poesie rechnet, als das Cancion, die Decime rc. rc. können hier um so mehr übergangen werden, weil sie nur selten vorkommen.

Didactische Lyrik.

10) Das Epigramm oder Sinngedicht.

Das ursprünglich griechische Wort Epigramm bedeutet eine Aufschrift. In der neuern poetischen Kunstsprache bedeutet es ein kleines Gedicht, welches nur einen und zwar einen sehr hervorstechenden (frappanten) Gedanken behandelt und ihn mit wenigen, aber scharfen und charakteristischen Zügen interessant, überraschend und in ästhetischer Form darstellt. Der ästhetische Treffpunkt oder die Gedankenspitze (Pointe) muß im Epigramme, wo möglich, auf den Schluß fallen. Klopstock sagt über das Wesen des Epigramms sehr treffend:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Höchste Präcision und Kürze des Ausdrucks, größte Vollkommenheit und harmonische Einheit sind Haupterfordernisse des Epigramms.

Beispiele des Epigramms.

1) Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.
(Gotthold Ephraim Lessing.)

2) Schweizeralpe.

War doch gestern Dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.
(J. W. v. Göthe.)

3) Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt. (F. v. Schiller.)

4) Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst Du in den Himmel seh'n;
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt versteh'n.
Fühl' erst groß Dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen, wie im Kleinen, wird dein Maß das rechte sein.
(Wilh. Müller.)

5) Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Strassen geh'n;
Warum sie bald erbost zu Boden, und bald ergrimmt gen Himmel seh'n?
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respekt,
Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt.“ (W. Müller.)

6) Des Menschen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest;
Aber wann er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.
(W. Müller.)

7) Halbdichter.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht:
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist;
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.
(A. G. v. Platen.)

8) Baukunst.

Alles verleiht beinahe dem Maler die schöne Natur schon;
Baukunst aber erheischt feineren geistigen Sinn:
Pomp, Zierrathen und dorische Säulen und gothische Schnörkel,
Spielzeug sind sie, wofern fehlt der geheime Begriff;
Aber ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
Deßhalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht.
(A. G. v. Platen.)

9) Sprache.

Wer sich zu dichten erkühnt, und die Sprache verschmäht und den Rhythmus,
Gliche dem Plastiker, der Bilder gehau'n in die Luft!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit,
Die sie zerstreut und benutzt; aber die Sprache dem Volk:
Der wird währen am längsten von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Worts Weisen am besten verstand.
(A. G. v. Platen.)

10) Menschengunst und Menschenhaß.

Baue zu fest nicht auf menschliche Gunst! Die Liebe der Welt ist
Wie aus Wintergewölk flüchtig ein sonniger Blick.
Fürchte den Haß nicht so sehr! Er fällt in den Frieden der Seele
Wie die Flocke von Schnee auf das Gefilde im Mai. (Joh. Pfeifer.)

---

11) Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel behandelt, wie jeder Brief, am geeignetsten solche Gegenstände, durch welche das besondere Verhältniß, in welchem der Dichter zu der Person steht, an die sein Schreiben gerichtet ist, lebhaft veranschaulicht wird. Der Ton entspreche der Natur des Briefes, sei lyrisch herabgestimmt, im Ganzen traulich, scherzhaft, launig, stets gesellig unterhaltend und ungezwungen. Der Gegenstand selber verlangt bisweilen feurigen Schwung; er sei nie erschöpft, aber von einer interessanten Seite herausgehoben und beleuchtet. Eleganz und Grazie sind jederzeit unentbehrlicher Schmuck.

Beispiele der poetischen Epistel.

1) An einen Freund.

Wann sich ein Reimer untersteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht:
So sei dein Amt, sein Herz zu rächen!

Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.

Hätt' ihm die Parze läng'res Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben:
So würden seine Schriften rein
Und kritisch ausgebessert sein.

Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen;
Und dies erträgt er ohne Schmerz;
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

(Freihr. v. Cronegk.)

2) An Friedrich Leopold, Grafen von Stolberg.

Fritz, Fritz! Bei den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —
Sieh, Angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen, schreitest Du
Zu Trutz, mit Wehr und Waffen, in mein Feld,
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mir hin.
Ha! Schauerte nun auch die Menschlichkeit,
Wie Hektorn [1]) vor dem Ajax [2]) und Achill, [3])
Vor dir mich an; hüb ich ihn doch empor.
Bei Gott! Bei Gott! Du Trotziger, ich muß! —
So gelt' es denn! Sieg gelt' es oder Tod! —
Denn wisse! Keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus [4]) goldnes Schwert ein Halmenspiel;
Des Fernhintreffers Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen, treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll . . .
Wer mag einher in meiner Rüstung geh'n? —
Es gelte, Fritz! Sieg gelt' es oder Tod!
Du! Huldigt Dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden [5]) Geist
Auch über meinem Haupt! Ich rang mit ihm,
Wie Herkuls Kraft mit Anteus Zauber rang.
Bezwang ich ihn nicht oben in der Luft? —
Ich komm', ich komme Dir! Denn ehren mag
Ein solcher Widersacher das Gefecht.
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rath
Der Himmelsherrscher Dir auch unterthan,
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand,
Als Deiner sterben, edler, starker Held!.
Auf, rüste Dich! Sieg gilt es oder Tod! (Gottfried August Bürger.)

---

1) Hektor, der tapferste und edelste Held der Trojaner, Sohn des Königs Priamos.
2) Ajax, des Königs Oileus Sohn, zeichnete sich vor Troja durch Tapferkeit aus.
3. Achill — Achilles, Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Thessalien, verherrlichte sich durch seine Tapferkeit vor Troja, tödtete im Zweikampf Hektorn und schleifte dessen Leichnam um Trojas Mauern.
4) siehe S. 395 Bem. 3.
5) Mäonide ist ein Beiname des Homer, der nach der ältesten Sage ein Sohn des Mäon war.

3) Antwort an Gottfried August Bürger.

Fried' und Freude dem Sänger zuvor, und traulichen Handschlag!
Sieh', ich habe Dein Zürnen vernommen am fernen Gestade,
Hörte den Flügelschlag Deines Gesangs; melodische Stürme
Deiner Leier erhuben ihn hoch; ein Riesenadler
Steht er vor mir mit dräuender Klaue, mit rüstigem Fittich;
Und schon zürnt' ich entgegen. Da faßte mich Pallas Athene [1])
Bei den goldenen Locken; ich wandte mich sträubend; mein Auge
Staunte zurück, vom Blitze der göttlichen Augen getroffen.
Sieh', ich bebte nicht Dir, ich bebte der furchtbaren Göttin.
Sie verschwand; da war mir, als athmet' ich liebliche Düfte
Läg' am blumigen Hange des Helikons [2]), unter der Kühlung
Wehender Schatten, an Aganippens [3]) Silbergesäusel.
Nun erwacht' ich, und zürnte nun wieder, und griff zu der Leier.
Aber es hatte die jüngste der Musen die Leier umstimmet,
Daß sie nicht tönte, wie sonst, wie Donner, wie Stimmen der Meere,
Sondern wie Lispeln des schwankenden Schilfes, wie zärtliche Klagen
Junger Nachtigallen auf blühenden Zweigen der Myrten.
Und mir kehrte die Weisheit zurück; sie pflückte den Oelzweig,
Den ich Dir reiche; sie redet durch mich; vernimm und sei weise!

Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend; doch rauschet der Lorbeer
Ueber den Locken; es kühlt die Palme den Schweiß an der Stirne;
Früh betraten wir Beide den Pfad des ewigen Ruhmes;
Früh erreichten wir Beide das Ziel. Auf trotzenden Felsen
Steh'n wir, und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.
Hier besuchten uns oft Kronions [4]) liebliche Töchter,
Lehren uns oft die eigne Leier beseelen, und bringen
Oft herab vom Olymp die Harfe des Mäoniden.
Laß uns Beide das heilige Lied des göttlichen Greisen
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen Beide.

Freund, gehabe Dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Ross' am flammenden Wagen;
Sieh', mir winket die Mus'; ich folge der winkenden Göttin!

(Friedrich Leopold zu Stolberg.)

4) An meinen alten Ueberrock.

Zu Ende geht hier alles nachgerade:
Der Zedernwald, sowie der Rosenstock,
Der Liebe Huld und Majestäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit schon hin und her genagt,
Die Nichts verschont, was wir auch ewig wähnen,

---

1) Pallas Athene = Göttin der Weisheit, der Künste und des Kriegs.
2) Helikon, ein dem Apollon und den Musen geheiligter Berg in Böotien.
3) Aganippe = Quelle auf dem Musenberge Helikon;
4) Kronion, Beiname des Zeus oder Jupiters = höchste Gottheit der Griechen und Römer.

Die sich sogar an Pauli's Buch gewagt,
Worin er doch von hohen Exzellenzen
Voll Demuth, wie in Fürstenhallen, spricht.
Er meint es gut; er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit so mit hinein zu glänzen;
Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih', o Frack, daß ich von Dir mich scheide.
Louisa selbst, die doch ein schlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den schlechten Mann verzeiht:
Louisa meint, daß wir uns trennen müssen;
Du seist, meint sie, ein wenig angerissen;
Und weil sie's meint, wohlan, so scheiden wir.
Ich lernt' in Dir, und übe nun an Dir
Die große Kunst, das Liebste selbst zu missen.
Bei Weitem zwar bist Du nicht so zerfetzt,
Als Ehren Kuhn's durchlöchertes Gewissen,
Das er getrost durchs Einmaleins ersetzt.
Indessen blieb Dir doch so manche Narbe.
Wir haben oft uns durchs Gebüsch gedrängt;
Dazu hat längst die Pfirsichblüthen-Farbe
Der Sonnenstrahl von Dir hinweg gesengt;
Auch merk' ich's wohl, Du bist nicht im Geschmacke
Der Mode mehr, die uns tyrannisirt:
Denn warum sah'n der Mann im seidnen Fracke,
Und jener Pfahl, mit Port-épée geziert,
So kalt auf mich, daß mich noch itzo friert?
Was warf die wohlgesteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte sich die hochgeborne Mähne
Des Löwensterns so gegen mich empor?
Hab' ich's verdient? Ich läugn' es nicht; zuweilen
Bracht' ich mich selbst um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen;
Zum wenigsten trägst Du die halbe Schuld.
Doch mag es sein! Uns kann das wenig schaden;
Der Stern, der jetzt im vollem Glanze steht,
Kommt an ein Ziel, daß er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig geht's dann unter, dieses Hehre,
Dies Prachtgestirn im Nebel seines Lichts!
Und wie ging's auf in seiner Strahlensphäre?
Groß wie die Pracht der ganzen Welt aus Nichts.
Ein solch Gestirn — oft strahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn steht es nicht oft mit der Geistessonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie?[1])

1) Aphelie (griech.), die Sonnenferne.

Doch wollen wir der Hohheit es verzeihen,
Daß sie vor uns in Wolken sich verbarg;
Allein daß auch von schlichten Bürgerreihen
Kein Gruß auf uns herab fiel: das ist arg!
Zwar weiß ich wohl, das sich das Ding, die Ehre,
Wie Thau, der sich aus Nebel niedersenkt,
An Rosen — und an Distelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Daß uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So daß wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum Wenigsten Etwas dafür zu thun.
Ich möchte gern Dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack; allein wir müssen nun,
Der Wohlstand will's, wir müssen nun uns trennen.
Du wirst fortan von Deinem Dienste ruh'n.
Du weißt es selbst, in Kleiderstolz zu prassen,
War eben nie mein höchster Lebenspunkt.
Wie hab' ich mich gesträubt, Dich zu verlassen.
Nun aber sieh! da liegt schon Dein Adjunct.
Ich werde Nichts bei diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh ist halb mit Dir dahin!
Ich bleibe fort, zum Wenigsten von innen,
Das, was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weiß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen — nein, die machten sie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen,
Pull ist ein Narr und Kuhn ein Bösewicht,
Die alle Drei als Leute viel bedeuten,
Als Menschen nur drei Seelenhülsen sind.
So sieht man denn, ist man nicht gar zu blind,
An Titel, Staat und anderen Außenseiten,
Daß überall, anch unter hohen Leuten,
Viel Hülsenwerk und wenig Körner sind.
Der Mensch ist Mensch; die Leute sind verschieden.
Klaus war ein Mensch, ein echter Mensch, allein,
Was brachte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs Höchste nur zufrieden!
Mit Menschensinn — ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, man reicht nicht aus damit hienieden.
Man braucht noch mehr; man braucht zu seinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dies beseelt ein seelenloses Leben,
Füllt aus, und wär's am Kopf und Herzen hohl;
Dies Etwas kannst Du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du bist mit mir auf einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm gespielt,
Von welchem sie zu Dir die Wolle schoren;

Ob dies mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daß ich von Sympathieen scheide,
Die man so schwer — ja wohl so schwer! gewinnt?
Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß wir Beide
Bis jetzt Ein Herz, Ein Geist gewesen sind.
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;
Und Du, Du hast das meinige getragen,
Das heut' in Dir zum letzten Male schlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern scheide,
Warst mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee,
Mit Dir bestieg ich meine Lieblings-Höh,
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit Dir durchstreift' ich Felsenkluft und Haide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit Dir hat oft bei ihrer Thränenweide,
Wann's dämmerte, die Wehmuth sich verweilt.
Mein guter Frack, so Alles Harm und Freude,
Hast du getreu, als Freund, mit mir getheilt;
Und, wenn mein Geist im öden Lebensschwarme
Trotz allem Kampf am Ende doch erlag,
Wie flog ich dann erlöst in Deine Arme
Hin zum Ersatz für den verlornen Tag!
Verströmt war nun, wovon ich jetzt noch gähne,
Die Schwätzerfluth, die um mein Ohr geschäumt.
Verschwunden war die steife Frau Baläne,
Mit Stickerei besäet und besäumt!
Ich durfte nun die feierliche Mähne
Des Löwensterns, die sich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergießen;
Nun durfte sich mein holder Genius
Mir freundlich nah'n, um mir mit seinem Kuß
Die Bitterkeit des Zwanges zu versüßen.
Nun spielte sanft die liebliche Magie,
Der Geisteskraft um meinen freien Busen.
Ich war ein Gott; ich lag im Arm der Musen;
Ein Leben quoll wie lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Gewimmel
Des Possenspiels, das seine Puppenwelt
Mit viel Geschrei und wirrigem Getümmel
Fein aufgesteift auf seine Bude stellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz sich hält.
O diesen Geist der feierlichsten Stunden,
Den hohen Sinn der weisen Mitternacht
Hab' ich in Dir, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigste hab' ich in Dir gedacht;
Und ist einmal mein Grab nicht ganz verschwunden,

Mit Dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht:
Drum möcht' ich gern ein wenig Dich vergöttern!
Und grünt mir einst aus meiner Musenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:
So sei auch Dir davon ein Blatt geweiht!

(Christoph August Tiedge.)

B. Die epische Poesie.

Die epische Poesie ist objectiv; sie hat Ereignisse, Handlungen zum Gegenstand, die sie berichtet, erzählt. Es ist aber dem epischen Dichter gestattet, von der geschichtlichen Wahrheit selbst abzuweichen und die Thatsachen der Geschichte nach ihrer ästhetischen Darstellbarkeit, d. i. nach den Gesetzen des Ideals zu behandeln; ja er darf sogar nach der Aehnlichkeit wirklicher Erscheinungen und Vorgänge, Naturerscheinungen, Individuen und Thatsachen, welche nie in der wirklichen Welt bestanden, durch die Einbildungskraft ins Dasein rufen; nur muß der darzustellende Stoff einen ästhetischen Charakter tragen und von dem Dichter idealisirt werden; er darf daher die ganze Zauber- und Geisterwelt z. B. Feen, Sylphen, Nixen in den Kreis seiner Stoffe ziehen und mit dichterischer Freiheit verwenden; er kann seine Stoffe aber nicht bloß aus den Kreisen der übersinnlichen Welt entlehnen, sondern auch aus dem Gebiete der Pflanzen- und Thierwelt.

Das objectiv Gegebene stellt sich dar entweder

1) als in der Zeit auf einander Folgendes, und dann ist es erzählende Epik, oder
2) als räumlich neben einander Bestehendes, und dann ist es beschreibende, oder
3) als weniger auf Zeit und Raum, sondern vorwiegend auf Belehrung Bezügliches, und dann ist es belehrende oder didaktische Epik.

Die erzählende Epik:

hieher gehören:

1) das höhere oder ernste Epos oder Heldengedicht,
2) das romantische Epos,
3) das idyllische Epos,
4) das komische Epos,
5) die Romanze und Ballade,
6) die Legende,
7) der Roman und die Novelle,
8) das Märchen.

Erzählende Epik.

1) Das höhere Epos oder ernste Heldengedicht.

Das ernste Heldengedicht oder höhere Epos, zu welchem ein wichtiges folgenreiches Ereigniß den Stoff gibt, stellt eine große Begebenheit oder That dar, in welcher die menschliche Freiheit eines großen Charakters im

Kampfe mit dem Schicksale erscheint, gleichviel ob es ein Kampf der körperlichen oder sittlichen Kraft ist. Unter den Gestalten, welche dieses geschichtliche Gemälde vor uns erscheinen läßt, ragt eine Person, nämlich der Held des Gedichts durch ausgezeichnete körperliche und geistige Eigenschaften über alle andern Personen hervor. Er bildet, mit mehr als gewöhnlicher Menschenkraft ausgerüstet, den Mittelpunkt der poetischen Erzählung und tritt bei allen wichtigen Ereignissen in den Vordergrund; die übrigen handelnden Wesen gruppiren sich um ihn. Die ihm feindlich entgegenstehenden Hindernisse, die von außen her auf ihn eindringen und gegen die wir ihn ankämpfen sehen, heißen das Schicksal. Diese Hindernisse können durch Naturkräfte, oder durch feindselige Menschen oder selbst durch höhere Wesen herbeigeführt sein und setzen seine Kraft in Thätigkeit. Aus dem Kampfe des Helden mit dem Schicksale entwickelt sich die Handlung des Epos. Drei Elemente sind es demnach, die im ernsten Heldengedichte hervortreten: der Held, das Schicksal und die Handlung. Der Held kann aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen, kann aber in demselben auch physisch unterliegen. Haupterfordernisse des Heldengedichtes sind: a) eine consequente Charakterzeichnung, b) eine ohne Schwächung des Interesse bis zum Schlusse durchgeführte, mit einander innig verflochtene Kette von wichtigen und würdigen Begebenheiten und c) gleichmäßige innere Einheit, welche sich dadurch zeigt, wenn bis zum Schlusse des Epos gleichmäßig mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden in einer unverkennbaren Steigerung sich ankündigt. Dem Helden müssen alle anderen Personen, die in dem Heldengedichte vorkommen, untergeordnet sein; auf ihn müssen alle vorgeführten Ereignisse einwirken.

Die Anlegung, Haltung und Durchführung des Epos, der darin vorherrschende Ton des Gefühls und die wechselnde Farbengebung in den einzelnen dargestellten Gruppen und Schilderungen ist eine Wirkung der Begeisterung und der schöpferischen Einbildungskraft des Dichters. Je größer seine dichterische Kraft ist, den Helden nach allen seinen Handlungen im Glanze des Ideals, und ihm gegenüber die Macht des Schicksals in ihrem ganzen Umfange darzustellen, je mehr es ihm gelingt, das Interesse an der Darstellung bis zum Schlusse zu steigern, desto sicherer wird die Wirkung des Epos sein.

Beispiele des ernsten Heldengedichtes.

1) Der Schwur des Messias (aus dem ersten Gesange des Messias.)

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsam Nächte
Unter des Vaters Anschau'n ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg'. Der fromme Johannes,
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen in's Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, der Jesus zum Dienst' auf der Erde gesandt war,
Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang

Zweier umdüfteter Cedern, und dachte dem Heile der Menschen
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm in Stillem vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam.
Diese Betrachtung entzückt' ihn; er sprach mit leiserer Stimme:
Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, schon streckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach, wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wie viel erträgst du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geschlechte!

Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Berges am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr, des Fluches Stimme, die Stimme,
Angekündet im Sturm und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu erneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämm'rung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schauen bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unsrer göttlichen Liebe,
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter,
Edens selige Kinder, ach! unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von Neuem uns schaffen!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Ernied'rung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und, o Canan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!

Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich, und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein unendlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte,
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei; noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod, ich, Ewiger, leiden!
  Weiter sagt' er, und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen!
  Jesus sprach's, und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
  Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben!
Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph; ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vor dem nahen Gewitter, die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens;
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahin sank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle. (Klopstock.)

2) **Jesus in Gethsemane** (aus dem fünften Gesange des Messias.)

— Jetzt denkt Gott sich selbst, und das Geisterheer, das ihm treu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnet er. Ruhend
Hoch auf Tabor, hält er den tieferzitternden Erdkreis,
Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche stäube!
Wendet gegen Eloa darauf sein schauendes Antlitz,
Und der Seraph versteht die Red' in dem Antlitz Jehova's,
Steigt von dem Tabor gen Himmel. So hub von der Hütte des Bundes
Sich die Führerin weg, die himmelstützende Wolke,
Wenn das Volk, der sichtbare Zeuge von Bethlehems Sohne,
Seine Gezelte von Oede zu Oed' auf Moses Gebot trug.
Und der Gesendete stand auf einer Mitternacht stille,
Schaute zum Oelberg nieder, erhub die Donnerposaune,
Tönte des Weltgerichts Entsetzen aus der Posaune,
Rufte gegen die Erd', und sprach: Bei dem furchtbaren Namen
Dessen, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer
Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüssel des Abgrunds,
Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit Allmacht,
Und mit Gericht bewaffnet! Ist Einer unter den Himmeln,
Welcher, statt des Menschengeschlechts, im Gericht will erscheinen,
Dieser komme vor Gott! So ruft Eloa vom Himmel.

Und der Gottmensch schaute dem hohen Seraph ins Antlitz,
Hörte den Klang der Posaune! Da ging er mit schnellerem Schritte
In Gethsemane fort. Noch folgten ihm drei von den Jüngern
In die schreckende Nacht. Er entriß sich ihnen, und eilte
Ganz in das Einsame hin. Jehova hub das Gericht an.

In das Heiligste hast du mich zwar, Sionitin, geführet,
Aber nicht in das Allerheiligste. Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen; und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönete mir von dem Munde die schreckensvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Berg's Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,
Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.

Ueber den Staub der Erde gebückt, die, im Grau'n vor dem Richter,
Gegen sein Antlitz herauf mit stillem Schauer erbebte,
Und im Beben den Staub zahlloser Kinder von Adam,
Alle verdorrten Gebeine der todten Sünder, bewegte,
Lag der Messias, mit Augen, die, starr auf Tabor gerichtet,
Nichts Erschaffenes sah'n, des Richtenden Antlitz nur schauten,
Bang, mit Todesschweiße bedeckt, mit gerungenen Händen,
Sprachlos, aber gedrängt von Empfindungen! Stark, wie der Tod trifft,
Schnell, wie Gottes Gedanken, erschütterten Schauer auf Schauer,
Auf Empfindung Empfindung, des ewigen Todes Empfindung,
Den, der Gott war und Mensch. Er lag, und fühlt', und verstummte.

Aber da immer bänger die Bangigkeit, heißer die Angst ward,
Dunkler die Nacht, gewaltiger klang die Donnerposaune;
Da stets tiefer bebte der Tabor unter Jehova;
Statt des Todesschweißes vom Antlitz des Leidenden Blut rann:
Hub er vom Staube sich auf, und streckte gen Himmel die Arm' aus;
Thränen flossen ins Blut; er betete laut zu dem Richter:
Vater, die Welt war noch nicht. Bald starb der Erste der Menschen;
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet!
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen. Nun ist sie, Vater, gekommen;
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verwes'te,
Wurde sie schon, die selige Stunde des Leidens, erkoren!
Und nun ist sie gekommen! O seid mir, Schlafende Gottes,
Seid mir in euren Grüften gesegnet! Ihr werdet erwachen!
Ach wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Daß ich sterbe! Der du den Arm des Richters emporhältst
Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken erschütterst,
Laß die Stunde der Angst mit schnellerem Fluge vorbeigeh'n!
Vater! es ist dir Alles möglich; ach laß sie vorbeigeh'n!
Ganz von deinem Zorn, von deinen Schrecken gefüllet,
Hast du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von Allen,
Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den Menschen,
Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, verlassen!
Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehova! wer sind wir,
Adams Kinder, und ich! Laß ab, die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugießen! Doch nicht mein Wille geschehe!
Vater, dein Wille gescheh'! Mein hingeheftetes Auge
Schauet aus in die Nacht und kann nicht weinen; mein Arm bebet,
Starrt nach Hilfe gen Himmel empor; ich sink' auf die Erde:
Sie ist Grab! Es ruft, durch alle Tiefen der Seele,
Laut ein Gedanke dem andern: Ich sei von dem Vater verworfen!
Ach, da der Tod noch nicht war! da noch die Stille des Vaters
Ruht' auf dem Sohne! da Adam ward, daß er ewig lebte.
Aber mein Erdegebein trägt auch die Gottheit! Ich leide!
Ich bin ewig, wie du! Es gescheh', o Vater, dein Wille!
Also sprach er und richtete sich von seinem Gebet auf,
Stützt' auf die wankende Rechte sich nieder und schaut' in die Nacht hin.

(Klopstock.)

3) Aus dem „Cid.“

Der Cid*) im Tode.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke;
Er sieht euch zum letzten Mal!

*) Cid, der gefeiertste Nationalheld der Spanier, der durch seine Tapferkeit den Ruf des größten Kriegers errang.

Lebet wohl ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns Alles;
Wie ein Habicht raubt er uns!
Seht, es brechen seine Augen,
Er blickt hin zum letzten Mal!

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager,
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn versteh'n,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht,
Als er die ihm wohlbekannten
Guten, alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund:

Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm Nichts sprechen,
Er auch Nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letzten Mal.

Gerne hätt' sich Alvar Famez [1])
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene [2]);
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das off'ne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen;
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel, denn der Cid entschläft!

Auf, nun auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

(Herder.)

4) „Die Völkerwanderung."

Aus dem ersten Gesang: Die Gothen an der Donau.

Wo sich den nordgepeitschten Wellenschlägen
Das Hochland Asiens entgegensträubt,
Wo trüb, als müsse sie's noch erst erwägen,
In ihre Bahn die Sonne tritt, bestäubt
Von Schneeglanz blinkt ihr Licht herab in schrägen
Und matten Strahlen dort, wie schlafbetäubt,
Und leuchtet nur der Steppe öden Haiden,
Worauf die Horden ihre Heerden weiden,

Dort hauf't ein rauh Geschlecht, dort wo der Wagen
Des Himmels strahlt, Furcht flößet schon der Blick
Des Kindes ein; das Haupt ruht hochgetragen
Auf breiten Schultern; stark ist das Genick;
Die Nasen sind, wie in's Gesicht geschlagen,
Die Wange breit und narbig; mit Geschick
Weiß, kaum der Brust entwöhnt, sich auf den Rücken
Der Rosse schon das zarte Kind zu bücken.

Ein Theil des Stamms ist immerfort zu Pferde,
Die übrige Bevölkrung hält zu Haus,

---

1) Graf von Asturien, Cid's Schwiegervater.
2) Cid's Gemahlin, Tochter des Alvar.

Beschäftigt mit Bebauung ihrer Erde;
Aus kleinen Augen schau'n sie kaum heraus;
Doch in Ertragung äußerster Beschwerde
Ist diesem Volk kein anderes voraus.
Sie haben, denn sie achten auch nicht Wunden,
Nicht Panzer und nicht Helme umgebunden.

Und wandernd einst durch jene weiten Strecken,
Erschien beim Lager des Nomadenstamms,
Gefolgt von Mäusen, Raupen und Heuschrecken,
Ein großer Hirt in einem grauen Wamms.
Er hatte nichts, den hagern Leib zu decken,
Als um sich her die Felle eines Lamms;
Die Mäus' und Raupen trieb er, immer suchend
Und drängend, geißelnd vor sich her und fluchend.

In seinen hohlen Blicken lag ein tiefer
Und ekelhafter Gram; ein grauer Bart
Hing lang und wirr vom abgedorrten Kiefer;
Um seine Schultern saß nach Jägerart
Ein Thierfell, doch zerfetzt, voll Ungeziefer,
Und wie sein Scheitel, grau und dünnbehaart;
Um seine Lenden bei der Ledertasche
Hing, wie bei Pilgern eine Kürbisflasche.

Indem er Dorne zog aus seinen Füßen
Und seine Heerde rings die Flur zerfraß,
Sprach er zum Volk umher: „Ich soll euch grüßen;
Ich bin der Hunger; habt mich!" und er saß
Vor ihre Zelte hin und brach die süßen
Und kleinen Blumen, sprechend: „Seht das Gras,
Die Wurzel, die dem Boden ich entrissen,
Dünkt meinem Gaumen noch ein Leckerbissen."

„Ich wohne bald am unfruchtbaren Meere,
Bald, wo taglang am todten Dromedar
Die Schakals nagen in der Menschenleere,
Wo nie der Sand ein Sonnenkind gebar;
Auch mach' ich oft mit einem Siegesheere
Vor aller Welt mein Dasein offenbar,
Und laß' in Städten, die sich täglich füllen
Die Menschen wüthend durch die Straßen brüllen."

„Zu euch jetzt! Wandert aus von euren Sitzen!
Zieht aus und fort, von mir hinausgeschreckt.
Durch ferne Länder sollt ihr niederblitzen,
Wie Hagel, der die Saaten niederstreckt —
Und wie ein Wolkenbruch in Felsenritzen
Versiegt, und in die Tiefen sich versteckt:
So sollt auch ihr im großen Völkerbrunnen
Versiegen geh'n. Und jetzt von hinnen, Hunnen!"

Er sprach's, da ward von unzählbaren Nagern
Die Haide bald ein ödes Haidegrab.
Der Hunne sah die Heerde täglich magern;
Nach Westen wies des Königs Wanderstab:
Und also zogen sie aus ihren Lagern
Vom Steppenhochland Asiens herab,
Und wälzten Volk um Volk in sich begrabend,
Verheerend sich von Morgen gegen Abend.

Sie kommen, wie das Herbstlaub von den Aesten,
Das aufgehäuft im Sturm von dannen fliegt,
Am Tanais und wo in den Morästen
Des schwarzen Meers der große Strom versiegt,
Entflieh'n den nie gesehnen Schreckensgästen,
Theils unterjocht und theils noch unbesiegt,
Nach Süd' und West sich rastlos fortbewegend,
Die namenlosen Stämme jener Gegend.

So muß es sein, wenn in den Tropenzonen
Durch Urwaldnacht ein plötzlich Feuer leckt;
Im Flug ergreift's die höchsten Gipfelkronen;
Aus Höhlen, die kein Lichtstrahl noch entdeckt,
Flieh'n alle Thiere, die den Forst bewohnen;
Der Adler, von dem neuen Tag erschreckt,
Verläßt sein Nest am tausendjähr'gen Stamme
Und rauscht empor, ein Phönix aus der Flamme.

Zu Boden stürzen uralt dunkle Rüstern*);
Die Aeste fliegen prasselnd auf; es blitzt
Aus Säulen Rauches, die den Himmel düstern;
Es kocht der See; Fels, Sumpf und Erde schwitzt;
Die Steppenrosse mit weit offnen Nüstern;
Die Mähnen hoch, die Adern aufgeschlitzt;
Flieh'n fort und fort, verfolgt vom Feuerstrudel,
Und ihnen nach die Antilopenrudel. —

(Hermann Lingg.)

2) Das romantische Epos.

Das romantische Heldengedicht hält die Mitte zwischen dem ernsten und komischen Epos und ist die poetische Erzählung abenteuerlicher, wunderbarer Begebenheiten aus den Zeiten des Ritterwesens, weßwegen man es auch Ritterepos nennt. Dem romantischen Geist gemäß herrscht in demselben das Abenteuerliche, Geheimnißvolle, Wunderbare, mit welchem die Phantasie das kirchliche und Ritterwesen älterer Zeit umgab. Der Held ist eine ritterliche Gestalt, die im Dienste der Frauen, der Kirche oder eines größeren Herrn Abenteuer vollbringt und dadurch seine Ritterpflicht erfüllt, ausgeschmückt mit allen Reizen und Tugenden, die in einem Leben im Kampf für Gott, Ehre, Unschuld und Recht hervorstrahlen. Das

*) Rüster = Ulmbaum.

Schicksal, das über den Helden waltet, ist die Vorsehung. Die feindlichen Mächte, die in den Kampf eingreifen, sind theils Menschen und widrige Geschicke, theils auch Fabelwesen, die der Volksglaube der Zeit erschuf: Riesen, Zwerge, Zauberer, Drachen, Feen, Kobolde ꝛc., wie sie in den Mährchen auftreten. Die Handlung mischt sich mit natürlichen und übernatürlichen Thatsachen.

Beispiel:

Aus der **„bezauberten Rose."** (Dritter Gesang: Entstehung der Rose.)

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß durchspielt von träumerischen Tönen
In leichter Hand die gold'ne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick; dann stand er zart und schlank,
Und auf den schönen Jüngling schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

Dann spricht er so: „Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht;
Doch möcht' ich auch die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen."

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder;
Ihm neigt Astolph den Scepter fürstlich mild,
Und jener läßt in's weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt.
Ernst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

Und horcht, er singt, wie leis' aus tiefen Keimen
In sich'rer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und, dicht umwebt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künftigen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

Doch wenn der Lenz mit seinem Weh'n und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt;
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt;
Wenn Blüthen rings entkeimen, blüh'n und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt:

Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

Doch nicht, wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blüh'n,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glüh'n.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

Doch, wenn gemach die Hüllen sich entfalten
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets aus seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr früh'ster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

Ja, herrlich ist's! wenn nicht mit Blitzesschnelle
Ein fremder Geist von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft die gleiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen;
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht;
Die Blumen schau'n empor; die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht;
Der Thau verzieht, zur Flur hinabzufließen;
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus gold'nem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löſ't auch sie der Hoffnung grüne Hülle,
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle;
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh' erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,

Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und staunend niederschaut:
So blickt auch sie verschämt herab von Oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch gehoben.

Doch Alles singt und blüht und lacht in Helle;
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind;
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind;
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchweht von lauem Weh'n,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen seh'n.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Nun aus der Lieb' erst Liebe zu entsteh'n;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben, als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst, wenn er spät in's Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich and're Blumen schließen:
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

Und wenn, geführt von drohend dumpfem Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöh'n
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze steh'n:
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte weh'n;
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Berührt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

Doch, wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den lichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude.

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,

Und sieh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's; er gibt sein Letztes gern.
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

(Ernst Schulze.)

---

3) Das idyllische Epos.

Das **idyllische Epos** stellt eine Begebenheit aus dem einfachen ländlichen Naturleben dar, erzählt Begebenheiten aus einem Leben, das noch in glücklicher Natürlichkeit und Unschuld gedacht wird. Fischer, Jäger, Hirten, Landleute 2c. sind die handelnden Personen. Wenn die Idylle ein großes welthistorisches Ereigniß im Hintergrund hat, wird sie bürgerliches Epos genannt.

Beispiele:

1) Aus Hermann und Dorothea.

Schicksal und Antheil.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt, wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehen, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seine Krümmungen wandern!
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest mit alten Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!"
So sprach, unter dem Thor des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge verständige Hausfrau:
„Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,

Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher geh'n.
Wirst du mir aber verzeih'n? Denn auch dein Schrank ist geplündert;
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode."

Aber es lächelte darauf der treffliche Hauswirth und sagte:
„Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Echt ostindischen Stoffs; so Etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer geh'n im Surtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze."

„Siehe!" versetzte die Frau; „dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehen; er muß doch wohl schon vorbei sein;
Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind! Wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten."

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte."

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die Seite des Markts, der begüterte Nachbar
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen;
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
„Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm; die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehen, und was zu schauen nicht froh macht."

Freundlich kamen heran die Beiden und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd. —
Da begann denn zuerst nach wechselseitigem Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte beinahe verdrießlich:
„So sind die Menschen, fürwahr! und Einer ist doch wie der Andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!

Läuft doch Jeder, die Flamme zu seh'n, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden."

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
„Saget uns, was ihr geseh'n; denn das begehrt' ich zu wissen."

„Schwerlich," versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
„Werd' ich so bald mich freu'n nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin; man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeizieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu seh'n, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohl verseh'ne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche; denn Alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach, und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehen, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Bütten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.

Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünschte langsam zu fahren; ein Anderer wünschte zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Geleise gedrängt, nach dem Rande des Hohlwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete, nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menschen;
Denn die Uebrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube!

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
„Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie seh'n; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Stübchen;
Nie scheint Sonne dahin; nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser."
Und sie gingen dahin und freuten sich alle der Kühlung.
Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines
In geschliffener Flasche, auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch; er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

„Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennt es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat

Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hilfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren.
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?"

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
„Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glück verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung."

Da versetzte der Wirth mit männlichen klugen Gedanken:
„Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Gluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitendes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te-Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust, sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret."

Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg. (Göthe.)

2) Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt,
Lächelte dann und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter geseh'n und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen."
Ruhig erwiederte drauf der Sohn mit ernstlichen Worten:

„Ob ich löblich gehandelt? Ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen;
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück: sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: „Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern gibt, um los zu werden den Armen.
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're gerettet,
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigen nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden; wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen."
Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löst'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder gescheh'n; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, Alles und Jedes.
Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank aus,

Trieb die Ochsen, da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen.
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach und erreichte sie bald und sagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn; ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: Mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben: der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brode,
Flaschen Weines und Biers, und reicht ihr Alles und Jedes.
Gern hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu." (Göthe.)

3) Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchten voll schwellender Haare geziert war!
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich, und ehrsamer Küster,
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edeln Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er selbst und die freundliche Gattin,

Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfah'n den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich Alles umher auflöf' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang;
Solches erfuhren wir selbst, Du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn Du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt*), und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Besen und Mandelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing —
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz —
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebonet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zwe'n Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen und Aepfel.

Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,

*) Mit der Uhle — dem Raukopf — die Spinngewebe an der Decke abgekehrt.

Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht', und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Ach wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz!
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Vieh's sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt, und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!"

Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.

Neben dem schlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tisches,
Deckt sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dos', und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die summenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.

Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr!
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthau'n

Und der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgeh'n:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;

Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich haueln."

Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legt sie Feurung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.

Emsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und Diele*) durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken; und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:

„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater!
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht! Sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber, sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt in der Eile den Auftrag.

„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht! Sonst geht Dir der kitzliche Fischer,
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!

Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
„„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich Dir früher, denn Noth ist!
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!""

Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sie über die Schultern.

*) Hausflur.

Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl, wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee:
„Mutter, es kommt, wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, bescheint und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: „Willkommen! daher! Willkommen, Ihr Kindlein!
Lebt Ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigsten Ost mein Töchterchen?" Dann von den Kindern,
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" sprach sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart, und scheuet die Zugluft."

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkos'te sie viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?""
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:

„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß Dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"

Sprach's, und führte sie leis in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung:
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! An's Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Altenden Freud'! In Freud' auch altet und greiset
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da Dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und Dich ihm vermählt, Du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O Du Seelengesicht! Denn ich duze dich, weil Du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!"

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos'te die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;

Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm' denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."

Schalkhaft lächelte drob, und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen ohne Dein Wissen!"

Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

(Joh. Heinr. Voß.)

4) Aus „Hannchen und ihre Küchlein."

Die Ueberraschung.

Welch ein friedliches Dörfchen? Es ruhet im Schatten des Schloßbergs,
Wie zu den Füßen des Hirten die traulich gelagerte Heerde.
Rebenumrankt stehet nahe der Straß' ein freundliches Hüttchen;
Still dort saßen beisammen am Abend im dunkeln Stübchen
Martha, des Pfarrers Wittwe, die gläubige Heldin im Unglück,
Hannchen, des Pfarrherrn Waise, die fromme, die liebliche Jungfrau,
Beide mit fleißiger Hand umdrehend die schwebende Spindel,
Beide mit sinnenden Blicken versunken in tiefe Gedanken.
Sieh', da rollten vorbei auf lindenbeschatteter Straße
Glänzende Wagen, bespannt mit kraftvoll schnaubenden Rossen,
Stattliche Männer und Frauen darin, auch Junker und Fräulein,
Alle dem Schloßberg zu die vergnügten Gesichter gewendet.

Hier flog Hannchen zum Fenster, mit freudig geöffneten Armen
Rufend: „Antonie war es! Antonie! hab' ich im Fluge
Doch sie wieder erkannt nach drei Jahr' langem Entferntsein:
Heil! nun kehrt sie zurück mit dem Vater, der Mutter, dem Bruder
Von den helvetischen Bergen und von den italischen Küsten!
Auch die Begleiter erkannt' ich! Es waren die Vettern und Basen,
Fröhlich vereinigt im Chor zur Feier der glücklichen Rückkunft."

Und so jauchzte sie fort im längern Strome der Rede,
Daß sie nun wieder sich freue der schmerzlich entbehreten Freundin,
Welche sie deutlich erkannt beim ersten, beflügelten Aufblick.

„Doch, ach, wird sie auch Dich noch kennen?" erwiderte Martha;
„Hinter ihr liegen die Jahre der rangunkundigen Jugend!
Die als Kind Dich geliebt, ist jetzt ein gnädiges Fräulein,

Das sich der Jugendgespielin, der dürftigen Waise des Pfarrers,
Wohl nur wenig erinnert, vielleicht gar ihrer sich schämet."

Doch da blitzten, wie Edelgesteine, die Augen der Jungfrau;
Laut zum Lobe der Freundin erhob sie die siegende Stimme;
Denn in dem eigenen Herzen der treuesten Liebe Bewußtsein,
Glaubte mit schönem Vertrauen sie fest an die Treue der Freundin.
Dessen erfreute sich Martha und lobte den Glauben der Tochter;
Nur daß zu unverhofft nicht komme die mögliche Täuschung,
Sprach die verständige Frau von mancher betrübten Erfahrung,
Sprach von dem ad'ligen Stolz und der Schwäche des menschlichen Herzens,
Welch ein trügliches Ding von Adam her es gewesen
Welch ein trügliches Ding auf immer und ewig es bleibe.

Ehrend ein jegliches Wort der geliebten, erfahrenen Mutter,
Hört' es die Tochter betrübt und beklagte der fröhlichen Kindheit
Allzugeschwindes Entfliehen in nie rückkehrende Ferne.
„Weh mir", seufzte sie bang, „wie trostlos wird es mich machen,
Wär' im Geräusche der Welt ihr Herz mir Armen entfremdet!
Ach, wie sie mich geliebt, wird Niemand wieder mich lieben!
Würde mir fremd ihr Herz, was wäre mir dann noch das Leben!"

Doch kaum seufzte sie so, da knarrete draußen die Pforte;
Eilet es über den Hof und nahet' es schon sich dem Stübchen.
Auf flog plötzlich die Thür und: „Hannchen!" „„Antonie!"" tönt' es!
Tönte mit steigendem Jubel: „„Antonie!"" „Hannchen!" noch einmal.
Und dann lagen sie Brust an Brust in entzückter Umarmung,
Wechselten zärtliche Wort' und Küss' und freudige Thränen,
Gleich zwei blühenden Blumen mit traulich verschlungenen Blättern,
Lieblichen Balsamduft zuströmend die eine der andern.

Martha betrachtete Beide, gerührt, mit gefalteten Händen,
Gern abbittend im Herzen Antonie jegliches Mißtrau'n;
Und auffangend der Tochter beseelten, erheiterten Aufblick,
Nickte sie freudebewegt ihr zu; doch verstummend in Rührung,
Hob sie empor nur die Hände, zu segnen das herzliche Bündniß.

Jetzt erst sah sie, betroffen, Antoniens hohen Begleiter,
Welcher mit lächelndem Blick noch stand in der offenen Thüre.
Freundlich begrüßt sie den, zum Sitz ihm bietend den Sessel,
Höchlich erstaunt und beschämt, daß Keins ihn früher beachtet.
Und es entwand sich Antonie eilends den Armen der Freundin,
Führte den Grafen ihr zu mit freudigem, schönem Erröthen,
Nannt' ihn ihren Verlobten und bat ihn, daß er nicht zürne.
Aber es sagte der Graf: „Wohl hat so herzliche Freundschaft
Heilige Recht' auch neben der Lieb', als ältere Schwester.
Herzen, die schon sich bewährt als treu in dem Tempel der Freundschaft,
Werden sich schön auch bewähren im heiligen Tempel der Liebe;
Und so seh' ich mit Lust im Arme der Freundin die Theure,
Die durch Liebe mir soll in den Himmel verwandeln die Erde."

Also sprechend vergnügt, sanft legt' er Antoniens Hände
Wieder in Hannchens erzitternde Händ' und wandte zur Mutter
Dann sich lächelnden Blicks, anknüpfend erheiternden Zwiesprach.

Doch vom heftigsten Schmerz in der Tiefe des Herzens ergriffen,
Neigt' jetzt Hannchen das Haupt an den Busen der zärtlichen Freundin,
Leise nur weinend zuerst, dann heftig und heftiger weinend,
Daß theilnehmend Antonie rief: „Mein Hannchen, was ist dir?"

Aengstlichen Blicks gleich sah es die Mutter und nahte sich liebreich,
Neu zu erheitern die Tochter mit freundlichen Worten versuchend.
Hannchen indessen vermochte den Sturm noch nicht zu beschwören,
Welcher die Seel' ihr bewegt' und Thrän' auf Thrän' ihr entpreßte.
Küßt auch viele die Freundin ihr schnell von der glühenden Wange,
Rann doch Perl' um Perle hinab zu dem pochenden Herzen.

Da nahm Martha das Wort, um zu Hilfe der Armen zu kommen,
Schnell ablenkend von ihr die befremdenden Blicke des Grafen.
„Unrecht muß ich es nennen, vor Gästen, wie diese, zu weinen,
Oder zu sprechen von häuslicher Noth und betrübter Erfahrung;
Aber es lässet das Herz nicht streng sich immer gebieten.
Und der Glückliche wohl ist würdig vor Allen des Glückes,
Der mitleidigen Sinnes die Klage vernimmt des Bedrängten.
Daß ich es nur kurz sage: Wer so viel Schlimmes erfahren,
Als mein Hannchen und ich, hat Ursach wahrlich zu weinen!
Was hochtheuer dem Herzen, und was nur das Leben bequem macht,
Ward uns plötzlich geraubt nach Gottes allmächtigem Rathschluß!
Ich bin nahe dem Ziel' und entgehe der weiteren Noth bald;
Aber wie lange vielleicht hat noch mein Hannchen zu trauern,
Ach, um den einzigen Bruder, gefallen auf blutigem Schlachtfeld,
Dann um den Vater, vor Schmerz' und Sorg' in die Grube gesunken,
Ueber den plündernden Feind und über die schreckliche Flamme,
Die, was jener uns ließ, noch nahm in entsetzlicher Sturmnacht!" —

Jetzt erst, schüchternen Blicks, umschauend im ärmlichen Stübchen,
Rief mit innerer tiefer Bewegung die treffliche Freundin:
„Weh, ihr Theuren, o weh, euch hat die zerstörende Flamme,
Seh' ich, die nöthigste Habe geraubt! O' wie Vieles vermiß' ich,
Was euch früher umgab! Das habt ihr Alles verloren?"

„„Ja, so ist's!"" sprach Jene, „„dem schrecklichen Feuer entreißen
Konnten wir Weniges nur; und das auch fiel der Zerstörung
Während des Rettens anheim in der unvorsichtigen Eile!
Erst am Morgen erstarben die Flammen, und rauchende Trümmer
Deckten die Stelle, wo sonst wir lebten in Frieden und Wohlstand!
Alles dahin! „Gott hat es gegeben und hat es genommen!"
War mein Morgengebet in der blühenden Laube des Gartens.
Der nur war noch entgangen der schrecklichen Feuerverwüstung;
Und die erhaltenen Bäum' und Gesträuche, wie Kinder, so lieb uns,
Da wir sie alle gepflanzt und gepflegt mit Müh' und mit Liebe,
Sie nur erfreuten uns noch, als einziger übriger Reichthum.""

„Doch auch diese", erwiedert' Antonie, mußtet ihr missen,
Seit der Versorger euch starb! Ein Andrer, ein Fremder erfreuet
Nun sich der Frücht' und des Schattens von euren Gesträuchen und Bäumen!"

„„Nicht darf das mich betrüben"", erwiderte Martha; „„es muß ja

Weichen der Eine dem Andern; und sind doch Kirch' und Gemeinde
Trefflich auf's Neue versorgt nach meines Verewigten Heimgang."

Kaum daß so das Gespräch sich gewendet, da flüchtete Hannchen,
Vor dem Gesichte das Tuch, sich hinaus in die schweigende Kammer,
Seh'n nicht wollt' es die Mutter; doch tief wehmüthigen Blickes
Schaut ihr Antonie nach und sprach mit leiserer Stimme:
„Ach, wie jammert es mich, so wieder zu sehen die Freundin,
Die mit dem fröhlichsten Sinn mich selbst sonst stimmte zum Frohsinn!
Während das Schicksal mir zuführte den Lebensgefährten,
Raubte der Freundin der Tod so frühe den Bruder und Vater!
Während am fernen Vesuv mich Säulen von Feuer ergötzten,
Weh, da erschreckten sie hier euch, Theure, mit wilder Verwüstung!
O, daß Hannchen mir nicht dies Alles vertraulich geschrieben!
Hätt' ich's früher gewußt, gern hätt' ich früher getröstet.
Was nur ersetzen sich läßt, längst hätt' ich's wollen ersetzen;
Denn auf Alles, was mein, hat Hannchen die heiligsten Rechte."

Freundlichen Blicks hinreichend die Hand, antwortete Martha:
„Daran erkenn' ich mit Rührung die theure Antonie wieder,
Die, noch ein lallendes Kind, schon freudig dem Armen ihr Brod brach.
Doch dies wissend, verbot ich's standhaft Hannchen, zu schreiben,
Was wir Alles verloren, und wie uns prüfte der Himmel!"

„„Aber, o, war das recht"" unterbrach sie Antonie lebhaft,
„„Gegen Antonie recht? Recht gegen die darbende Tochter?""

„Mindestens meint' ich es so;" antwortete Martha mit Ruhe.
„Wurden wir arm nach dem Willen des Höchsten, so mußte daraus auch
Uns der Segen erblüh'n, deß Gott uns würdigen wollte.
Jeglichem Boden entsprießen die ihm einheimischen Blumen;
Mancher balsamische Kelch blüht nur an dem Felsen der Wüste;
Mancher erblühet am schönsten im Thale der Noth und der Prüfung.
Ernstere Tugend, die sonst wohl fremd ihm wäre geblieben,
Lehret dem Armen die Noth; auf regt sie die schlummernde Kraft ihm,
Lenket den Blick ihm hinweg von des Lebens gemeiner Zerstreuung,
Auf zum Höhern und Höchsten hinauf; dann, reich in sich selber,
Schmücket ihn heiliger Stolz und blühen ihm heilige Freuden,
Welche die Kinder des Glücks in des Reichthums Fülle nicht ahnen.
Und so hoff' ich dann auch, was Hannchen nach außen verloren,
Ist durch inneren, schönen Gewinn ihr reichlich vergütet.
Daß sie entbehren gelernt und rüstig die Kräfte gebrauchen,
Bleibt ein besserer Schatz als Haufen von Silber und Gold ihr.
Daß sie des Glückes abwechselnde Launen erfahren so früh schon,
Wird sie, umlacht es sie einst, vor Hoffart schützen und Hochmuth,
Wird sie belehren, daß nichts dem Beglücktesten dauernd anheim fällt,
Wahrhaft Nichts ihn erhebt, als was er im Innern gewonnen
Durch sich selber an sittlicher Würd' und strengerer Tugend." —

Also sprach die verständige Frau. Und kindlichen Sinnes
Hört' ihr Antonie zu; es erschien ihr das ärmliche Stübchen,
Wo sie noch eben so Vieles vermißt, wie ein heiliger Tempel,
Höherer Tugend geweiht; und dann mit Worten der Ehrfurcht

Abschied nehmend, ergriff sie die Hand der bewunderten Armen,
Drückte die Lippen darauf und ging, still sinnend, von dannen.
Und es verneigte der Graf vor Martha so tief sich im Weggeh'n,
Wie vor Grafen er selten es thut; und die edlen Verlobten
Prägten sich tief in's Herz für's folgende Leben die Lehre:
Unglück tragen mit Stolz und des Glücks genießen in Demuth,
Das nur versöhnt das Geschick und adelt vor Gott und vor Menschen.
(Eberhard.)

5) Irin

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O wie schön
Ist jetzt die Gegend!" sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh'," sagt er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh', er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O was für Anmuth hauchet jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!" —

„Ja," sagt Irin, „sie macht uns froh,
Und glücklich, und Du wirst durch sie
Glückselig sein Dein Lebelang
Wenn Du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem Dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und noch in schönren Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfah'n!
O, bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von Deinem Vorrath gern
Den Armen! Hilf, so viel Du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam,
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' Du in Bosheit willigest!
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil! —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet! Und wiewohl
Ich achtzig Mal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust!
Zwar hab' ich auch manch' Ungemach
Erlitten; Als Dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz. —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrack, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt'
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon

Noch eine See auf mich herab! —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild! Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust! — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich! Ich fürcht' es nicht!
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. —
O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich sein, wie ich;
So bleibt Dir die Natur stets schön!"

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irin's, und sprach: „Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!"
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Ihm auch ein Frühlingstag zu sein.

(Ew. Chr. v. Kleist.)

6) Die Fischer auf Capri.

1827.

Hast du Capri geseh'n und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad' als Pilger besucht, dann weißt Du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu späh'n ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfah'n, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salern's Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden; es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten verseh'n; sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
An's treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bietend der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer; es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;

Ja, kaum hegt sie sie noch; es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht; nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht; nie schlummert es unter dem Palmbaum.
Nur die verwilderte Myrthe noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen; es einzieh'n; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einzieh'n.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! Wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sclaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen: ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzfluth.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst von dem Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

(A. Graf v. Platen.)

---

4) Das komische Epos.

Auch beim komischen Heldengedichte erscheint im Mittelpunkte der Darstellung ein Individuum (ein Held) im Kampfe mit einem widrigen Geschicke; der Held des komischen Epos tritt aber aus dem Kampfe als Sieger hervor; er ist gewöhnlich ein an sich unbedeutender Mensch, ja manchmal selbst eine komische Gestalt, die schon durch ihr Auftreten Lachen erregt und durch eigne Schuld in mancherlei Verlegenheiten geräth. Das Komische liegt theils in der Characterzeichnung des Helden selbst, theils in den Verhältnissen, mit welchen der Dichter ihn in Conflict bringt, theils auch in der Art und Weise der Einkleidung und Darstellung. Die Darstellung kann allen Arten des Komischen angehören. Zur Erhöhung des Lächerlichen dient das Wunderbare, das durch komische Fabelwesen bewirkt wird.

Beispiele des komischen Heldengedichtes.

1) Bruchstück aus dem Renommisten,

einem komischen Heldengedichte.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,

Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keichen stolperte der Pferde müder Trab,
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
Im stolpernden Galopp durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll innrer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renommist, und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jen'schen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu trinken Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht!
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List.
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen,
Ein krieg'risch Feuer brannt' in seinem wilden Busen;
Zum Korporal gemacht, und nicht zum Musensohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streich vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegiret.
O Jena (ruft er aus), bald werd ich nicht mehr sein;
Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles freun!
Bald wird man auf dem Markt nicht mehr mich brüllen hören!
Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe stören,
Philister! — Welch' ein Schlag! die Freiheit ist dahin,
Dein Anseh'n, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!
Er sagt's, springt auf sein Pferd; und zwanzig Creditoren
Sah'n ihn zu spät entfloh'n, und ihren Raub verloren.
Es war ein Jenisch Pferd, es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Kalmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
Verlangt' es Bier und Brod, und konnte Branntwein saufen.
Den Raufbold trug zum Hecht Kalmucks geschwinder Lauf;
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf;
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh' auf die Erde.
Armsel'ger! rief er aus, in Leipzig bist du nun!
Ja hier, wo Alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man fast nicht weiß, daß Bursche Degen tragen?

O, wie beseufz' ich nicht mein widriges Geschick,
Denk' ich, mein Jena, noch an deine Lust zurück!
O Schicksal! wär' es doch dein mir geneigter Wille!
Doch Schnurren, doch Pedell — hier schwieg er plötzlich stille,
Und warf sein schweres Haupt in seine tapfere Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der Wand;
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geschärften Stahl,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gyps schlug funkenreicher Schimmer,
Und wüthend schleudert er ihn in das öde Zimmer.
Indem tritt voller Furcht die junge Magd herein;
Ihr Angesicht erblaßt bei seines Degens Schein.
Befehlen Sie etwas? Er sprach mit wilden Mienen:
Kennst du die Krone wohl? — Sie sagt: mein Herr, zu dienen.
So geh dahin, fuhr er mit rauhem Basse fort,
Und bringe dies Billet an den bestimmten Ort.
Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen;
Ich bin incognito! Sei stumm bei ihren Fragen.
An drei Jenenser war die Einladung gerichtet,
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein festers Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommistenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer roh und wild.
Und auch in Leipzig noch der Jen'schen Freiheit Bild.
Wer sich nur unterstand, sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken,
In Jen'scher Lebensart traf sie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrei'n dem Bacchus und Vulkan,
Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein Jeder las erstaunt, und Jeder fragt — und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich, halbtaumelnd und verdrossen,
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. Wie? Bruder, seh' ich recht?
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Bart,
Und Jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
Kerl, sprach zuletzt von Torf, wie kommst du angezogen?
Die Manichäer sind gewiß von dir betrogen?
Doch sage mir, warum liegt Alles um dich her?
Warum der Degen bloß? Was soll dies Mordgewehr?
Er schwieg, und Raufbold sprach: Laßt euch zusammen nieder!
Sie thatens; er fuhr fort: Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena sich gewagt,

Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
Ihr, wißt, wie sorgsam ich für uns're Freiheit wachte,
Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
Dafür hab ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? Weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreimal hatt' ich mich schon auf offnem Markt geschlagen,
Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davongetragen.
Kein Andrer war, wie ich, im Stoß und Hieb so schnell.
Da kommt Beelzebub im schielichten Pedell;
Man forderte mich vor; ich mußte höllisch schwitzen;
Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beschützen;
Ich sollt' und mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt.
Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen
Und habe mit Verdruß den dummen Weg genommen.
Allein was war zu thun? Ihr waret alle hier!
Bleib ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?
Da ward ein mächt'ger Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der Eine sprach: Bleib hier, der Andre sprach: Zieh fort,
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen. —

(Zachariä.)

2) Aus „Feldherrnränke."

Erster Gesang.

„Meister Bremsel! ohne lang zu streiten,
Mach' er sich's bequem, wie's ihm gefällt;
Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
Wenn der Redner auf die Bank sich stellt.
Leichter wird er unsern Muth erregen,
Ist sein Heldenanblick uns verlieh'n;
Kann ja allenfalls, des Schmutzes wegen,
Sich indeß die Schuhe runter zieh'n!"

Bremsel that's, und hub mit festen Mienen
Folgendergestalt zu sprechen an;
„Endlich ist der Augenblick erschienen:
Endlich reift der langgenährte Plan!
Vielfach hab' ich euern Muth beschworen,
Hab euch angereizt bei Bier und Wein;
All umsonst! ihr hattet keine Ohren;
Fieberangst durchlief euch Mark und Bein!"

„Schon seit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
Um die Zeit des Mai's vom Thurme schallt,
Zeigen auf des Kirchhofs stillem Grunde
Sich zween Geister, furchtbar von Gestalt!
Schwarz und zottig sind sie anzuschauen;
Ihre Augen sind ein Funkenmeer;

Hörner tragen sie und Drachenklauen,
Und nach Schwefel stinkt es weit umher!"

„Kiebitz, den einst an des Kirchhofs Planken
Ein Berufsweg spät vorbeigeführt,
Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
Daß vor Angst ihn nicht der Schlag gerührt!
Küsters Elsbeth ward dem Schreck zum Raube;
Halb gelähmt, mit Müh und Noth entkroch
Sie dem Platz, und unter ihrer Haube
Rappelt es bis diese Stunde noch!"

„Diesem Unheil muß gesteuert werden!
Herzhaft müssen wir dem Schreckbild nahn;
Oder als das feigste Volk auf Erden
Schildert uns des Auslands Lästerzahn.
Will der Urian uns Schlingen legen,
Treff' er uns gestählt mit Muth und Kraft!
Ach wir sind des trägen Zauderns wegen
Längst das Spottgedicht der Nachbarschaft!"

„Bürger Tiefenbachs! o wenn ihr wüßtet,
Wie so tief mich euer Anblick rührt!
Mit Geschoß und Speer steht ihr gerüstet,
Und das Werk seh ich schon halb vollführt.
Droht uns auch das ganze Heer der Geister;
Ich, der Schützengilde Flügelmann,
Erbgeseßner Zunft- und Schneidermeister,
Scheue nichts und zieh euch kühn voran!" —

Sprach's und reckte fürchterlich die Glieder,
Stieg dann schwitzend von der Bank herab,
Schnallte hastvoll sich die Schuhe wieder
Und ergriff den knot'gen Feldherrnstab.
Alle drängten sich um ihren Führer,
Wie die Bienen um den Weisel, her,
Und es trank der große Herzenrührer
Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Rastlos hatte für die Abendstunde
Raps den Tag hindurch mit Weib und Kind
In des Kellers unterird'schem Grunde
Hier ein Glas geschwefelt, dort verdünnt;
Dennoch fand man, statt zufriednen Dankes,
Seinen Landwein ohne Geist und Kraft,
Und den Vorrath seines Gerstentrankes
Für Stieglitzenschmäuse angeschafft.

Doch vor Allen, die zum großen Werke
Jetzt sich stählten in des Gastwirths Haus,
Zeichnete durch seines Durstes Stärke
Sich der Altgesell wie immer aus!
Diesem Durst hat er das Loos zu danken,

Das sich draußen wider ihn verschwor;
Als er, rettungslos gebracht zum Wanken,
Mond und Stern' aus dem Gesicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht gesunken,
Und der Feldherr stellte, stillbemüht,
Die Verschwornen, die sich Muth getrunken,
Seinem Plan gemäß in Reih und Glied. —
Und nun sei, o Muse, mir gewogen!
Nenne sonder Umschweif und Verzug
Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
Und die Waffen, welche Jeder trug!

Majestätisch an des Heeres Spitze
Prangt im grünkalmanknen Sonntagsrock,
Auf dem linken Ohr die Bibermütze,
Gebhard Bremsel mit dem Knotenstock.
Aber wer erkennt den Windesraschen,
Wer den vielgewandten Schneider mehr?
Spitze Steine füllen ihm die Taschen,
Und ein Sarras folgt ihm, lang und schwer.

Ihm zunächst schließt sich mit dickem Zopfe
Bärenschreck, der Huf= und Grobschmied, an:
Einen Karpfenkessel auf dem Kopfe,
Und mit steifem Schurzfell angethan.
In den Fäusten schwingt er Keul' und Messer,
Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
Blickt dem ungestümen Eisenfresser
Mordlust aus dem rußigen Gesicht.

Auch den Aldermann der Feuerspitzen,
Hänsel Pfiff, sieht man im Zuge geh'n;
Stets gerecht steh'n seines Hutes Spitzen,
Mag er sie nach Süd und Westen dreh'n.
Muth und Liqueur röthen ihm den Zinken;
Und so trabt er, hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Raps, des Städtchens Gastwirth, trägt, der Vierte,
Eine Peitsche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasstaub überschmierte:
Wo sie anschnellt, wächst kein Härchen mehr. —
Ihm gesellt mit rostiger Muskete
Sich Hans Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantasierend auf der Pfennigs=Flöte
Haus für Haus der Reihe nach erfreut.

An des Künstlers Seite nimmt ein zweiter,
Gleichgeschätzt im Städtchen, seinen Platz.
Peter Primel, Traum= und Zeichendeuter,
Hoch gelehrt in Kart' und Kaffeesatz!

Jammervoll beschwert mit Magenkrämpfen
Ist er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die innre Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verse macht!

Eingeweiht in dunkle Künst' und Zeichen,
Thut er — kann er des Gespenstes Ohr
Mit den Zauberformeln erst erreichen —
Auch als Geisterbanner sich hervor.
Feuer frißt er, daß die Ohren dampfen;
Gläser kann er auseinander schrei'n. —
Diesen sieht man kühn den Boden stampfen
Und mit blanker Holzaxt zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Den der Feldherr seinem Dienst versprach,
Folget auch, verseh'n mit Hark' und Spaten,
Feydelbach, der Todtengräber, nach.
Hinter ihm, mit büchnem Rockenträger,
Den er heimlich seinem Weib entwandt,
Schreitet Kiebitz, Schloß- und Kirchenfeger,
Und der Weichselzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweste,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzel, der am Kirmeßfeste
Ohne Notenblatt den Grundbaß sägt.
Ach ihm war es nimmer zu verdenken,
Hätt' er sich vom Zuge losgesagt;
Doch den Spieß sieht man ihn muthig schwenken,
Trotz der Gicht, die seine Glieder plagt.

Auch der Fleischer nimmt, ein halber Heide
Und Gespensterleugner, schuldigst Theil;
Schwer am Gurt hängt ihm die Messerscheide
Und am Arm das blankgeschliffne Beil. —
„Was," so pflegte Stroppel oft zu sagen,
„Von Gespenstern in dem Städtchen spukt,
Sind vielleicht die Kälber von drei Tagen,
Die ihr Sonntags gierig niederschluckt!" —

Eine Trommel mit beschabtem Felle
Und von melancholisch dumpfem Ton
Trägt Elias Muff, der Altgeselle,
Schier ergraut in Stroppels Brod und Lohn.
Denn ihn brachte Stroppel mit aus Polen,
Als er einst dahin gezogen war,
Für die Kirmeß Rindvieh einzuholen,
Und sie blieben Freund auf immerdar.

Nicht auf schlechtem Seitenweg' erschlichen
Ward dies Amt von der bescheidnen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgeglichen,

Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht soll ihn der Muth verführen,
Eh man siegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungestümen Eifers sie zu rühren,
Darum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend stand der Mond am Himmelsbogen;
Frühlingslüfte spielten lind und kühl,
Und die Tapfern, die bewaffnet zogen,
Nahten mehr und mehr sich ihrem Ziel.
Friedlich aber vor des Kirchhofs Räumen
Liegt ein Hügel, der zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht. Der Feldherr selber
Stieg hinauf mit raschem Ungestüm,
Und die andern Alle, wie die Kälber,
Die den Hirschbock drängen, folgten ihm.
Buhzel selbst, als man an Ort und Stelle
Angelangt, stand in den Vorderreih'n;
Auch die Trommel trug der Altgeselle
Unverdroßnen Muthes hinterdrein.

Und wie Alles nun hinüberspähet,
Sieh, da springen aus dem Fliederstrauch,
Welcher innen an der Planke stehet,
Die Gespenster ganz nach altem Brauch,
Tummeln erst, den Lauschenden zum Schrecken,
Seltsam auf den Gräbern sich herum,
Klettern emsig auf und ab, und strecken
Endlich in das Gras sich, still und stumm.

Todtenstille herrscht' im Heldenkreise;
Die Gesichter wurden blaß und roth,
Bis der Gastwirth Raps, nach seiner Weise,
Der Versammlung eine Prise bot.
„Riecht ihr's auch?" begann mit hohlem Flüstern
Hänsel Pfiff, der Held mit Zang' und Pfahl:
„Man erlebt solch Funkeln und solch Knistern
Wohl sein Tage nicht zum zweiten Mal!"

„Kinder, laßt den Kopf uns nicht verlieren!"
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Mußt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen,
Um ein Zeuge eurer Angst zu sein?
Herzhaft müssen wir das Treffen wagen!
Kehren wir zurück in träger Ruh,
Bürger Tiefenbachs! die Weiber schlagen
Uns die Thüren vor der Nase zu!"

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erstreiten,
Während ich, mit Einsicht und Verstand

Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.
Nicht dem Feldherrn ziemt's, mit blindem Wagen
Seine unersetzliche Person
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie gesagt, davon."

Als ihm aber dieses Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Diesen sah man wild die Hände ballen;
Jener sprach von Trug und Schelmerei.
Alle sah er wider sich verschworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen zieh'n.

Alle folgten in gestrecktem Trabe;
Doch sobald man an der Pforte stand,
Winkte Bremsel mit dem Feldherrnstabe,
Das Gesicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt!" so sprach er, „laßt uns Rathes pflegen.
Meinen Vorschlag höret allesammt;
Stemmt euch nicht zum zweitenmal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!"

„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul' und Spieß allein?
Mit den Kieseln, die die Taschen füllen,
Kann ich nur von Weitem nützlich sein! —
Ueberdies ist mir die Kraft gesunken!
Hätte doch sein saures Lagerbier
Raps, der schnöde Schenkwirth, selbst getrunken!
Denn vor Magenpein vergeh' ich schier!" —

Aber schwer verletzt durch diese Worte
Warf ihn Raps in seines Zornes Drang
Dergestalt an die verschloss'ne Pforte,
Daß sie knarrend aus der Angel sprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeselle
Die Begierde seines Muthes nicht,
Läßt sie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.

Und von innen tönt ein dumpfes Heulen;
Grauenvoll ist die Entscheidung nah;
An den Boden sinken Spieß' und Keulen;
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremsel strebt umsonst sich aufzurichten;
Todesangst umnebelt ihn den Sinn;
Und — zwei schwarze Pudelhunde flüchten
Ueber ihn mit Windesschnelle hin! — (Prätzel.)

5) Die Romanze und Ballade.

Die Romanze und Ballade sind bei den Deutschen gar nicht von einander unterschieden, wenn man nicht die kürzere Form der Romanze als einen Unterschied annehmen will. Beide Dichtungsarten behandeln sagenhafte Stoffe mit lyrischer Färbung; sie beschäftigen sich nicht bloß mit dem Faktum, sondern vorzüglich mit dem Individuum, durch welches dasselbe ausgeführt wird, und schildern, wie das Epos, dessen Kampf mit dem Geschick. Oft ist es nur Ein Individuum, dessen Begebenheiten und Handlungsweise der Dichter vergegenwärtigt; oft aber wird eine Mehrzahl von Individuen, unter welchen sich jedesmal Eines als Hauptperson ankündigt, geschildert. Der Form und dem Tone nach, der in der Romanze und Ballade vorherrscht, ist sie der lyrischen Dichtkunst nahe verwandt, weil den in ihr versinnlichten Handlungen und Begebenheiten die innigsten Gefühle des menschlichen Herzens zum Grunde liegen; es muß daher bei der poetischen Behandlung stets streng darauf Rücksicht genommen werden, daß sie sich für eine musikalische Behandlung eignen, weßhalb die Form streng geregelt sein und durchgängig dieselbe bleiben muß. Die Romanze oder Ballade steht demnach zwischen der lyrischen und epischen Form mitten inne; der Form nach ist sie lyrisch, dem Stoffe nach episch; daher nannte sie auch Bürger sehr bezeichnend ein episch-lyrisches Gedicht. Der Stoff der Romanze und Ballade kann bald der Mythologie, bald dem heroischen Zeitalter der Völker, bald den religiösen Vorstellungen und Ansichten, bald dem Klosterleben, bald auch selbst den Vorgängen des menschlichen Lebens angehören; nur muß ein höheres Gefühl als Grundton des Ganzen sich ankündigen und die ästhetische Vollendung der Form auf der Durchführung und Steigerung dieses Gefühls, das selbst bis zur Stärke der Leidenschaft erhoben werden kann, beruhen

Wir besitzen einen Reichthum ausgezeichneter Romanzen und Balladen, wie ihn keine andere Nation aufzuweisen hat.

Beispiele aus der Romanze und Ballade.

1) Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang,
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold; den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee!
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;

Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“ —

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort:
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

„Wann klingst du, Lied, vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn mein schönster Sang?“ —
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag' an!

Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth! —
O Retter! Retter! Komm' geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstab' er schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an,
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letztern in sichern Port,
Da rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wack'rer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar; doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied, vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold; den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann. (Bürger.)

2) Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage
Armuth ist die größte Plage;
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von Weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug;
Und da galt kein Vorbereiten,
Heller ward's mit Einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

(J. W. v. Göthe.)

3) Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam; der König rief:
„Laß mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gib mir nicht!
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an; er trank' ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

(J. W. v. Göthe.)

4) Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rößlein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

„Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus.
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehn die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht,
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle."

Und als er im willigen Schlummer so lag
Bewegt es sich unter dem Bette.
„Die Ratte die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!"
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

„Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.

Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlich kleiner Gestalten,
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;
Das Gräflein es blicket hinüber,
Es dünkt ihm, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange. —

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen,
Denn was so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige selige Leute.
So ging es und geht es noch heute. (J. W. von Göthe.)

5) Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus;
Die stürzten mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf; da wird's still',
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

(Fr. v. Schiller.)

6) Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„„Die Stadt vom Tyrannen befreien!""
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„„Ich bin!"" spricht jener, „„zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;

Ich lasse den Freund dir als Bürgen;
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.""

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „„Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.""

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere!

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen!"

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;

Da treibt ihn die Angst; da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich;
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und Drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand.
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee;
„O hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

Und horch, da sprudelt es silberhell
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß;
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr:
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!““

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„„Mich, Henker!““ ruft er, „„erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!““

Und Erstaunen ergreift das Volk umher;
In den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr.
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundernd an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.“

(Fr. v. Schiller.)

7) Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins;
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
  Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton'
  Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
  Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind umher waltet der eiserne Speer;
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr
  Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal
  Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
  Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
  Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
  Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
  Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
  Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.
Doch sage, was ist des Kaisers werth
  An seinem herrlichen Feste?""

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger", spricht
  Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht;
  Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
  Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
  Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
  Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
  Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß

In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf sich neiget zur Erde hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt Jener das Sacrament;
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Giesbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume,
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andere die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott!" rief mit Demuthsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und ird'sches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,

So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten,
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. (Fr. v. Schiller.)

8) Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde*) Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor.
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg:
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

---

*) Charybdis = Meerstrudel, gefährlicher Punkt des Meeres zwischen Calabrien und Sicilien.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab;
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahr wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würf'st du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn;
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab:
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's! und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar;
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten, schrecklichsten Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod;
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,

Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzig fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich loß der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringest mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel,
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht;
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein;
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick;
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

(Friedr. v. Schiller.)

9) Die Kraniche des Ibycus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus [1]), der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süssen Mund Apoll,
So wandert' er, am leichten Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth [2]) des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons [3]) Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr seh'n,
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen [4])
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios [5]) vermag's zu sagen;
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle,
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

---

1) Ibycus = ein altgriechischer lyrischer Dichter. — 2) Acrocorinth = die Burg von Corinth. — 3) Poseidon = der griechische Name Neptuns, des Meergottes 4) Zum Prytanen = zur griechischen Obrigkeit. — 5) Helios = der Sonnengott

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Vom Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Sie horchten von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie.

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'en Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen*) Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn oh' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei!"

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!" —
Und plötzlich finster wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.

„Des Ibycus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well'
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

---

*) Erinnyen = Furien, Göttinnen, welche das Unrecht und den Frevel der Menschen strafen.

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!"
Das ist der Eumeniden*) Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war."

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl!

(Friedr. v. Schiller.)

10) Der Vatermörder.

Graf Eulenfels war reich an Gold,
Doch arm an Lebensfreuden;
So wie der Uhu lichtscheu grollt,
Sah man ihn Menschen meiden.
Ihn nagt' ein Wurm, der nimmer wich
Und doppelt hart ihn quälte,
Als seine Tochter Anna sich
Mit Ritter Horst vermählte.

Sein Tiefsinn lähmte Spiel und Tanz
Bei ihrem Hochzeitsfeste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz
Bestrahlte stumme Gäste.
Der brave Ritter Carl von Sturm
Befand sich unter diesen.
Ihm ward ein Zimmer nah am Thurm
Des Schlosses angewiesen.

Nach Mitternacht entschlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt' ihn aus dem ersten Traum
Das Klirren einer Kette.
Er horcht und wähnet, daß sein Ohr,
Vom Schlaf betäubt, ihn trüge;
Doch klirrt's bald näher, als zuvor,
Und klirrt' schon auf der Stiege.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
Tritt ins Gemach und rasselt
Am Bett vorüber zum Kamin,
Wo noch die Flamme prasselt.
Hier stöhnt es dumpf und schauerlich
Wie aus dem tiefsten Grabe:
„Huhu! wie lange, seit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!"

Der Ritter, dem ein wenig graut,
Schiebt seine Bettgardine
Mit leiser Hand zurück und schaut
Zum flammenden Kamine.
Hier saß des Todes Bild, ein Greis
Mit Lumpen nur behangen.
Sein langer Bart floß silberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald sah er irr und wirr umher;
Bald starrt' er nach den Dielen.
Es schien, als wogt' in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen:
Denn, wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,
Und stieß verzweifelnd seine Stirn
An des Kamines Wände.

„„Unglücklicher!"" rief Carl: „„halt ein!
Was drückt dich für ein Jammer?
Sprich! — Oder ruhte dein Gebein
Schon in des Todes Kammer?""
Der Greis schrickt auf und schwankt zu ihm:
„Laßt Fremdling, euch nicht bangen!
Ich bin ein Mensch, kein Ungethüm,
Und sitz' im Thurm gefangen." —

„„Mensch oder Geist, entdecke mir
Aufrichtig deine Leiden!
Bei Ritterwort, ich helfe dir,
So du's verdienst, mit Freuden!"" —
„Ja, Ritter, ich will euch mein Leid
Aus off'nem Herzen klagen;
Doch sagt erst, warum rollten heut
Durch's Schloß so viele Wagen?"

„„Du Armer! Stirbt dein Lebensrest
In so ganz ödem Banne?

*) Eumeniden = höllische Plaggöttinnen, Plaggeister, Furien.

Erfuhrst du nichts vom Hochzeitsfest
Der jungen Gräfin Anne?'' —
„Kein Wort! — Heil meiner Enkelin,
Und Gott sei ihr Berather! —
Ihr glaubt, ich rase; nein, ich bin —
Ich bin des Grafen Vater. —

„Ja, Herr, ich sag' es noch einmal:
Mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
Des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht,
Mit Ketten mich beladen;
Denn seiner Habsucht fraßen nicht
Mich früh genug die Maden.

„Der Unmensch zeigte sich schon klar,
Da noch die Kinderstube
Der Schauplatz seiner Thaten war
Als ungerathner Bube.
Er wuchs und seine Bosheit mit;
Ja, kaum so zeitig machte
Sein Körper den Vollendungsschritt
Als sie ihn schon vollbrachte.

„Bei einem jungen Edelmann,
Deß Vater wenig Wochen
Vorher gestorben war, begann
Die Höll' in ihm zu kochen.
Als Jenen er umgeben fand
Von Reichthum und Vasallen,
Da fiel er von der Menschheit Rand
Dem Teufel in die Krallen.

„Er kam mit finst'rem Geist zurück;
Das Schloß war ihm zu enge.
Er rühmte laut des Erben Glück
Und seines Goldes Menge.
Mir aber warf er Blicke hin,
Vor denen ich erbebte.
Mit Schrecken las ich hell darin,
Daß ich zu lang' ihm lebte.

„So sah ich einen Monat lang
Auf mich sein Auge blitzen;
Dann überwältigt ihn der Drang,
Mein Alles zu besitzen.
Vermummte brachen bei mir ein
Entrissen mich dem Bette
Und legten, taub bei meinem Schrei'n,
Im Thurm mich an die Kette.

„Bald hört' ich Nachts der Welt zum Trug
Die Todtenglocke schallen,
Und einen blinden Leichenzug
Zur Gruft der Väter wallen.
Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte.
O daß ich euch, was ich empfand,
Recht klar beschreiben könnte!

„Vergebens fleht' ich: Lasset doch,
Eh' meine Augen brechen,
Mich nur zwei Augenblicke noch
Mein Kind, den Grafen, sprechen!
An jedem Morgen kommt und bringt
Ein Stallknecht des Tyrannen
Mir Brod und Wasser, pfeift und singt,
Und gehet kalt von dannen.

„So sind schon zwanzig Jahre mir
Im Burgverließ verflossen;
Mein Wärter hatte heut die Thür
In Eile nicht geschlossen;
Drum hat mein Anblick euch erschreckt. —
Der Hahn beginnt zu krähen;
Ich will, eh' man mich hier entdeckt,
In mein Gefängniß gehen.'' —

„„O hartes Schicksal, das euch traf!''
Rief Carl gerührt; „„Ich schwöre
Euch Rach' und Freiheit, armer Graf,
Bei Gott und Ritterehre!
Kommt, eh' die Ungeheuer hier
Von Schlummer noch erwachen,
Kommt eilend fort, dann könnet ihr,
Des Tigers Wuth verlachen!''

„Nein, Ritter, meine Einsamkeit
Ist mir nun lieb geworden.
Ich höre nichts von Krieg und Streit
Von Rauben und von Morden.
Die Stille meines Kerkers mag
Ich nicht um Lärm vertauschen:
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag;
Man möcht' uns hier belauschen!''

„„Mag lauschen Mordgier und Verrath,
Folgt mir nur mit Vertrauen!

Mein Rachschwert soll euch einen Pfad
Durch eure Feinde hauen!
Wollt ihr in heißer Thränenfluth
Hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für euch verspenden!

„„Ihr zaudert, Graf? soll ich sofort
Hin nach der Hofburg jagen,
Und den entmenschten Unhold dort
Am Fürsten-Thron verklagen?““ —
„O nein! o nein! Gewissenspein
Ist drückender als Ketten;
Von ihr kann mich kein Gott befrei'n,
Wie sollt' ein Fürst mich retten!

„Seht ihr das Blut dort an der Wand?
Dies Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh ich an des Meeres Strand,
So würd' ichs dort auch sehen!
Dies Blut — ach, meines Vaters Blut! —
Wird mich bei Gott verklagen!

Voll Gier nach seinem Gold und Gut
Hab ich ihn hier erschlagen!

Fort, fort! der Boden glühet hier!
Ach, Ritter, helft mir beten!
Seht ihr den Mann voll Wunden mir
Den Ausweg dort vertreten?
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge dir, mein Herz zerreißt;
Gott gnade meiner Seele!“ —

Hinsinkend in des Todes Traum,
Mit wilder Kampfgeberde,
Fiel wie ein umgehau'ner Baum,
Der Mörder jetzt zur Erde.
Ein Eisstrom des Entsetzens goß
Sich durch des Ritters Glieder;
Er floh das grauenvolle Schloß
Und sah's hinfort nicht wieder.

(A. F. E. Langbein.)

11) Arion.*)

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.“

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterkunst.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm:
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm!“

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben,
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben,
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“ —
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.“ —

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.

*) Arion — ein Dichter und Citherspieler aus Lesbos (627 v. Chr.)

Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Geld nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt mich zu retten kein Vertrag,
Daß ich nach Citherspielersitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!"

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen;
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn' und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß ich euch.

Doch könnt' ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen [1]) zu finden,
Der Hades [2]) barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen,
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden [3]), rettet!"
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluthen ihn ersticken
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verlieh'n;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier;
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb wohl! und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.

1) Eurydice = des Orpheus Gattin in der Unterwelt. — 2) Hades = Unterwelt, Todtenreich. — 3) Nereiden = fabelhafte Wassergöttinnen.

Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea [1]) zügeln;
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthius Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie ward auch vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworb'nen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander sinnend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken;
So nah'n sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her:
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke" —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden,
Er ist zum Gotte worden;
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

„Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren!
Nie labe Schönes euern Muth!"

(Aug. Wilhelm v. Schlegel)

12) Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmels Höh'n
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllts nicht dort im Wiederhall
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeifts nicht scharf, wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche? [2])

Heiser kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei;
Ja, es scheint der Kampf ist hart —
Tummle, tummle dich, Astart!
Auf, die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!"

Also hohen Muthes spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur,
Ritter Godefroi La Tour, [3])
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
Ins Gebiß und scheut und bäumet.

---

1) Galathea = die fabelhafte Tochter des Meergottes Nereus. — 2) Tamarindus indica, ein schöner Baum aus der Familie der hülsenfrüchtigen Gewächse. — 3) Ein Kreuzritter Gottfried Latur wird 1308 erwähnt; vermuthlich ist dieser hier gemeint.

Denn wie Gluth in tiefer Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht, 1)
Wie durch Donnerwolken licht
Schwefelschein des Blitzes bricht:
Drehn sich funkelnd schnell und schneller
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt und brüllt und schnaubt;
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Wanst und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbespritzten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend' Aug,
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt;
Selbst die ausgestrafften 2) Branken 3)
Sucht das Scheusal zu umranken.

Und schon sinkt der Leu im Krampf
Athemlos in Druck und Dampf,
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rache droh'n;
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!"

Hoch vom angestrengten Pferd
Schwingt La Tour das breite Schwert;
Flugs mit scharfem Zuge spellt 4)
Er den Bauch mit Gift geschwellt;
Züngelnd, schnappend, dräuend, zücken,
Ringeln Haupt und Schwanz und Rücken.

Plötzlich von der Würg'rin frei
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Branke, Lauf,
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfere Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm als Herrn mit Hundestreue.

Folgt ihm dienend auf dem Fuß,
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kos't am Tag ihn, und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht;
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm,
Und es wendet sich sein Blick
Nach der Heimath Flur zurück;
Auch die Dankbarkeit des Leuen
Soll der Freunde Kreis erfreuen.

Doch so viel er Schiffer dingt
Und so reichen Sold er bringt,
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sichre Barke ein.
Sehnend nach dem Vaterlande
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Fern am Ufer Klaggeschrei,
Läuft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab vom Strand,
Steht und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen.

Kämpft und ringt und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals schon von ihr verschlungen
Hat er sich empor geschwungen.

Schaut, was dort der Sturz 5) erfaßt!
Ruft der Schiffer hoch vom Mast;
Gottfried springt in Ahnungseil'
Vom Verdeck aufs schwanke Seil,
Schärft den Blick, und sieht mit Zagen,
Seines Löwen Mähne ragen.

---

1) Nach dem Volksglauben wacht ein feuriger Drache, oder brennt ein Feuer auf vergrabnen Schätzen.
2) Ein neues Wort für straff ausgestreckt.
3) Branke wird von der Klaue der vierfüßigen Raubthiere gesagt.
4) Spaltet.
5) Strudel, wo das Wasser hinunterstürzt.

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar!
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße,
Und versinkt im Wogenschusse. (J. F. Kind.)

13) Kaiser Maximilians Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben
Gen Worms, die alte, freie Stadt,
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürst, kein Ritter, kein Prälat;
Je einer nach dem andern zogen,
In stattlichen, geschmückten Reih'n,
Sie durch des Thores hohen Bogen
Wohl mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel von diesem Tage,
Denn Großes sollte da gescheh'n,
So manche längst erhob'ne Klage,
So mancher Zwist nicht mehr besteh'n;
Nicht mehr die blinde Willkür walten,
Die Unschuld ohne Schützer sein,
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts sich freu'n.

So hat es Kaiser Max beschlossen,
Treu denkend der beschwor'nen Pflicht;
Aus Habsburgs edlem Stamm entsprossen,
Verläugnet er den Ahnherrn nicht.
Er, unbesiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,
Legt willig doch das Schwert bei Seite,
Und Recht und Friede ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,
Und Mancher wird von Lust entzündet,
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäste,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feste
Beflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen Gauen,
Von seinem Könige gesandt,
Ein Ritter, furchtbar anzuschauen,
Im Kampf zu Schimpf und Ernst gewandt.

Der Ruf von seines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her:
Es sei im edlen Waffenwerke
Kein Ritter so geübt, wie er.

Hoch über seiner Herberg Pforte
Ließ er sein Wappenschild erhöh'n,
Und durch den Herold diese Worte
In die erstaunte Stadt ergeh'n:
„Er sei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und schön,
Auf Haft, wie sie sich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu besteh'n."

So läßt er voll von Stolz verkünden;
Und harrt und harrt so manchen Tag;
Kein kühner Gegner will sich finden,
Der diesen Strauß bestehen mag:
Des Fremden übermüthig Pochen
Auf nie besiegter Waffen Glück,
Und was der Ruf von ihm gesprochen
Schreckt Jeden von dem Kampf zurück.

Das wurmt den Kaiser tief im Herzen,
Er kann des Franzmanns Uebermuth,
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen,
Und zürnend wallt sein fürstlich Blut.
„Und will es denn nicht Einer wagen,
Wie sie um mich versammelt steh'n,
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,
Er soll den Meister in mir seh'n."

Er gibt sein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.
Bei dessen Schild wird aufgehangen
Der Schild von Oest'reich und Burgund.
Erstaunt erkennt ganz Worms dies Zeichen.
Und Alles harrt erwartungsvoll

Auf diesen Zweikampf sonder Gleichen,
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennet
Zum Kampf auf ritterliche Haft:
Und jedes Gegners Busen brennet
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren strömt's herein.
Und eilt in wimmelndem Gedränge,
Ein Zeuge dieses Kampfs zu sein.

Am neunten Morgen — ernst und stille,
Bewehrt mit Lanz und breitem Schwert,
Vom Kopf zum Fuß in Eisenhülle,
Erscheinet Jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete schmetternd tönet
Stürmt Jeder auf den Andern los,
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch fruchtlos glitschte jede Lanze,
Die Kämpfer blieben unversehrt,
Da schwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein jeder rasselnd sich vom Pferd.
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben.
Die Streiche fielen hageldicht,
Und ob auch Funken um sie stoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel gelungen;
Er hat mit seines Hiebes Kraft
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen,
Da wo am Helm der Panzer klafft.
Doch wie sich Max verwundet fühlet.
Scheint seine Kraft erst recht erwacht;
Als hätt' er nur bisher gespielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht.

Und drängt, und läßt nicht nach zu stürmen,
Bis er den Gegner so betäubt,
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,
Nichts als Ergebung übrig bleibt.
Er senkt sein Schwert, fleht um sein Leben
Und will, nach des Vertrages Kraft
Sich an des Kaisers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.

Da reicht, zur Milde schnell gewendet,
Ihm Max die kaiserliche Hand,
Und glorreich ist der Kampf geendet,
Den er für Deutschlands Ruhm bestand.
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten,
Und alles preis't des Herrschers That,
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

(Caroline Pichler.)

14) Der Troubadour. [1])

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.
Da lispeln sanft der Harfe Saiten,
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin:

Erinnrung rauschet durch die Lieder
Mit schwarzen Flügeln um sein Ohr;
Das Schrecken sträubt sein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach.
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele
Ahmt schwach und stark die Harfe nach.

1) Troubadours = Beiname der ehemal. französischen Minne- oder Meistersänger, die über alle Gegenstände aus dem Stegreife Verse machten.

Die halbgedämpften Töne beben
Wie durch das Laub der West im Mai;
Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbei.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln schleicht
Sich schüchtern auf die blassen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung
Die Sehnsucht um verblühte Rosen
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton gleich scheidenden Gewittern,
Verhallt nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Ton der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel fallen;
Der Freude heitres Bild erwacht;
Die Liebe winkt; das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;
Der Sturm der Sänger weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß", ruft der Ritter leichenblaß,
O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodien.
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen;
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevlers Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüsterts leise durch das Grüne:
„„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?““
Er blickt empor; die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält;
Und auf die blaßen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder. (A. Frhr. v. Steigentesch.)

15) Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich? —
Du bringst mir traurige Mähr!“
„„Ach, edler Feldherr, bereitet euch,
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut.““

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach. —
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod: —
„„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!
Blut!““ — riefen die Schrecklichen — „„Blut!““
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth.

„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern.
Bis dahin verfolgt noch muthig den Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!" — —
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth,
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück,
Und schonten sein heiliges Blut.

„„Wohlan denn! — es sei noch! — doch hebt sich der Strahl,
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zitt're der strafenden Hand!"" —
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geschick. —

Die Sonne sank, der Schimmer wich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer. —
Die Sterne zogen still herauf,
Doch, ach! kein Hoffnungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düst're Nacht.
„Nach Westen, — o nach Westen hin,
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß es nicht trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!"
Er sprach's, der Held, vom Mitleid weich,
Da horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl."" —

„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höh'n
Entwand sich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn." —
„„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!""

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit.
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der fluthenden Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band:
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; — — und „Land!
Land!" — rief es und donnert es — „Land!"

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht.

(Louise Brachmann.)

16) Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas.
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringelin an die Wand,
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich;
Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?

Und er darauf: Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann! —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor;
Noch schrie er röchelnd mir in's Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag!

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheid;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost —

Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt! —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

(A. v. Chamisso.)

17) Die Löwenbraut.

Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein Mähnen=umwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreit, es ist nun vorbei —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du:
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt,

Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif und brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei:
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unsel'ge wagt's, sich der Thür zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

(A. v. Chamisso.)

18) Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald;
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt;
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n?
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh' noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald;
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da lagen Schwert und Schild;
Die Rosse ledig ihrer Herrn,
Sie geh'n im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald;
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar;
Er springt vom Rosse schnell;
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels;
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt;
Wann Sturm erbraust im Wald:
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald. (L. Uhland.)

19) Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhob sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen;
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer'
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern ein kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Weg's ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."
(L. Uhland.)

20) Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

(L. Uhland.)

21) Die nächtliche Heerschau.

Nacht's um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Wälschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor;
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen;
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Skt. Helena!" —

Dies ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

(J. Ch. Frhr. v. Zedlitz.)

22) Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen;
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht;
Da begann sich's im Thale zu regen;

Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr:
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Fliegt Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen,
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht;
Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite;
Die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wieder erklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren; der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut;
Sie achten's nicht in des Kampfes Gluth,
Und Keiner will sich ergeben;
Denn Freiheit gilt's, oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft;
Der Uebermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft;
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch.
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht;
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein;
Da lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zur lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;

Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Und drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste steh'n;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als wenn's ihn hinüber rief;
Doch es fehlen ihm schwingende Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß und es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's, und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle:
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß:
Aber scheu vor dem Abgrunde bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und es setzt hinab in die Fluthen. —

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt.
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilte die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen steh'n an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Muthigen nimmer. (K. Theodor Körner.)

23) Das Mahl zu Heidelberg.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein;
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald;
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen deiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß;
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest;
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen,
Im Kerker trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz;
Der Bischof hält ein Fasten;
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herr'n, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet;
Die Tafel ist gedeckt;
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag;
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herr'n, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den Andern Jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen;
Doch Eines thut ihm Noth;
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brod?"

„Wo ich das Brod gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal;
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land;
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf und Klauen
Ist Alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt;
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!"

(G. Schwab.)

24) Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl;
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee,
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land.
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der trübe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunte den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn,
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, so rittest du über den See.
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß;
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht kracht' hinunter die Rinde dicht
Und wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr;
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab. (G. Schwab.)

25) Dietlieb.

Um die Lettenhütte strich der Wolf,
Drinnen saß der alte Biterolf,
Und im Winkel lag ein roher Klumpen.
Grunzete, gehüllt in Stroh und Lumpen.

Um die Lettenhütte schrie der Wolf
Drinnen schrie der alte Biterolf:
„Weh mir Greis, zum Elend nur erlesen,
Der ich Herzog einst, so groß, gewesen!

Aber ach ich wurde schwach und alt,
Und besiegt vom tück'schen Reginald
Sitzt auf meiner Burg in Prunk und Trutze,
Hat verstoßen mich zu Blöß' und Schmutze.

Selig, wem der Knabe war bescheert,
Der im Alter ist des Vaters Schwert!
Mir gebar die Gattin den in Lumpen,
Dort den Grunzenden, den blöden Klumpen."

Von der Hütte flieht gescheucht der Wolf,
Reginald tritt ein zum Biterolf,
Um die Schulter rauscht der Pupursammet
Und sein wüstes Angesichte flammet.

„Heute feir' ich droben Hochzeitmahl
Mit der hohen Jungfrau, die ich stahl!
Oben zecht es, lärmt es auf das Beste,
Doch noch fehlt die Würze meinem Feste.

Höchste Würze ist zum Wohlergeh'n,
Seinen Feind dabei in Schmach zu seh'n.
Komm du Alter mit den traur'gen Mienen,
Sollst zur Kurzweil uns im Saale dienen!"

Heftig greift er nach dem alten Mann,
Wimmernd sträubt sich dieser, wie er kann,

Höhnisch speit ihm ins Gesicht der Grimme,
Da erschallt vom Winkel her die Stimme,

Ehern, wie der Feldposaune Ton:
„Laß den Greis in Ruh', ich bin der Sohn."
Und der Klumpen schüttelt sich und trotzend
Recken sich zwei Arme, Muskelstrotzend.

Schüttelt sich zum zweiten bis in's Mark
Auf zwei Lenden steht er Füßenstark;
Und zum dritten schüttelt sich das Wunder,
Und die Heldenstirne sieht aus Plunder.

Rasch mit einem Satze die Gestalt
Springt herzu, erschlägt den Reginald
Rafft den Purpurmantel von der Leichen,
Hüllt sein Nacktes in den rothen, reichen.

Nimmt den Vater sanft in seinen Arm,
Steigt auf Feindes Gaul und macht ihm warm,
Braucht die Schenkel, statt der Sporen, kräftig
Jagt zur Burg hinauf und athmet heftig.

Schreitet, daß die Stiege dröhnt, zum Saal,
Wo die Schelmen singen beim Pokal;
Schlägt mit einem Stuhl die Ersten nieder,
Bricht mit einer Bank der Andern Glieder.

Bis zum Simse spritzt das heiße Blut;
Einen Augenblick der Starke ruht,
Geht darauf zum Vater durch die Todten,
Neigt sich ihm und spricht: „Nun sende Boten!

Send' o Herzog, Boten aus zu all'n
Hintersassen, Mannen und Vasall'n.
In dein Eigen hiemit rückgeführet,
Lade sie zum Schwur, wie sich's gebühret!"

Nunmehr wendet er sich an die Braut,
Die verstört von ihrem Sessel schaut:
„Wohin willst du, daß ich dich Befreite
Aus dem schreckenvollen Ort geleite?"

Schüchtern sieht sie seine Heldenpracht,
Milde steht er da in Mord und Nacht,
Küßt erröthend ihres Kleides Borten
„Jetzt erst bin ich eine Sklavin worden."

„Nun so glänzt mir höchsten Glückes Strahl!"
Ruft er, „weg die Leichen! Wascht den Saal!
Zwischen reinen und entsühnten Wänden
Soll das Hochzeitfest sich keusch vollenden."

Und der alte Vater schlich heran,
Der den Mund noch gar nicht aufgethan:

„Knabe du, mein Herrlicher, erkläre
Deiner Wandlung Räthsel mir, das hehre!“

„Vater,“ sprach der Jung', „ich weiß es kaum,
Lag bis heut' im Schlummer, war im Traum,
Als dein heilig Antlitz ward beflecket,
Ward dein Sohn, der Dietlieb, auferwecket!“

(K. Immermann.)

26) Rudolph von Habsburg in Aachen.

Der Freude heller Klang ertönt
Durch's weite Vaterland:
Ein deutscher König ward gekrönt;
Die Zwietracht ist gebannt!
Den Engelländer traf der Tod;
Der Spanier bleibt uns fern;
Der Böhme macht uns keine Noth; —
Heil unserm deutschen Herrn!

Herr Rudolph aus dem Lande Schwytz
Der Habsburg schlicht und wahr,
Naht schon des Reiches erstem Sitz,
Trotz Alphons, Ottokar.
Und sieh, es zieht der Fürsten Zug
In Aachens Mauern ein:
Nach heil'gem Recht und altem Fug
Soll hier die Krönung sein.

Und in des hohen Münsters Hut,
Vom großen Carl erbaut,
Da leistet auf Sanct Stephans Blut
Rudolph den Eidschwur laut,
Und wird gesalbt und wird gekrönt
Vom Erzbischof von Cöln,
Und tausendfält'ger Jubel dröhnt
Wie Sturm und Meereswell'n.

„Hoch lebe Kaisers Majestät,
Der Graf vom Schwytzerland,
Auf Carls des Großen Stuhl erhöht,
Der Eintracht Unterpfand!“
Und stille d'rauf; — die erste That
Will höchste Macht vollzieh'n,
Daß Jedem, der dem Throne naht,
Sein Lehen sei verlieh'n.

Da findet sich das Zepter nicht;
Es geht von Mund zu Mund
Die Frage: Hat ein Bösewicht
Es denn geraubt zur Stund'? —
Der schlaue Böhme, war er gleich
Zweihundert Meilen fern,
Er wollte doch dem deutschen Reich
Verdunkeln seinen Stern.

Der Kaiser merkt's, und Augenblicks
Vom Thron er eilt zum Chor,
Nimmt vom Altar das Crucifix
Und hält es hoch empor
Und ruft: „Von diesem Zepter hab'
Ich selbst die Kron' zu Leh'n!“
Sich beugend solchem Herrscherstab
Zum Thron die Fürsten geh'n. —

Im Kaisergrab zu Speier ruht
Herrn Rudolphs Leib geehrt,
Doch immer fleht in Andachtsgluth
Sein treuer Geist verklärt:
Gott, leg' in jede Fürstenhand
Des lebenden Geschlechts
Solch' Zepter, als ein Unterpfand
Der Wahrheit und des Rechts!

(Wilh. Smets.)

27) Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Genadier',
Die waren in Rußland gefangen
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir.
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben;
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beff'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind; —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll'
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

(Heine.)

28) Das Glöcklein des Glücks.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies hin auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

„Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust?
Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück: —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.

Zu Throne sitzt er lächelnd: beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater vom düstern Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt beim frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, — das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin,
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hochbeglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!"

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein:
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?"

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen uns're Hütten, so blitzt des Nachbarn Stahl!"
„Ha, freche Räuber!" donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.

Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern! Und war man mir denn gut?" —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften deins mit Blut!"" —

Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und tausend weinen: „Ja!"
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da!
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß: — es läutet, — und lächelnd sinkt er um. —

(Seidl.)

29) Der beinerne Tisch.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenstein
So prunkend im goldnen Geschmeide!
Sie blickt in den spiegelnden Teich hinein
Mit übermüthiger Freude.
„Wer", ruft sie, „thut mir's in Kärnthen gleich?
Ich bin an Gold wie an Schönheit reich;
Was Mancher sich wünscht in der Stille,
Das hab' ich in üppiger Fülle!

Ich hab' an hölzernen Tafeln gespeist;
Bald hat mich des Holzes verdrossen;
Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geist
An marmornen Tischen genossen;
Da tauscht' ich für matten, verwitternden Stein
Bald schimmernde Platten von Silber mir ein;
Nun mag ich an goldenen Tischen
Mich kaum nach Behagen erfrischen!

Zum Scherze möcht' ich nun einmal nur
Auf beinernem Tische noch essen;
So hätt' ich das ganze Reich der Natur
Mit siegender Laune durchmessen!
Man sagt, das Glück sei flüchtig und schwank:
Mir lebt's seit Jahren schon treulich zu Dank,
Und jagt' ich's mit Schlägen und Würfen,
Es bäte mich, bleiben zu dürfen!

Und so, wie den Ring, den ich hier vom Teich
Auffangen lass' und verschlingen,
Kein Taucher vermag aus dem Wasserreich
An's Licht mir wieder zu bringen:
So wird auch die Burgfrau von Falkenstein
Allimmer die Reichste, die Schönste sein;
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernet auf Erden."

So ruft sie im schwellenden Uebermuth,
Und schleudert den Ring von dem Finger.
Mit leisem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen krystallenen Zwinger.

Das Burgvolk sieht es mit fröstelndem Grau'n;
Doch lächelnd wandelt die reichste der Frau'n,
Um schwelgend an goldenen Tischen
Den lüsternen Sinn zu erfrischen. —

Drei Tage verrinnen, da stürzt in's Schloß
Ein Fischer mit eilenden Schritten.
„Dies Hechtlein fing ich," — so spricht er zum Troß, —
„Erst hat es mein Messer zerschnitten;
Da find' ich im Bauche das Ringlein klar;
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr;
Drum soll der Verlust sie nicht kränken;
Sie wird's dem Finder gedenken!"

Der Fischer spricht es; dem Burgvolk graut;
Es sendet belohnt ihn von hinnen;
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erschaut,
Da geht es ihr ernstlich zu Sinnen. —
Drei Tage wandelt sie düster und stumm;
Dann herrscht sie wie früher, sich brüstend, herum;
Was mag sie das Mährchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr schimmern? —

Drei Jahre schwinden in Saus und Braus,
Da rasselt's von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen sich aus
Und schrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenstein
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubsucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt schleppt sich die Burgfrau fort
Mit siechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo sie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwidern;
Und was sie verweigert' den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten ihr's nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß sie zusammengekauert am Pfad
Ihr Brod auf den Knieen verzehren,
Und mancher von ihr Verspottete naht,
Den Spott auf sie nun zu kehren;
Und sieht er sie gierig mit emsi'gem Bemüh'n
Auflesen die Brosam'n von dürren Knie'n,
So höhnt er sie: „Ei nun erfrische
Dich einmal am beinernen Tische!"

(Seidl.)

30) Die Reiherbeize (aus dem epischen Gedichte: „Der letzte Ritter.“)

Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß,
Da ritt aus Brügges [1]) Thoren ein bunter Jägertroß;
Viel schmucke Falkoniere sah man zu Rosse zieh'n,
Und an des Gatten Seite die schöne Herzogin.

Am Arm saß ihr ein Falke. Ob seinem weißen Gewand
Ward er bei Hofe scherzweis der Dominikaner genannt;
Ein schwarzes Käppchen bedeckt' ihn, er trug ein silbern Kollar, [2])
Darauf das Wörtlein: „Aufwärts!“ in Gold zu lesen war.

Weit dehnt sich eine Haide, da grünt kein schattiger Baum,
Nur Dorngestrüppe wuchert zerstreut im öden Raum,
Zur Linken lag ein Weiher, des Reihervolkes Bad,
Da wäscht es sein Gefieder, sich selber zum Verrath.

Jetzt rauscht es in den Wellen, es kreischt aus dem Schilf hervor,
Und rechts und links hin fliegen verscheuchte Reiher empor,
Vom Arm der Jäger stiegen die muthigen Falken hinan;
Gleich Wünschen der Menschenseele so schwebten sie himmelan.

Und jeden Jägers Auge will mit dem Falken ziehn;
Wie die in Lüften schießen zur Rechten und Linken hin,
So sprengen flink da unten die Reiter kreuz und quer,
Es dröhnt die bebende Haide, Staub wirbelt d'rüber her.

Doch sieh, mit flatternder Mähne läuft dort ein ledig Roß.
Wie's schnaubt, wie scheu es blicket! Nun sprengt's durch den wilden Troß.
Halt an, erfaßt den Zügel! Wo sank der Reiter hin?
O Gott, dort liegt im Blute die edle Herzogin.

Es lehnt ihr bleiches Antlitz sanft in des Gatten Schooß
So blaß wie Abendwolken, wenn Spätroth längst zerfloß;
Ach wie in rother Strömung die Lebensquelle flieht,
Wie reich die blut'ge Rose ihr aus dem Herzen blüht!

Ein Kinderpaar an der Leiche, das weinenden Engeln glich!
Beugt zärtlich über die bleiche, entseelte Mutter sich,
So neigen zwei Rosenknospen, an einem Stamme erglüht,
Sich über die Mutterrose, die sturmentblättert verblüht.

Mit traurig gesenkten Köpfchen, im buntgetünchten Gras,
Als Tröster ihr zur Seite der Dominikaner saß;
Wollt ihr sein Sprüchlein wissen? sie selbst hat's ihn gelehrt,
„Aufwärts!“ so heißt's und glänzet in Goldschrift unversehrt.

(Anast. Grün.)

31) Die Martinswand.

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,

---

1) In der belgischen Provinz Westflandern, wo K. Maximilian mit seiner Gemahlin der Herzogin Maria von Burgund (geb. 1441, gest. 1482) wohnte.
2) Lat. collare = Halsband.

Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voll Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deß' Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Deß' Herz so still sich freuet am kühnen Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd,
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt,
Wollt' einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behau'n.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
Und ob sie wahr erzählte, erseh'n nun kann er's hier,
Daß er's nie weiter plaud're, gesorgt ist schon dafür!

Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er sich schwindelnd hält.
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauer die Sinne fast vergeh'n.

Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich lustig grün,
Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf'
Und schau'n, ein Friedhof voll Hügeln, zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn,
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt:
Denn nicht zu Thale dringet des Hilferufs Gewalt.

In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmt! da hilft das Schreien nicht,
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag.

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' geseh'n;
Die unten sah'n ihn schweben auf pfadlos steilen Höh'n,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahrt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor;

Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr' wohl nun, Welt und Leben! schwer fällt der Abschied mir,
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüthen; — dein Blitz hat ihn erschlagen, —
Ach gerne hätt' er vorher noch süße Frucht getragen! —

„Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem Ruhm. —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altar's Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

„So mag dies Herz denn brechen, voll Lieb und Segen voll,
So mod're nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll,
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeih'n!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er, und betet still und warm,
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor —
„Komm' heim, du bist gerettet!'' so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich steh'n,
Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm fürder zu geh'n.
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der läd't ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n,
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tirol empfängt die Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn. —

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land,
Und zeigt den Ort, wo bebend ein Habsburg's Sprosse stand.
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tiroler Herz.

(A. Grün.)

32) Die Glücklichen.

Umringt von Sardis wundervollen Schätzen,
Auf Asia's höchstem, üppig stolzem Thron,
Sprach Crösus, sich an fremdem Lob zu letzen,
Behaglich-kühn zu Hellas weisem Sohn:

„Man nennt mit Recht, o Solon, dich den Weisen;
Blick' auf zu meinem Thron. Ich frage dich:
Du sahst die weite Welt auf deinen Reisen;
Wen rühmst du der Beglückten Höchsten? Sprich!" —

Und Solon sprach: „Es lebte zu Athen
Ein Mann, der Tellus hieß; ihm ward beschieden,
Zu schöner Zeit, durch Wohlfahrt und durch Frieden
Die liebe Vaterstadt beglückt zu seh'n.

Drei wack're Söhne wurden ihm geboren,
Sie haben rühmlich, so wie er, gestrebt;
Auch seine Enkel hat er noch erlebt,
Und nichts Geliebtes hat er je verloren.

Und als Athen begann den Herrscherkrieg,
Da zog er aus, stritt, und erstritt den Sieg,
Und siegend war es ihm gegönnt, zu fallen.
Den rühm' ich dir den Glücklichsten von Allen!"

Und Crösus drauf mit ernst'rem Herrscherblick:
„Doch wen, nach deinem Landsmann, kluger Grieche,
Nennst du zum Zweiten, der, gekrönt vom Glück,
Sich jenem Tellus billig wohl vergliche?"

So fragt er; denn er hat der Rede Sinn,
Bethört von eitler Selbstsucht, nicht verstanden.
„Zwei Jünglingen in der Argiver Landen",
Erwiedert Solon, „ward der Hochgewinn.

Der Mutter Wagen zogen einst die Brüder
Bei Here's*) Fest mit kindlichem Bemüh'n
Zum weit entleg'nen Tempel treulich hin,
Und sanken matt an dessen Stufen nieder.

Da wendete die Mutter sich zu Here
Und flehte, daß ihr waltendes Gebot
Den Guten das Beglückendste gewähre;
Die Göttin gab's: die Söhne waren todt.

Noch lebt der Göttersprüch in Hellas fort,
Und weise deutet ihn des Dichters Wort:
Ihr Geist und ihr Geschick sind nicht zu trennen;
Sie sind die wahrhaft Glücklichen zu nennen."

Da wendet sich des Fürsten Angesicht,
Und seine Stirne kräuselt sich in Falten;
„Wie?" spricht er zu sich selbst, „den Knaben nicht,
Nicht jenem Bürger gleich will er mich halten?"

Und auf die Pracht, die ihn umblühte, deutend:
„So sind dir", rief er, „diese Schätze Nichts?
Nichts diese Strahlen, Glanz und Glück verbreitend,
Ein irdisch Bild des hehren Himmelslichts?"

Und Solon lächelte und sprach: „Genieße,
Erhab'ner Fürst, der Fülle, die dir ward!

*) Juno, Tochter des Kronos, Gemahlin des Zeus.

Genieße doppelt, wenn du gibst! Doch wisse:
Der Menschen Glück ist, wie der Menschen Art.

Dem Geiste wird das Dauernde gegeben,
Vergänglich ist und täuschend die Gestalt;
Ein zartes Schattenbild ist dieses Leben,
Leicht löschbar auf des Todes Grund gemalt.

Nur reine Thaten sind die ew'gen Farben;
Sie blüh'n erst auf, wenn längst die andern starben.
Drum wirke, daß dein Bild sich schön vollende.
Und Keinen preise selig — vor dem Ende!"

(v. Feuchtersleben.)

33) Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braunen Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reich geschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen;
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Zepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager dreh'n und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen.

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn; doch eh wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Geister weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

(Ferdinand Freiligrath.)

34) Die nächtliche Erscheinung zu Speier.

„Wach auf!" erklingts in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter am Strome!"
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand;
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben;
Viel riesige hohe Gestalten nah'n;
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort; es rauschet kein Kleid;
Wie Nebel durchzieh'n sie die Dunkelheit:
So steigen sie all' in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern; es flieget der Kahn;
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück; da findst du den Lohn!"
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon;
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimath hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit und war es ein Traum,
Er hüllt es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht;
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol über!" da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schaar,
Die schwebend den Nachen besteiget;
Der Kahn zieht wieder so wunderbar;
Doch Jeder der Dunkeln schweiget.
Und als sie gelandet zu Speier am Strand,
Gibt Jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden= und Sammtgebilde;
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid;
Wie Nebel durchflieh'n sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefen Gemüthe;
Ja Wahrheit war es; es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden stillen Gedanken;
Da riefen sie drüben um seinen Kahn;
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden dreitägigen Schlacht
Dem geängstigten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei:
Denn es thut noth des Wachens! (Wolfgang Müller.)

---

6) Die Legende.

Die Legende ist eine poetische Erzählung, deren Inhalt stets dem Gebiete des Religiösen entlehnt ist, und zwar im engern Sinne dem Sagenkreise der christlichen Kirche, zu deren Verherrlichung sie auch dient. Enthält die kirchliche Sage als Stoff Handlungen und Thatsachen, welche entweder große Aufopferungen im Dienste der Tugend und den Heldensinn der Märtyrer bezeugen, oder welche Wundertaten der Heiligen versinnlichen, so berücksichtigt der Dichter nicht die geschichtliche Beglaubigung dieser Stoffe; denn seine Aufgabe ist keine geschichtliche, sondern

eine ästhetische, und diese wird erreicht, wenn er den ihm dargebotenen Stoff zur Einheit der ästhetischen Form erhebt. Wegen des einfach religiösen Charakters erhebt sich die Legende niemals zu hohem lyrischen Schwunge, sondern wählt einen mehr ruhigen und milden Ton, der ihr eben den eigenthümlichen Zauber verleiht.

Beispiele der Legenden.

1) Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger;
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen;
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!“ sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!“
Sprach sein Weib, „und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf:
„Placidus,“ rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,
„Dulde dich, du findest sie!“

Und er kam vor eine Hütte;
„„Kehre, Wandrer, bei mir ein!““
Sprach der Landmann, „„du bist traurig:
Auf, und fasse neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es;
Wem's entzieht, dem will's vergelten;
Wer die Zeit erharret, siegt.““

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus!“ rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,
„Dulde dich, du findest sie!“

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?“
Sprach der Kaiser, „suchet ihn!“
Und man sucht ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kommen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten —
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmaal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Dringt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh' hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte —
Komm' und schau'! — erzog ich sie.

Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne hier statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht! Verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth!"

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm;
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh' hier deine Söhne,
Und dein Weib Eugenia!"

Was die Schickung schickt, ertrage,
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der Stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

(J. G. v. Herder.)

2) Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, Ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde.)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet."

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

(J. G. v. Herder.)

3) St. Polykarp.

„Was tödtet ihr die Glieder? rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpos, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. — „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Gluth," so sprach der kranke Greis,
„Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet,“ sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch.“ Er ging und betete;
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief' eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!“ — Der Consul sieht
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundert. „Schone,“ sprach er, „deines Alters,
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ —

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde,“ sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!“

Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm,
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth. (J. G. v. Herder.

4) Legende.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blincken an der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was. *)
Er sagte zu Sankt Peter d'rauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein
Hätte müssen Kron und Scepter sein;
Aber wie sollt er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr nach seiner Langmuth d'rauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun gings zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz war groß,
So daß man viel an solcher Stätt
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.

*) „was" ist althochdeutsch und bedeutet so viel als „war".

Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thätst du zu rechter Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um gering're Mühe macht. (W. Göthe.)

5) Das Gesicht des Arsenius.

Arsenius hört' eine Stimm' ihm rufen:
„Komm, und ich will der Menschen Thun dir zeigen!"

Der Klausner ging hinaus zum ersten Mal,
Und einen Mohren sah er, welcher, emsig
Holz hackend, einen schweren Bündel häufte,
Und da er ihn zu heben nicht vermochte,
Ihn immerfort mit neuen Scheitern mehrte.

Der Klausner ging hinaus zum andern Mal,
Und einen Menschen sah er, welcher Wasser
Aus einem Teich in eine löchrichte
Zisterne goß. Verloren war die Mühe;
Das Wasser floß zurück; der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Zisterne leer. —
Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal,
Und sah gestreckten Laufs zwei trotz'ge Reiter
Mit starken in die Quer gelegten Balken
Ansprengen gegen eines Tempels Thor.
Umsonst! Anrennend mit den Balken, prallten
Sie stets zurück, und blieben ewig draußen.

Da sprach Arsenius: „„Herr, deute mir,
Was ich gesehn!"" Und dieses war die Deutung:

Der Mohr, der immerfort sein Bündel häufte,
Das ist der Mensch, der manche Sünde thut,
Und weil er solche abzuthun verzweifelt,
Die alte Sünde stets mit neuer häuft.

Der Thor, der Wasser schöpft wie in ein Sieb,
Das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer
Dazwischen mehr des Bösen. Müh und Arbeit
Und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.

Die tollen Reiter, die mit Unverstand
Das Thor zu sprengen meinen, das sind die,
Die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
Des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst!
Es öffnet sich das diamantne Thor
Der Demuth nur, dem Glauben und der Liebe!

(L. Th. Kosegarten.)

6) Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht."

„An der Geschwister Hand
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land."

„Läßt mich denn Niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreih'n
Ist drinn für mich kein Eckchen,
Und wär' es noch so klein?"

„Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, nichts minder;
An's Kindlein Niemand denkt!

„O lieber heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt."

Das Kindlein reibt die Hand;
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durch's Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn Alles dich vergißt.

„Ich bin mit meinem Wort,
Bei Allen gleichermassen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf der Straßen
Wie in den Zimmern dort.

„Ich will dir deinen Baum,
Fremd' Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

So deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vieläftig ausgespannt.

So fern und doch so nah
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah.

Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath jetzt gekehret
Bei seinem heil'gen Christ,
Und was hier wird bescheeret,
Es dorten leicht vergißt. (Rückert.)

7) Ewigkeit.

In einem Kloster, das im Schwedenland
Hart an den Marken zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Christi Streitern stand,
Lebt' einst — zwölfhundertjähr'ge Nebel spinnen
Sich um die Sage — Petrus Forschegrund,
Ein Meister, ernsten Räthseln nachzusinnen,
Die Laute, die so weit der Erden Rund
Durchwebt von Seufzern auf zum Himmel steigen,
Der Völker Sprachen, hegte Petri Mund.
Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder mild
Dem Neugebornen sich Aspekte neigen.
Die Wunderkraft, die dem Juwel entquillt,
Wenn ihm der Runen*) Zauber aufgepräget;
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;
Den Saft, der sich im Mark der Pflanze reget,
Erkannt er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die schleichend Gift, die Gegengift geheget.
Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Versank sein Geist in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forscher fern.
Einst, als im Morgenlicht die Wipfel glühten,
Schritt Petrus sinnend aus dem Klosterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten.
Im Laube schmetterte der Vögel Chor;
Kein Wölkchen schattete des Himmels Bläue.
Da richtete der Mönch den Blick empor:
„O Herr, so kehrt dein Frühling denn auf's Neue —
Dem Sommer folgt der Herbst, bis Winter dann
Das Feld mit flock'gem Silber überstreue.
Doch deiner Ewigkeit erstarrter Bann —
Dies stete Gleich — — Unendlicher Gedanke,
Den nur die Gottheit selbst umspannen kann —
Kein Menschenherz — ich fühl's, mein Glaube schwanke — —
Erbarme dich, Herr gib mir einen Stab,
An dem mein Geist empor sich ranke!
Ich scheue nicht den Tod so nah dem Grab',
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechsel ab.

*) Die Runenschrift ist eine den altnordischen Völkern eigene Schrift, deren Gebrauch zu mancherlei magischen und zauberischen Künsten verwendet wurde.

Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Lust, kein Klagen —
  Auf deine Herrlichkeit fort, immerfort
  Zu schauen, wessen Sinn vermag's zu tragen?
Und Ewig — Ewig! Sinnverwirrend Wort!
  Wem schon zu träg des Tages Stunden schleichen,
  Wird ihm zur Folter nicht dies ew'ge Dort?" —
Da blickt er auf. Verschwunden sind die Eichen,
  Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
  Verdrängt ein Blüthenwald von Myrthensträuchen.
Die Zeder schwingt sich in die Lüfte kühn;
  Wollüstig wiegen Palmen ihre Kronen;
  Die Blüthen duften; die Orangen glüh'n.
„Hat, fragt der Mönch, mich in des Südens Zonen
  Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
  In meines Schwedens eis'gen Regionen?" —
Da tönt hoch aus der Wolke glockenrein
  Ein Klang, wie südwärts zieh'nder Schwäne Lieder,
  Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.
Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
  Des Paradieses färb'ges Wunderkind,
  Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.
Er singet. Seine Wundertöne sind,
  Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
  Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.
Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
  Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr,
  Bald freudig, wie Verheißung bess'rer Zeiten;
Bald hochaufjubelnd wie der Sieger Chor,
  Bald schmerzlich seufzend, gleich der Mutter Stöhnen,
  Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.
Und selig schauernd horcht der Mönch den Tönen,
  Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
  Still lächelnd, wenn die Klänge mild versöhnen.
Der Vogel schwieg, und Petri Brust entrang
  Der Seufzer sich: „Dürft' ich dem Sänger lauschen
  Aeonen durch, wie jetzt minutenlang."
Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
  Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
  Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauschen.
Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
  Doch dort sein Kloster, ist es wohl das Münster, —
  Das er vor Stunden erst verlassen hat?
Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
  Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
  Ein Kranz von Epheu, von gelb blüh'ndem Ginster.
Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt;
  Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle;
  Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.
Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;

Den Kreuzgang findet er — die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle;
Aus dem vom Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nah'n — sie kommen Alle —
Er starrt sie an — er kennt nicht ein Gesicht.
Betroffen steh'n die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.
„Wo ist Johannes? Brüder sagt mir's an?
Den Prior mein' ich", fragt jetzt Petrus bebend:
„Sind all' die Alten fort? Wohin? Seit wann?" —
Darauf der Mönche ält'ster Antwort gebend:
„„Pius heißt unser Probst. Doch thu' mir kund,
Wer bist du, solche eitle Frag erhebend?"" —
„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen kannte nie mein Mund." —
Da sprach der Greis: „„Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor eintausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.
Wär'st du's? Die Zeit ist anders, als sie war;
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar."" —
Da hob die Hände Petrus zum Gebete:
„Unwürdig bin ich, Gott, so seufzt' er bang,
Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.
Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang,
Um dich und deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr lauscht ich des Vogels Sang.
Lebt wohl! Ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen."
Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlid;
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Von todverfallnem Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch im Kreise.

(Franz Freiherr von Gaudy.)

8) Sankt Bonifacius.

An kühler Waldesstelle
Saß Bonifacius;
Es rollte Well' auf Welle
Vor ihm der Ohrafluß.

Ihn hungert auf der Reise
Und er bedurfte Ruh;
„Bereite schnell mir Speise,"
Rief er dem Diener zu.

Der Diener aber wandte
Kleinmüthig seinen Blick;
„Ach", seufzt' er, „warum sandte
„Gott solches Mißgeschick?

Das, was ich mitgenommen,
Ist Alles aufgezehrt;
Kein Beerlein zu bekommen,
Wohin der Blick sich kehrt!"

Da winkt' ihm zu der Fromme:
„Mein Lieber, decke frisch,
Damit uns Speise komme
Auf diesen Stein, den Tisch.

Der reichlich konnte schicken
Einst in der Wüste Brod,
Der wird auch mich erquicken
Mit Speisen in der Noth."

Und als nach seinem Worte
Der Diener schnell gethan,
Da schwebte zu dem Orte
Ein Adler schwarz heran.

Der trug in seinen Krallen
Lautschreiend einen Fisch,
Und ließ ihn niederfallen
Auf den gedeckten Tisch.

Des Frommen Auge glühte,
Sobald er dies geschaut;
Hoch pries er Gottes Güte,
Auf die er fest gebaut.

Der Diener schürte Flammen
Und sott den Fisch sogleich;
Dann speis'ten sie zusammen
Und sättigten sich reich.

(Adolph Bube.)

7) Der Roman und die Novelle.

Der **Roman** ist aus den in Prosa aufgelösten romantischen epischen Dichtungen des Mittelalters hervorgegangen, hat sich aber nach und nach zum poetischen Culturgemälde ausgebildet. Die Haupthandlung im Romane muß anziehende Lagen und Vorfälle enthalten; die Charaktere, die sich durch Worte und Handlungen selbst aussprechen, müssen richtig und gut gezeichnet sein. Die Durchführung des Ganzen und die endliche Auflösung des Knotens muß auf eine Weise geschehen, daß die Aufmerksamkeit bis zum Schlusse immer mehr gesteigert wird. Eine Hauptanforderung an einen guten Roman ist, daß er das sittlich-ästhetische Gefühl nicht verderben darf, sondern im Gegentheile reinigen muß; er muß schöne Gedanken nach den Gesetzen der Kunst in edler Form vortragen, und daher alles Leichtfertige, Unsittliche und Verführerische, das die Reinheit des Herzens und Wandels verdirbt und besonders in den jugendlichen Gemüthern großes Unheil anrichten kann, sorgfältig verbannen. Die Menge geschmackloser und unsittlicher Produkte in dieser Dichtungsart macht Vorsicht in der Auswahl und weises Maß in der Romanlektüre sehr nothwendig.

Unter denjenigen Romanen, welche Verstand und Gemüth ansprechen, unterscheidet man

1) den historischen Roman, dem eine wirkliche Geschichte zu Grunde liegt,
2) den philosophischen, welcher Lehren der Weisheit, Tugend und Religion in die Form historischer Darstellung einkleidet,
3) den humoristischen, der in gemüthlich scherzendem Tone Lebensbilder entwirft und in heiterer Gestalt den Ernst des Lebens zeigt,
4) den Familienroman, welcher Schilderungen eines interessanten häuslichen Lebens erzählt, oder das Leben niedrer Klassen schildert (Dorfgeschichte),
5) den socialen Roman, der Culturfragen der Gegenwart behandelt.

Gewöhnlich werden die Romane in ernste und komische getheilt, zwischen welchen die Ritterromane stehen. Auch theilt man sie in lyrische, welche vorzugsweise die Darstellung und Versinnlichung von Gefühlen nach allen ihren Schattirungen enthalten, in didactische, welche die Aufgabe haben, den Menschen, wie er sein soll, und das menschliche Leben überhaupt nach seiner idealischen Haltung darzustellen,

und in epische Romane, welche Individuen, Ereignisse und Handlungen idealisirt darstellen.

Form und Einkleidung des Romans sind gleichgültig; gewöhnlich wählt man die erzählende, doch außer dieser auch die dialogische und die Briefform.

Die Novelle ist an sich ein abgekürzter Roman. Sie unterscheidet sich von letzterem nur durch einfachere Handlung und anekdotenartigen Stoff, indem sie nicht die ganze Lebensgeschichte eines Helden (interessanten Menschen), sondern nur einzelne wichtige Lagen und Züge aus seinem Leben erzählt.

Bemerk. Beispiele des Romanes und der Novelle können wir hier wegen Mangels an Raum nicht aufführen.

---

8) Das Märchen.

Das Märchen (von Mähre, Sage, Erzählung) ist eine dichterische Erzählung von Begebenheiten, in deren Verlauf sich Natürliches und Wunderbares, Wirkliches und Erdichtetes so vermischt, daß dadurch ein anziehendes Phantasiebild entsteht. Herder nennt das Märchen einen zauberischen Traum der Wahrheit, aus dem wir ungern erwachen, indem wir uns durch dasselbe im Reiche der Geister befinden, und meint, daß in ihm eine reiche Ernte von Weisheit und Lehre liege, und daß keine andere Dichtung dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen verstehe.

In demselben treten nicht selten überirdische Wesen auf, z. B. Feen, Kobolde, Riesen, Zwerge, Zauberer, und hemmen oder fördern als Bestrafer der Bösen oder als Belohner des Guten, den Gang der Ereignisse 2c.

Inhalt und Darstellung des Märchens sind theils ernsthaft, theils komisch. Der Vortrag soll kindlich einfach und ohne poetischen Schmuck sein; die prosaische Schreibart ist daher die gewöhnliche.

Am bekanntesten sind die morgenländischen Märchen (z. B. Tausend und eine Nacht); denn im Morgenlande blieb Alles mündliche Erzählung, und von dort aus verbreitete sich erst das Geister- und Wunderwesen durch die Abendländer.

Bruchstück aus dem Märchen:

Wie ein fremdes Vögelein das Waldbrünnlein verführen wollte, der Tannenbaum es aber vor ihm warnte.

Und wieder es einmal Abend war,
Die Luft war duftig, der Himmel klar,
Und grad' zum Märchenerzählen die Zeit.
Da sah der Tannenbaum gar lang
Das Brünnlein an mit verstohl'nem Leid,
Und sprach zu ihm: „Hast Du mich noch lieb?" —
Da ward dem Brünnlein aber so bang,
Daß ihm das Herz fast stocken blieb;
Sein Spiegel zitterte verstört,
Und es that, als ob es Nichts gehört.
„O Brünnlein, sieh', was verstellst Du Dich nur?
Ich seh' Dir ja doch in's Herz hinein,
Weiß jedes Wort vom Vögelein.
Ich weiß auch Dein geheim Versprechen,
Du wollest noch heut in nächtlicher Stunde
In listigem Plan den Schacht durchbrechen,

Und ach, darüber gehst Du zu Grunde!
Ich halt' Dich nicht auf, o bange nicht,
Wenn Dir's an Lieb' zu mir gebricht;
Denn nur der eignen Liebe Gewalten
Vermögen Dich bei mir aufzuhalten.
Du brauchst auch darum nicht zu bangen,
Als wollt' ich Dank von Dir verlangen!
Ich hab' Dir Alles aus Lieb' gethan,
Und rechne keine Schuld Dir an.
Nur Eins sollst Du dafür mir geben,
Eh' Dich das Vöglein wird bethören,
Eh' Du verscherzen wirst dein Leben,
Ach, Nichts, als noch mich anzuhören! —

Sieh', Brünnlein, Du willst mir nun entflieh'n,
Und mit dem fremden Vöglein zieh'n,
Und glaubst sogleich ihm jedes Wort,
Und kennst es einen Tag doch kaum!
Da schiebst Du Deinen Tannenbaum
Der doch so lang als Liebeshort
Dir tausendmal bewährt die Treu',
Als einen Lügner gleich bei Seit'!
Das Vöglein ist Dir eben neu,
Und mich kennst Du so lange Zeit;
Da muß ich's freilich gern verschmerzen,
Daß ich Dir jetzt verleidet bin;
Es geben all' die jungen Herzen
Das Alte gern um Neues hin.
Und sieh', Du meinest heute noch:
Wenn ich ihn auch nun werd' verlassen
Wo ich auch sei, — ich lieb ihn doch.
Und morgen schon wirst Du mich hassen!
Du machst von meiner Lieb' Dich frei,
Und werden tausend glatte Wellen
Umgarnen Dich als feilen Gesellen
In schmeichlerischer Tyrannei,
Bis Du geholfen, wonach sie trachten,
Und dann Dich schelten und verachten!
Und sieh', Du meinest weiter noch! —
O Brünnlein, sag', Du hörst mich doch?"
Das aber schwieg und seufzte laut.
Und weiter sprach er mitleidstraut:
„O sieh' Du meinst, 's wär Nacht bei mir;
Doch draußen, da wär' Sonnenlicht,
Da flößest Du in stolzer Pracht;
Ich aber wahrlich sage Dir:
Das Licht, das Dir das Vöglein verspricht,
Wird Dir verdunkeln über Nacht.
Von Stolz berauschet und bethört
Wirst Du die falsche Straße fließen!
Wo segnend Du sollst die Flur durchgießen,
Zum Fluche nur Dein Quell zerstört.
Und wenn Du Deinen Weg vollbracht,
Wirst elend Du im Sumpf verschmachten!
Kein einzig Ohr Dein Jammern hört;
Kein Stern wird sein in Deiner Nacht.
Du wirst Dich selber noch verachten!
Dahin, dahin, Dein wüster Traum!
Das Vöglein teuflisch Dich verlacht!
Und zum Erbarmen wirst Du fleh'n,
Dir mög' der alte Tannenbaum
Nur einmal noch zu Häupten steh'n!"
Und wieder hielt sein Rauschen inne.
Er sah zum Brünnlein lang hinein,
Als ob er trauernd drüber sinne.
Doch wie er sah, wie noch so rein
Deß Spiegel glänzt im dunkeln Stein,
Da mußt' er auch sein Schweigen brechen
Vor Wehmuth und Barmherzigkeit,
Und rief mit tiefbewegtem Ton:
„O Brünnlein, muß ich so zu Dir sprechen!
Ich ließ' Dir ja gern freien Lauf,
Wär' nur gekommen schon die Zeit.
Ich lieb' Dich nicht um eiteln Lohn,
Ach halt' auch Du aus Lieb' Dich auf!
Noch hast Du des Wassers Fülle nicht,
Mit segnendem Strahl in die Welt zu geh'n;
Noch hat nicht genug mein Angesicht,
In Deinem Spiegel sich beseh'n;
Noch hast Du nicht der Tage genug,
Mein Rauschen gänzlich zu versteh'n,
Das Dich die Wahrheit lehrt und den Trug.
Ich gönn' Dir ja der Freiheit Freuden,
Wie Dir's nicht gönnt ein Herz auf Erden;
Nur soll Dein reiner göttlicher Bronnen
An gift'ge Fluthen sich nicht vergeuden;
Nur soll zum verheerenden Fluch nicht werden,
Was nur zum Segen an's Licht geronnen;

Drum harre nur noch kurze Zeit,
Bis Du des Wassers Fülle gewonnen,
Dann sollst als freier Gottesbronnen
Du fließen über'n Fels hinaus!
Und alle Wellen nah und weit,
Sie strömen aus dem Mutterhaus;
Von mir durchrauscht, von mir beseh'n,
Aus mir sie all' zum Meere geh'n.
Und ach, welch' selige lichte Bahnen
Werd' ich zum Ocean Dir weisen!
O Du mein Kind, laß mich Dich mahnen!
Laß Dir die falsche Sehnsucht stillen,
Laß von der Mutter Dich nicht reißen,
Nicht meinethalb, nur Deinetwillen!"
Und wie der Tannenbaum nun schwieg,
Aus seinem Reis mit süßem Hauch
Zum Fels ein Lüftchen niederstieg,
Und weckte den Wachholderstrauch,
Und lispelt ihm geheim in's Ohr.
Der bog sich über'n Felsenschacht
Vertraulich zu dem Brünnlein vor,
Und flüstert' in die stumme Nacht:

„Erst wirst durch traulich Waldesthal
Du zwischen jungen Erlen fließen,
Und mit erquickend frischem Strahl
Der Wiesen durst'gen Halm begießen.
Da werden Veilchen still und fromm
Sich trinkend zu Dir niederbiegen
Und nicken lieblichen Willkomm.
Und wo ein Vöglein Dich hört rauschen,
Da wird es grüßend niederfliegen,
Und gern sein Nest mit Dir vertauschen,
Und baden in Dir den seidnen Flaum.
Wo Du nur ziehst an Strauch und Baum,
Wird niederweh'n ein duft'ger Regen
Als Frühlingsdank für Deinen Segen.
Und mußt durch Fels und rauhen Dorn
Du auch Dich mühsam manchmal streiten,
Wird um so klarer nur Dein Born
In junger Kraft hinuntergleiten;
Denn drunten im Grund voll grüner
Kühle,
Da harrt auf Dich das Rad der Mühle.
Von jungem Streitermuthe trunken
Greifst Du es an gar stark und kühn,
Daß Deine Wellen wie Siegesfunken
Versilbert in der Sonne sprüh'n;
Doch drüben am Hollunderflieder
Klärt ruhig sich Dein Bronnen wieder.
Und rührig wird's im stillen Haus,
Es schafft und sammelt jede Hand;
Nur feiernd an dem Fensterrand
Sieht Müllers Töchterlein heraus,
Und sinnt in Dir voll frommer Ruh,
Und wirft Dir traut ein Röslein zu.

Und mit dem Röslein auf der Welle,
Im Herzen des Mägdleins Angesicht,
Ziehst weiter Du im Abendlicht.
Da betet auf der Bergkapelle
Des Glöckleins Mund den Engelsgruß;
Da hältst Du auf den flücht'gen Fuß,
Und betest flüsternd mit dem Ried!
Zur Mühle noch Dein Auge sieht,
Darin am Fenster das Mägdlein kniet;
Doch sie verschwimmt im Nebelflor.
Es singt in Schlummer Dich das Rohr.
Du siehst noch selig Dein Röslein an
Und hat Dein Aug' sich zugethan,
Da hat der Mond am blauen Bogen
Den goldnen Webstuhl aufgezogen,
Und wirkt um Dich das Brautgewand.
Dein Röslein glänzt wie Diamant;
Es locket Deines Kleides Glanz
Die Fischlein im Grund zu Scherz und
Tanz.
Mit silbernen Flossen auf Perlenschaukeln
Wie leuchtende Träume sie Dich durch-
gaukeln.
Du siehst die ganze selige Nacht
Am Mühlenfenster Dein Liebchen an —
Da löst am waldigen Felsenschacht
Ein lockiger Knabe den Fischerkahn,
Und schwimmt mit Dir nieder im däm-
mernden Ried
Durch schlafende Tannen an saftigem
Strand,
Und Ave Maria klingt sein Lied
Und lockt die träumenden Fischlein heran.
Es streift des Morgenrothes Hand
Von Halm und Strauch den Flor der Nacht,
Und steckt im Thau die Lichtlein an.
Vom Tag geblendet der Grund erwacht;
Dein Herz geht rascher in funkelndem
Schaum;
Du jauchzest auf aus dem minnigen
Traum!

Nach Fischlein das Garn herniederschaukelt,
Und die in der Nacht beim Mondenstrahl
Als gold'ne Träume Dich durchgaukelt,
Zieht singend der Knabe beim Morgenroth
Als helle Gedanken in sein Boot.

Nun jauchze, mein Bächlein, und weißt Du auch,
Was drunten so funkelt im Sonnenschein?
Nun brause hernieder durch Fels und Strauch,
O Bächlein, frohlocke, das ist der Rhein!
Des deutschen Glaubens strahlende Wiege,
Der lautre Spiegel sittiger Scheu',
Der brausende Zeuge der deutschen Siege,
Der schäumende Becher der Kraft und Treu',
Des deutschen Liedes sprudelnder Bronnen,
Der Herzensschlag im deutschen Leben!
Nun walle nieder stark und besonnen,
Du sollst Dein Leben mit seinem verweben!

Seit alten Zeiten aufgegangen,
An seinem Strande, groß und klein,
Viel stolze Wasserrosen prangen
Mit wunderbarem Farbenschein.
Und Schwäne gleiten auf und nieder,
Und laden duft'ge Frucht am Strand;
Es trägt ihr silberklar Gefieder
Den Blüthenstaub von Land zu Land.
Auch Du wirst bis zum Ocean
Belastet tragen Deinen Schwan,
Daß Dich die Bürde stets mög' mahnen,
Noch flössest Du auf ird'schen Bahnen,
Und daß Du nicht umsonst geflossen!
So wirst Du zieh'n die Mittagszeit,
Von sonnigem Gebirg umschlossen,
D'rum lachend grüne Au'n gereiht
Mit saftig schwellenden Geländen.
Von waldumblühten Felsenwänden
Wird Harf' um Harfe niederklingen,
In wildgeborstnen Eichen schwebend,
Vom Hauche der Erinnrung bebend,
Und Dir von Streit und Minne singen.
Und wie Du in seliges Lauschen versunken,
Da werden die Lüfte der Berge Dich schaukeln,
Da werden des Himmels leuchtende Funken
Auf Deinem kühlenden Herzen gaukeln.
Und jeder Tropfen wird Dir sagen
Von frommer Kraft und heiligem Wagen;
Dir ist kein Ringen und Streben zu viel.
Da spürst Du des Schwanes Last nicht mehr;
Dir macht kein Zweifel die Welle schwer;
Du fließest dahin; Du weißt Dein Ziel!"

Der Tannenbaum hört lange zu,
Da ließ es nimmermehr ihm Ruh',
Wie dem Wachholderstrauch er lauschte,
Und von des Mondes Duft umsponnen
So feierlich er niederrauschte:

„Und ach um Deinen reinen Bronnen,
Da werden Dir entlang der Reise
Viel heil'ge Glockenblumen läuten
Von zauberhaftem Blätterbau,
Und Dir mit gottesklarer Weise
Die Tiefe meiner Liebe deuten.
Und mag des Himmels lachend Blau
Mit düstrer Wolke Gram sich tauschen,
Und noch so laut das Wetter dröhnen:
In Deiner Fluth mein heilig Rauschen
Wird's triumphirend übertönen.
Da werden Deiner schäumenden Welle
Am Ufer längs so silberhelle
Kreuzlilien fromme Grüße winken.
Und wie Du steigen mußt und sinken,
Da zagest und Du murrest nicht,
Und hoffest auf das Sonnenlicht.
Da klärt sich mählich Deine Fluth
Zu plätschernd leisem Wellentanz,
Und sieh, Dein grünes Haupt umflicht
Mit siebenfacher Farbengluth
Der Sonne Diamantenkranz!

Und kommt der Abend dann heran,
Da schwingt allmählich sich Dein Schwan
Ins Spätroth auf mit sachtem Flügel.
Zerfließend in des Abends Gluthen
Hörst scheidend Du sein Danklied fluthen.
Zerronnen sind die Au'n und Hügel;
Die Nacht bricht an und Nebel wallen —
Du bist zum Meeresstrand gekommen.
Noch einen Schritt — die Schleier fallen,
Und klar vom Himmelssee umschwommen,
Drin zitternd goldne Lilien beben,
Zerrinnt im Ocean Dein Leben.

Dann werd' in heller Feuergluth
Ich ob den dunkeln Wassern ragen,
Und Dich erlösen aus der Fluth.
Und reine Morgenlüfte tragen
Dich schimmernd heim ins Paradies,
Drin Du als See wirst niedersinken.
Die Schwäne der Unsterblichkeit
Mit lichtverklärtem Silbervließ
Dir singend den Krystall durchblinken.
Und ich, ich werd' für alle Zeit
An Deinem blauen Spiegel steh'n,
Und rauschend mich darin beseh'n.
Du wirst mich den Erlöser nennen,
Und dann erst wirst Du mich erkennen!"

(O. Frhr. v. Redwitz.)

Die beschreibende Epik.

Zur beschreibenden Epik rechnen wir:

9) die poetische Schilderung oder das beschreibende Gedicht,
10) das Räthsel mit seinen verschiedenen Spielarten:
Charade (Sylbenräthsel),
Logogryph (Buchstabenräthsel),
Anagramm (Buchstabenversetzung.)

9) Die poetische Schilderung oder das beschreibende Gedicht.

Die poetische Beschreibung oder dichterische Schilderung hat den Zweck, die Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt, wie die der Geisterwelt und der Kunstwelt nicht bloß nach ihren Einzelheiten, sondern als ein in sich abgeschlossenes vollendetes Ganze dichterisch zu schildern. Die Vollkommenheit und Schönheit dichterischer Gemälde aller Art besteht in richtiger, lebensvoller Zeichnung und geschickter Auswahl der einzelnen Züge und in der Zusammenfassung derselben zur Einheit der ästhetischen Form. Eine tiefe Beziehung erhält ein beschreibendes Gedicht durch die Idee des Verhältnisses der Natur oder der Kunst zum Menschen und zur Gottheit.

Beispiele des beschreibenden Gedichts.

1) Arkona.[1])

Die Sonne neigte sich. Zu athmen nach der Schwüle
Und nach der Last des Tags des Abends frische Kühle,
Entriß ich lechzend mich der Mauern dumpfem Brand,

---

1) Das nördlichste Vorgebirge der Insel Rügen, berühmt durch den Haupttempel des slawischen Abgottes Swantewit, dessen Dienste 1168 durch den dänischen König Woldemar I. ein Ende gemacht wurde. Die Gegend ist sehr reizend und fruchtbar; das Ufer ist schroff abgeschnitten. Auf der Westseite ist ein hoher Erdwall, der zum Schutze der Burg Arkon diente. Arkona liegt in dem Kirchspiele Altenkirchen, wo Kosegarten, der Verfasser dieses Gedichtes, Pfarrer war.

Und wandelte hinab zum schöngebognen Strand.
Kein Lüftchen kräuselte des Meeres Spiegelglätte.
Der Seehund sonnte sich auf dem granitnen Bette.
Die Taucher plätscherten; es scherzten Möw' und Schwan
Im blauen Ocean.

Und tiefer sank die Sonn'. Getaucht in Rosengluthen,
Bespült den rauhen Fuß mit düstergrünen Fluthen,
Lagst du, der Väter Stolz, der alten Rugia [1])
Gepriesnes Kapitol, Arkona, thürmend da.
Ich nahte mich, erklomm des Burgrings schroffe Zacken,
Beschritt mit dreistem Fuß des heilgen Hügels Nacken,
Und schaute schrankenlos fern über Land und See
Ins Unermeßliche.

Wie schwoll die Brust; wie schlug in immer raschern Schlägen
Dem ungemeßnen Raum das rege Herz entgegen!
Den lautern Aetherstrom, so labend, frisch und rein,
Wie lüstern schlürften ihn der Lunge Röhren ein!
Der eingepreßten Brust entstürzten Felsenblöcke;
Dem zugeschnürten Aug' entrollten Bind' und Decke,
Des Stoffes Rinde borst; der Schwere Fessel sprang;
Der trübe Nebel sank.

Und tiefer sank die Sonn'. Schon küßten ihr die Wange
Der Wogen Wallungen, doch schauernd noch und bange.
Noch warf die Liebende des Abschieds milden Blick,
Den Blick des Lebewohls auf ihre Welt zurück.
Noch glühten, angeblitzt von ihrem letzten Strahle,
Der Dünen Silberschnee, die grauen Heldenmaale.
Jetzt tauchte sie — so taucht ein Menschenfreund ins Grab —
Die blaue Fluth hinab.

Fahr' wohl, allmildes Licht! erseufzt ich, schaute sehnend
Der Heimgegangenen nach; und staunend, träumend, wähnend,
Verlor ich mich, bis mir die Wirklichkeit verschwand,
Und rings vor meinen Blicken ein selig Eden stand.
Ein magisch Licht umschwamm die schimmernde Musive [2])
Der Landschaft; sanft verschmolz in blauer Perspective
Die Ferne; rings umfloß ein heilig Dunkelklar
Arkonens Hochaltar.

Noch stand ich aufgelöst in ahnungstrunknes Staunen;
Da hört ich mir ins Ohr, wie Geistgeflüster, raunen:
Knie nieder und bet an! Ich kniet' ins falbe Moos,
Und also rang es sich aus meinem Innern los:
„O du, wie nenn ich dich, dem alle Adern wallen,

---

1) Rugia, die Insel Rügen.
2) Musive (Mosaik), eine Art Gemälde, ein aus gefärbten Stein-, Holz- und Glasstückchen zusammengesetztes Gemälde, das in einiger Entfernung mit dem Pinsel gemacht zu sein scheint. Die schimmernde Musive der Landschaft = das schimmernde Gemälde.

Und alle Herzen glühn und alle Zungen lallen —
O du, der heilig ist, o du, der selig ist,
Ich glaube, daß du bist!"

„Sei, wer du seist, du bist! Ja Wesen aller Wesen,
Ich glaube, daß du bist! Ich glaub' und bin genesen!
Ruhlechzend lehnt an dir der grübelnsmüde Geist,
Den rastlos der Begriff in ew'gen Wirbel reißt.
Mag kein Vernunftschluß gleich dein Wie und Wo erklügeln,
Kein Zendavest [1]) erspähn, kein Vedam [2]) uns entsiegeln,
Mag faseln der Epopt [3]), mag spötteln der Sophist [4]) —
Ich glaube, daß du bist!"

„Es zeuget, daß du seist, die Harmonie der Sphären,
Der Himmel ruft's der Erd; die Erde ruft's den Meeren,
Das Meer den Inseln zu, die seine Fluth bespült;
Es zeugt's der Donnersturm, das Lüftchen, das uns kühlt;
Die Katarakte [5]) zeugts, die wild der Alp entstrudelt;
Der Vulkan, dessen Schlund geschmolzne Felsen sprudelt,
Der Eichwald und das Moos, der Lotos und der Tang [6]),
Die Scholl und der Montblanc."

„Es zeuget, daß du seist, der göttliche Gedanke,
Der jeden Zwang verschmäht und spottet jeder Schranke,
Den Himmel jetzt erfliegt, zur Hölle dann sich senkt,
Das All, sein eignes Ich und dich, Erhabner, denkt.
Die ernste Stimme zeugt's, die nimmer schweigt, noch heuchelt,
Die nie dem Triebe frohnt und nie den Lüsten schmeichelt,
Die, wenn der Sinn sich sträubt, und wenn die Neigung schmollt,
Gebietend spricht: du sollt!"

Ich soll, ich kann, ich will! Die Fessel ist zerbrochen!
Erhabnes Pflichtgesetz, du hast mich freigesprochen!
Nothwendigkeit, dein Sclav streift deine Fesseln ab
Und schaut, ein Geist, ein Held, ein Gott, auf dich herab.
Verschmäh', Unsterblicher, dem Eiteln nachzuschmachten!
Dir ziemt, durch Heiligkeit nach Seligkeit zu trachten!
O du, der heilig ist; o du, der selig ist,
Ich glaube, daß du bist!"

So rufend, staunt' ich auf. — Und sieh, des Spatroths Gluthen
Erblaßten. Schwer und tief hing auf die schwarzen Fluthen
Und auf den Dünenschnee ein Trauerflor hinab.
Noch war erhaben still die Schöpfung wie ein Grab. —
Schon rauscht es fern; der Sturm erwacht; die Wogen grollen;

1) Religionsbuch der Perser.
2) Das göttliche Offenbarungsbuch der Hinduer.
3) Ein Eingeweihter, der Alles, was bei den großen Mysterien oder Religionsgeheimnissen vorging, mit anschauen durfte.
4) Einer, der durch Trugschlüsse zu blenden und zu täuschen sucht.
5) Wasserfall.
6) Lotos und Tang sind Namen für gewisse Gewächse des Meeres.

Es blitzt in Süd und West; in Süd und Westen rollen
Die Donner. Dumpf erklingt die hohle Uferwand,
Dumpf Jasmunds [1]) Riesenstrand.

Und reißend, wie ein Pfeil, geschnellt vom eibnen [2]) Bogen,
Kam, wie ein Weltgericht das Wetter angeflogen.
Im wilden Aufruhr gohr die Luft, das Meer, das Land;
Die Brandung geißelte den schaumbespritzten Strand;
Dem Wolkenschwall entschoß ein Knäuel weißer Flammen;
Ein friedlich Dörflein sank in Schutt und Graus zusammen.
Der Hagel schlug die Saat, und ein entmastet Schiff
Zerschellt' am Felsenriff.

Und durch den lauten Sturm und durch der Donner Dröhnen
Erscholl der Schrei der Angst, des Jammers stumpfes Stöhnen.
Mich wehten Schauder an; mich faßte blitzgeschwind
Und schüttelt' Hünenstark [3]) der Zweifel Wirbelwind.
Gestemmt auf meinen Grimm, schaut' ich mit bitterm Hohne
Und frevelm Trotz empor zum blitzumschoßnen Throne
Des Donnerschleuderers und rief mit frechem Spott:
Thor, wo ist nun dein Gott!

Wo ist der Sel'ge nun, der Heil'ge, der Gerechte!
Orkane weckt sein Hauch, sein Schnauben Wetternächte!
Hier raucht des Armen Saat, dort dampft sein Halmendach;
Dort stöhnt ein Scheiternder, gequetscht vom Wellenschlag.
Triumph! den Sel'gen ehrt die Todesangst der Seinen.
Victoria! ihn preis't der Unschuld lautes Weinen.
Ihm ist der Wuth Geheul, des Wahnsinns Phrenesie [4])
Erhabne Psalmodie.

So wird dem Sturm die Spreu, so ward ich dir zum Raube,
Megäre [5]), Zweifelsucht. Geknicket war mein Glaube.
Gestaltlos grinzte mich die Schöpfung, ein Tyrann
Der Schöpfer, kalt und starr ein eisern Fatum an.
Von seinem Drachenschweif umschlungen und zerquetschet,
Von Larven angegrinst, von Furien angefletschet,
Mit ausgelöschter Kraft und ausgelöschtem Sinn
Sank ich aufs Antlitz hin.

Als hätte rächend mich der Strahl gerührt von oben!
Vom Ouaragan [6]) umheult, vom Hagelsturm umschnoben,
Lag ich gedankenlos, und mancher schwere Schlag

---

1) Jasmund, eine Halbinsel, zu Rügen gehörig, nordöstlich gelegen, mit der weltbekannten Stubbenkammer, einem 1 M. lang aus den Fluthen hervorragenden Kreidegebirge, dessen herauslaufende Spitzen eine Menge kleiner Vorgebirge bilden.
2) Eibe ist ein Baum, der auch Taxus heißt.
3) Das Wort Hüne (auch Hünne, Hühne geschrieben) bedeutet einen Riesen oder Helden; daher Hünengräber, Grabhügel, welche man früher den gefallenen Helden zum Gedächtnisse errichtete. Hünenstark heißt so viel, als riesenstark.
4) Phrenesie, Verrücktheit, Tollheit.
5) Megäre — eine der Furien.
6) Ouragan, so viel als Orkan.

Erschütterte den Grund, auf dem der Zweifler lag.
Noch immer läuteten des Donners Aufruhrglocken.
Die Flammen leckten mir an den durchnäßten Locken.
Jetzt peitscht' ein Schloßenschwall, und jetzt ein Wolkenbruch
Den Gipfel, der mich trug.

Zwei schwarze Stunden flohn. Jetzt war der Blitze Köcher,
Der Schloßen Schatz erschöpft. Es grollte ferner, schwächer.
Ein lindes Säuseln rann durch die erfrischte Luft,
Und der erquickten Flur entwallte Opferduft.
Ich taumelt' auf. Und sieh, zerrissen war der Schleier
Der andern Welt. So steht an Tagen großer Feier
Ein Allerheiligstes. So stand in höhrer Pracht
Die vollgestirnte Nacht.

Wie strudelte, wie wogt' aus undenkbaren Fernen
Der Orellanastrom [1]) von Sonnen, Monden, Sternen!
Wie äugelten so mild aus dem saphirnen Guß
Der weiße Azimech [2]), der rothe Regulus [3]).
Es rollte Welt an Welt, es brauste Sonn' an Sonne;
Ein seliges Gewühl von Leben, Füll und Wonne.
Es lag das große All stillsäugend, liebewarm
In seines Vaters Arm.

Und weich ward mir das Herz; es schmolz in süßes Sehnen.
Das Auge letzte sich in wollustreichen Thränen;
Zu hoher Freudigkeit erwuchs das kalte Graun,
Der scheue Sclavensinn zu kindlichem Vertraun.
„O Vater", rief ich aus, „o du, in dessen Armen
Der Engel und der Wurm und Mensch und Mück' erwarmen,
Dir sinkt dein reuig Kind mit gramgemischter Lust
An die versöhnte Brust!"

Gekräftigt stieg ich nun herab vom Prüfungshügel.
Im Osten wehten schon des Morgens Safranflügel,
Im hochzeitlichen Schmuck stand prangend die Natur,
Das Meer ein Amethyst, und ein Smaragd die Flur.
Am trümmervollen Strand, im Schutt verbrannter Hütten
Trat ich ein Retter auf in der Verarmten Mitten.
Ich träuft' in ihren Kelch des Mitleids Honigseim,
Und ging getröstet heim. (Kosegarten.)

2) Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel;
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!

---

1) Orellanastrom, so viel als Amazonenstrom in Amerika, den Franzisco de Orellana 1541 zuerst befuhr, weßwegen er Orellanastrom genannt wird. In obiger Stelle wird die zahllose Menge von Sternen mit diesem Strome verglichen.
2) Azimech, auch Asimech, ein Stern, der auch Spica oder Kornähre heißt und im Sternbilde Jungfrau enthalten ist.
3) Regulus, ein Stern erster Größe im Löwen.

Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
  Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, Dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
  Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
  Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu Dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
  Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
  Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
  Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad;
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
  Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil; still liegen die Weste;
  Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
  Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
  Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
  Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
  Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
  Ueberraschend des Tages blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
  Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gähling unter mir abstürzt,
  Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
  Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
  Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
  Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
  In den Teppich der Flur hat sie Demeter [1]) gewirkt;
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
  Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand;
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
  Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
  Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde;

1) Demeter, Tochter des Kronos und der Rhea, wurde als Beschützerin und Erfinderin des Ackerbaus verehrt.

Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom; in Gebüschen verschwinden
Andre; vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen;
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster;
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagwerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet; der Pappeln stolze Geschlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher;
Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung.
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln;
Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen [1]) verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte!
Großes wirket ihr Streit. Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist; hoch schlägt in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres [2]) vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes [3]) den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva [4]) des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon [5]) heran,
Mutter Cybele [6]) spannt an des Wagens Deichsel die Löwen;
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.

---

1) Faunen sind die Waldgötter oder Waldgeister der Römer.
2) Ceres, auch Demeter, Göttin des Ackerbaues.
3) Hermes, auch Merkur, Gott des Handels &c.
4) Minerva, auch Athene, Göttin der Weisheit, der Künste und des Kriegs, brachte die Pflanzung des Oelbaums auf.
5) Poseidon oder Neptun, der Schöpfer und Bändiger der Pferde, Beherrscher des Meeres.
6) Cybele, eine Gottheit der Phrygier, die Beschützerin der Städte. Sie fährt auf einem von Löwen gezogenen Wagen und wird hier selbst als Bezähmerin dieser Thiere gedacht.

Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit;
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst;
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren;
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten [1]) heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg; doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen geseh'n, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade. [2])
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers [3]) Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls;
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel;
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne;
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn vom fröhlichen Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr;
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule [4]) bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea [5]) das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein;

1) Penaten = die Hausgötter der Römer.
2) Dryade = Waldnymphe, die die Bäume belebend gedacht wird; daher seufzt sie beim Schlage der Aexte.
3) Mulciber, ein Beiname des Vulkan, und wie hier jedes Feuerarbeiters.
4) Thule = bei den Alten ein Land, das sie sich im äußersten Nordwesten dachten, ohne daß sich mit Gewißheit bestimmen ließ, wo es zu suchen sei.
5) Amalthea = nach der Fabellehre eine Nymphe, oder auch nur eine Ziege, die den kleinen Jupiter mit ihrer Milch aufzog. Die Ziege verlor einst ein Horn, welches Alles an Speise und Trank verlieh, was man wünschte, dies ist das Horn des Ueberflusses, das Füllhorn.

Künstliche Himmel ruh'n auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris [1]) Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde;
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten; ihn faßt mächtig der fluthende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin; die Küste verschwindet;
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne;
Bleibend ist nichts mehr; es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;
In der Herzen vertraulichstem Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant [2]), reißt von dem Freunde den Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke;
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke; die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht;
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle besteh'n,
Bis die Natur erwacht, nnd mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,

1) Iris — die leicht beschwingte Götterbötin, welche Jupiters und Junos Befehle den Sterblichen hinterbrachte und deren Bild man in dem vielfarbigen Regenbogen sah.

2) Sykophant — einer, der in Athen solche anzeigte, die dem Gesetze zuwider Feigen (Syka) ausführten; überhaupt ein Angeber, Verleumder, Ohrenbläser.

Einer Tigerinn gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen*) Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt.
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad; abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet; der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand;
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen;
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel; in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer dieselbe, bewahrst Du in treuen Händen dem Manne,
Was Dir das gaukelnde Kind, was Dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

(Schiller.)

3) Auf dem zerfallenen Bergschloß.

In kühlen Strömen kreist die Luft
Hier oben um die Bergeshalde,
Durchwürzt von Alpenkräuterduft,
Vom Harzhauch aus dem Tannenwalde.
Halboffen liegt des Himmels Grund,
Die blauen Räume dämmernd steigen;
Es ruht auf dieser Höhe rund
Ein feierliches Kirchenschweigen.

Des Friedens Athem weht mich an
Aus diesen Haidekräuterwürzen;
Die Freiheit bricht sich ihre Bahn,
Wo stolz die Felsenquellen stürzen.
Und frag ich, du zerfallen Haus,
Was Dich getilgt von dieser Stätte?
Ach! Deiner Menschen wüster Graus
Dies heitre Reich entheiligt hätte!

---

*) **Numidien** — eine Landschaft in Afrika, zwischen Mauritanien und dem karthagischen Gebiete.

Hier oben, wo so himmelrein
Die blauen Lüfte sich ergießen,
Da höhlten sie den alten Stein
Zu dumpfen, engen Thurmverließen;
Laut scholl der Fehden wild Gedröhn,
Und Panzer, Schwert und Ketten klirrten,
Daß von den streiterfüllten Höh'n
Die scheuen Vögel bald entschwirrten.

Nicht lang', von heil'gem Zorn entfacht,
Säumt die Natur, sich aufzuraffen,
Und ihre ganze Heeresmacht
Ruft sie mit Ingrimm zu den Waffen;
Es gilt, ihr friedlich Eigenthum
Vom Werk der Menschenhand zu räumen;
Es gilt, zu stürzen wiederum
Die Zwingburg mit den Schreckensräumen.

Und rings belagert wird der Thurm
Von unsichtbaren Heeresmächten;
Die scharfen Winde laufen Sturm,
Und höhlen frisch in dunkeln Nächten;
Die Blitze schießen Bresche gleich;
Zusammen bricht die Mauerscharte;
Die Wölbung dröhnt vom Donnerstreich,
In tausend Rissen klafft die Warte.

Nun hängen sich Strickleitern an,
Von Epheuranken fest geschlungen,
Und rasch die Breschen geht's hinan,
Es ist die Zinne schon erschwungen.
Natur blickt wieder frei hinaus.
Hoch über die geschleiften Schanzen,
Und eilt, den grünen Tannenstrauß —
Ihr Siegesbanner, aufzupflanzen.

Die Feldmusik der Vögelein
Erklingt im luft'gen Schloßgemäuer;
Zündwürmer brennen im Gestein
Nachts ihre tausend Freudenfeuer.
So hast du wieder, o Natur!
Dein Erb' errungen und gerochen,
Mit Grün bedeckt der Menschen Spur,
Die deine sel'ge Ruh' gebrochen.

Mir gönne dieses Räumchen hier
In deiner menschenfernen Stille;
Dein himmelnahes Luftrevier
Soll stören nicht mein schlichter Wille.
Laß mich, als einen wilden Strauch,
An diesen Höhen feiernd hängen,
Durchweht von Haidekräuterhauch,
Durchschallt von hellen Waldgesängen.

(A. Stöber.)

4) Die Tanne.

1.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne, schlank und grün;
Durch der Felswand tiefe Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln zieh'n;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwang're Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunter hangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Gluth, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schönres Leben,
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Sylbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem moosbewachsnen Boden! —
O, wohl magst Du Deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst Du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und Dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magst Du lieblich wehen!
O, wohl magst Du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen! —
Tanne, könnt' ich mit Dir tauschen!

2.

Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast,
Mit Segel, Flagg' und Matte;
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren,
Und fremde Länder schauen.

Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah' ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid Ihr, wie weit!"

(Ferdinand Freiligrath.)

5) Ein Wasserfall.

Ich steh' am zorn'gen Katarakte;
Mein Herz ist still und traumbeschwert;
Mein Hirn ist müd' am Donnertakte,
Mein Auge starr hinabgekehrt.

Ich kann's nicht lassen, hinzustarren,
Wie sich die Woge ewig jüngt
Und ewig in die Felsenbarren
Verzweiflungsvoll herniederspringt.

Es ist ein unablässig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch';
Seit Ewigkeiten ist's erschollen,
Und Ewigkeiten schallt es noch.

Du wilder Sohn des Felsenspaltes,
O Strom! ich weiß es, was Dich quält:
Ich weiß ein Lied, ein ernstes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt: —

— Zur Zeit der Götter und der Riesen,
Da strömtest Du von Anbeginn
In blumenreichen Paradiesen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warst ein trotz'ger Stürmer,
Dir frommte nicht der eb'ne Pfad,
Du wärest gern, ein Bergethürmer,
Den ew'gen Göttern selbst genaht.

Du wolltest kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Schleier rollt,
Und weil du's nicht erreicht im Leben,
So hast Du's durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette schwoll dein Wasser;
Du warfest in dies Klippengrab,
Ein raschentschloss'ner Lebenshasser,
Selbstmordend häuptlings Dich hinab.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerstört aus eig'ner Macht;
Du warst der erste Selbstvertilger;
Der erste Selbstmord ward vollbracht.

Und sah'st du nun erfüllt dein Hoffen;
Sahst du den Himmel, ward er dein? —
Noch immer steht der Abgrund offen;
Noch immer donnerst du hinein.

Das ist die Strafe von den Göttern
Für die titanisch freyle Lust,
Daß im beständigen Zerschmettern
Du doch beständig leben mußt.

Nie sah man Rast in Deinem Schlunde,
Seit Du Dein Haupt hineingebeugt;
Du stirbst zehnmal in der Sekunde,
Und zehnmal wirst Du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnoth;
Es ist ein ew'ger Tod im Leben,
Ein ew'ges Leben in dem Tod. —

Ich sehe, wie in immer schnellern
Und schnellern Sturz du ringend bangst,
Und höre aus den Felsenkellern
Das Brüllen deiner Todesangst.

Ich reiße mich aus deiner Nähe,
Und steige von dem Bergesjoch;
Doch wenn ich rückwärts nach dir spähe,
So rauschest, rollst und ringst du noch!

(M. Graf v. Strachwitz.)

6) Aus „Amaranth." Der Kirchgang. (Abgekürzt.)

O sel'ger Gang am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saft'ger Buchen duft'gen Schlag,
Durch Wiesengründe bronnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tisch'.

Noch überall ist tiefe Ruh';
Die Himmelsaugen blicken matt,
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' an Born und Stein,
Da ganz zuerst am Waldessaum
Von Amaranthens Tritt geweckt
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf,
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt:
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hört's in der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerstöcken,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Haidelerch', im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen.
Von ihrem Fittig aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und springt heraus mit flinken Füßen.

Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest in's Gras herunter,
Und wäscht mit Thau die Aeuglein hell.
Jetzt endlich gar der Kukuck schreit;
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern;
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagglocken.

(Oscar v. Redwitz.)

---

10) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm.

Das Räthsel stellt einen Gegenstand dar, der nicht genannt, aber nach seinen gesammten wesentlichen Merkmalen und Eigenschaften, so widersprechend dieselben, an sich betrachtet, auch sein mögen, genau bezeichnet wird, um an diesen Merkmalen und Eigenschaften erkannt und errathen werden zu können. Das Geheimnißvolle, welches in der Darstellung liegt, und das den Verstand zur Lösung jener Widersprüche durch die Auffindung des Namens reizt, bildet das eigentliche Interesse des Räthsels.

In der Charade oder dem Sylbenräthsel, einer Abart des Räthsels, wird der Name des Gegenstandes zuerst in seine einzelnen Sylben zertheilt, die für sich selbstständige Begriffe bilden; diese werden nach ihren einzelnen Merkmalen charakterisirt und zuletzt ganz zusammengefaßt oder so versinnlicht, daß man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathen kann.

Das Logogryph oder das Buchstabenräthsel enthält eine Kette von Räthseln, die alle auf ein Hauptwort führen, dessen Buchstaben nach ihrer Versetzung oder Wegnahme oder Vertauschung andere Wörter bilden, die gleichfalls im Logogryph bezeichnet werden.

Das Anagramm beruht auf der völligen Versetzung der Buchstaben oder der Sylben, wodurch ein völlig neuer Begriff entsteht, der eine von der ursprünglichen Bezeichnung des Wortes wesentlich verschiedene Bedeutung hat.

Beispiele.

1) Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt? (F. v. Schiller.)

2) Räthsel.

Ein Fremdling bin ich den Bewohnern der Erde,
Des Wassers, der Luft und des Lichts.
Ja, wisse, mich schuf kein göttliches Werde,
Und willst Du mich finden, so suche Nichts. (Haug.)

3) Charade.

Was auf der ersten Sylbe steht,
Ist schön und häßlich, wie sich's schickt,
Bald klug, gleich einer Universität,
Bald wie ein Bedlam*) auch verrückt;
Die Sylbe selbst thut Nichts dabei,
So unentbehrlich sie auch sei.
Zwei neue Sylben schließen sich
An jene von ganz andrer Art;
Sie dienen zwar zu Hieb und Stich,
Doch wird man auch durch sie bewahrt;
Sie kommen aus der Erde Schooß,
Und dringen wieder auch hinein;
Es ist des jetz'gen Säckels Loos,
Durch sie gar streng regiert zu sein.
Das Ganze ziert den Ehrenmann,
Der sein Organ nicht bänd'gen kann.
Und wenn sich's hinter'm Ohr erhebt
Nach fremder Leute Gütern strebt.
(Th. Hell [Winkler.])

4) Logogryph.

Fünf Zeichen hat mein Wort; deß Kopf ist grau und alt
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Worts hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so gibts, was kälter ist, als kalt. (Tiedge.)

5) Logogryph.

Ein Wort, einsylbig, doch leicht erklärlich,
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich;
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich. (Haug.)

6) Logogryph.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu; nein, es ward aufgeschlagen. —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz dir sagen?
Setz nur zu sieben noch den achten zu!
Du räthst es nicht? Nimm von den achten wieder
Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.
Nimmst Du noch eins; so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt. Friedr. Kind.)

*) Sprich: „Bedläm" — eine Irrenanstalt in London.

7) Anagramm.

Liebliche Gaben bring ich Dir,
Nahest Du Dich von Vornen mir;
Aber von Hinten gelesen
Bin ich ein wildes Wesen;
Erst getödtet zu gebrauchen,
Wenn die Schüsseln von mir rauchen.

(Th. Hell [Winkler].)

Didactische Epik.

Zur didactischen Epik zählen wir:

11) das eigentliche Lehrgedicht,
12) die Gnomen oder Denksprüche,
13) die Satyre,
14) die Parodie und Travestie,
15) die poetische Erzählung,
16) die Fabel,
17) die Parabel, Allegorie und Paramythie.

11) Das eigentliche Lehrgedicht.

Zum Lehrgedicht liefert das Gebiet höherer Wahrheiten und Erkenntnisse den Stoff. Es erhebt durch die ästhetische Form den Gegenstand zu einem Bilde für die Phantasie und macht die Wahrheit uns dadurch liebenswürdig, daß es ihre himmlischen Reize im Rosenschimmer der Dichtung erblühen läßt. Die Sprache im Lehrgedicht soll stets ernst und würdevoll sein; der Ton kann sich bisweilen bis zur Lyrik erheben; doch soll derselbe nicht durchgängig walten.

Beispiele:

1) Reichthum und Ehre.

Wie lange läßt Du Dich, o Thor vom Ruhm beseelen?
Du siehst, er quälet Dich, und wird Dich ewig quälen.
Wie bei des Fiebers Gluth der Durst, der Dich verzehrt,
Den oft genoss'ner Trank nie stillt und stets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für Dich erfindet,
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm! Vielleicht erlöscht die Gluth.
Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, sprichst Du, wenn eine Welt mich ehret,
Und was sie von mir denkt, mich durch Bewund'rung lehret?

O Freund, dieselbe Welt, die Deinen Namen preist,
Hat oft in einem Tag ein Wanderer durchreist.
Was prahlst Du mit der Welt? Der kleinste Theil der Erden
War noch nicht klein genug, von Dir erfüllt zu werden.
Der Mann, von dem Du denkst, daß er Dich schätzt und liest,
Weiß wahrlich vielmal kaum, daß Du geboren bist;
Und der, auf dessen Gunst Du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über Dich, und zählt Dich zu den Thoren.
Doch der Bewund'rer Zahl, die Dich mit Ruhm erfreu'n,
Sei Millionen stark, — wirst Du drum glücklich sein?
Wer sind die Willigen, die Dich zum Wunder machten?
Ist's meistens nicht ein Volk, das ich und Du verachten?
Hat Einer oder Zwei, wenn Hundert Dich genannt,
Zum Lobspruch g'nug Geschmack, zum Richter g'nug Verstand?
Sei stolz! Zehn lobten Dich; allein von eben diesen
Ward, sei nicht länger stolz, bald drauf ein Geck gepriesen.
„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?"
Sie loben Dich. Noch mehr, sie sind entzückt von Dir.
An Dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen;
Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen!
Fast Jeder, der Dich lobt, belohnt sich für den Dienst,
Und ist sich insgeheim, was Du zu sein ihm schienst.
Dein Kenner ist wie Du, hat göttlich schöne Gaben,
Doch auch, wie Du, den Stolz sie nur allein zu haben.

Viel rühmen Dich. Warum, aus Ueberzeugung? Nein!
Man lehrt durch Höflichkeit Dich wieder höflich sein.
Warum hat Dich Crispin so vielfach schon erhoben?
Er wird Dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
Der Redner rühmet Dich; nicht, weil Du's würdig bist,
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.
Hier spricht ein Tisch von Dir. Wie schätzen Dich die Blöden?
O! nein, sie wollten jetzt nicht mehr vom Wetter reden.
Sarkast lobt heute Dich; warum? däch'st Du das wohl?
Damit sein künft'ger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß Tausend sich im Ernst für Dich erklären,
Gesetzt, Dein Ruhm ist groß; wie lange wird er währen?
Ein Herz, das diesen Tag bei Deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bei Deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich satt, Dich immer hoch zu achten,
Und hört schon denen zu, die Dich zu stürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?
Ist nicht des Andern Neid selbst Deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an Dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.
Man hört den Spötter an, und liebt ihn noch dazu;
Denn daß Du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh'.

So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
Und um ein solches Gut willst Du Dich glücklich preisen?

Du sammelst, was Dich flieht, mit Müh' und Zittern ein,
Und wenn Du's endlich hast, so ist es doch nicht Dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh' man es besessen,
Dann auch, wenn man's besitzt, des Lebens Ruh' vergessen?

Erfahrung und Vernunft, o! steht uns Beide bei!
Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz frei!
Nicht Ruhm, noch Ueberfluß kann unsre Wünsche stillen;
Von Beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was Beides unserm Geist gab und zu geben schien,
Rührt seine Fläche nur, und dringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, soll's mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig sein, und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; Ihr habt's, und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in Eurer Seele leer,
Und dieser leere Theil, für wen ist er beschieden?
O Tugend! gibst denn Du vielleicht dem Herzen Frieden?

Ja! Mensch! erwirb sie Dir: so wirst Du ruhig sein.
Sei weise, lieber Freund, schränk' die Begierde ein.
Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh' Du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, das Du genießen willst.
Was suchst Du viel? O lern', was Du nicht brauchest, meiden,
Und was Du hast, genieß'. Die Welt ist reich an Freuden;
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
Gönn' Jedem gern sein Glück; lern' vortheilhaft empfinden
Und in der Andern Glück ein Theil von Deinem finden,
Dem warf die Schickung viel, dem aber wenig zu.
Ist Jener glücklicher, der reicher ist, als Du?
Du denkst's, und lügest Dir. Steig' glücklich auf die Thronen;
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,
Und sehn, daß Jener dort, den eine Hütt' umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bei dem Quell, als Du beim Weine fühlet.
Entbehrt er eine Lust, die Dir der Reichthum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was Dich als Reichen kränkt.

Such' solche Freuden auf, die still Dein Herz beseelen,
Und wenn Du sie gefühlt, Dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst Du, ob Dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, Dein Weib, Dein Haus sind Welt genug für Dich.
Such' sie durch Sorgfalt Dir, durch Liebe zu verbinden,
Und Du wirst Ehr' und Ruh' in ihrer Liebe finden.
Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
Auch in der Dunkelheit gibt's göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter sieht in Dir stets Deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn Du edel willst, Dir mit geheimer Ruh'.
Du streitest wider Dich; kaum ist der Sieg gelungen:
So krönt sein Beifall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst Du Dich an der Welt, an Lieb' und Freundschaft freu'n,
Gern öffnet er Dein Herz, und läßt die Freuden ein;
Er schärfet Dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug' entgegen.
Wohin Du gehst, geht auch sein stiller Beifall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur Dein Fuß betritt.
Du schleichst durchs bunte Thal, streifst durch die grüne Haide,
Und was Du siehst, ist Lust, und was Du fühlst, ist Freude.
Dein Aug' erweitert sich! und mit ihm selbst dein Geist;
Siehst, wie der stolze Baum, Gott, seinen Schöpfer preist!
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren,
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demuth steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehst's und wirst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche;
Dir weht der sanfte West, Dir rauschen frohe Bäche;
Dir singt der Vögel Chor; Dir springt zufriednes Wild;
Und Alles ist für Dich mit Wollust angefüllt;
Und Du, an Unschuld reich und sicher im Gewissen,
Triffst da viel Freuden an, wo Tausend sie vermissen.

Frei von des Neides Pein, frei von des Geizes Last,
Strebst Du nach Wenigem, und hast mehr, als Du hast.
Sieh stets auf Deine Pflicht, oft auf Dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der Dir's gegeben.
Du siehst durch dessen Hand, der war, eh' Du gedacht,
Den Plan zu Deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
Den Plan zum Glück des Wurms, der jetzt von Dir verschwindet,
Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet.

In deines Freundes Arm, an Deiner Gattin Brust
Wird oft ein kleines Glück für Dich die größte Lust.
Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So ist's doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörst, daß Dich Dein Feind zu lästern sich erkühnt;
Es schmerzt; doch Trost genug, Du hast es nicht verdient.
Ein Unfall raubt Dein Gut; ein Räuber hat's entführet;
Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret!
Du fühlst ein ander Weh; Du fühlst der Krankheit Pein;
Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu sein!
Dir raubt der Tod Dein Weib, den Freund, den einz'gen Erben;
Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren werth, zu sterben.

So sei Dein liebstes Gut ein frommes weises Herz.
Dies mehre Deine Lust, dies mindre Deinen Schmerz;
Dies sei Dein Stolz, Dein Schatz, Dein höchstes Ziel auf Erden;
Sonst Alles, nur nicht dies, kann Dir entrissen werden.

Zu wissen, es sei Dein, zu fühlen, daß Du's hast,
Dies Glück erkaufst Du nicht um aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeck noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen. (Gellert.)

2) Die Tempel.

Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk' durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und sein wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?

Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser gibt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
Ins Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Zedernwipfel;
Ein festes Band! Allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dichtverschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne dreh'n,
Und Sonnen auf= und untergeh'n,
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumiger Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären. (v. Jacobi.)

3) Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit dem Bösen,
Mit Gleichgiltigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst. (J. G. v. Herder.)

4) Aus der „Urania."

Gott.

Lass' untergeh'n die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander zieh'n!
Am innern Leben, Freund, lass' sich die Hoffnung halten:
Wir bleiben; die Gestalten flieh'n.
Doch sprich, warum beschwören unsere Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu steh'n und uns zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
In's Heiligthum zu schau'n, ins Heiligthum der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein;
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus*) sein.

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dies, dies ist sein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren.
Wie aber? darf die Blum' im Kranz,
Wie? darf sie selbst der Kranz sein wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille
Wie eine dunkle Weihung schwebt.

Dank der verborg'nen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ;
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß. —

Und wie? wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:

*) Pharus = Leuchtthurm.

Was würd' es um die Wahrheit sein? —
Verdiente sie das Gluthgelodert
Des hoch entflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder
Du, Mensch, du müßtest größer sein.
Und dies — dies forderst du; allein
Wie groß? Das ist die schwere Frage. —
Hinauf! Hinauf! zu eines Engels Glanz! —
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher
Und ahnet nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hell'rer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Tugendkreises,
Der tief in seinem Schooß ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt.

(Tiedge.)

5) Größe im Unglücke.

Was ists, das unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne zieh'n,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;
Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron, —
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin,
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schau'n,
Umstrahlt vom ewigen Glanz.
Breit' aus den Fittig im kühnen Vertrau'n
Zum ewig blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;
Aus ihren versunkenen Gräbern spricht
Eine Stimme, die ewig ertönt;
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und werden mit Ruhme gekrönt.

Das ists, das unsterbliche Geister entzückt, —
Wann sie niederblicken zur Welt:
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt, —
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft! (Mahlmann.)

6) Aus Laienbrevier.

1.

Nur wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier nah vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten, — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh, und durch den Spalt
Zwei kleine blüh'nde Kinder still sich wundern,
Und oben zieh'n die Wolken, unbekümmert
Um all das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen All's ist mir geworden;
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

2.

Was auch, ein Mensch zu sein, dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen: wenn du nur
Ein Mensch willst sein! Dein Glück ist immer möglich,
Wenn du's zu finden weißt. Drum merke dir:
Sei ganz ein Mensch, nicht mehr, doch auch nicht minder!
Dann lebst du immer froh, so lang du lebst;
Dann stirbst du still auch in der Jugend hin; —

Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur;
Dann stirbst du gern auch spät im Alter erst; —
Denn auch zu altern ist uns auferlegt;
Und weißt, daß du einst ganz vergessen bist:
Denn Niemand denkt der Todten in den Tagen,
Die nach uns sind — auch dies ist Menschen Loos.
So weine! Denn auch Thränen, herbe wohl,
Und ungestillte Klagen sind für Menschen.
Was auch ein Mensch zu sein dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen, wenn du nur
Ein Mensch willst sein. Und darum: sei ein Mensch!

3.

Was ganz gewöhnlich ist, was alle Tage
An allen Orten still sofort geschieht,
Das kann nicht viel sein, wär' es auch der Tod,
Drum hege nicht von ihm zu große Hoffnung;
Er ist ein ganz gemein Natürliches.
Doch was natürlich ist, ist auch nie wenig!
Es ist ein Heiliges und Göttliches;
Drum hoffe nicht zu wenig von dem Tode,
Dem die Natur ihr Schönstes ruhig opfert,
Vielleicht auch freudig, wie Natur sich freuet,
Und leidet: still. So freu' auch du dich still!

4.

Am heil'gen Himmel siehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne zieh'n,
So immerfort: so jede heitre Nacht —
Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht!
Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
Und Tod und Leben wechseln auch da droben
Auf ihren stillen schönen Silberscheiben.
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchbebt
Dich Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen;
Ihr Tag entzückt, die Nacht durchschauert dich?
O schwinge deines Geistes Flügel, schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe;
Von dort aus sieh' die Erde, und verkläre
Zum Stern sie, und was du hier Alles kennest:
Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
Dann sieh' auch dich als einen Weltdurchwandrer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,

Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

5.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' erst zu jenem blauen Himmel auf,
Und sprich: „Das will ich thun! O schau' es du,
Und segn' es du, der still da droben herrschet!"
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung;
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
In dem du aufschau'nd selig dich erblickst;
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen! Oder ahn'st: es wohn' in dir,
Herabgesenkt, des Himmels stiller Geist!

6.

Beneidest du den Tropfen Thau dem Veilchen?
Beneidest du dem Tropfen Thau die Sonne,
Die bunt darin sich spiegelt? und der Biene
Das purpursammtne süße Distelhaupt,
Das sie mit Kunst und Fleiß und Müh beschwebt? —
Das thust du nicht! — Wohlan, so thu' das Gleiche
Dem Menschen: gönn' ihm Alles! Nichts beneid' ihm;
Denn für ihn ist das Distelhaupt — die Erde,
Die er mit Kunst und Fleiß und Müh' beschwebt;
Sein Geist ist wie der Tropfen Thau, worin
Die Welt sich bunt so wenig Tage malt;
Und theurer, als den Tropfen Thau das Veilchen
Bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde
Mit ihrem stündlichen Verlust, mit tausend Thränen,
Die er um Andere geweint — die Andre
Bald um ihn weinen! Denn dem armen Menschen
Wird auch der Guten Güte, und ihr Dasein
Sogar, zu stillem edlem Schmerz voraus!

7.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegen wandelt,
Ja jedes Haupt, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung, wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt du, wer es ist? —
Es ist ein Wunder, wie die Blume — nur
Ein größeres und lieblichers. Und willst du,

So grüße auch die Rose! Willst du auch,
So küsse sie: „im Namen Gottes!" Gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber;
Denn wisse, schau' und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!" Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg;
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir;
Sie sind in einem Himmelreich mit dir:
Sie sind Genossen deines Lebens, sind,
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unausstaunbar Wunder.
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir ins Auge trieb!

8.

Wär' keine Sonn' am Himmel, wie viel fehlte!
Und dennoch wollt' ich leben, wenn man könnte;
Doch ohne Menschenantlitz wär' die Erde
Ganz einsam tödtlichfinster. Heil'ges Antlitz
Des Menschen! schöner Lotus auf der Tiefe
Des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend,
Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß!
Du, du erleuchtest Tag und Firmament
Erst klar! Dich, dich erblickend ist kein Mensch
In Wüsten mehr allein; der ganze Himmel
Ist — wie die Welt zum Menschen — also nah
Und schön zum Kinde worden . . . . Gott steht vor uns
Anschauend hold in jedem Kinderantlitz.
Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne dich, du Schlüssel
Zur Welt . . . wenn aus dem ringsbehaartem Haupt
Des Menschen selber Engelstön' erklängen!
O Schönheit, dein, dein ist der höchste Preis,
Und jedes Antlitz, das ein kindlich-reines,
Ein frommes Herz bedeckt — wie klares Wasser
Das Sonnenbild — ist schön. Das Menschenantlitz
Entdeckt die Wonn' erst, die im Innersten,
Geheimsten der Natur sich zuckend regt
Und überquillt — in Lächeln! Auf dem Antlitz
Erscheinet erst der tiefe große Schmerz,
Der die Natur im Heiligsten durchbebt;
Und wenn ein Kind geboren, wenn es lebet . . .
Wenn rings der tausendblum'ge Frühling neu
Und jung geworden, ach, dann lebt erst Kind

Und Frühling auf des Menschen Antlitz göttlich,
Lebt auf, wie nirgend sonst. Als Sonnenuhr
Des Lebens zeigt es alle leichten Schatten:
Es zeigt die Jugend — die an Sternen nicht,
In Rosen nicht so reizend glaubhaft blüht;
Es zeigt das Alter — das kein morscher Baum,
Kein falber Herbst so rührend wahr bezeugt,
Als mit dem wieder blaß gewordnen Antlitz,
Dem Silberhaar, dem müden Aug' des Menschen;
Und selbst der Tod, der heilige, der ernste,
Erscheint in seiner wundervollen Würde
Nur auf dem Menschenantlitz! Und noch Eins:
Du siehst, wie durch den leicht gewebten Schleier,
Durch dieses Antlitz selbst die Seligkeit
Der Todten, der dahin Gegangenen,
Wo aller Wesen stiller Urquell ist.
— Drum jedes Menschenantlitz sei dir heilig;
Es zu verehren wirst du nie bereuen,
Sei König nun, Feldmarschall oder Arzt.

9.

Gleichgültiger, du willst dich um dein Eignes
Nur kümmern? Um dein Haus und Weib und Kinder?
Der Mensch hat kaum ein Eigenthum, woran
Nicht fremde Hand unsichtbar liegt. Du selbst
Gehörst der Welt zu eigen; in dem Hause
Wohnst du — im Lande, auf der Erde frei,
Und wer das Land hat, hat auch deine Kinder,
Und wer die Menschen hat, der hat auch dich.
Drum: kümmre dich um Vaterland und Menschen.
Nimm Theil mit Mund und Hand in deiner Nähe;
Nimm Theil mit Herz und Sinn am fernen Guten,
Was Edle rings bereiten, selbst für dich.
Laß Nichts verderben, sonst verdirbst du mit;
Laß Keinen Sclave sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich;
Und denken Alle so, wie du, dann kann
Der Schlechte Keinen plagen, noch auch dich.
Und kann die Menschheit frei das Rechte thun,
Geht jede Göttergab' auch dir zu gut
Und deinen Enkeln allen; denn auf immer
Wird das erworben, was der Geist erwirbt. (Leopold Schefer.)

7) Die Weisheit der Brahmanen.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda*) der Natur;

---

*) Weda (Offenbarung) ist der Name der ältesten Sammlung indischer Religionsurkunden.

Hat viel geseh'n, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angeh'nden halb, halb nicht angeh'nden Sachen,

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu seh'n,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu versteh'n.

Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

Die Unvollkommenheit der Welt hat zu beklagen,
Wer sie geschaffen glaubt zur Lust und zum Behagen.

Geschaffen ist sie wohl zu anderem Bedarf,
Wie der für gut befand, der so den Plan entwarf.

Zu seinem nicht, und nicht zu unserem Vergnügen,
Zu unserm Heil gewiß; darein mußt du dich fügen.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.

Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm, und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl; sonst thät er dir nicht weh.

Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb ein Sporn:
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Thu, was du kannst, und laß das Andre dem, der's kann;
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.

Zwo Hälften machen zwar ein Ganzes; aber merk:
Aus halb und halb gethan entsteht kein ganzes Werk.

Wer halb und halb gesund, der mag nur krank sich nennen;
Und gar nicht kennen wir, was halb und halb wir kennen.

Wenn etwas Ganzes würd' aus noch so vielen Halben,
Ganz gut! es wimmelt jetzt von Halben allenthalben.

In jeder Halbheit wohnt ein Trieb zur Uebertreibung;
Bei Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.

Zu wenig und zu viel, ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel, wie unterm Ziel ein Schuß.

Zu wenig und zu viel ist gleich sehr unvollkommen;
Im Ernst ist und im Spiel das rechte Maß willkommen.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluthen schwimmt,
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt,

Und wenn er lang' im See gezogen seine Kreise,
Taucht unter, und zurückläßt keine Spur der Reise:

Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahrt,
Und Abschied also nimmt, daß Niemand es gewahrt.

Mein Sohn, du sollst dich nur auf Straßen und auf Gassen
Seh'n mit ehrbaren, mit geehrten Leuten lassen.

Die halbe Ehr' ist dein, wenn man sich neigt vor ihnen;
Am Ende lernest du die ganze selbst verdienen.

Beglückt, wer Alles nicht muß durch sich selber werden,
Sich nur anbilden darf vorbildliche Geberden:

Wer einen Vater hat, wer einen Lehrer findet,
Ein Muster, daran ihn Lieb' und Nachahmung bindet.

Er rankt daran empor mit unbewußtem Fleiß,
Und ist geworden gut und edel, eh' er's weiß.

Und fühlt er dann, wozu Beruf und Pflicht ihn treiben,
Darf er bewußt, was unbewußt er ward, nur bleiben.

Du sondre stolz und kalt dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine.

Zwar Gott ist überall, und nie wird in der Schaar
Ihn finden, wem er nicht bereits im Herzen war;

Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Gluth erkennen.

Du brauchst, was Andre thun, nicht immer zu versteh'n,
Um tüchtig dem, was dir zu thun ist, vorzusteh'n.

Doch zwiefach dir gereicht's zu Förderung und Lust,
Wenn du auch ihr's verstehst, indem du deines thust.

Mein Prinz! die Schmeichler sind gefährlicher als Raben;
Die pflegen Todten nur die Augen auszugraben,

Indeß der Schmeichler sie dem Lebenden entwendet
Und den Scharfsichtigsten mit falschen Künsten blendet.

Wer in der Jugend so hat das Gesicht verloren,
Erlangt's nie mehr, und bleibt, als sei er blind geboren.

Die Welt ist wirklich; nur ein Wirkliches allein
Bringt Wirkliches hervor; Gott muß drum wirklich sein.

Die Welt ist Leben: nur Lebendiges allein
Kann Leben wirken; drum muß Gott lebendig sein.

Der Geist des Menschen denkt; nur Denkendes allein
Kann Denken schaffen; Gott muß also denkend sein.

Des Menschen Wille will; nur Wollendes allein
Kann Wille wirken; Gott muß selber wollend sein.

Darum im heiligen Sanskrit*), wie dir bekannt,
Ist er Swajambhu, der Selbstwesende, genannt;

Der Unbedingte, der sein eignes Sein bedingt,
Selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt.

Mein Goldschmied, in Geduld mußt du die Zeit erwarten;
Die Knappen laß im Berg erst machen ihre Fahrten.

Im Hüttendampfe laß Pochungen wacker pochen,
Und im Hochofen rein das Erz aus Schlacken kochen.

Hier gilt die derbe Faust statt feiner Fingerspitze,
Und vorarbeiten muß Handwerkerfleiß dem Witze.

Wo ihr Beruf erlischt, beginnet deine Sendung,
Sie liefern dir den Stoff, du gibst ihm die Vollendung.

Das Uebel ist bestrebt, sich selbst zu überwinden;
Denn nur das Uebel lernt den Menschen Künst' erfinden;

Das aber ist der Zweck von Kunst und Wissenschaft,
Dem Uebel in der Welt zu brechen Spitz' und Kraft,

Aus der Nothwendigkeit und des Naturzwangs Ketten
Den Menschen ins Gebiet der Freiheit hinzuretten.

Durch Kunst und Wissenschaft ist er so weit entronnen,
Hat durch sie der Natur schon soviel abgenommen;

Durch Uebung mehr und mehr wird er derselben Meister,
Bis endlich wird sein Geist beherrschen ihre Geister.

Thu recht, und schreibe dir nicht als Verdienst es an;
Denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan.

Thu's gern! und wenn dir das nicht zum Verdienst gereicht,
Gereicht dir's doch zur Lust, daß dir die Pflicht ward leicht.

Wenn in Geschichten wir von Noth und Jammer lesen,
So tröstet dieses uns: dies Alles ist gewesen.

Die Herzen ruhen längst, die das erlitten haben,
Und ihre Sünden sind mit ihnen auch begraben;

Doch ihre Lieb' und Treu, ihr Glauben und ihr Muth,
Sind die auch hin, wie Schaum, geschwommen auf der Fluth?

*) Sanskrit, eig. heilige Schrift, die heil. Sprache der Indier, in welcher ihre Religionsbücher geschrieben sind.

Mit nichten, diese sind am Leben uns geblieben;
Denn wozu würde wohl Geschichte sonst geschrieben?

Ein alter Weiser lehrt, daß Tugend vielerlei,
Doch stets ein Mittleres von zweien Aeußern sei;

Im Wesen selber eins, doch von verschiednen Namen
Wie viele Schößlinge aus einer Wurzel kamen:

Gerechtigkeit, entfernt von Zu- und Gegenneigung,
Von Vorlieb' und Mißlieb', Abgunst und Gunstbezeigung;

Leutseligkeit, entfernt von Schmeichelei und Trutz,
Wie Wohlanständigkeit von Flitterpracht und Schmutz;

Mannhaftigkeit, entfernt von Trotzigkeit und Zagniß,
Und Tapferkeit, von Furcht und übermüth'gem Wagniß;

Freigebigkeit, gleichfern von Geiz und von Verschwendung;
Besonnenheit, so fern von Arglist als Verblendung;

Der Glaube, gleich entfernt von Un- und Ueberglauben,
Der nichts dir dringet auf, und nichts sich lässet rauben;

Die Nüchternheit, entfernt von Schlemmerei und Fasten;
Die Rührigkeit, entfernt von Uebereil' und Rasten;

Demuth, gleichweit von Stolz und Niederträchtigkeit,
Wie Leiberwohlgestalt von Fett und Schmächtigkeit.

Das Mittelmaß ist gut dem Alter, wie der Jugend;
Nur Mittelmäßigkeit allein ist keine Tugend.

Im Mittelmaß vereint sich zweier Aeußern Kraft;
Doch Mittelmäßigkeit ist beiden untheilhaft.

Verstand ist zweierlei: der ein' ist angeboren,
Dein Wiegeneingebind und Mahlschatz unverloren.

Erst zu erwerben ist der andre, zu ersparen,
Der mit den Jahren wächst durch Lernen und Erfahren.

Der zwei Verstande kann ein Mann entbehren keinen,
Und erst ein ganzer wirds, wo beide sich vereinen.

Die Menschen wollen doch von Werken der Natur,
Was ihnen Nutzen bringt, am Meisten rühmen nur;

Entweder was sie selbst zu füttern dient, zu kleiden,
Doch oder wenigstens ihr zahmes Vieh zu weiden.

Schrieb' auch ein Vogel nun einmal Naturgeschichte:
Wie, meint ihr, lauteten vom Menschen die Berichte?

Daß unter Allem, was zu Vogelschirm und Schutze
Geschaffen Gott, der Mensch sei von geringstem Nutze;

Ja recht zum Ungemach, Verderben und Entsetzen
Mit Ränken tausendfach, Nachstellungen und Netzen.

Und nichts sei gut an ihm, als daß mit seltnem Triebe
Er Bäume pflanze, zwar dem Vogel nicht zu Liebe,

Von denen doch alsdann ein Vogel dann und wann,
Wenn ihn der Mensch nicht scheucht, die Früchte picken kann.

Sobald dem Menschen wir die Freiheit zugesteh'n,
Scheint's um die göttliche Allwissenheit gescheh'n.

Denn wenn die Gottheit weiß, wohin mein Thun sich lenkt,
So bin ich ja zu thun gezwungen, wie sie denkt.

Der alte Meister sprach: das sei nur als ein Zeichen
Euch angeführt, wie weit des Menschen Kräfte reichen,

Und daß sein schwacher Witz sich lasse nicht verführen,
An unbegreifliche Geheimnisse zu rühren.

Der große Astronom sprach: Alle Himmelsflur
Hab' ich durchforscht und nicht entdeckt von Gott die Spur.

Hat er nicht recht gesagt? Bei Mond und Sonnenflecken,
Im Sternennebel dort ist Gott nicht zu entdecken.

Des Sehrohrs Scharfblick sieht den Unsichtbaren nicht,
Den nicht berechnen kann Zahl, Größe, Maß, Gewicht.

Wer Gott will finden dort, der muß ihn mit sich bringen;
Nur wenn er ist in dir, siehst du ihn in den Dingen.

Die Stimmenmehrheit nun entscheidet jeden Streit;
Doch eh'r entscheiden sollt' ihn Stimmenminderheit;

Denn gelten sollten mehr die Weisen als die Thoren,
Und stets zur Minderheit sind jene auserkoren.

Dein eigen nennt der Mensch ein Gut uneigentlich;
Daß Gutes ist von Gott, gesteht er schweigentlich.

Du sollst, was deiner Art, was deinen Sinn kann eignen,
Wo dir's auf deiner Fahrt begegnet, dir aneignen.

Der Eigner dieser Welt, das ist ein Geist, der eignet
Sich dauernd Alles zu, was flüchtig sich ereignet.

Das Eigenthum ist nur ein äußerlich Geleit;
Dein rechtes Eigenthum ist Eigenthümlichkeit.

Auf diese Eigenblum' halt ohne Eigenruhm,
Und laß dir rauben nie dein eigenst' Eigenthum.

Gleichfern von Eigensucht, alswie von Eigenflucht,
In Eigenzucht gedeiht des Herzens Eigenfrucht.

Dies sei mein eigner Sinn, zu sein ohn' Eigensinn;
Mein Eigen bin ich nur, wenn ich dein eigen bin.

Ich bin in Lust und Schmerz leibeigen und leibeigen
Dir, welchem stets mein Herz blieb eigen und bleib' eigen!

Ein Fürst ließ seinem Sohn verfertigen ein Schild,
Vier Felder von Azur, in jedem Feld ein Bild.

Und jedem Sinnbild war ein Sinnspruch beigegeben,
Doch rings ums Ganze stand: Nach diesem sollst du leben!

Im ersten Felde war ein Hirsch von Gold, dazu
Die Schrift von Diamant: Die Götter fürchte du!

Im andern Feld ein Storch von Silber, und dazu
Die Inschrift von Rubin: Die Aeltern ehre du!

Im dritten Feld, von Erz die Schildkröt', und dazu
Die Schrift von Karneol: Dein Haus bestelle du!

Im letzten Feld, von Stahl ein Delphin, und dazu
Die Schrift von Perlensaat: Den Freunden diene du!

Warum ist Götterfurcht vom Hirsch gemeint? Er zittert
Im Walde, wenn ob ihm der Himmel hochgewittert.

Wodurch ist Elternlieb' im Storch erklärt? Der junge
Trägt die gealterten mit seiner Flügel Schwunge.

Wie zeigt die Schildkröt' Hausbestellung an? Sie trägt
Fest auf dem Rücken eins, das ihr kein Stein zerschlägt.

Womit thut Freundesdienst der Delphin kund? Er kündet
Den Sturm, und bleibt im Sturm den Schiffenden verbündet.

Es ist ihm nicht genug, daß er gewarnet hätte;
Er müht sich auch, daß er umsonst Gewarnte rette.

Sohn, aufrecht sei dein Gang, und all dein Thun aufrichtig!
Aufrechter Gang ist für den Menschen nicht unwichtig.

Er ist, von Gott gewährt, die erste, hehrste Gunst,
Und ist, vom Kind gelernt, die erste, schwerste Kunst;

Die, und die eng mit ihr verbundne Kunst der Rede,
Begründet und bedingt der andern Künste jede.

Hoch halte sie, o Sohn, und mach Gebrauch davon;
Steh' aufrecht, wo du stehest, nah oder fern dem Thron.

Vorm höchsten Throne selbst halt aufrecht die Gedanken;
Wen Gottes Gnade hält, den lässet sie nicht wanken.

Steh, wie ein frommer Knecht, vor deinem Herrn aufrecht
Gegürtet, winkbereit, zur Arbeit, zum Gefecht.

So geh, aufrechten Haupts, ohn' Hochmuth auf der Erde;
Aufrichtig sei dein Sinn, dein Wort und die Geberde.

Halt aufrecht, wie dich selbst, das Recht, wo du vermagst;
Richt' auf Erliegende und dich, so du erlagst.

Die Sterne winken dir, zu ihnen aufzurichten
Den Blick, und deinen Gang nach ihrem Lauf zu richten.

Warum ist Redlichkeit von Rede so benannt?
Weil aus der Rede nur das Innre wird erkannt.

Die Redlichkeit besteht darin, daß einerlei
Mit seiner Aeußerung dein Innerliches sei.

Die Redlichkeit besteht nicht in Wohlredenheit,
In Ueberredungskunst, Ausred' und Redestreit;

Die Redlichkeit besteht darin: Ein Wort, ein Mann;
Weil man den Redlichen beim Worte halten kann.

Darin bestehet sie, daß sich dein Herz beredet
Mit seiner Pflicht, und thut das, was dein Mund geredet.

Behalte, was ich hier dir nicht will vorenthalten,
Vier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten,

Dir geben einen Halt, im Leben einen Stab,
Der Worte vier: Halt ein! halt aus! halt an! halt ab!

Halt ein den Zorn, die Gier und jede Leidenschaft;
Halt aus, was dich betrifft, mit starker Seelenkraft.

Halt an zum Guten wen und wo du Macht gewannst;
Halt ab vom Bösen wen, vom Uebel, was du kannst.

Behalt' und halte dies, und ordne dein Verhalten
Danach; so wirst du dich und wirst die Welt erhalten.

Wer über Gräber geht, und denket nicht an sich,
Und spricht nicht ein Gebet, thut doppelt freventlich.

Er hat vergessen, daß im Herrn die Todten leben,
Und hat vergessen, daß er selbst soll sterben eben.

Ein Edler, der sich noch, wenn er des Feindes Streichen
Erliegt, durch Wohlthat rächt, wem ist er zu vergleichen?

Dem Sandelbaum allein, der, fallend auf den Grund,
Mit süßem Dufte würzt des Beiles scharfen Mund.

Sei wessen Sohn du magst, und Tugend sei dein eigen,
So braucheſt du uns gar den Stammbaum nicht zu zeigen.

Wer sagen kann: Ich bins! ist unser Mann fürwahr;
Nicht der ist unser Mann, der sagt: Mein Vater war.

Du kannst nicht, sagt die Schrift, zugleich zwei Herren dienen,
Gott und der Welt zugleich; wie wählst du zwischen ihnen?

Ich aber sage dir: Erspare dir die Qual;
Erspare dir die Wahl; dien' Beiden auf einmal!

Ich sage dir: Du kannst zugleich den Beiden dienen;
Schlecht ist dein Dienst, wenn du zugleich nicht dienest ihnen.

Der Welt zu dienen, gab dir Gott des Lebens Hauch;
Nicht dienen kannst du ihm, ohn' ihr zu dienen auch.

Nicht dienen kannst du ihr, ohn' ihm zugleich zu dienen;
Weltdienst und Gottesdienst — kein Streit ist zwischen ihnen.

Sieh dieses Sinnbild, Sohn! die Fackel kehrt, wenn du
Sie kehrest niederwärts, die Gluth nach oben zu.

Wie auch das Unglück ihn gebeugt, des Edlen Muth
Kehrt sich zum Himmel stets mit ungedämpfter Gluth.

(Fr. Rückert.)

---

12) Gnomen oder Denksprüche.

Die Gnomen sind Denksprüche in poetischer Form. Sie drücken Erfahrungen und Lehrsätze kurz, genau, sinnreich und kräftig aus, und kleiden sie in eine anziehende Form. Die Lehren der Gnomen beziehen sich besonders auf Sittlichkeit und Lebensweisheit, und müssen nicht bloß wahr, einleuchtend und wichtig, sondern auch neu (neu gesagt) und poetisch dargestellt sein. In den zwei letzten im Auszuge mitgetheilten Lehrgedichten von L. Schefer und Fr. Rückert ist die Ausdrucksweise als Spruch, als Gnome vorherrschend.

Der Orient war reich an herrlichen Dichtungen dieser Art. Die Sprüche Salomo's und Jesus Sirach's, auch viele Aussprüche Christi selbst sind Gnomen.

Beispiele von Gnomen.

1) Lindernde Thränen! euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu;
Wäret ihr nicht, und könnten die Menschen ihr Leiden nicht weinen,
Ach, wie ertrügen sie's da? (Klopstock an Ebert.)

2) Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt;
Der ist's, der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht. (Herder.)

3) Bei bösen Menschen und bei bösen Hunden scheu
Das Schweigen mehr, als ihr Geschrei. (Herder.)

4) Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
(Göthe.)

5) Wohl unglückselig ist der Mann
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht, (Göthe.)

6) Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. (Göthe.)

7) Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten. (Göthe.)

8) Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.
(Göthe.)

9) Der Mensch ist eine Frucht aus seiner eignen Saat. (Tiedge.)

10) Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern versteh'n, blick in dein eigenes Herz. (Schiller.)

11) Zwei sind der Wege, auf denen der Mensch zur Tugend emporstrebt.
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf;
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt. (Schiller.)

12) Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht,
Es kommt darauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle. (E. Geibel.)

13) Die Welt ist reich und wohlberathen,
Nur zäume nicht das Pferd am Schwanz;
Wolle die Nachtigall nicht braten
Und nicht singen lehren die Gans. (E. Geibel.)

Die Mitte.

14) Geh' in der Mitte und du gehst
Mit Wen'gen deine Bahn,
Und weil du nur zu Wen'gen stehst,
So stehst du Wen'gen an.

Doch weil du in der Mitte gehst,
Gehst du die rechte Bahn,
Und weil du zu den Besten stehst,
Stehst du den Besten an!
(Julius Sturm.)

15) Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und selig sterben. (Bodenstedt.)

Das sichere Bleiben.

16) Auswendig Erlerntes
Ein Lüftchen entfernt es;
Greif's innewendig
Im Geist und lebendig,
Dann bleibt dir's beständig! (Eduard Brauer.)

13) Die Satyre.

Die Satyre geißelt die sittlichen Gebrechen der Menschen an einzelnen aus dem Leben der Gegenwart gegriffenen Beispielen. Sie erscheint dadurch als Vertreterin der beeinträchtigten Rechte der Sittlichkeit und bezweckt die Besserung des Einzelnen wie der ganzen menschlichen Gesellschaft, da sie den Menschen in dem Ideale einen Spiegel vorhält, in welchem sie die Verirrungen und Laster, in die sie verfallen sind, mit ihrer ganzen Lächerlichkeit und Strafbarkeit erblicken sollen. Dem Tone nach kann die Satyre bald strafend oder ernst, bald scherzhaft oder heiter sein, je nachdem sie den Gegensatz des Ideals und des wirklichen Lebens entweder mit der Geißel des bittern Ernstes oder mit der Geißel des schneidenden Spottes hervorhebt. Die scherzhafte Satyre gehört nicht für moralische Gebrechen; denn diese können kein Gegenstand des Scherzes sein, sondern stellt die Fehler in Bezug auf das äußere Betragen in der Gesellschaft, auf die Verirrungen in bürgerlichen Einrichtungen dar. Der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, muß aber ästhetisch darstellbar und von allgemeinem Interesse sein. Vergehungen und Thorheiten eines Einzelnen darf sie nicht schildern, sonst hört sie auf, Satyre zu sein, und wird zum Pasquill. Sie kann ebensowohl in Prosa, als in poetischer Form niedergeschrieben werden.

Beispiele der Satyre:

1) Ideal eines Hauslehrers.

In einem Lustschloß auf dem Lande
Wird für drei junge Herrn von Stande,
Des Namens großer Ahnen werth,
Ein Lehrer Knall und Fall begehrt.
Für das geschickteste Subjekt
Steht schon der Kammertisch gedeckt.
Zu merken! Der Begehrte sei
An Seel' und Körper fehlerfrei!
Sehr gut, ist er ein Vielgereister
Und auch der freien Künste Meister.
Sind ihm, wie wir im Sprichwort sagen,
Die Augen größer, wie der Magen,
Das heißt: ist er ein schwacher Esser
Und lasser Trinker, desto besser!
Französisch, Griechisch und Latein.
Muß von der feinsten Sorte sein.
Gewurzelt steh' er, gleich der Eiche,
In der Gelahrtheit weitem Reiche.
Im Nothfall muß vor allen Dingen
Ihm ein galanter Vers gelingen,
Und auf des Forstfachs grüner Bahn
Hab' er sich trefflich umgethan.
Daß er mit Flöt' und Violine
In Winterstunden uns bediene,
Mit manchem Schwank von Feen und Rittern
Das Zwerchfell kräftig zu erschüttern,
Nach muthig froh bestandner Jagd;
Nun, das versteht sich ungesagt.
Er soll das Kleeblatt unsrer Lieben
Im Reiten, Tanzen, Fechten üben.
In jeder arbeitsfreien Stunde
Ergötz' ihn die Dressur der Hunde;
Wer damit waltet nach den Regeln,
Der darf zum Lohn am Sonntag kegeln.
Auch sei er im Verschnitt von Haaren
Und im Rasiren wohl erfahren.
Der Jahrgehalt macht fünfzig Gulden,
Nebst Tilgung der Studentenschulden.

(v. Matthisson.)

2) Vom Eulenspiegel*) und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten
Die Eulenspiegels Witze gerathen,
Ist eine von sondrer Lehr und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät stutzen.
Nach Rostock, der berühmten Stadt,
Beschied er sie zu gemeinem Rath,
Er wolle Ihnen Etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,
Daß Jeder es auf die Seinen vererbe,
Eine große Sach' für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausschreiben gab er Kunde
Den wendischen Städten in der Runde,
In Holstein, Pommern, bis Stettin,
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.
Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkstätten hergelaufen,
Bracht' jeder Scheer', Elle, Nadel und Zwirn
Und plagt' im Voraus drob sein Gehirn,
Was er doch Neues hätt' ersonnen,
Das sie noch nicht gewußt, noch begonnen.
Als sie nun warteten auf dem Platz,
Stieg Eulenspiegel, der schlaue Fratz,
Frei hinauf in ein hohes Haus,
Und schaute oben zum Fenster hinaus.
„Ehrbare Meister vom Schneidergewerke,"
So sprach er, „Jeder hör' und merke:
Habt Ihr Scheer', Ell' und Nadel gut,
Dazu noch Zwirn und Fingerhut,
So habt Ihr zu Euerem Handwerk genug;
Das schafft sich Jeder mit gutem Fug.
An alle dem ist keine Kunst,
Nur Eines bitt' ich, bemerkt mit Gunst,
Wenn Ihr die Nadel habt eingeöhrt,
So macht einen Knoten, wie sich gehört,
An's and're Ende des Fadens recht,
Daß Ihr umsonst viel Stiche nicht stecht;
Denn wenn Ihr nicht den Knoten knüpft,
Der Faden Euch durch das Tuch hinschlüpft;
So bringt Ihr nimmer zu Stand die Nath:
Vergeßt es nicht; dies ist mein Rath."
Die Schneider sahen einander an,
Sprach Jeder zu seinem Nachbarsmann:
„Was ist das für eine Phantasei,
Daß er uns ruft so weit herbei?
Schon lange wußten wir diese Kunst;
Unsere Reise war gar umsunst."
Der Schalksnarr, als er Solches sah,
Sprach: „Was vor tausend Jahren geschah,
Das ist oft Niemand eingedenk;
Drum seiner Müh' sich Keiner kränk'."
Auch meint' er, sollten sie sich schämen,
Statt Danks mit Unwillen aufzunehmen
Die Treu', so er zum Handwerk trüge.
So schlich er sich fort auf neue Züge.
Die Schneider schalten zwar mit Recht
Auf Eulenspiegel, den schlimmen Knecht;
Doch wollt Ihr erwägen des Spruches Sinn,
So bringt er vielleicht Euch noch Gewinn.
Ich weiß wohl Manchen, dem's thät' vonnöthen
Daß wir nach Rostock ihn entböten.
's gibt Leute, die Ihr alle kennt,
Der Weltweisheit Lehrer man sie nennt,
Die sind in diesen Tagen bemüht,
Wo Wissenschaft und Kunst erblüht,
Aus mancherlei Lappen von geistigen Kleidern
Dem alten Adam 'nen Rock zu schneidern.
Sie nehmen die Brille nach Schneiderart
Vor die Augenbraunen, struppig behaart,
Sie kauern auf einem Tische hoch,
Und stecken die Füße durch das Loch;
Sie halten die Nadel zur Nagelspitze,
Um recht zu treffen die schmale Ritze;
Sie ziehen den Faden hindurch gar fein;
Das Knötlein vergessen sie allein.
So näh'n sie, daß ihnen der Schweiß ausbricht,
So will die Nath doch fördern nicht,
Und nimmer will sich der Mantel gestalten,
Der Leib und Seele zusammen soll halten.
Die Nadel heißet Logica,

*) Till Eulenspiegel hat nie gelebt; seine Name beruht auf der im 16. Jahrhundert gewöhnlichen Redensart: der Mensch erkennt seine Fehler eben so wenig, wie eine Eule, welche in den Spiegel sieht, ihre eigene Häßlichkeit erkennt.

Der Faden Metaphysica,
Und was sothanes Knötlein bedeute,
Das merken nun schon die gescheidten Leute.
Die Weltweisen aber spürens nicht,
Weil's ihnen am tüchtigen Sinn gebricht.

O Eulenspiegel, du weiser Narr,
Schau auf der heutigen Welt Wirrwarr.
Kannst Du vom Grab ersteh'n, so komm,
Und mache durch Spott die Narren fromm.
(A. W. v. Schlegel.)

14) Die Parodie und Travestie.

Die Parodie und Travestie sind spottende und scherzhafte Nachbildungen eines Kunstwerkes, das einen ernsthaften Gegenstand behandelt. Beide setzen daher ein bereits vorhandenes Kunstwerk, das einen ernsthaften Charakter an sich trägt, voraus; das parodirte oder travestirte Kunstwerk muß aber nach seiner Grundidee und nach seiner Haltung und Durchführung, ja selbst nach einzelnen Stellen und Ausdrücken so bekannt sein, daß der Leser der Parodie und Travestie dasselbe sogleich sich vergegenwärtigt.

Die Parodie wendet den feierlichen Ton des Heldengedichts auf geringfügige Dinge an.

Die Travestie zieht den ernsten Inhalt eines Heldengedichtes durch trivial-komische Behandlung ins Lächerliche.

Beispiele der Parodie und Travestie.

1) Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall;
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer;
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt. (Schiller.)

Ein Wort, keins von Schillers drei Worten.

(Parodie auf die Worte des Glaubens v. Schiller.)

Ein Wort verkünd' ich euch inhaltsschwer,
Es gehet von Munde zu Munde.
Zwar stammet es nur von außen her;
Das Herz gibt nicht davon Kunde.
Und doch regiert es die ganze Welt
Mit allgewaltiger Macht — das Geld.

Es tastet des Menschen Freiheit an;
Es drohet sogar der Tugend;
Umringt mit Sorgen und Grämen den Mann;
Verleitet die liebe Jugend;
Verbittert das Leben, erschweret den Tod,
Ein reger Zunder unendlicher Noth.

Des einzigen Wortes bedarf es nur,
Um alle Verbrechen zu kennen,
Um alles Elend, das Mutter Natur
Nicht schuf, auf einmal zu nennen,
Ein Wort — ein einziges Wort: das Geld,
Begreifet das Unheil der ganzen Welt.

So ist es, so bleibt es, wie es war
Auf diesem Ringe voll Schmerzen!
Nur walte nie das Wort, voll Gefahr
Allherrschend in euern Herzen.
Der Mensch verliert seinen ganzen Werth,
Sobald sein Herz das Geld begehrt! (Gittermann.)

2) Reiterlied aus Wallensteins Lager.

Einer.

Auf, auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd.
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde da ist der Mann noch was werth;
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Chor.

Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Einer.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist;
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Chor.

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Einer.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck;
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Einer.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Es flimmern die Flammen im Hochzeitsschloß;
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange; er bietet nicht Gold;
Im Sturme erringt er den Minnesold.

Chor.

Er wirbt nicht lange; er bietet nicht Gold;
Im Sturme erringt er den Minnesold.

Einer.

Vom Himmel fällt ihm sein lustiges Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Chor.

Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Einer.

Warum weint die Dirn' und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Chor.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort:
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Einer.
Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet.
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet;
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.

Chor.
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein. (Friedrich v. Schiller.)

Parodie des Schiller'schen Reiterliedes.

Hanswurst.
Auf, auf, Kameraden, aufs Brett, aufs Brett,
In die Welt, aufs Theater gezogen;
Als Akteur, da ist der Mensch noch was werth;
Da wird noch die Freiheit gewogen.
Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Der Soufleur nur bläst aus dem Loch ihm ein.

Chor.
Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Der Soufleur nur bläst aus dem Loch ihm ein.

König.
Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist;
Man sieht nur Herren und Knechte;
Nur der L'hombre herrschen, der Tarok und Whist
Bei dem feigen Menschengeschlechte;
Die Kron' und den Purpur — wer ihn tragen kann;
Der Akteur ist allein der freie Mann.

Chor.
Die Kron' und den Purpur — wer ihn tragen kann;
Der Akteur ist allein der freie Mann.

Hanswurst.
Die Kisten und Kasten, er wirft sie weg!
Braucht nicht mehr für Porto zu sorgen:
Leer reis't er dem Schicksal entgegen keck,
Und hat er Nichts mehr — thut er borgen;
Und wenn ihm der Wirth nicht mehr borgt und leiht,
So versetzt er am Ende sein' Uhr und sein Kleid. —

Chor.
Und wenn ihm der Wirth nicht mehr borgt und leiht,
So versetzt er am Ende sein' Uhr und sein Kleid. —

Hanswurst.

Der Akteur und sein verhungertes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Hell schimmern die Lampen auf der Ressource;
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er fackelt nicht lange; er bietet kein Gold;
Unbezahlt verschlingt er, was er gewollt.

Chor.

Er fackelt nicht lange; er bietet kein Gold;
Unbezahlt verschlingt er, was er gewollt.

Doktor.

Vom Himmel fällt ihm sein lustig Loos;
Braucht' nicht mit Müh' zu erwerben;
Der Doktor, der schaufelt der Erd' in den Schooß;
's ist der Tod, der ihn einsetzt zum Erben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und ist froh, wenn Ihr Alle den Geist aufgebt.

Chor.

Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und ist froh, wenn Ihr Alle den Geist aufgebt!

Teufel.

Warum schreit der Herr Wirth und zergrämt sich schier?
Laß er fahr'n zum Teufel; laß er fahren.
Der Akteur hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann die freie Zehrung nicht sparen;
Sein rasches Schicksal, das treibt ihn fort;
Seinen Miethzins bezahlt er an keinem Ort.

Chor.

Sein rasches Schicksal, das treibt ihn fort;
Seinen Miethzins bezahlt er an keinem Ort.

Doktor.

Drum auf, Kameraden, aufs Brett, aufs Brett;
Die Brust im Gefechte gelüftet;
Kömmt der Abend, da lebt Ihr wieder honett,
Und seid Ihr Glock' neun auch vergiftet;
Als König' und Kaiser verschenket Ihr Gold,
Und habt oft nicht, daß die Schuh' Ihr besohlt.

Chor.

Als König' und Kaiser verschenket Ihr Gold,
Und habt oft nicht, daß die Schuh' Ihr besohlt.

(J. Dan. Falk.)

3) Der Ballabend.

(Travestie mit Parodien.)

Wer wagt es, in dieser Finsterniß
Zu tanzen in diesem Saal?

Schön tönt die Musik ohn' Hinderniß,
Und ruft die Tänzer zumal!
Wer ist's, dem so der Kitzel sticht,
Daß er freiwillig den Hals hier bricht?

Der Walzer braust; die Paare zieh'n;
Der Sturmwind saust im Saale dahin;
Es tanzen die Paare mit Macht, mit Macht,
Sich vor dem Frost zu bewahren.

(Die Musik schweigt, übertönt von dem Knieschlottern der Herren und dem Zähneklappern der Damen.)

Und der Baron zum zweiten Mal fraget:
Ist Keiner, der den Tanz hier waget?
Doch Alles bleibt stumm nach, wie zuvor;
Nur ein Lieutenant kühn und keck
Tritt aus der Gäste zagendem Chor;
Und den Säbel wirft er, den Tschako weg. —
Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehn's die Herren und Edelfrauen.
Es ergreift ihm die Seele mit Eisesgewalt;
Es blitzt aus dem Auge ihm kühn;
Und zum Fräulein eilt er mit schöner Gestalt
Und führet zum Tanze sie hin.
Er haspelt herauf und haspelt hernieder,
Zu wärmen die starren erfror'nen Glieder.

(Ein Bedienter meldet, daß ein Gast erfroren.)

Ich nenne das Wort euch, inhaltsschwer,
Es gehet von Munde zu Munde.
Es gab dort Einer das Leben her;
Es verließ ihn zu selbiger Stunde.
Ihm hat der letzte Walzer getönt;
Er war nicht an das hiesige Klima gewöhnt.

Chor der Spieltische.

Seht, da sitzt er, eine Leiche,
In dem Fenster da!
Nach dem Ofen noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Der Baron.

Festgewurzelt in der Erden
Steh' ich da, vom Schreck gebannt.
Mußte der Affront*) mir werden?
Frisch, ihr Gäste seid zur Hand;
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß;
Wollt Ihr nicht wie Der erfrieren,
Müßt Ihr brav die Beine rühren!
Und der Baron winkt mit dem Finger;

*) Affront, spr. Affrong = Schimpf, Beleidigung.

Auf thut sich der weite Zwinger,
Und herein mit bedächt'gem Schritt
Ein Diener tritt.
Er sieht sich stumm
Ringsum,
Und hört mit Schrecken:
Er soll decken!

(Ein Diener meldet, daß gedeckt sei; die Gäste drängen sich ohne Rücksicht auf Rang und Hühneraugen nach dem Eßzimmer hin.)

Der Baron.

Sehe Jeder, wie er's treibe;
Stehe Jeder, wo er bleibe;
Und wer steht, daß er nicht falle!
Essen hab' ich nicht für Alle.

Chor der Gäste: Am Rhein, am Rhein 2c.
Wir sitzen hier an dieser öden Stätte;
Der Wein reicht nicht herum;
Und wüßten wir, wer welchen hätte,
Wir bäten ihn darum!

Gast.

Wer sich die Schüssel wohl erkoren?
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Noch ehe man zum Sitzen kam. —

Und hungrig blieben alle Gäste;
Da nahte sich ein sattes Paar!
Das allereinzigste am Feste;
Weil es zuvor im Wirthshaus war.

(Von einem Unbekannten.)

---

15) Die poetische Erzählung.

Zum Stoffe der poetischen Erzählung eignet sich Alles, was aus dem Kreise des Wirklichen und Möglichen ästhetisch dargestellt werden kann. Sie unterscheidet sich dadurch von dem Epos, daß sie von kleinerem Umfange ist und nur einzelne Begebenheiten aus dem Leben eines Menschen berichtet, daß aber das handelnde Individuum hier nicht als ein besonders hervorstechender Charakter, als ein eigentlicher Held erscheint, der in noch unentschiedenem Kampfe mit dem auf ihn eindringenden widrigen Schicksale wahrgenommen wird. Die Hauptaufgabe der poetischen Erzählung ist, daß die Handlung auf eine dem Stoffe ganz angemessene Weise mit Leichtigkeit und Natürlichkeit so dargestellt wird, daß sie im Leser dieselben Gefühle anregt, welche im Gemüthe des Dichters das Entstehen der ästhetischen Form bewirkten, und daß sie überhaupt in ihm ein reines Wohlgefallen an der Form hervorbringt. Sie kann entweder im ernsthaften oder im komischen Gewande erscheinen. Die ernsthafte poetische Erzählung befaßt sich mit lebensvoller dichterischer Darstellung wichtiger Ereignisse des Lebens oder ergreifender

Handlungen des freien Willens; die komische vergegenwärtigt mit Lebendigkeit menschliche Schwachheiten, Thorheiten und Fehler auf solche Weise, daß durch dieselbe im Leser das nämliche Gefühl der Lust veranlaßt wird, aus welchem sie im Dichter entsprungen ist. Die Form der poetischen Erzählung kann rhythmisch oder in ungebundener Rede sein. Von der Fabel, die häufig mit der poetischen Erzählung verwechselt wird, unterscheidet sie sich dadurch, daß der Fabel ausschließend die Versinnlichung der Eigenschaften der Thierwelt zusteht.

Beispiele der poetischen Erzählung:

1) Die Injurienklage.

Vor einem edlen Magistrat
Erschien Herr Matz, ein neugebackner Rath,
Und sprach: Hochweise Herr'n, ein frecher Zeitungsschreiber
Beschimpfte mich; da lesen Sie sein Blatt,
Und rächen Sie mich an dem Ehrenräuber!
Er sagt: Ein deutscher Titus hat
Jüngst einen Schöps zu seinem Rath erhoben.
Herr, sprach der Präsident, wir haben keine Proben;
Sie sind ja nicht genannt. — Ei, Sie befremden mich,
Rief Matz, wer kann der Schöps wohl anders sein, wie ich?

(Pfeffel.)

2) Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen dicken Bauch tiefkrächzend über Land,
Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Dem nächsten Ackersmann: „Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!"
Der Bauer kam im schnellsten Lauf:
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Als Leibroß unterthänig dienen,"
Und lud den Aktenreiter auf.
Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Ritter sprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
Werd' ich auf's neu Gerichtsverwalter." —
Da stand sein Leibroß still und fragte: „Was sagt Er?
Ist Er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?" —
„Ach, wißt Ihr's nicht?" begann der Rundbauch jetzt zu klagen:
Ich ward entsetzt vor wenig Tagen." —
Patsch! warf den alten, dummen Veit der Bauer in den Fluß,
Und höhnt' ihn: „Laßt mir's sagen,
Wenn Ihr auf's neu Gerichtsverwalter seid;
Alsdann will ich Euch weiter tragen."

(Langbein.)

3) Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeck's übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagren Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!" —
„„Willst du, mißgestalt'tes Ungeheuer,""
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!""
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„„Freund, im Walde hab ich mich verirret,""
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„„Gönne mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!""

„Kommt herein!" versetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch! Noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.

Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer:
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr den Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht: wir Wilden sind doch beſſ're Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

(Seume.)

4) Der Christabend.

Still! Was schleicht dort so alleine,
Jammert dort im Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ist's ein schmächtig, blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen —
Leicht und dünn ist sein Gewand, —
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! Es wimmert leis' im Sturme:
„Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!

Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! Sie wird mich schlagen;
Denn ich blieb zu lange aus.

„Nein, ich will noch länger bleiben,
Weht der Schnee gleich ins Gesicht;
Mich auf off'ner Straße treiben; —
Dem Empfang entgeh ich nicht!

„Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
War's wohl Spott? Die Händler luden
Freundlich mich, zu kaufen, ein.

„Wie die Messingkämmchen locken,
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh — huh! von warmen Pelz!

„Aber leer sind meine Taschen;
Trockne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freu'n und naschen; —
Doch wer putzt für mich den Baum?

„Ha! wie hell wird's in den Zimmern,
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf, — ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!

„Schau! Dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke!
Dort mag Pracht und Reichthum sein!

„Ei, ich möcht' es auch wohl sehen;
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich ans Schloß." —

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter steh'n;
Weihrauchdüfte ziehn ins Kalte;
Bunt bemalte Kerzen weh'n.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster, lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist die Flur mit Sand bestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen,
Ach! sie schauet sich fast blind! —
Unter Palmen, Silberkränzen
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür:
„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laßt mich hier!"

Sieh! da rauscht Gewand von Seide!
Eine schlanke, blasse Frau
Naht im schwarzen Flor und Kleide,
Himmlich schön im Thränenthau.

„„Komm doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel seh'n?
Ach! ich hatte nur das Eine,
Und doch mußt' es von mir geh'n!

„„Morgen früh wird sie begraben; —
Zur Bescheerung kauft' ich ein, —
Oben liegts noch, — willst du's haben? —
Bist, wie sie,, so blond und fein!

„„Sprich, wer bist du?"" — „Eine Waise;
Seit dem Jahr ist Mutter todt;
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.

„Bald ein Jahr — um Weihnacht deckte
Noch der Sarg die Mutter nicht.
O! am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.

„Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und, behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüld'te Aepfel trug.

„Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward; —
Läg' ich bei der lieben Frommen,
Tief, o tief im Sand verscharrt!

„Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten, —
Und ich will ja Alles thun!

„Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinen Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt!"

„„Kind, wie heißt du?"" — „Willmer's Lotte!"
„„Und wie alt?"" — „Bin sieben Jahr!" —
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!

„„Wohl, ich schwör's bei diesem blassen
Lieben Engelangesicht,
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!"" —

Wiederhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: „Von Gott will ich nicht lassen;
Gott verläßt die Seinen nicht!"

(Fr. Kind.)

5) Moses und das Geisfell.

Die Weidtasch' um den Hals, den Hirtenstecken
In seiner Hand, trieb Moses einst in Ruh
Kameel' und Rinder durch Gebüsch' und Hecken
Der Heimath Amra's, seines Vaters, zu.
Die Sonne sank. Schon naht' er sich dem Flecken,
Der ihn empfing: da kam Ben Kapathu,

Sein Aeltervater, weinend ihm entgegen.
Der Kleine trieb sein Vieh mit raschern Schlägen.

Und als er ihm genaht, da sprach der Knabe
Zum Greise mitleidsvoll: „Was weinest du?"
„Ach! Kind, mir nahmen alle meine Habe
Die Araber;" so rief Ben Kapathu.
„Da bat ich meinen Sohn um eine Gabe;
Allein er schlug mir rauh die Thüre zu.
Drum nimm mich mit zurück in Amra's Hütte!
Wer weiß, bewegt sein Herz nicht Kindesbitte!"

„Herr," sprach der Knab', erweicht von seinen Klagen,
„Mein Vater Amra ist ein rauher Mann;
Doch jede Kränkung will ich gern ertragen,
Die dir des Alters Bürd' erleichtern kann."
Drauf lief er schnell, es Amra anzusagen:
„Mein Vater, zünd' ein Hirtenfeuer an!
Ben Kapathu geht ein zu deiner Hütte;
Empfang' ihn gastfrei nach Aegyptersitte!

„Er fleht um Obdach. Send', o Herr, den Armen
Von deiner Thür nicht ungetröstet fort!
Laß an dem Herde sich den Greis erwarmen;
Gönn' in der Hütt' ihm einen Zufluchtsort!"
Er schwieg. — Doch Amra's Herz blieb ohn' Erbarmen.
„„Nimm"", sprach der Geizhals, „„jenes Geisfell dort,
Das reich' ihm, seine Blöße zu bedecken;
Alsdann geleit' ihn gleich hinaus zum Flecken!""

Dem Knaben ging das Herz von Wehmuth über.
Er schnitt das Geisfell in der Mitt' entzwei,
Und als ihn Amra schalt, da sprach er: „Lieber,
Du bist betagt. Wer weiß, wie bald, — verzeih'! —
So geht dein Weg an meiner Thür vorüber.
Ein gutes Geisfell hat der Hälften zwei.
Davon gehört die eine hier dem Alten,
Die zweite dir, die will ich aufbehalten."

Und Amra stand, und sann mit düstren Mienen
Dem hohen Sinne dieser Worte nach;
Und so entrüstet er zuvor geschienen,
So liebreich gab er seinem Kinde nach.
Noch lag das halbe Geisfell zwischen ihnen.
Er sah es an. Sein Herz im Busen brach;
Es überfloß von Scham und von Erbarmen.
Er ging hinaus, den Vater zu umarmen. (Joh. Dan. Falk.)

6) St. Makarius.

Zum Abt Makarius, wohlbetagt,
Tritt einst ein Landmann ein und sagt:

„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für dich gesparet habe
Zu deiner Erquickung und milden Labe!“

Und reicht ihm drauf mit treuem Sinn
Eine große, schöne Weintraube hin.
Makarius freut sich, sagt ihm Dank,
Und Jener geht nun seinen Gang.

Da der Alt' allein ist, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder sei,
Einer schweren Krankheit kaum entkommen;
Dem wird die Traube mehr noch frommen,
Spricht er, und geht, und sie ihm reicht.
Der freut sich drob und Dank bezeigt.
Doch wie er sie nun kosten will,
Der Abt ist fort, so steht er still,
Schüttelt das Haupt, und fängt dann an:
„Ei, ei, wär' das auch recht gethan?“

Du bist ja ziemlich wieder genesen,
Für dich ist die Traube nicht gelesen.
Doch drüben liegt Einer in heißem Fieber:
Den soll sie kühlen! trag' sie hinüber!“ —
Drauf tritt er bei dem Kranken ein,
Und bringt ihm freundlich den süßen Wein.
Der freut sich sehr, bezeigt seinen Dank,
Und der Andere geht nun seinen Gang.

Jetzt Jener schon ein Beerlein berührt:
Doch schnell zurück er den Finger führt;
„Nein“, spricht er, „von so köstlicher Frucht,
Sind unsre Zellen nur selten besucht;
Nein, diese allein genießen muß
Unser frommer Abt Makarius!“ —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er seine Traube derselben Hand,
Von der sie ausgegangen, reicht.

Makarius blickt empor und schweigt;
Doch seine Freudenthränen rinnen;
Dann hört man ihn dies Wort beginnen:
„Du, Gott der Liebe, sei gepreist,
Daß sich dein liebend heil'ger Geist
An meinen Brüdern so schön erweis't!
Er bleib' ihr Theil! dann — wie du willt,
In ihm ist all' mein Sorgen gestillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt:
Dann ruf' mich bald zu deinem Frieden!“
Und Beides hat ihm der Herr beschieden.

(Fr. Rochlitz.)

7) Der Stotterer.

Thomas Hase mußt' erscheinen
Bei dem Amt der Conscribirten:
Als sie dort ihn visitirten,
Fing er an gar sehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni — nichts fe — fehlet mir,
Aber sto — sto — stottern thu ich!"

Der versetzte: „„Sei nur ruhig;
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!""
„Aber" — sagte Thomas weiter —
„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich stellte,
Und die Fei — Fei — Feindes-Reiter
Spre — spre — sprengten auf mich ein,
Könnt' ich nicht We — Werda! schrein!"

Lächelnd sprach der Offizier:
„Das thut auch nichts; glaube mir;
Wenn die Wach' nur schreien kann,
Auf das Wort kommts da nicht an!"

Immer stärker weinte Hase,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Nase!
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen" —
Schrie er, — „se — se — setzen wir,
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder sch — sch — schießt sogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wärs mi — mit mir,
Denn nicht schne — schne — schnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon ich schrein!"
(J. F. Castelli.)

8) Die Neujahrswünsche.

Der letzte des Decembers war geschieden;
Am Himmel stand der Mond in stiller Pracht,
Und tausend Sterne, theilend seinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit schneidend scharfem Hauch, auf freiem Gleise,
Durchstrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eise
Krystallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom strengen Frost gehärtet war die Erde;
Und wer den Pflichtruf, dem er sich geweiht,
Vereinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der saß daheim am lockend warmen Herde
In ruhiger Gesprächestraulichkeit.

Nur Förster Burgfeld schweifte still verdrossen,
Mit heft'ger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umschlossen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte;
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bei der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte;
Drei holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseins Lust und Kraft;
Und eines wackern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glück und seinen Frieden.

Das war vorbei! — Wo Lieb' und Einigkeit
Gewaltet und gewohnt in Heil und Segen,
Da herrschte jetzt verderblich Groll und Streit:
Denn zürnend hatten eines Grundstücks wegen
Im Lauf des Jahrs die Freunde sich entzweit.
Verdruß und Unmuth gab der Blick zu lesen,
Aus dem der Engel des Vertrauens wich;
Fest saß die Natter, die das Herz beschlich,
Und die sich unentbehrlich sonst gewesen,
Vermieden jetzt mit scheuer Sorgfalt sich.

So zog der Förster in des Vollmonds Schimmer
Mit düstrem Mienenspiel den Wald entlang;
Doch plötzlich stand er still; denn es erklang
Fern im Gebüsch ein klagendes Gewimmer,
Das hohl und dumpf zu ihm herüber drang.
Ergriffen ward sein Herz; in Flügelschnelle,
Mit starken Armen brach er nach der Stelle
Sich durch das wilde Dickicht freie Bahn,
Und einen zarten Knaben traf er an,
Der, Angst und Schrecken auf den bleichen Wangen,
Hier in der öden Wildniß irr' gegangen.
Durchbebt von Frost, kaum seiner selbst bewußt,
Begann der Lebenspuls ihm schon zu stocken;
Gepeitscht vom Nordwind flogen seine Locken;
Doch hing, hindeutend auf vergang'ne Lust,
Ihm eine Zither an der starren Brust.

„Das steht mir in den Sternen wohl geschrieben!"
Hub Burgfeld an; „auch ungesucht geblieben,
Kommt abermals mir die Gelegenheit,
Beim Jahresschluß ein gutes Werk zu üben,
Wie ich gewohnt gewesen jederzeit!
So bleib' es denn bei der verjährten Sitte,
Trübt Unlust gleich und Unmuth mir den Sinn!" —
Das Jagdgeräth warf er ins Dickicht hin,
Und regen Laufs verdoppelnd seine Schritte,
Trug er den Knaben heim nach seiner Hütte.

Hier kehrte bald, gepflegt von milder Hand,
Dem Sterbenden in die erstarrten Glieder
Der schon erloschne Lebensfunke wieder.
Dem edlen Retter dankbar zugewandt,
Begann der muntre Blick sich zu erheben,
Und jede Spur erlittner Angst verschwand.
Jetzt wies der Wirth, da Mitternacht soeben
Herangenaht, ihm in dem Hüttenraum
Das Lager an; und Alles schien ein Traum,
Was sich zu Leid und Lust mit ihm begeben.

Kaum aber war, in Rosengluth entbrannt,
Das Morgenlicht des jungen Jahrs erschienen,

Als reiseflink, die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„„Im Osten dämmerts, und ich muß von hinnen!""
Rief er ihm zu; „„doch willig füg' ich auch,
Bevor ich scheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist,
Was mir für dich ins Herz gegeben ist:

„„Vorüberschwebend nach gemessnem Walten
Und regelrecht, verkettend Tag und Nacht,
Verwandelt sich das Jahr in vier Gestalten,
Und auch vier Wünsche sind dir zugedacht.

„„Wenn nach des Winters feindlich strengem Schalten
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann bringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blut'ger Wunde!

„„Wenn froh und üppig dann zur Sommerzeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerstöre wider Hoffen und Erwarten
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!

„„Lockt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus: dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!

„„Und fällt aufs Neu der Sonne Glanz und Gluth
In schrägrem Strahl zur winterlichen Erde:
Dann in des Eisgangs wild empörter Wuth
Verschlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!""

„Unnützer Bube!" rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit:
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schau'n, nichtswürdiger Prophet,
Was an dir selber in Erfüllung geht!" — —
Doch, eh' er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherspieler schon verschwunden. —

Den Winter sah man allgemach entflieh'n.
In mild'rer Lüfte schöpferischem Wehen,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überzieh'n.

Da rüstet sich in früher Dämmrungsstunde
Der Förster einst, der längst die Unglückskunde
Des Zitherspielers nun vergessen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beschicken,
Trägt er bereits in blanken Silberstücken
Die Baarschaft fest gegürtet um den Leib,
Und schon hinaus will er in Wandrerseile;
Doch aus der Küche winkt und ruft sein Weib:
„„Komm, Burgfeld! Einen Augenblick nur weile!
Denn fort und fort vergebens quäl' ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenklotz mit eigner Hand zu spalten;
Was mir zu schwer, ist leichtes Werk für dich!""

Doch kaum hat er in rüstigem Beginnen
Mit scharfer Axt den ersten Schlag gethan,
So strömt sein Blut, es schwinden ihm die Sinnen;
Vereitelt ist der Wandrung Zweck und Plan;
Denn in der Wange schmerzlichem Erbleichen
Kann er die Lagerstätte kaum erreichen.

Und einen Andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geschick, das in verborgner Nacht
Ruchlose List dem Förster zugedacht.
Im starren Blick das sprechende Gepräge
Der Todesangst, beraubt von Räubershand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —

Vorüber floh des Lenzes Blumentraum,
Und lohnvoll deutend auf erwünschte Spende,
Sah jetzt der Förster in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeih'n den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einst in finstrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Riesenkampfe mit sich selbst erhoben,
Sind alle Schrecken der Natur erwacht,
Der Himmelsraum, gedrückt von Wolkenschwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesgluth erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere.
Laut heult der Sturm; der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angst umher in den Gemächern
Mit brünst'gem Flehn für Anger und Gefild,
Und prasselnd klirrt der Hagel auf den Dächern.

Und wie der Tag im Osten sich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die scheuen Schritte, um — erfüllt zu schauen,

Was ahnend schon im Geist ihm vorgeschwebt!
Zerknickte Halme trauern ihm entgegen;
Was er gepflanzt mit rüstig reger Hand,
Liegt überschüttet von Gestein und Sand,
Und rettungslos zerstört ist aller Segen!

Und wie er steht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen:
„„Seid Ihr der Eigner dieses Grundgebiets,
So wendet dankbar Euren Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam Euch von droben!
Da schaut der Blätter gleisend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Ernte weggerafft,
Zu Eurem Glück ward er herbeigeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand euch bereitet!"" —

Mit ernstem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich naht!"

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen;
Den Förster zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?" rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort;
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!"

Und fort und fort vom Glücksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneute,
Im Eifer des Berufs so reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schicksals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;
Denn nimmer fehlte seinem sichern Blicke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordens kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur im Schneegewand;
Schon lag des Eises trüglich blanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feurigstem entbrannt,
Des Glücks gewiß, das stets sich treu bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier; denn eines Hirschbocks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blicken preis,

Und eifervoll entglüht war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemüh'n,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüsches ihn.
„Nur dies Mal noch", seufzt er, von flücht'gem Zagen
Leis' überwallt und brennend vor Begier,
Den längst gewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur dies mal noch, o Glück, sei günstig mir!" —
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an dem Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor!
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt sie im Verzweiflungsschmerz!
Entsetzen steht in ihrem Blick geschrieben!
„„Der Knab' ist fort!" ertönt ihr Angstgeschrei;
„„Der Knab' ist fort, ist nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer sah man ihn verschwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott steh uns bei!""

Erblassend folgt der Förster ihrem Schritte,
Und schon der Heimath sind sie schaudernd nah:
Da winkt der Nachbar sie in seine Hütte,
Wie es seit Jahresfrist nicht mehr geschah.
Sie folgen seinem Ruf, — und welch Entzücken
Ergreift im sel'gen Wechsel ihre Brust,
Als sie den Knaben, ihres Lebens Lust,
Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneschauern, die der Erd' entrücken,
Mit Himmelslust umfassend den Gewinn,
Stürzt sich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förster aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter seines Kindes sich.
„Verfolgt", beginnt er stammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Hand voll Erde;
Du aber, beßrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederschenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute schon geglaubt,
Du folgst der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und sammelst feur'ge Kohlen mir aufs Haupt!" —

„„Der Zufall ließ"", entgegnete gelassen
Der Nachbar ihm, „„mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge fassen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beide schwer vergangen,
Seit wir — in Liebe sonst uns zugewandt —

Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunst des Zufalls tritt vermittelnd ein;
So möge denn, von aller Selbstsucht rein,
Wonach wir Beid' im Innersten verlangen,
Der Freundschaftsbund aufs Neu' geschlossen sein!'" —

„O Zauberspruch, am Jahrsfest mir verkündet!"
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob sich sein Blick, in Dankesgluth entzündet;
„O Zauberspruch, so schreckhaft für das Ohr,
Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erst, wie Hauch des Unglücks, mich umweht,
Erfüllt mit Trost und Heil hat es geendet;
Sei mir gesegnet, pilgernder Prophet!
Du hattest Recht; — jetzt ist mein Glück vollendet!" —

(K. G. Prätzel.)

9) Heinrich Frauenlobs Bestattung.

Zu Mainz am Rheinstrom möchte wohl
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohl verdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobesam,
Ein Domherr gar in Meißen,
Der ward nach seiner Lieder Art,
Zu Lob und Preis der Frauen zart,
Einst Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm lohnen
Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mit sammt dem Sarge:
Er hatt' es wohl verdient um sie,
Ihr Lob gesungen spät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann senkten sie den Leichnam ein
Mit lautem Weh und Weinen,
Und Kranz und Blumenstrauß zuhauf
Mit vollen Händen streuten drauf, —
Die mochten's magdlich meinen!

Jedoch das Beste kam zuletzt:
Aus großen Zubern flossen
In Kannen blank und Bechern fein
Die Ströme hell vom duft'gen Wein,
Zu Hochheim aufgeschossen.

Und nun die Mägdlein allzumal
Und nun die Frauen unverdrossen,
Aus Kannen blank und Bechern fein,
Auch manches Thränchen tropfte drein
Mit Wein das Grab begossen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze schwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab;
Es ist schon lang, daß sich's begab, —
Die Zeiten sind vorüber.

Doch möchte wohl zu Mainz am Rhein
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohl verdient erwerben.

(W. Smets.)

16) Die Fabel.

Die Fabel ist eine erdichtete Erzählung aus der vernunftlosen Welt, meistens aus der Thierwelt, um eine moralische Vorschrift oder eine Klugheitsregel daran anschaulich zu machen.

Die Fabel wird daher nicht der Darstellung des Thieres selbst wegen gedichtet, sondern soll Ereignisse im Gebiete der Thierwelt mit besonderer Rücksicht und Anwendung auf menschliche Individuen, Zustände, Handlungen und Verhältnisse darstellen. Der Mensch soll im Spiegel des thierischen Instinkts sowohl nach seiner sittlichen Freiheit, als auch nach den Verirrungen derselben sich wieder erkennen; denn es werden durch die Wirkungen des sicher führenden Instinkts des Thieres nicht selten die sittlich entarteten Wesen unserer Gattung in der That tief beschämt, z. B. in der Kindesliebe, in der Treue, in der Anhänglichkeit, in der Aufopferung für seinen Herrn &c., da das Thier, geleitet von seinem Instinkte, in seinen Aeußerungen naturgemäßer, unverdorbener und edler sich ankündigt, als der in sittlicher Hinsicht ausgeartete, von seinem Eigennutze und von seinen Leidenschaften fortgerissene Mensch.

Die Fabel soll die höchste Anschaulichkeit und Lebendigkeit der in ihr verhüllten Wahrheit bewirken. Die Handlung derselben muß einfach und naturgemäß und das Thier selbst so gewählt sein, daß der Mensch in ihm sein Bild mit seinen guten und bösen Eigenschaften erkennt.

Beispiele der Fabel:

1) Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
„O!" rief die stachlichte Parthei,
„Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost*) von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?"

„So?" fielen hier die Andern ein,
„Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,

---

*) Die Wachsscheiben, oder das Gewirk in einem Bienenstock.

So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören."
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Flieh'n, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.
Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
„Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt", sprach er, „den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen." (Gellert.)

2) Fabel.

Zum Löwen sprach der Fuchs: „Ich muß
Dir's endlich nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende;
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: Was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht lieben und nicht loben."

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann aber sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht." (Gleim.)

3) Die Berathschlagung der Pferde.

„Ha!" sprach ein junger Hengst, „wir Sclaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will? O! wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer. In der Sclaverei
Bog Keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt;
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sclaven, geh'n im Joch! arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — Brüder, seht es an
Das unvollkommne Thier!

Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.
Pfui! Auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert? —
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht;
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk; wir hatten es gethan!
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen!
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sclaverei,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammen halten? — Was meint ihr?" —

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und Jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor, sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die Keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt
In unserm Huf. Jedoch aus mildrer Hand
Bekam der Mensch — Verstand!
Wer bauete den Stall, in dem wir sicher sind
Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widersteh'n,
Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben seh'n?
Wenn Eis vom Himmel fällt, und Alles wüst und todt
Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab;
Er streuet Hafer aus, und erntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras, und bringt es unter Dach.
Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst. Er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk; und wenn er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.

Wir dienen ihm, er uns; wir leben mit einander,
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron! Und, kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ernten war, so war er auch ein Held;
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Es läg' in tiefer Nacht begraben,
Das edle Thier!" —

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.

(J. W. L. Gleim.)

4) Die Buße der Wölfe.

Zwei Wölfen kam bei sattem Magen
Einmal die liebe Buße ein.
Zwei Wölfen? wird mein Leser fragen. —
Genug, die Fabel sagts; — soll denn bei sattem Magen
Nicht auch einmal ein Wolf die Missethat bereu'n;
Da Mancher wohl in unsern Tagen,
Der noch um Eins Gesetz und Recht verdreht,
Um zwei Uhr in die Beichte geht!
Sie fingen also an, ihr Leben zu beklagen.

Ach, heulte Isegrimm, wir haben viel gethan!
Viel, hob der andre Sünder an.
Ach, fuhr der erste fort, wie viel, das ich verschweige,
Sah dieser fürchterliche Zeuge,
Der Wald und unsre Höhle an!
Wie manche Mutter sucht noch jetzt ihr Kind mit Aengsten!
Wie manches Schaf beweint die Frucht!
Allein von nun an sei die Grausamkeit verflucht;
Denn ehrlich, Bruder, währt am längsten.

So heulten sie, und weinten bitterlich
Aus inn'rer Reue über sich.
Allein im allerbesten Beten
Zeigt sich ein Schaf —
Ein Jeder war betreten.
Die Buße — und ein fettes Schaf!
Je, fing drauf Einer an, weil uns das Glück so traf,
Wer weiß, wenn's wieder kommt! Komm, Bruder, friß das Schaf;
Wir können morgen weiter beten. (Joh. Benj. Michaelis.)

5) Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunkelm Strauche saß
Einst eine rauhbehaarte Raup' und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling nieder:
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume; da trank er die würzigen Düfte.

Die Raup' erhob, erstaunt, vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt: Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel durch die heitre Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen! —

Der Sommervogel sang: Getrost, mein verkleideter Bruder, nicht immer
Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer;
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben;
Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
Wirst du in den Lüften und Düften dann schweben.
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubiges Kleid. (Krummacher.)

6) Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur;
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseits des Meers zu zieh'n. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Luftgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; ich half so viel, als ihr,
Zum Wohle unsres Staats. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach, wie wird's
Mir auf der Reis' ergeh'n, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab! Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.

Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruh'n sah er das beß're Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur;
Jenseits des Ufers gibt's ein beß'res Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch! (Ewald Christian v. Kleist.)

7) Die Blüthen und die Käfer.

Die Blüthen und die Käfer stritten;
Die Käfer fraßen; die Blüthen litten;
Der Lenz, des Streites müde, spricht:
Ich mach' euch beide gleich zunicht!
Da rüstet er sein Strafgericht
Und ließ sich nicht erbitten.

Erst hub er an im Blüthenmaien
Mit Hagelkörnern drein zu schneien;
Die Blüthen sanken vom Gewicht
Der Körner, doch die Käfer nicht,
An deren Schild ein Schuß sich bricht;
Sie leben und gedeihen.

Dann hub er tüchtig an zu frieren:
Nun werdet ihr die Lust verlieren!
Den Blüthen schrumpfte das Gesicht
Vom Froste, doch den Käfern nicht;
Die Blüthen fallen Schicht auf Schicht;
Die Käfer triumphiren.

Drauf hub er an mit Macht zu regnen;
Nun will ich euch gewaltig segnen!
Die Blüthen thaten ganz Verzicht
Aufs Leben, doch die Käfer nicht;
Ihr Panzerhemd ist wasserdicht;
Ihnen kann nichts begegnen.

Nun läßt er seine Sonne scheinen:
Nun will ich euch in Lust vereinen!
Allein zur Lust die Kraft gebricht
Den Blüthen, nur den Käfern nicht.
Der Gute stirbt; es lebt der Wicht;
So geht's im Großen und Kleinen. (Fr. Rückert.)

8) Reinecke und seine Kinder.

Als Reinecke einst mit Vaterpflicht
Seinen Kindern ertheilte Unterricht,
Und nach der alten Weis' und Lehr'
Die Jungen sprangen kreuz und quer,
Und selbst sein Weib, Frau Ermelein,
Sich mischte in's Getümmel hinein,
Da machte bei ihnen noch spät Visite
Grimbart, der Dachs, und sprach: „Ich bitte
Euch Neffe, und Euch, Frau Ermelein,
Was ist das für ein Toben und Schrei'n?
Ihr erzieht ja die Kinder wie Türken und Heiden,
Und laßt von Niemand euch bescheiden;
Vom Fuchs verlangt man heute mehr,
Als Hühner fangen und Gänse jagen,
Und was man sonst aus Eurer Lehr',
Geliebter Neffe, davon wird tragen.
Vertraut die Kinder meiner Hut;
Ihr wißt, ich hab' ein Institut!" —

„Herr Ohm," sprach Ermelein ganz verschämt,
„Es ist so leider, wie Ihr's nehmt;
Wir wohnen zu weit von der Stadt entfernt,
Und Reinecke selbst hat nichts gelernt
In seiner Jugend; doch gern säh' ich
Studirt die Kinder; sie sind's wohl fähig."

Reinecke sagte nicht Ja, nicht Nein;
Den Handel schloß Frau Ermelein.
Und als von dannen Grimbart schritt,
Da nahm er Reineckens Söhne mit.

Darauf nach einem halben Jahr
Kam zur Vakanz das Kinderpaar.
Doch wie entsetzte sich Reinecke da,
Als er die beiden Studiosen sah:
Der älteste, Rossel, war lendenlahm,
An einem Stock daher er kam;
Und Reinhard, der jüngste, sein liebstes Kind,
Trug eine Brille; er war halb blind.
Indessen Grimbart, der selbst sie brachte
Und ihres Fleißes mit Lob gedachte,
Hielt flugs mit ihnen ein Examen.
Da nannten geläufig sie die Namen
Der Höhen alle, die fern und nah
Man ragen um Malepartus sah;
Sie kannten der Vögel ganz Geschlecht
Nach Art und Classe vom Strauß zum Specht;
Sie wußten mit Nachhilf' anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben;
Es zeigte Rossel, wie an dem Schrei
Des Hahns zu erkennen, ob fett er sei;
Und Reinhard wußte die Zoll sogar,
Wie weit Malepartus vom Brocken war.

Da schien Frau Ermelein hocherfreut
Ob ihrer Söhne Gelehrsamkeit.
Doch Reinecke, der kluge Wicht,
Theilte der Gattin Freude nicht.
Er sprach: „Sobald's wird morgen tagen,
Damit du zu Mittag Etwas hast
Für Grimbart, unsern lieben Gast,
Wollen wir einen Braten jagen."

Am frühen Morgen zogen sie aus;
Spät kamen sie ohne Fang nach Haus.
Da konnte man einmal Reinecken seh'n
Im Harnisch, was nicht oft gescheh'n;
Fuchswild und stampfend mit dem Fuß
Anfuhr er Frau Ermelein ohne Gruß:

„Da sehen wir's nun an der eignen Brut,
Was eure gelehrte Erziehung thut;
Von einem Mops ließ sich Rossel fangen;
In einer Schlinge blieb Reinhard hangen.
Das war ein Gewinsel und ein Gebell,
Und kam ich nicht zu Hilfe schnell
Mit aller List und aller Kraft,
Jetzt lägen sie in des Todes Haft."
Zu Grimbart höflicher wandte dann
Sich Reinecke, der schlaue Mann:
„Herr Ohm, für heute thut mir's leid,
Daß Ihr so schlecht bewirthet seid;
Ihr freilich habt dafür Ersatz
In Eurer Kenntnisse reichem Schatz.
Ihr wißt von weitem, ob fett ein Hahn,
Das hört Ihr ihm am Krähen an;
Und seid im Stande anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben.
Dran habt nach Billigkeit und Fug
Ihr als gelehrter Mann genug.
Indessen meiner Söhne Lehr'
Die macht Euch allzuviel Beschwer,
Drum will ich mich selber wieder plagen,
Das Nöthigste ihnen vorzutragen.
Will's Gott, so soll mir's noch gelingen,
Sie auf den alten Sprung zu bringen.
Und kehrt Ihr dann beim Abendschein
Einst wieder in Malepartus ein,
So haben wir zwar keinen Strauß im Kopf,
Dafür einen fetten Hahn im Topf;
Und wollt Ihr's dann nicht mit uns haben,
So mögt Ihr am Geruch Euch laben."

Zum Abschied machte sich da bereit,
Der Dachs und sprach mit Bitterkeit:
„Ich weiß es wohl, der heutige Lohn
Der Gelehrsamkeit ist Spott und Hohn!"
Sodann er stolz von dannen ging,
Wie schief ihm auch der Magen hing.

Doch Reinecke nahm, wie's ziemt dem Mann,
Sich wieder der Zucht der Kinder an
Und übte sie jahrein, jahraus;
Da wurden tüchtige Füchse draus.

Auf einsamer Haid in heller Nacht,
Am Walde nahm ich's oft in Acht,
Wie mit den Seinen er verkehrt
Und sie des Geschlechtes Sitte lehrt;
Wie lustig sie da tanzen und springen,
Sich jagen, haschen, zu Boden ringen,
In jeglicher List sich exerziren,
In allen Wendungen manövriren,
Auf Dreien hüpfen, auf Zweien geh'n; —
Es ist eine Freude zuzuseh'n.

(G. Pfarrius.)

---

17) Die Parabel, Allegorie und Paramythie.

Die Parabel bringt in einem Vorfall aus dem Menschenleben eine höhere, gewöhnlich religiöse Wahrheit zur Anschauung. Sie muß in einem würdigen Tone gehalten sein und kann vom Dichter auch mit Schmuck der Rede ausgestattet werden. Die unübertrefflichsten Muster der Parabel enthält die heilige Schrift. Die Parabeln können in gebundener und ungebundener Rede geschrieben sein.

Die Allegorie ist, wie schon oben (auf S. 35) gesagt, eine episch durchgeführte Metapher, ein Gedicht, das den eigentlichen Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst nennt, sondern ihn unter einem ihm vollkommen entsprechenden Bilde erscheinen läßt, oder ein beschreibendes oder erzählendes Gedicht, in welchem der Dichter einen Vorgang durch eine entsprechende Schilderung ähnlicher Art der Phantasie und dem Verstande darlegt.

Das Haupterforderniß derselben ist vollkommene Durchführung des Gedankens und des ihn darstellenden Bildes.

Die Paramythie unterscheidet sich von der Parabel dadurch, daß sie Stoff und Figuren aus der Mythologie entlehnt.

Beispiele der Parabel:

1) Frage und Antwort.

„Wie kömmt's doch, daß von allen Blumen, die
Auf Feld und Anger blüh'n, so wenig nur
Den Wohlgeruch, den süßen Duft uns weih'n,
Der dieses Veilchen hier so werth uns macht?
Sie trinken alle doch denselben Thau,
Denselben Strahl der Sonne und des Monds;
Sie sprossen alle ja aus Einem Schooß,
Und Eine Mutter ist es, die sie nährt!"
So sprach der Jüngling zu dem weisen Mann.
„Wie kommt's, mein Sohn," erwiedert der, „daß von
Den Menschen nicht ein Jeder Wohlgeruch
Zum Himmel schickt durch edle, gute That?
Hat die Natur doch Keinen je versäumt!
Es leuchtet Jedem ja die Sonne mild,
Und milder noch der Mond. Für Jeden schmückt
Die Erde sich mit goldner Frucht. Es wölbt
Für Jeden sich der blaue Aether, weht

Mit kräft'gem Lebenshauch um seine Stirn.
Es flimmert Jedem doch der Stern des Rechts,
Und Jedem schallt die Stimme des Gefühls!"
(Haman.)

2) Wozu es wird?

Ein Himmelstropfe sank in's Meer;
Schnell schwamm die Perlenmutter her
Und trank ihn auf. Das Tröpfchen Thau
Ward eine Perle — silbergrau.

Ein ganzer Himmelsregen schwamm
Auf eines faulen Baumes Stamm,
Der gierig ein ihn schlang —
Was ward daraus? Aus ihm entsprang
Ein gelber gift'ger Schwamm.

Der Himmelstropfe ist das Evangelium;
Der Himmelsregen ist das weite Christenthum;
Es ist mit seiner stillen Pracht,
Wozu es wird, wozu man's macht.
(Herder.)

3) Die vier Thüren.

Der Sultan läßt den Mewlana
Zum Thronsaal führen, ihn zu fragen:
„Du rühmst Dich sondrer Weisheit ja,
So sollst du mir nun Antwort sagen.

In vier verschiedne Sekten theilt
Sich alles Volk der Muselmanen,
So sage nun mir unverweilt:
Wer geht davon auf rechten Bahnen?

Auf welchem der vier Pfade mag
Der Staub zum Thron des Herrn gelangen?
Ich zweifelte bis diesen Tag;
Nun laß Gewißheit mich empfangen."

Der Sultan sprachs und harrte stumm:
Der Mewlana, erst sah er schweigend
Im Thronsaal sich des Sultans um,
Dann sprach er sich vor ihm verneigend:

„Du, dessen Thron das Ebenbild
Des Throns der Himmel ist auf Erden,
Mich schirme Deiner Gnade Schild,
So soll Dir meine Antwort werden:

Du throneſt hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet sind vier Thüren,
Und Deinen Thron sieht allzumal
Wen Du durch eine läſſest führen.

Daß ich des Weges nicht geirrt,
Deß mußte mir Dein Bote frommen;
Und nun weiß ich vom Glanz verwirrt
Nicht welches Wegs ich bin gekommen.
(Rückert.)

4) Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.

Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben;
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch;
Er stürzte nicht, er schwebte noch.

Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah im Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst, wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß', o Freund, der Mann bist Du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die Dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt Dich die Beere Sinneslust,
Daß Du Kameel die Lebensnoth,
Daß Du im Grund den Drachen Tod,
Daß Du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf Nichts hast Acht,
Als daß Du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

(Fr. Rückert.)

Beispiele der Allegorie.

1) Das Schiff.

(Ein Mährchen.)

Ein Schiff, das lang im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget
Ward endlich vom fatalen Zahn
Des Seewurms und der Zeit durchnaget;
Doch blieb der Kiel noch gut daran.
Der Schiffsherr, wie die Handschrift saget,
Ein braver Mann, gab das Gebot,
Den alten Schaden auszuheilen.
Sogleich griff alles zu den Beilen,
Der kluge Kopf, der Idiot,

Der Gauner, Alles wollte zimmern;
Statt auszubessern, eilte man,
Das ganze Fahrzeug zu zertrümmern,
Und, um nach einem eignen Plan
Ein neues Kunstwerk aufzubauen,
Ließ man das Holz im Ausland hauen.
Der Schiffsherr sah den regen Schwarm
Mit Gram und ahnendem Entsetzen;
Allein gelähmet war sein Arm;
Er mußte sich noch glücklich schätzen,
Daß man ihm Rang und Namen ließ.
Nun war das seltne Werk vollendet,
Das man, von seinem Glanz geblendet,
Des Erdballs achtes Wunder hieß.
Es läuft ins Meer, die Segel blähen
Sich rauschend auf; die Wimpel wehen;
Vom wilden Hussa bebt das Land.
Allein schon in der ersten Stunde
Warf es ein Windstoß an den Strand,
Und der Patron ging mit zu Grunde.
Das Schiffsvolk hatte mit der Fracht
Auf eine Sandbank sich geborgen,
Und war nun mit vereinten Sorgen
Auf einen neuen Bau bedacht.
Es wußte nicht recht, was es wollte;
Nur kam es dahin überein,
Daß künftig kein Patron mehr sein
Und jeder Bootsknecht steuern sollte.
Doch bald entstand ein ärgrer Strauß,
Als jener, der die Baugenossen
Zu Babel schied. Das schwarze Haus
Der Furien ward aufgeschlossen!
Es spie ein Heer von Würgern aus,
Die täglich Ströme Bluts vergossen.
Der Werft, mit der Verwüstung Graus,
Mit Leichen ohne Zahl bedecket,
Glich einem großen Opferherd,
Und dennoch ward der Bau vollstrecket,
Ein Machwerk, ganz des Berges werth,
Der diesen Maulwurf ausgehecket.
Die Bauherrn jauchzten hoch; allein
Eh' man dem stets empörten Meere
Die lecke, bleierne Galeere
Vertraute, sahn die Klügsten ein,
Sie werde niemals segeln können,
Und faßten muthig den Entschluß,
Den ganzen Plunder zu verbrennen.
Der Machtstreich reizte den Verdruß
Des Pöbels unter den Matrosen.
Doch er besann sich bald und schnitt
Sich aus dem Rest der Segel Hosen.
Im Essen kommt der Appetit;
So ging es diesen Architekten.
Ein Stoß von neuen Bauprojecten
Ward aufgetischt. Man schrie, man stritt
Zwar auch; doch ging mit raschem Schritt
Der Schiffsrath diesesmal zu Werke,
Und eh' man sichs versah, entstand
Ein Ideal, das größ're Stärke
Mit größ'rer Leichtigkeit verband.
Das Schiffsvolk gab fünf Steuerleuten
Entzückt das Ruder in die Hand
Und träumte lauter goldne Zeiten.
Nun schoß das Fahrzeug hoch und hehr
Beim Schall der Zinken und Posaunen
Vom Stapel in das offne Meer.
Die ganze Welt sah mit Erstaunen
Den furchtbar schnellen Riesenlauf;
Und weil es sich aufs Kapern legte,
So bracht' es manchen Fischzug auf,
Der fremder Kaper Haß erregte.
Doch weder durch vereinte Macht,
Noch durch der List verborgne Schlingen
Gelang es ihnen, es zu zwingen.
Oft hat die Zwietracht schon vollbracht,
Was nie der äußre Feind vermochte;
Sie schlich an der Piloten*) Herd,
Wo sie das Gift der Herrschsucht kochte.
Der Taumelkelch ward ausgeleert.
Die Herrn begannen sich zu schlagen
Und gar vom Steuer wegzujagen;
Auch mancher Bootsmann, selber werth,
Pilot zu sein, ward ausgetrieben.
Das Schiff wird überall bedroht;
Schon fassen es die scharfen Zacken
Der ausgeworfnen Enterhacken;
Schon wühlt die Gluth in seinem Schooß;
Schon hebet des Verderbens Loos
Sich aus der Urne des Geschickes:
Als aus dem fernen Orient
Ein Sohn des Sieges und des Glückes

*) Pilot: Steuermann, welcher den Lauf des Schiffs regiert.

Schnell, wie ein Gott, die Wolken trennt,
Die Feinde schrecket, den Despoten
Die Arme lähmt, und den Heloten
Die Menschenrechte wieder schenkt.
Er stellt sich muthig an das Steuer,
Das er mit weiser Stärke lenkt;
Noch knirscht, noch schäumt das Ungeheuer
Der Zwietracht um sein waches Ohr;
Noch recket hinter seinem Schleier
Der Haß den schwarzen Kamm hervor.
Doch er, bewehrt mit Herkuls Keule,
Steht fest, wie des Pompejus Säule,
Auf die er seinen Namen schrieb.
Das wunde Schiff ward in der Eile
Zur Noth, und wie mit einem Hieb
Auf offner See jetzt ausgebessert.
Die Kraft des Ruders ward vergrößert,
Das in der Hand des Retters blieb. —
Wird er mit seinem schönen Loose
Vergnügt als oberster Matrose
Den schlausten Feind, den Herrschertrieb,
Im eignen Busen stets bestreiten,
Und von den Klippen unzerschellt
Das Fahrzeug in den Hafen leiten:
So ist er, traun, der erste Held
Der alten und der neuen Welt.
Hier, Leser, bin ich stehn geblieben;
Zwar fand in meiner Chronika
Sich noch ein Blatt; doch siehe da!
In Ziffern war der Rest geschrieben.

(Pfeffel.)

2) Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen trügend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick;
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht:
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern';
Es wünscht, und hat, und glaubet's kaum:
Denn ach! sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewig schön und jung,
Ist auch ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester Sehnsucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgibt.

Ich dank' Euch, die Ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch, Lieb und Aether, leiht, o! leiht
Mir einst ein heller's Pilgerkleid!

(Johann Gottfried v. Herder.)

3) Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist oft so geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!

Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling."

Aengstlich spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laß uns Eins nur wissen, was wird sind.

(Johann Gottfried v. Herder.)

4) Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixier*)
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun! mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird, wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib geseh'n.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's wie ein Talisman
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höh'n
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut;
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinem Sold
Mit Siegeskränzen zieh'n:

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält alles fern
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch ein Molch auch noch so gern
So kann und kann er nicht.

*) Heiltrank.

Ich sing, o Lieber, glaub es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach, hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar, —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn ichs „Blümchen Wunderhold."
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

(G. A. Bürger.)

5) Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut mit voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam, was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß,
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein;
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und schon verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n
Und muß in Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Voll Lieb' der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
Die Lerche singt; das Korn erwacht;
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat ersteh'n,
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht im stillen Glanz.
Geschmückt mit gold'nem Erntenkranz.

Die Ernte naht; die Sichel klingt;
Die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

(Krummacher.)

Beispiele der Paramythie:

1) Der Tod. (Ein Gespräch an Lessings Grab.)

„Himmlischer Knabe, was stehest Du hier? die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt

Dir auf Deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
  Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge noch nie!
Bist Du Amor?" —
                    „Ich bin's! Doch unter dieser Umhüllung,
  Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen den Genien sah'n die gütigen Götter
  Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
  Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
  Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo ist Dein Bogen und Pfeil?" „Dem tapferen Weisen,
  Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
  Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andere. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
  Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht."
„Und wer ist der Weise, dem Du die Fackel der Erde
  Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?"
„Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
  Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
  Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

2) Die Theilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen,
Den Menschen zu, „nehmt, sie soll Euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt Euch brüderlich darein!"

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt;
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten;
Der Junker birschte durch den Wald;

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen;
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein;
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: „Der Zehente ist mein."

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet; er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall Nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

„Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, Dein getreuster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,"
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst Du denn, als man die Welt getheilet?"
„Ich war," sprach der Poet, „bei Dir.

Mein Auge hing an Deinem Angesichte,
An Deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von Deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

„Was thun!" spricht Zeus, „die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein!" (Fr. v. Schiller.)

3) Die Cedern auf Libanon.

Zwölf Männer zogen mit des Eisens Schärfe
Gerüstet auf des Libans hohen Gipfel.
Sie wählten sich der Tannen höchst' und standen
Umher. Beschlossen ward der Ceder Fall,
Die manch' Jahrhundert schon dem Sturm getrotzet.
Da tönte aus den Wipfeln eine Stimme:
„Verweg'ne, ehrt ihr nicht mein hohes Alter
Und meine Kraft, die durch die Wolken strebt?"
„Dies eben ist's, antworteten die Männer,
„Was jetzt des Schicksals höhere Gewalt
Auf Dich herniederruft. Willst Du allein
Ihm trotzend steh'n, ein kühner Spott des Wechsels,
Der über Rom und Babylon gewaltet?
Erfahr' auch Du des Geistes Uebermacht,
Der mit des dunkeln Erzes Kraft sich rüstet."

Gewaltsam trafen jetzt des Eisens Schläge
Den alten Stamm; die hohen Gipfel wankten.
Erschrocken stand die Schaar der jungen Cedern.
Und tiefer drang ins Mark des Erzes Wuth;
Da fiel der Baum, zerschmettert sanken rings
Der Cedern junges Volk; der Berg erbebte,
Und weithin scholl das donnernde Getöse.

So bleibt im Fall des Großen noch die Größe!
Dem Sturze folgte Schweigen; ein Gewimmer
Ertönte aus der jungen Cedern Wipfel,
Die mit zerriß'nen Aesten standen, seufzend:

„Wie trauert nun des Libans öde Seite,
Worauf sie fiel, des Waldes Königin!
Zerschmettert liegt der hohen Schwestern Blüthe,
Die schlank und schön die Königin bedienten.
Und uns umhängt verdorrend das Gezweige,
Das sie zerschlug! Ihr Götter, sagt, was haben
Wir und sie denn gefehlet und verbrochen?"

„Verbrochen?“ war die Antwort, „wollt ihr denn
Des Schicksals tiefen Rath so kindisch richten,
Und seinen Schluß nach eurer Höhe messen? —
Zu nah' dem Großen ohne eig'ne Größe
Traf euch sein Fall, zu klein, um des Geschickes
Gewalt und Schluß mit hohem Muth zu tragen,
Sei euch vergönnt nur euer Loos zu klagen.“

Da klagten sie: „Wie hat des Libans Königin
Ihr Haupt umsonst zum Himmelszelt erhoben?“
Die Götterstimm' antwortete: „Umsonst?
Hat sie euch nicht ein ewig Bild gegeben,
Gleich ihr in Majestät gen Himmel euch zu heben?“

„Sie fiel,“ erscholl die Klage, „ach sie fiel,
Ihr Stamm bedeckt des Berges hohen Rücken,
Und niederwärts im Staube ruht ihr Haupt!“

Die Stimme sprach: „Nicht blinder Stürme Wuth,
Des Geistes Kraft und Kunst hat sie bezwungen!
So wird der Geist auch wieder sie erhöh'n.
Mag sie, hinschweben auf des Meeres dunkeln Wogen,
Und Flagg' und Segel sie umweh'n;
Mag sie, aufstrebend zu der hohen Wölbung Bogen,
Des Tempels Zier und Stütze steh'n!“

Was groß zu sein, vom Himmel ward erkoren,
Bleibt ewig im Gebiet des Geistes unverloren!

(Fr. Adolph Krummacher.)

C. Die dramatische Poesie.

Die dramatische Poesie stellt eine wirkliche oder fingirte Begebenheit als in der Gegenwart sich vollziehend dar. Die Begebenheit, welche die Grundlage des Dramas bildet, nennt man die Fabel des Stücks. Das Drama unterscheidet sich, wie schon früher gesagt, dadurch von dem Epos und der lyrischen Dichtkunst, daß hier nicht der Dichter selbst erzählend, fühlend und reflectirend sich äußert, sondern hinter Personen zurücktritt, die er zur Ausführung der von ihm gedichteten Handlung verwendet. Das Epos schildert Begebenheiten und Helden, wie sie neben einander stehen; das Drama aber stellt Handlungen und Helden dar, wie sie durch einander werden. Hieraus geht hervor, daß im Drama das objective Element der Epik und das subjective der Lyrik zu einer von beiden ganz verschiedenen Gattung der Poesie vereinigt erscheint.

Zur Verstärkung der Eindrücke auf die Zuschauer dienen der dramatischen Kunst noch andere Künste: die Declamation, die Mimik, die Musik und die Malerei; eben deßhalb wirkt auch die dramatische Kunst viel mächtiger, tiefer und allgemeiner, als irgend eine andere, und die Bühne kann daher, wenn sie dem Edlen und Wahren dient, eine wirk-

same Schule sittlicher und ästhetischer Bildung sein, aber freilich auch, wenn sie der Sinnenlust fröhnt, ein höchst gefährlicher Ort der Verführung, eine verderbliche Schule des Lasters werden.

Ein unerläßliches Erforderniß des dramatischen Gedichts ist Einheit der Handlung. Dieselbe erfordert noch mehr als inneren natürlichen Zusammenhang der einzelnen Vorgänge und Momente, welche die Handlung bilden; sie fordert psychologisch richtige und consequente Zeichnung der Charaktere, welche die Handlung vollziehen, genaue Uebereinstimmung in der Schilderung der Personen und Zustände mit den Sitten, Gebräuchen und Ansichten der Zeit, in welcher die Handlung als vorgehend gedacht wird; sie fordert das Hinstreben sämmtlicher Theile des Drama nach Einem gemeinschaftlichen letzten Zwecke, nach Einer Haupthandlung, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen. Der Mittelpunkt der Haupthandlung kann keine andere sein, als eine Person, — der Hauptcharakter, der Held. Um diesen gruppiren sich die übrigen Personen herum. Für ihn muß der Dichter das höchste Interesse zu entwickeln wissen, da die Handlung ohne dieses Interesse für ihn alle Wirkung der Zuschauer verfehlen würde.

Der äußern Form nach zerfällt die dramatische Handlung in Acte oder Aufzüge und Scenen oder Auftritte. Den Act bildet ein in sich zusammenhängender Kreis von Vorgängen, an dessen Schluß ein Ruhepunkt eintreten muß. Die Scene wird durch das Hinzukommen neuer, oder das Abtreten schon gegenwärtiger Personen bestimmt.

Die dramatische Durchführung der Handlung geschieht gewöhnlich in der Form des Dialogs, zuweilen abwechselnd mit dem Monolog. Der Dialog oder das Gespräch besteht aus den feinsten Fäden im ganzen Gewebe der Handlung; aus diesen feinen Fäden geht der ganze schön organisirte Körper des dramatischen Gedichtes hervor. Sie sollen sich aber auf eine unsichtbare Art so natürlich an einander fügen, daß darin Alles dem Gange des menschlichen Geistes und Herzens gemäß ist. Der Monolog oder das Selbstgespräch oder Alleingespräch darf nur durch den innern Drang der Gefühle nothwendig werden, nie den Zuschauer historisch unterrichten. Er darf eintreten, wenn der Dichter uns in der Seele einer handelnden Person will lesen lassen, was sie für sich denkt, wenn eben ein mächtiger Entschluß gefaßt wird. Die Sprache der Monologe sei kurz, abgebrochen, stark und fortleilend.

Die einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst sind:

1) das Trauerspiel,
2) das Lustspiel,
3) das Schauspiel und
4) das Singspiel.

1) Das Trauerspiel.

Das Trauerspiel oder die Tragödie ist dem ernsthaften Epos verwandt. Es behandelt, wie das ernsthafte Epos, ein Ereigniß von hoher Bedeutung und stellt den Kampf eines begabten und großartigen Menschen mit dem Geschicke dar; der Unterschied liegt nur darin, daß im Trauerspiel diese Darstellung in dramatischer Form geschieht, und daß der Held physisch im Kampfe unterliegen muß. Der Held erscheint entweder als ein Edler, der ohne seine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhältniß ankämpft (z. B. Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Egmont), oder als ein Verirrter, dessen sittliche Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, die aber selbst in der eigenthümlichen Ankündigung ihrer Verirrungen eine hohe Theilnahme zu erregen vermag (z. B. Carl Moor in den Räubern, Wallenstein, Maria Stuart).

Einige Bruchstücke aus Trauerspielen als Beispiele.

1) Aus: „Wilhelm Tell."

Vierter Aufzug.

Dritte Scene.

(Die hohle Gasse bei Küßnacht. Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter und die Wandrer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einem der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.)

Tell (tritt auf mit der Armbrust.)

Durch diese hohle Gasse muß er kommen.
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's. — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm.
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt;
Fort mußt Du; Deine Uhr ist abgelaufen!

Ich lebte still und harmlos. — Das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet;
Meine Gedanken waren rein von Mord. —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend' Drachengift hast Du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.
Zum Ungeheuren hast Du mich gewöhnt. —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor Deiner Wuth
Beschützen, Landvogt. — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als Du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor Dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld; ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was Du. — Er sandte Dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges; denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen:
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm Du hervor, Du Bringer bittrer Schmerzen
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —

Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch Dir soll es nicht widersteh'n. — Und Du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen:
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst.
Nur jetzt noch halte fest, Du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen —
Ich habe keinen zweiten zu versenden.
(Wanderer gehen über die Scene.)
Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier ist keine Heimath. — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann
Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menschen Ländern:
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!
(Setzt sich.)
Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam!
Denn niemals kehrt' er heim; er bracht Euch Etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen. —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an Euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — Euch zu vertheid'gen, Eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!
(Steht auf.)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Grattier zu erjagen:
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitre Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun, und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet sie, auf seinen Bogen gelehnt; Stüssi, der Flurschütz gesellt sich zu ihm.)

Stüssi.

Das ist der Klostermey'r von Mörlischachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imisee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüssi.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen;
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer.
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

Stüssi.

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug. — Ein Ruffi ist gegangen
Im Glarner Land, und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

Stüssi.

Auch anderwärts vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich Einen, der von Baden kam.
Ein Reiter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen, die fallen auf sein Roß,
Daß es vor Marter todt zu Boden sinkt;
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

Tell.

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehreren Kindern und stellt sich an den Eingang des Hohlwegs.)

Stüssi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

Stüssi.

Ja, wohl dem, der sein Feld bestellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim sitzt bei den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.
(Tell sieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Wegs.)

Stüssi.

Gehabt euch wohl! — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thu' ich.

Stüssi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr seid aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut' von dort erwartet.

Wanderer (kommt.)

Den Vogt erwartet heut' nicht mehr. Die Wasser
Sind ausgetreten von dem großen Regen;
Und alle Brücken hat der Strom zerrissen.
(Tell steht auf.)

Armgart (kommt vorwärts.)

Der Landvogt kommt nicht!

Stüssi.

Sucht Ihr was an ihn?

Armgart.

Ach freilich!

Stüssi.

Warum stellet Ihr Euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?

Armgart.

Hier weicht er mir nicht aus; er muß mich hören.

Frießhardt
(kommt eilig den Hohlweg herab und ruft in die Scene.)

Man fahre aus dem Weg! — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.
(Tell geht ab.)

Armgart (lebhaft.)

Der Landvogt kommt!
(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene.)
(Geßler und Rudolph der Harras zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Weges.)

Stüssi (zum Frießhardt)
Wie kamt ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt.
Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.

Stüssi.
Ihr war't zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Frießhardt.
Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich d'ran —

Stüssi.
O bleibt, erzählt!

Frießhardt.
Laßt mich! Ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
Ab.

Stüssi.
Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bei, noch Feuer.
(Er sieht sich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach?
(Geht ab.)

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferde.

Geßler.
Sagt, was Ihr wollt; ich bin des Kaisers Diener
Und muß d'rauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geschickt, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm sanft zu thun. — Gehorsam
Erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer
Soll Herr sein in dem Lande oder der Kaiser.

Armgart.
Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert sich furchtsam.)

Geßler.
Ich hab' den Hut nicht aufgestellt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volkes zu prüfen; diese kenn' ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen. —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigeh'n müssen,
Daß sie d'rauf stoßen mit dem Aug', und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.

Rudolph.
Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen ist jetzt keine Zeit!
— Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg. —
So oder so: — es muß sich unterwerfen.
(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft sich vor dem Landvogt nieder.)

Armgart.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was dringt Ihr Euch auf offner Strasse mir
In Weg? — Zurück!

Armgart.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waisen schrei'n nach Brod. — Habt Mitleid,
Gestrenger Herr, mit unserm großen Elend!

Rudolph.

Wer seid Ihr? Wer ist Euer Mann?

Armgart.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras,
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Wild sich nicht getraut zu steigen. —

Rudolph (zum Landvogt.)

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann,
Was er auch Schweres mag verschuldet haben:
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.
(Zu der Frau.)
Euch soll Recht werden. — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte; — hier ist nicht der Ort.

Armgart.

Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Mond liegt er im Thurm
Und harret auf den Richterspruch vergebens!

Geßler.

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu' Deine Pflicht! So Du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erzeig' sie uns.

Geßler.

Fort, schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgart (greift in die Zügel des Pferdes.)
Nein, nein; ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis Du
Mir Recht gesprochen. — Falte Deine Stirne;
Rolle die Augen, wie Du willst. — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach Deinem Zorn mehr fragen. —

Geßler.
Weib, mach' Platz,
Oder mein Roß geht über Dich hinweg!

Armgart.
Laß es über mich dahin geh'n — Da —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen ihm in den Weg.)
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern. — Laß die armen Waisen
Von Deines Pferdes Huf zertreten werden;
Es ist das Aergste nicht, was Du gethan! —

Rudolph.
Weib, seid Ihr rasend?

Armgart (heftiger fortfahrend.)
Tratest Du doch längst
Das Land des Kaisers unter Deine Füße!
— O, ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen.
(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler.
Wo sind meine Knechte?
Man reiße sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.
Die Knechte können nicht hindurch, o Herr;
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.
Ein all zu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk; — die Zungen sind noch frei.
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es;
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn;
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen. — Ich will —
(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand an's Herz und will sinken. Mit matter Stimme):
Gott sei mir gnädig!

Rudolph.
Herr Landvogt — Gott, was ist das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend.)
Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

Rudolph (springt vom Pferde.)
Welch gräßliches Ereigniß! — Gott! — Herr Ritter! —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr seid
Ein Mann des Todes! —

Geßler.
Das ist Tell's Geschoß.

(Ist vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelassen.)

Tell (erscheint oben auf der Höhe des Felsens.)
Du kennst den Schützen; suche keinen andern!
Frei sind die Hütten; sicher ist die Unschuld
Vor Dir; Du wirst dem Lande nicht mehr schaden.
(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein.)

Stüssi (voran.)
Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

Armgart.
Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk (im Hereinstürzen.)
Wer ist erschossen?

(Indem die vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die hintersten noch auf der Höhe, und die Musik geht fort.)

Rudolph der Harras.
Er verblutet sich.
Fort, schaffet Hilfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann; so muß es mit Dir enden;
Doch meine Warnung wolltest Du nicht hören!

Stüssi.
Bei Gott! Da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen!
Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.
Ras't dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Laßt sie schweigen.
(Musik bricht plötzlich ab; es kommt noch mehr Volk nach.)
Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt! — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrau'n?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.

Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? — Ich versteh' Euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig! — Laßt das Irdische!
Denkt jetzt, Euch mit dem Himmel zu versöhnen!
(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)

Stüssi.
Sieh, wie er bleich wird. — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Armgart (hebt ein Kind empor.)
Seht, Kinder, wie ein Wütherich verscheidet!

Rudolph der Harras.
Wahnsinn der Weiber, habt Ihr kein Gefühl,
Daß Ihr den Blick an diesem Schreckniß weidet?
— Helft — Leget Hand an! — Steht mir Niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu zieh'n?

Weiber (treten zurück).
Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen!

Rudolph der Harras.
Fluch treff' Euch und Verdammniß!
(Zieht das Schwert.)

Stüssi (fällt ihm in den Arm).
Wagt es, Herr!
Euer Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

Alle (tumultarisch.)
Das Land ist frei.

Rudolph der Harras.
Ist es dahin gekommen?
Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?
(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr seht die grausenvolle That des Mords,
Die hier geschehen! — Hilfe ist umsonst —
Vergeblich ist's, dem Mörder nachzusetzen.
Uns drängen and're Sorgen! — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiser seine Veste retten!
Denn aufgelös't in diesem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' ist zu vertrauen.
(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.)

Armgart.
Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder!

Stüssi.
Das Opfer liegt. — Die Raben steigen nieder.

Barmherzige Brüder
(schließen einen Halbkreis um den Todten und singen in tiefem Ton.)
Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.

Es stürzt ihn mitten in der Bahn;
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!
(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

(Friedr. v. Schiller.)

2) Monolog aus „Die Jungfrau von Orleans."

Johanna.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften;
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln;
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder!
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder.

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf der Haiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen;
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter auserſehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies:
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren;
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Denn, wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht:
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,

Den stolzen Ueberwinder niederschlagen.
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen;
Er sendet mir den Helm; er kommt von ihm;
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen;
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen;
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen.

(Schiller.)

3) Aus „Zriny."

Erster Auftritt.

Soliman (sitzt tiefsinnig, den Kopf auf die Hände gestützt, im Vordergrunde.)
Levi (kommt durch den Haupteingang.)

Levi. Mein kaiserlicher Herr hat mich verlangt? —
Ihr habt mich rufen lassen, großer Sultan?
Der Sclave harrt auf seines Herrschers Wink.
(bei Seite.)
Noch immer keine Antwort! —
(laut) Herr und Kaiser!
Verzeiht's dem treuen Knechte! — Seid Ihr krank?
Herr, Ihr seid krank! —

Soliman. Wär' ich's, Du hilfst mir nicht! —

Levi. Doch, großer Herr, doch! — traut dem alten Diener!
Wenn's Einer kann, ich kann's. Ich gab Euch Proben
Von meiner Treue, wie von meiner Kunst.
Seit vierzig Jahren schleicht mein scharfes Auge
Dem Wandeln Eures Lebens forschend nach.
Was ich von hohen Meistern früh erlernte,
Was die Natur mir später selbst bekannt:
Auf Euch begrenzt' ich alles Wissens Ende.
Ich kenne Eures Lebens tiefsten Bau,
Vertraut mit seinen Kräften, seinen Wünschen. —
Des Arztes Kunst sei allgemeines Gut;
Wohl weiß ich das, und möcht' es treu erfüllen;
Denn Euer Wohl war mir der Menschheit Leben;
Ein Held und Kaiser gilt ein ganzes Volk!

Solim. Ich kenne Dich und kenne Deine Treue,
Und Deine Kunst hat sich mir oft bewährt;
Drum hab' ich Dein verlangt. — Sprich unverholen:
Wie weit steckst Du noch meines Lebens Ziel? —

Zeig' Dich, wie ich Dich immerdar gefunden,
Als treuen Knecht, mit off'nem, gradem Sinn!
Wie lange soll ich leben? — Ich will Wahrheit!

Levi. Herr! Diese Frage kann nur der dort lösen;
An diesen Räthseln scheitert meine Kunst.

Solim. O Stümperei des armen Menschenwitzes!
Des Lebens innern Bau wollt Ihr versteh'n,
Der Räder heimlichstes Getrieb' berechnen,
Und wißt doch nicht, wie lang' das Uhrwerk geht,
Wißt nicht, wann diese Räder stocken sollen!

Levi. Mein großer Herr! schmäht nicht die edle Kunst! —
Die enge Grenze ward von Gott gezogen,
Und in die stille Werkstatt der Natur
Hat keines Menschen Auge noch geseh'n.
Erklären mögen wir des Lebens Weise,
Sein Keimen, seine Blüthen, seinen Tod;
Doch in das Chaos ferner Möglichkeiten
Verliert sich traurig der bedrängte Geist,
Wenn er's versucht, dem Räthsel abzulauschen,
Was sechs Jahrtausende noch keinem Ohr vertraut. —
Ich kann Euch sagen: dieser Nerven Stärke,
Dies Feuer, das im Heldenauge glüht,
Und Eurer Seele rüstige Begeist'rung,
Sie deuten mir auf manches volle Jahr,
Das Euch der güt'ge Gott noch zugemessen;
Doch nicht bestimmen mag ich's mit Gewißheit,
Und nur ein Gaukler rühmt sich dieser Kunst. —

Solim. Noch manches volle Jahr? — War's nicht so, Levi? —

Levi. Wenn Ihr Euch schont, und mit verweg'ner Hand
Nicht eigenmächtig Eures Lebens Fäden,
Nicht eigenmächtig Eure Kraft zerstört:
So darf ich gern zehn Jahre Euch versprechen;
Doch schonen müßt Ihr Euch! — Euch war's vergönnt,
Bis an des Greisenalters dürre Schwelle —
Was Gott nur wenig Herrlichen verhieß —
Die Kraft, den Ruhm, das Glück Euch treu zu fesseln,
Und noch des Lorbeers frischen Blüthenkranz
Durch Eurer Locken Silber zu verflechten.
Nun ruhet aus, mein großer Held und Kaiser!
Ruht aus auf Euern Siegen! Was ein Gott
Noch Euern Tagen zugezählt, die kleine Weile
Genießt im kühlen Schatten Eures Ruhms!
Euch gab der Himmel mehr als Menschenleben;
Ihr habt für eine Ewigkeit gelebt!

Solim. Still, Alter! Still! — Mehr hab' ich nicht verlangt!
Zehn Jahre gibt mir Deine Kunst, wenn ich
In lasser Ruhe mich begraben wollte?

Mein Leben ist der rüst'gen That gewohnt,
So wird's doch noch ein Jahr des Kriegs ertragen;
Mehr brauch' ich nicht! — Geh! rufe mir den Mehmed!

Levi (geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Soliman (allein.)

Ich soll mich schonen? — Soll den Funken Kraft,
Der in den alten Heldengliedern schlummert,
Im müß'gen Leben langsam sterben seh'n? —
Wie ich auftrat, da hat die Welt gezittert;
Die Welt soll zittern, muß ich untergeh'n! —
Das ist das größte Götterloos der Helden! —
Geboren wird der Wurm, und wird zertreten,
Und nichts bezeichnet seines Lebens Spur.
Das Volk verjüngt in kriechenden Geschlechtern
Sein armes Dasein, und der Niedre schleicht
Unangemeldet in und aus dem Leben;
Doch wo ein Held, ein Herrscher kommen soll,
Da ruft's ein Gott in seiner Sterne Flammen;
Er tritt verkündigt in die starre Welt;
Das Leben ist auf seine That bereitet. —
Wenn dann der Tod den Siegenden bezwingt,
So weckt Natur tausend geheime Stimmen,
Und läßt es ahnend seiner Zeit verkünden,
Daß sich der Phönix in die Flammen stürzt. —
Ich hab' gelebt, ich fühl's, für alle Zeiten,
Und an die Sterne knüpft' ich meinen Ruhm. —
Die Welt, die flammende, hätt' ich bezwungen,
Wär' ich der einz'ge Held in meiner Zeit;
Doch große Männer lebten mein Jahrhundert,
Und große Helden standen wider mich.
Ich darf mich nicht des Glückes Liebling schelten;
Ich hab's mit Kraft dem Schicksal abgetrotzt,
Was es dem Bittenden verweigern wollte. —
Was hat die Alexander groß gemacht;
Was hat die Welt den Römern unterworfen?
Kein Kaiser Carl stand ihnen gegenüber,
Kein la Valette wehrte ihren Sieg.
Carl! Carl! Du hättest jetzt nicht leben sollen,
Und Dein Europa läg' zu meinen Füßen! —
Drum ruf' ich Dich zum letzten großen Kampf,
Haus Oesterreich! — Jetzt rüste Deine Fahnen;
Held Soliman will siegend untergeh'n!
Auf den erstürmten Mauern Deines Wiens,
Die alte Schmach in Deinem Blute tilgend,
Verkünd' ich dem Jahrhundert mein Gesetz. —
Auf, Deutschland! auf! versammle deine Helden,
Du fällst für Deine Freiheit, Deinen Gott!

Die Welt soll's wissen, daß der Löwe stirbt,
Und Wien soll seine Todesfackel brennen!

Dritter Auftritt.

Soliman. Mehmed Sokolowitsch.

Mehmed. Mein Herr und Kaiser rief nach seinem Diener,
Und seines Winks gewärtig steh' ich hier.

Solim. Gib den Befehl zum Aufbruch, Großwessir!
Die Zeit ist kostbar; der Entschluß ist reif;
Die frische That soll ihre Kraft bewähren!

Mehmed. So schnell, mein Kaiser?

Solim. Ist man je zum Sieg
Zu früh gekommen? — Wer am Ende steht,
Wie ich, der weiß der Stunde Glück zu schätzen.
Auch an des Großherrn heil'ge Majestät
Wagt es die Zeit, die starke Hand zu legen;
Auch eines Kaisers Heldenlocke bleicht! —
Drei Dinge will ich noch vollendet wissen,
Und ist mir sonst das Schwerste wohl gelungen,
Es gilt mir wenig, wenn des Schicksals Spruch
Und meines Lebens abgelaufne Kette
Die letzten Wünsche tückisch mir versagt. —
Der Tempel Gottes muß vollendet steh'n,
Den ich in meiner Kaiserstadt gegründet;
Gleichwie der Wasserleitung kühner Bau,
Ein Werk, das große Namen schon verherrlicht,
Und späten Enkeln sagt, wie sich der Bogen
Verwegen über seine Thäler schlägt:
So warf der Held, deß Name ihn bezeichnet,
Das Loos der Kriege über Völkerschicksal,
Den Weg sich bahnend zur Unsterblichkeit!

Mehm. Wenn Dich sonst Nichts an dieses Leben knüpft,
Das Du mit Deiner Thaten Glanz erfülltest,
So weint die Welt bald um den größten Mann,
Den sie in ihren Kreisen je bewundert;
Denn die Moschee, sie wölbt schon ihre Kuppel,
Ein achtes Wunder, der Vollendung zu,
Und wenig Sonnen wirst Du nur begrüßen,
Bis Dir die Nachricht kommt, der Riesenbau
Der stolzen Aquäducte sei geendet. —
Doch, Herr, Dein dritter Wunsch? — O nicht so klein
Begrenze das Gelüste Deines Herzens!
Erdenke Dir das kühnste Heldenwerk,
Wo Menschenalter noch verwesen müssen,
Bis es vollendet in das Leben tritt. —
Du hast des Schicksals Donner Dir gewöhnt;

Du hast dem Glücke Achtung abgezwungen;
Mach' das Unmögliche zu Deinem Ziel;
Die Zeit wird Deinen Heldenstarrsinn ehren,
Und reißt Dich nicht aus Deiner Siegerbahn,
Bis Du auch diese Lorbeern Dir errungen.

Solim. Mein dritter Wunsch ist das erstürmte Wien!
Mit seinen Mauern ist der Weg gebrochen,
Der in das Herz der deutschen Christenfreiheit
Den halben Mond durch blut'ge Siege führt.
Dann tret' ich willig aus dem Heldenleben;
Den Söhnen öffn' ich eine stolze Bahn.
Das kommende Jahrhundert will auch Thaten.
Nur halbbezwungen erben sie die Welt;
Die andre Hälfte mag ihr Schwert erkämpfen. —
Jetzt gilt es Wien! Ruf' mir des Heeres Fürsten,
Daß ich mit Euch den Siegerzug berathe.
Denn schneller That bedarf die flücht'ge Zeit.

Mehm. Sie harren, Deines Herrscherwinks gewärtig,
Im Vorgemach auf ihres Kaisers Ruf.

Solim. Wer Alles?

Mehm. Mustafa von Bosnien,
Der Ali Portuk, Ibrahim.

Solim. Die ruf' mir!
Versuchte Helden sind's durch lange Zeit. —
Die Stimmen zählt man nicht in solcher Stunde;
Man wägt die Stimmen nach dem innern Werthe;
Der Starke nur spricht ein entscheidend Wort.
Ruf' mir die Fürsten!

Mehmed (geht ab).

Solimann (allein). Alter, kühner Geist! —
So lange nur bleib' Deinem Helden treu,
Und mit dem Siegesdonner magst Du scheiden! —

Vierter Auftritt.

Soliman. Mehmed. Ali Portuk. Mustafa. Der Begler Beg.

Solim. Seid mir gegrüßt, Ihr Stützen meines Throns!
Willkommene Gesellen meiner Siege,
Seid mir gegrüßt!

Ali. Mein großer Herr und Kaiser!
Dein edler Großwessir hat uns vertraut,
Wie Du den Aufbruch heute noch geboten;
Wir harren Deines Winks, erhab'ner Held,
Gewohnt für Dich und des Propheten Ehre
Mit freud'gem Muthe in den Tod zu gehn.

Solim. Zum Siege sollt Ihr gehn, und nicht zum Tode. —
Ihr wißt's, wie mir der Deutsche, Maximilian,
Der sich den röm'schen Kaiser schelten läßt,
Schon seit zwei Jahren den Tribut verweigert,
Auch Tokai, meine Burg, zurück behielt;
Nun aber schwör' ich's bei dem ew'gen Gott!
An diesen Deutschen, diesen Christenhunden,
Die lange Schmach mit blut'gem Schwert zu rächen,
Ausrottend dies verräth'rische Geschlecht,
Das unsern heiligen Propheten schändet,
Und einem falschen Gotte sich ergab! —
Der halbe Mond soll herrschen auf der Erde,
Und kann er das, wenn dieses Ungarland
Die ersten Schritte schon begrenzen will,
Und deutsche Knechte ihm den Weg vertreten? —
Drum will ich Krieg!

Mustafa. Mein Volk harrt Deines Winks.
Und kampfbegierig jauchzt es Dir entgegen.

Ali. Für Deine Schaaren bürgt der Führer Muth!

Der Begler Beg. Gib ihnen Raum, die Treue zu bewähren.

Mehm. Der Janitscharen wohlgerüstet Heer,
Das kampfversuchte kühne Heldenvolk,
Das treu auf Deinen Zügen Dich begleitet,
Ruft Siegeslieder seinem Kaiser zu,
Nach diesem Christenkampfe wild verlangend.

Solim. Nicht an Gelegenheit soll's ihnen fehlen.
Die Ungarn kenn' ich, wie der Deutschen Volk.
Und wackre Streiter rühm' ich meine Feinde.

Ali. Der beſſ're Gegner weckt den größern Muth.

Der Begler Beg. Es kämpft der Held am liebsten mit dem Helden.

Mustafa. Der Sieg wird schwerer, doch er bleibt gewiß;
Denn unser Feldgeschrei heißt: Soliman!

Mehm. Drum grüß' ich Dich, erhabner Großsultan,
Der erste Deiner Sclaven, deutscher Kaiser!
Das Schwert des Allah nennt Dich Dein Jahrhundert,
Und Gottes Geißel nennet Dich der Christ.
Furchtbar gerüstet stehst Du diesmal auf;
Kein größer Heer hat Ungarn je betreten:
An zweimal Hunderttausend zählt Dein Heer,
Die Völker aller Bassen kaum gerechnet.
Der Hamsa Beg steht mächtig an der Drau,
Die Brücke Dir zum Uebergang zu schlagen,
Und Mehmed Beg streift siegend schon bis Sziklas.
Auf leichten Flößen ging der kühne Feldherr
Bei Nachtzeit über den empörten Strom,
Ins Herz von Ungarn Dir den Weg zu bahnen.

Solim. Der Sieg begleite seinen Muth! — Nun, Fürsten,
Nun gilt's! — Entweder nehmen wir den Weg
Mit raschen Schritten nach des Reiches Hauptstadt,
Und lassen Sigeth unbestürmt und Gyula, —
Der andern Vesten lohnt's der Mühe nicht, —
Und nur von wenig Volke hart umzingelt;
Wo nicht, so werfen wir die ganze Macht
Auf diese Felsenschlösser, stürmen sie,
Und gehen dann dem deutschen Heer entgegen,
Das Maximilian bei Wien versammeln will.
Sag Deine Meinung, Großwessir!

Mehmed. Mein Kaiser,
Mir däucht es sichrer, mehr des Helden würdig,
Den Feldzug mit dem Sturme dieser Vesten,
Die unsre Macht in manchem Kampf gehöhnt,
In fürchterlicher Strenge zu beginnen.
Der Niklas Zriny, der Gefürchtete,
Ist jetzt in Wien, wie meine Boten melden;
Leicht überrumpeln wir das stolze Sigeth,
Wenn dieser Heldensäbel feiern muß.
Dann frisch auf Wien, und auf das Heer des Kaisers;
Ein blut'ger Tag entscheide dort den Sieg!

Ali. Wenn Zriny fern ist, stimm' ich gern Dir bei;
Dann nehm' ich Sigeth mit dem ersten Sturme;
Doch wär' er da — ich kenne diesen Helden, —
So mögen wir im mondenlangen Kampf
An Sigeths Mauern uns den Kopf zerbrechen.

Solim. Gilt Dir der einz'ge Mann solch großen Werth,
Daß du die oft geprüfte Heldenstärke
Ungern an diesen Abenteurer wagst?

Ali. Zeih' Deinen Sclaven keiner niedern Furcht.
Hast Du des Zriny Thatenruf vergessen,
Der gegen uns in der Belagrung Wiens
Vom Kaiser Carl den Ritterschlag verdiente,
Ein zarter Jüngling noch! Jetzt ist's ein Mann,
Und deine Völker, die sonst Keinen scheuen,
Gewohnt, dem Tode ins Gesicht zu treten,
Erschrecken, wenn sie seine Fahnen seh'n.

Der Begler Beg. Auch ich, Herr, stimme Ali's Rede bei,
Sigeth belagert, wenn der Zriny fern ist,
Sonst sei's umzingelt, wie mein Kaiser sprach.
Von Gyula hast Du wenig zu befürchten.

Must. Der Begler Beg gab ein bedachtes Wort,
Und meine Meinung hat er mit gesprochen.

Solim. Mit Eurem Zriny! Großherr Soliman
Ist nicht gewohnt, daß ihn ein ganzes Heer

Aus seines Plans gewalt'gem Gleise zwinge,
Und soll an einer einz'gen Heldenbrust
Den Anstrom seiner Wellen brechen lassen? —
Fern oder nicht, wir gehen nicht auf Sigeth,
Grade nach Wien, das ist des Kaisers Wille!
Im Herzen Oestreichs schlagen wir die Schlacht.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ein Aga.

Aga (sagt dem Mehmed etwas ins Ohr).

Mehm. Ich lass' dem Santschak danken für die Nachricht.

Aga (geht ab).

Solim. Was gibt's, Wessir?

Mehm. Der Santschak Halla meldet,
Daß Niklas Zriny längst von Wien zurück,
Mit seiner Schaar nach Sigeth sich geworfen;
Es scheint, als wisse er von unserm Plan.

Ali. Auf großer Kaiser! Das ist Allah's Finger!
Führ' uns nach Wien; Sigeth bleib' ungestürmt.
Führ' uns nach Wien; dort sei die Schlacht geschlagen!

Mehmed. Mustafa. Der Begler Beg.
Führ' uns nach Wien; dort sei die Schlacht geschlagen!

Solim. Was? Seid Ihr Männer? Sind das meine Helden?
Die eines Namens leerer Klang erschreckt? —
Ich legte mir die halbe Welt zu Füßen,
Und solche Furcht rühmt sich kaum Soliman
In seiner Feinde Herz getaucht zu haben,
Als dieser Christenhund von Euch erzwang.
Jetzt ist's bestimmt! jetzt ist's! Wir stürmen Sigeth!
Ich will ihn kennen lernen, diesen Popanz,
Der meinen besten Helden Furcht gelehrt.

Must. Bedenke, Herr —

Solim. Kein Wort, bei Todesstrafe!
Wir stürmen Sigeth! Großwessir! zum Aufbruch!
Mein Kaiserzorn hat Asien zermalmt,
Und dieser Ungargraf will mich verhöhnen?
Das soll er büßen! Auf den Schutt der Veste
Pflanz' ich für diesen Frevel seinen Kopf!

Sechster Auftritt.

Vorige. Der Aga. Dann ein Bote.

Aga. Ein Bote wartet, großer Herr und Kaiser,
Von Hamsa Beg, auf günstiges Gehör.

Solim. Er komme!

Aga (geht ab).

Der Bote (tritt ein). Allah's Segen über Dich,
Erhabner Großherr!

Solim. Sprich, was bringst Du mir?

Bote. Dein Sclave Hamsa Beg ist's, der mich sendet:
Dreimal versuchte er's mit kühnem Sinn,
Der wilden Drau die Brücke aufzuzwingen;
Der freie Strom zerschmetterte das Joch,
Und dreimal war das stolze Werk zerrissen.
Viel Deiner Sclaven fanden ihren Tod
Im wilden Sturme der empörten Wogen;
Denn ungewöhnlich ist des Wassers Höhe,
Und angeschwollen von des Gießbachs Fluth.
Drum bittet er von seines Kaisers Gnade,
Du wollest warten, bis der wilde Strom
In seine alten Ufer sich gezwungen;
Denn ganz unmöglich sei es Deinem Knecht,
Die Brücke jetzt zum Uebergang zu schlagen.

Solim. Was? ich soll warten? was? unmöglich wär's?
Was ist unmöglich, wenn der Großherr will?
Ha, der Verräther! Geh, wirf Dich auf's Pferd,
Sag' ihm, ich bräche heute auf, und find' ich,
Trotz dem empörten Element, die Brücke
In vier und zwanzig Stunden nicht geschlagen:
So häng' ich ihn an seinem Ufer auf,
Und will ihn lehren, was ich möglich nenne!
Fort! fort! wenn Dir sein Leben lieb ist, fort! —
Zum Aufbruch, Großwessir! wir stürmen Sigeth!
(Alle ab.)

(Th. Körner.)

4) Monolog aus „Zriny."

Zriny. . . . .

So ständ' ich denn im letzten Glüh'n des Lebens;
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.
So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüthen, die das Glück mir bot!
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens;
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenroth.
Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,
Ein Gott vergilt mit seines Lichtes Strahlen!

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen,
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.

Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Ich folgte unbewußt dem dunkeln Drange,
Der mit des Jünglings frühster That erwacht.
Von edlem Feuer lodert mir die Wange;
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht:
Um aller Kronen schönste darf ich werben,
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern,
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht;
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern;
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht;
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen;
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!

(Th. Körner.)

2) Das Lustspiel.

Das Lustspiel oder die Komödie im engeren Sinne des Wortes ist die dramatische Darstellung einer Handlung, durch welche das Leben mit seinen Erscheinungen von seiner heiteren Seite aufgefaßt und auf eine scherzhafte, lächerliche und komische, dabei aber auch zugleich belehrende Weise versinnlicht wird. Das Lustspiel soll daher den Eindruck ungestörter Lust auf den Zuschauer hervorbringen und zwar sowohl durch die glückliche Verwickelung und Entwickelung der Handlung selbst und durch komische Situationen, als auch durch die richtige Zeichnung und Durchführung eigenthümlicher und komischer, im wirklichen Leben, als vorhanden denkbarer Charaktere, so wie endlich durch einen, den Verhältnissen der handelnden Personen angemessenen, raschen, witzigen und komischen Dialog, der jedoch, wo es erforderlich erscheint, das Rührende und Leidenschaftliche nicht ausschließt.

Man unterscheidet im Lustspiel das Charakterstück, das Intriguenstück und die Posse von einander. Wenn der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwendet, ohne daß jedoch diesem die übrigen Personen ganz aufgeopfert werden, so entsteht das Charakterstück. Ist aber die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle vorherrschend, die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen aber untergeordnet, so entsteht das Intriguenstück. Nach der Verschiedenheit der Mittel, durch welche der komische Eindruck hervorgebracht wird, gehört das Lustspiel entweder der höheren oder niedern Gattung an und trägt den Namen des feinkomischen oder niedrigkomischen Lustspiels.

Wenn das Niedrigkomische in einem Lustspiele mehr als das Feinkomische herrschend ist, so heißt das Lustspiel eine Posse. Uebrigens fallen die Grenzen des Fein- und Niedrigkomischen oft auch zusammen.

Da das Lustspiel sich ganz nahe dem Leben anschließt, so wurde bei uns dasselbe verhältnißmäßig häufiger in Prosa, als in Versen behandelt.

Beispiel des Lustspiels.

Die verfolgte Comödie, ein Vorspiel.

Erster Auftritt.

Die Comödie. Das Laster.

(Die Comödie verfolget das Laster, und ereilet es vorn an der Bühne.)

Die Comödie.

Nein, Du sollst nicht entfliehn! Es soll die Welt Dich kennen:
Du suchst Dich nur umsonst Witz und Verstand zu nennen.
Die Larve, die Du trägst, Verräther, schützt Dich nicht;
Du bist das Laster.

(Sie reißt ihm die Larve ab, und wirft sie auf den Boden.)

Seht das häßliche Gesicht!
Du sollst die Sterblichen nicht länger mehr betrügen:
Die Wahrheit siegt durch mich. Mit falscher Schönheit Zügen
Und mit erborgter Pracht nimmt oft Dein guter Schein
Auch Herzen, die Dich sonst verachten müßten, ein.
Entdecken will ich Dich und Dich verächtlich machen:
Dich strafen will ich nicht; ich will Dich nur verlachen.
Du selbsten strafest Dich.

Das Laster (lachend.)

So wahr ich ehrlich bin,
Ich glaube gar, Du wirst zur Sittenlehrerin?
Du, die Comödie! Wer wird mehr auf Dich hören?
Bei Possen klatscht man nur, und gähnt bei Sittenlehren.
Du kennst Dein Handwerk schlecht; Du kennst die Welt noch nicht.
Wir wollen Freunde sein; nimm von mir Unterricht:
Du sollst belustigen, und Du, Du gibst uns Lehren?
O schweig, die können wir an andern Orten hören.
Zum Lachen sind wir da. Sprich, ob ein Trauerspiel,
Ob wohl ein ernsthaft Stück dem Pöbel je gefiel?
Trotz Deiner Kenner Ruhm, trotz ihren sanften Thränen,
Stets wird ein junger Herr in der Zaire gähnen;
Doch Arlekin gefällt; da klatschen mir die Herrn;
Kein Wunder! Jedermann sieht seines Gleichen gern.
Wer wird gern Helden seh'n? Nein, folg' mir, lehre nimmer;
Vermehre Dein Gefolg' mit jungem Frauenzimmer,
Das schön und willig ist. Dann komm' ich oft zu Dir;
Dann klatsch' ich, und ich weiß, der Hause klatscht mit mir;
Sollt's auch zur Unzeit sein. Das schadet nichts. Ich wette,
Daß Dich mein treuer Rath schon längst bereichert hätte,
Hätt'st Du mich nur gehört. Du sollst mich fleißig seh'n

Mit meinen Freunden frech auf dem Theater steh'n,
Uns zeigen, artig thun, nach allen Logen schielen,
Daß Deinen Schülern kaum ein kleiner Platz zum Spielen
Mehr übrig bleiben soll. — — Du hörst mir lächelnd zu:
Sei meine Freundin! Komm!

Die Comödie.

Ich Deine Freundin!

Das Laster.

Du.

Die Comödie.

Geh, suche, Bösewicht! Freundinnen, die Dir gleichen.
Nein, Du sollst Deinen Zweck in Deutschland nicht erreichen!
Nein, meine Bühne soll nie meinen Ruhm entweihn;
Es soll die Dichtkunst nie des Lasters Werkzeug sein.
Dein Lob ist mir ein Schimpf, das Lob der Tugend Ehre;
Mit Weisheit lachen, ist die feinste Sittenlehre.
Stets soll mein bittrer Spott, mein Lachen sich bemüh'n,
Die Herzen zu erhöh'n, und von Dir abzuzieh'n,
Und sollt' ein Dichter einst der Tugend Bahn verlassen,
Und mich erniedrigen, Dich, Bösewicht, nicht hassen:
O Vorsicht! straf' ihn dann! Die Schande folg' ihm nach;
Sein pöbelhafter Zorn vermehre seine Schmach;
Laß ihn stets unbekannt, laß ihn verachtet bleiben;
Straf' ihn noch heftiger! — Laß ihn, wie Stentor, schreiben,
Bis daß, wenn auch die Welt sein niedrig Lied vergißt,
Sein Name selbst ein Schimpf den spät'sten Enkeln ist.

Das Laster.

Dein Zorn auch läßt Dir gut!

(Er will sie umarmen, und sie stößt ihn zornig zurück.)

So kann Dich Nichts bewegen?

Leb' wohl, nun mit der Zeit wird er sich doch wohl legen.
Ich sehe Dich schon noch; jetzt muß ich weiter geh'n.

(Vor sich im Abgehen.)

Bald sollst Du meine Macht und meine Rache seh'n!
Nun wend' ich Alles an, die Feinde zu erwecken:
Schreckt ihr Verstand Dich nicht; die Menge soll Dich schrecken.

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Comödie, hernach die Dummheit.

Die Comödie.

Nun ist er endlich fort! Doch wohin wend' ich mich?
Wer nimmt allhier mich auf? Mein Fuß verirret sich.
Wenn gleich das Laster zürnt, ich hoffe doch zu siegen:
Mein Ruhm, mein Endzweck ist, zu nützen, zu vergnügen.
Ich kam vor kurzer Zeit erst hier in Deutschland an:
Wer, Freunde, geht mit mir? Wer zeiget mir die Bahn?

Ich will hier pochen!
(Sie pocht an eine Thüre! Die Dummheit kömmt heraus, und sieht die Comödie starr an.)
Ach, welch eine dumme Miene!
Da komm' ich unrecht an.

Die Dummheit.

Man pochte, wie mir schiene:
Was wollen Sie von mir?

Die Comödie.

Kennt man mich hier noch nicht?

Die Dummheit.

Nein, ich sah, weil ich leb', noch nie ein solch Gesicht:
Wer sind Sie denn, Madam? Ich lebe so hübsch stille;
Nach Fremden frag' ich nicht. Es ist auch nicht mein Wille,
Bekannt zu werden. Nein! ich hab' im Haus zu thun.

Die Comödie.

Ist hier kein Platz für mich, um etwas auszuruh'n?
Mich pflegt sonst, wer mich kennt, Comödie zu nennen.

Die Dummheit.

Mich däucht, dem Namen nach sollt' ich Sie doch wohl kennen;
Ich sah' Sie vor dem Thor. — Ihr Ehmann, wie mir scheint,
Nennt sich — — ja, wie? — Hanns Wurst!

Die Comödie.

Der ist mein ärgster Feind.

Die Dummheit.

Was sagen Sie? Ja, so! So muß ich Sie nicht kennen:
Ich geh' nach Haus.

Die Comödie.

Ein Wort! Wie Sie sich selbsten nennen,
Bitt' ich, mir noch vorher erst zu entdecken.

Die Dummheit.

Ich?
Die Klugheit.

Die Comödie.

Klugheit? So?

Die Dummheit.

Doch Andre nennen mich
Die Dummheit. Doch warum? das weiß ich nicht zu sagen:
Was geht's mich an? Wer wird nach andern Leuten fragen?
Ich geh' mit Niemand sonst, als mit Verwandten, um:
Mich selbst halt' ich für klug, die ganze Welt für dumm.
Ich werde, kann ich gleich nicht lesen und nicht schreiben,
Doch klug und hochgelehrt und angesehen bleiben:
Und schreit man mich gleich oft für dumm und boshaft aus,
Gut! ich bin dennoch Herr in meinem eignen Haus.

Die Comödie.
Soll man Sie nicht mit Recht mit diesem Namen nennen:
So lernen Sie die Welt und gute Schriften kennen.
Oft blieb die Redlichkeit versteckt und unbrauchbar,
Wenn nicht der Witz zugleich bei gutem Herzen war.
Besuchen Sie mich oft! Im Scherz zu unterrichten,
Deßwegen bin ich hier. Es schränken unsre Pflichten
Sich nicht auf unser Haus, auf die Verwandten ein:
Wir leben für die Welt, und nicht für uns allein.

Die Dummheit.
Das ist mir viel zu hoch; ich kann Sie nicht verstehen:
Was hilft mir das Geschwätz? Ich muß nach Hause gehen.
Geh'n Sie zu meinem Mann; er wohnt da linker Hand.
Theils Leute nennen ihn zum Spott den Unverstand;
Doch, er ist sehr gelehrt: der kann mit Ihnen sprechen.
Sie haben wohl studirt! Doch mir den Kopf zu brechen,
Ist meine Sache nicht. Ich weiß schon jetzt kein Wort
Von dem, was Sie gesagt. Mich schläfert — — Ich geh' fort.
(Sie geht ins Haus, und schlägt die Thüre vor der Comödie zu.)

Dritter Auftritt.

Die Comödie, hernach der Unverstand.

Die Comödie.
Nun, der Empfang ist gut, den ich hier angetroffen!
Hab' ich mich auch verirrt? — Vielleicht! Ich will doch hoffen,
Daß dieses Deutschland ist; sollt' ich in Grönland sein?
(Sie pochet an die andere Thüre.)
Ich muß doch seh'n.

Der Unverstand (hinter der Bühne.)
Wer da? Ist's mein Verleger?

Die Comödie.
Nein.

Der Unverstand (hinter der Bühne).
Bringt man mir Geld?

Die Comödie.
Auch nicht.

Der Unverstand (kömmt zornig herausgelaufen).
Wer ist's denn, der mich störet?
Ist's Jemand, der von mir ein Hochzeitlied begehret?
Ein Leichencarmen? Gut, man kennt schon meinen Fleiß;
Gleich soll es fertig sein; acht Groschen ist der Preis;
Sonst thu' ich's nicht — — Ich kann die Poesie nicht leiden:
Doch, was ich selber schreib', das les' ich recht mit Freuden.
Ich reime recht galant — doch ein gelehrter Mann,
Ein solcher Mann, wie ich, der Alles, Alles kann,
Läßt sich nicht gern herab zu solchen Kleinigkeiten;
Doch wann man es begehrt, so hat's Nichts zu bedeuten.
Wo ist das Geld, Madam?

Die Comödie.

Mein Herr, Sie irren sich.

Der Unverstand.

Ich irren? Was war dies? Nein, niemals irr' ich mich.
Ein großer Mann, wie ich, hat allzeit recht.

Die Comödie.

Ich wollte
Sie bitten —

Der Unverstand.

Glaubt Sie wohl, daß der sich irren sollte,
Der die Philosophie so gut, als ich, versteht?
Ich bin ein Philosoph —

Die Comödie.

So scheint es.

Der Unverstand (sehr geschwinde).

Ein Poet,
Ein Antiquarius, ein Medicus, ein Kenner
Der furchtbarsten Kritik, der Deutschlands größte Männer
Verachtet und sie schimpft — Ich bin ein Alchymist,
Ein Theolog, ein — (Er kömmt aus dem Athem) ja — ein schrecklicher Jurist;
Das deutsche Reich hab' ich fast gänzlich umgegossen;
Ich schreib' Anmerkungen, Erläuterungen, Glossen.
Zum Denken nehm' ich mir das zehntemal nicht Zeit,
Aus lauter Fleiß.

Die Comödie.

Mein Herr! Ich wollt —

Der Unverstand.

Ich habe heut'
Acht Bogen schon gemacht von einem neuen Werke:
In der Geschwindigkeit liegt meine größte Stärke.
Da seh'n Sie, seh'n Sie nur, wie vorn am Titelblatt
Ein feiner Kupferstich mein Bild verewigt hat.
Sogar die Zeitungen — die Zeitungen, die nannten
Mich einen großen Mann. Von dreizehn Folianten,
Die meine Feder schrieb, ist dies der dünnste noch.
Ich bin ein Mann — Genug! Wie nennen Sie sich doch?
Was suchen Sie?

Die Comödie.

Was ich bei Ihnen schwerlich finde:
Schutz, Hilfe. —

Der Unverstand.

Reden Sie: doch reden Sie geschwinde,
Und sagen's hurtig.

Die Comödie.
Ich —

Der Unverstand.
Nur fort gemacht!

Die Comödie.
Ich bin —

Der Unverstand.
Was?

Die Comödie.
Die Comödie.

Der Unverstand.
Fort mit der Ketzerin!
Du Pest der ganzen Stadt, Verführerin der Jugend,
Du Zeitverderberin! Was suchst du hier?

Die Comödie.
Die Tugend
Und die Geselligkeit. Doch leider muß ich seh'n,
Daß sie bei Dir nicht wohnt.

Der Unverstand.
Zu Stutzern kannst Du geh'n;
Die schätzen Dich noch hoch; doch gründlich kluge Leute
Verachten Dich. Daß ich mit Gründen Dich bestreite,
Bist Du nicht werth; genug, wenn ich Dich schimpfe.
Geh!
Ich habe mehr zu thun, denn daß ich bei Dir steh'.
Schon hätt' ich ohne Dich zween Bogen voll geschrieben;
O warum bist Du nicht aus Deutschland weggeblieben?

Die Comödie.
Bin ich in Deutschland? Ach! O Sitten schlimmer Zeit!
Mein Herr, wie nennt man Sie?

Der Unverstand (bläht sich auf).
Mich? Die Gelehrsamkeit.

Die Comödie.
Ja, ja, das sieht man wohl an Ihrem finstern Blicke,
Aus der geschickten Tracht, der niedlichen Perrücke.
In diesem Spiegel hat schon Mancher sich erkannt.
Seh'n Sie hinein, mein Herr! — — Sie sind der Unverstand.
(Sie läßt ihn in den Spiegel sehen, und reißt ihm zugleich die Perrücke so zurück, daß ein Paar Midas-Ohren *) hervorragen. Der Unverstand drücket die Augen zu, wirft ihr das Buch zornig vor die Füße, und läuft schreiend ab.)

---

*) Midas, ein alter phrygischer König, Sohn des Königs Gordius, bekam von Apollo, welchem er den Pan (Gott der Hirten und Jäger) in der Tonkunst vorzog, als elender Kritiker, ein Paar Eselsohren. Durch das Wort „Midas-Ohren" bezeichnet man daher sprichwörtlich die Unwissenheit eines Kritikers.

Der Unverstand.

O!

Die Comödie.

Bittre Wahrheit schmerzt verächtliche Pedanten!

Der Unverstand.

(Der wieder herausgelaufen kömmt und sein Buch aufhebt).

Gleich schreib' ich wider Dich drei große Folianten.

Vierter Auftritt.

Die Comödie, hernach die Heuchelei.

Die Comödie.

Warum verfolgt man mich, wenn man mich noch nicht kennt?
Warum erzürnt man sich, sobald ich mich genennt?
Doch nur getrost! nie sind auch offenbare Feinde
So fürchterlich für mich, als ungeschickte Freunde.
Den Feinden biet' ich Trotz; ihr Zorn wird stets verlacht;
Doch oft hat mich ein Geck der Welt verhaßt gemacht,
Bloß weil er mich geliebt. Des Tadels strenge Lehren
Will ich geduldiger, als Thoren klatschen hören.
O Deutschland! find' ich nie den Aufenthalt in Dir?
Du hast nach mir geseufzt, und fliehst doch selbst vor mir.
Hier seh' ich eine Thür; soll ich zu pochen wagen?
Nein! ich will lauschen — — doch, was hör' ich für ein Klagen?

(Sie sieht durch die Thüre.)

Man zählet hier ja Geld — ja — welcher Reichthum! doch,
Die Frau scheint nicht vergnügt! Sie seufzt beim Zählen noch.
Hier will ich's wagen!

Die Heuchelei (von innen).

Ruft den Bettelvogt geschwinde,
Cathrinchen! lauf, man pocht; verwünscht sei das Gesindel!
Gewiß sind's Bettler! Ach! wie wird man doch geplagt!

Die Comödie.

Ich bin kein Bettler, nein!

Die Heuchelei (kömmt heraus.)

Dem Himmel sei's geklagt!
Die Zeiten sind jetzt schwer — — Verzeih'n Sie mir!
ich dachte,
Es wär' ein Armer da, der das Getöse machte,
Und kam mit schnellem Schritt, der Armuth beizusteh'n:
Ich lasse sie gewiß nicht traurig von mir geh'n.
Ist, was ich geben kann, gleich eine kleine Gabe,
Dem Himmel sei's gedankt! ich geb', so viel ich habe:
Ich arme, alte Frau! Geschwinde kam ich her;
Ich bin ganz athemlos — Die Zeiten sind jetzt schwer,
Und Alles steigt im Preis; — fürs Künftige zu sorgen,

Ist unsre Schuldigkeit. — Sie kommen, Geld zu borgen;
Nicht wahr, Madam? Je nun, ich nehm' nur zwölf pro Cent;
Wenn sich ein Bürge stellt, der gut steht, und Sie kennt,
Verlang' ich weiter nichts, als nur ein Pfand von Ihnen.
Die Schrift befiehlt es uns, man soll dem Nächsten dienen.
Ich thue gerne Gut's, und bin mit Ehren grau,
Und doch verfolgt man mich! Ach! ach! ich arme Frau!
Die Jugend glaubt mir nichts, und höhnt und spottet immer;
Es wird die arge Welt von Tag zu Tage schlimmer.
Bloß meine Frömmigkeit, mein Beten hat die Schuld,
Daß diese Stadt noch steht. Man glaubt es nicht: Geduld!
So böse war die Welt doch nicht bei meiner Jugend;
Daß ich nicht schwatzhaft bin, ist meine größte Tugend.
Ich rühme mich nicht selbst.

Die Comödie.

Das sehe ich.

Die Heuchelei.

Noch nie
Ging's mir so hart, als jetzt.

Die Comödie.

Ich glaub' es, hören Sie —

Die Heuchelei.

Die Jugend ist so bös; man treibt ein sündlich Wesen!

Die Comödie.

Doch glaub' ich —

Die Heuchelei.

Haben Sie den Eubach nicht gelesen?
Das ist ein gutes Buch. Ein würd'ger Pastor hat
Mir's neulich erst geschickt. Ach, ach! die böse Stadt!

Die Comödie.

Ich gehe, wenn Sie nicht Ihr Klagelied beschließen.

Die Heuchelei.

So lassen Sie, Madam, mich Ihren Namen wissen.
(Sie schlägt die Hände zusammen, seufzt und sieht gen Himmel.)
Ich bin die Frömmigkeit.

Die Comödie (macht ihre Geberden nach.)

Sie! sind die Heuchelei.

Die Heuchelei (zornig.)

So, so, besitzt Sie auch der Geist der Spötterei?
Das hab' ich wohl gedacht; so geht es heut zu Tage;
Man lacht nur, und man fragt nach keiner Landesplage,
Nach keiner Frömmigkeit! ach! die verfluchte Welt
Was? Ich die Heuchelei? Ich weiß nicht, was mich hält —

Die Comödie.

Erzürnen Sie sich nicht! Es ist umsonst, zu klagen,
Und die Comödie muß stets die Wahrheit sagen.

Die Heuchelei (läuft zu der Thüre.)

Was? Die Comödie? — O Himmel, steh' uns bei!
So trägst Du, Höllenkind! sogar vor mir nicht Scheu?
Ich wollte Diebstahl, Mord, und was man will, begehen,
Viel lieber, als einmal Dir ins Gesichte sehen.

Fünfter Auftritt.

Die Comödie, hernach das Possenspiel.

Die Comödie.

O Deutschland, lebe wohl! Bin ich Dir so verhaßt,
Da Du mich kaum noch kennst? Mit Thränen scheid' ich fast
Aus diesen Gegenden. Hier, dacht' ich, wollt' ich wohnen;
Hier, dacht' ich, sollte Ruhm und Beifall mich belohnen.
Die Bosheit hindert mich an diesem meinem Zweck;
Ich will von hinnen flieh'n.

Das Possenspiel.

(kömmt hinter ihr her geschlichen und hält ihr die Augen zu.)

Rath', wer Dich hält?

Die Comödie (reißt sich los.)

Ein Geck.

Das Possenspiel.

Ganz unrecht hast Du nicht; Ich bin ein Geck, zu dienen;
Mir sind die Thoren hold. Warum? Ich arbeit' ihnen.
Dich haßt halb Deutschland schon; mich sieht ganz Deutschland gern;
Bei Hof bin ich beliebt und bei den jungen Herrn.
Komm, laß ein Eheband uns allezwei verbinden;
Durch mich kannst Du den Schutz bei großen Leuten finden.
Kaum zeig' ich mich von fern, so lacht, so klatscht man schon.
Ein bloßer Beifall ist Dein allerbester Lohn,
Und meiner Ruhm und Geld. So weit ist mir's gelungen!
Vom größten Staatsmann an bis zu dem Gassenjungen
Liebt man mich! aber Du wirst allen oft zur Last,
Weil Du gern Lehren gibst, stets was zu tadeln hast.
Ich bin das Possenspiel. Komm, Schwester, laß uns küssen!
Gib Acht, Du wirst es bald wohlfeiler geben müssen.
Wir geben beiderseits, uns zu gefallen, Müh;
Doch bei mir lacht die Stadt, und bei Dir gähnet sie.

(Er springt possierlich herum.)

Die Comödie.

So soll ich, um allhier dem Volk beliebt zu werden,
Mich selbst erniedrigen und lächerlich geberden?

Das Possenspiel.

Ja, Dummheit, Unverstand, und selbst die Heuchelei
Sind mir im Herzen gut, und steh'n mir heimlich bei;
Denn äußerlich thut wohl die letzte noch bescheiden;
Das Laster ist mein Freund, und Dich kann Niemand leiden.
So geht es, wenn man stets die Wahrheit sagen will;
Ich sag' sie manchmal auch, doch da, da schweig' ich still,
Wann ich durch sie den Zorn des Lasters auf mich ziehe.
Verbinde Dich mit mir, und willst Du nicht, so fliehe,
Und überlasse mir die deutsche Bühne gar,
Die schon von alter Zeit allein mein eigen war.
Denn bald wird wider Dich ein Heer von Lastern ziehen,
Das Dich vertilgen will.

Die Comödie.

Nein, ich will nicht entfliehen.
Ich trotze der Gefahr; die Vorsicht steht mir bei;
Sie will, daß dieses Volk von mir gebessert sei,
Weich', Niederträchtiger!

Das Possenspiel (wetzet seine Pritsche lächerlich.)

Nun, ich will für Dich streiten.
Du sollst Banise sein, ich stehe Dir zur Seiten
Und bin Dein Balacin. Sogar ins Trauerspiel
Mischt' ich mich öfters ein, und, glaub' mir, ich gefiel.
Ich kann auch, wenn ich will, ein Intermezzo singen.
(Er singt.)

Die Comödie.

Zum Gähnen kannst Du mich, doch nicht zum Lachen zwingen.
Geh', laß mich hier in Ruh!

Das Possenspiel.

Du bist noch stolz; ich geh'.
(Er geht und kömmt wieder.)
Ich geh' — Du lachst noch nicht — Wenn ich dich wieder seh',
So wisse, daß ich Dich und Deinen Stolz verhöhne.
Geh', such' allein Dein Glück; leb' wohl, Du spröde Schöne!

Sechster Auftritt.

Die Comödie, das Laster mit bloßem Degen, die Dummheit mit einem Besen, der Unverstand mit einem Knüttel, und die Heuchelei mit einem Dolche bewaffnet.

Die Comödie.

Wohin wend' ich mich nun?

Das Laster.

Entflieh, Verrätherin!
Befürchte meinen Zorn und sieh nun, wer ich bin.
Nun leugn' ich es nicht mehr: Ich bin Dein Feind! Entweiche,
Und fühl', daß keine Macht der Macht des Lasters gleiche.

Der Unverstand.
Sieh, dieser Knüttel hier ist mein Beweis. Ich bin
Ein klug' und großer Mann. Entflieh, Du Schwätzerin!

Die Heuchelei.
(Stellt sich, als ob sie sie umarmen wollte.)
Komm, ich verzeihe Dir — Die Frömmigkeit zu rächen,
Will ich aus Liebe bloß sie mit dem Dolch erstechen.

Die Dummheit.
Dich zu verfolgen, ist ein löblicher Gebrauch;
Die Herrn (sie weist auf das Laster und den Unverstand) sind bös auf Dich;
und darum bin ich's auch;
Geh' fort!

Das Laster.
Was säumst Du noch?

Der Unverstand (zeigt auf seinen Knüttel.)
Ich will Dich kritisiren.

Die Heuchelei.
Du sollst die Jugend mir gewiß nicht mehr verführen.
Gehst du noch nicht?

Das Laster.
Entflieh! Wo nicht, so —

Die Dummheit.
Fort mit Dir!

Die Comödie.
Wohin soll ich entflieh'n? Wo find' ich Schutz?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Tugend.

(Der hintere Vorhang wird plötzlich aufgezogen. Man erblickt einen hell erleuchteten Tempel, in dem die Tugend in der Ferne auf einem prächtigen Throne sitzt, und von Musen umgeben ist. Sie steht von ihrem Throne auf und ruft:)
Bei mir!

(Das Laster, der Unverstand, die Heuchelei und die Dummheit, die an den vier Ecken der Bühne stehen, lassen, sobald sie die Stimme hören, ihre Waffen fallen, und halten sich die Augen zu. Die Tugend steigt unter Trompeten und Pauken von ihrem Throne herab. Je näher sie kommt, desto furchtsamer geberden sich das Laster und sein Gefolge. Endlich, wie sie in die Mitte des Theaters kommt, wo die Comödie auf den Knieen liegt, entfliehen die Laster, und die Tugend fängt an zu reden):

Vernunft und Tugend siegt! Nie muß die Wahrheit zagen;
Nie kann der Thoren Schwarm der Tugend Blick ertragen!
So wie das Heer der Nacht vom trüben Himmel flieht,
Wenn auf der Berge Haupt die Morgensonne glüht;
So wie die Träume flieh'n, die Kinder träger Schatten:
So floh'n die Feinde hin, die Dich geängstigt hatten.
Steh' auf und fasse Muth, da Dich die Tugend schützt;
Ich wirke selbst die Gluth, die Deine Brust erhitzt.

Ich will Dich schützen, ich! Erheb' der Deutschen Herzen;
Erwecke sanfte Lust und zärtlich edle Schmerzen;
Erneuere den Ruhm der Helden vor'ger Zeit,
Und flöß' in jede Brust erhabne Zärtlichkeit.
Vergnüge, doch dabei belehr' die frohe Jugend,
Daß kein Vergnügen sei, als nur im Arm der Tugend.
Gib Lehren, doch Dein Scherz versüß' den Unterricht.
Sei munter, scherzhaft, frei; verschon' die Thoren nicht.
Verachte deren Zorn, die Dich aus Dummheit schmähen.
Ahm' nach, und sei doch neu; laß Deutschlands Kenner sehen,
Daß wahre Schauspielkunst sowohl ergötzt, als nützt,
Wenn feiner Witz sie ziert, und Tugend sie beschützt.

(Frhr. J. Fr. v. Cronegk.)

---

3) Das Schauspiel.

Das Schauspiel ist eine Mittelgattung dramatischer Formen zwischen dem Trauer- und Lustspiele, ist aber dem ersteren näher verwandt, als dem letzteren. Im Schauspiele erscheint, wie im Trauerspiele, **auch eine Hauptperson im Kampfe mit mannigfaltig verflochtenen und widrigen Verhältnissen**, welche die geistige und sittliche Kraft der Hauptperson in vielfache Thätigkeit setzen; **diese Hauptperson geht aber zuletzt moralisch und physisch siegreich hervor; und hierdurch unterscheidet es sich vom Trauerspiel. Mit dem Lustspiele theilt aber das Schauspiel die fröhliche Entwickelung und Auflösung des Knotens** und vermittelt hierdurch den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust. Je länger und zweifelhafter jedoch der Kampf der Hauptperson gegen die widrigen Verhältnisse ihres Lebens fortdauert, je mehr sie bei diesem Kampfe den Reichthum eines vielseitig gebildeten Geistes und die Kraft und Würde eines reinen Charakters entfaltet: desto mehr wird die befriedigende Entwickelung dieser traurigen Verhältnisse das Gefühl der Lust am Schlusse der Handlung herbeiführen.

Beispiel des Schauspiels.

Aus „Torquato Tasso."

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Garten.)

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf Deinen Wink ging ich das zweite Mal
Zu Tasso hin; ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von seinem Sinn nicht ab

Und bittet sehnlichst, daß Du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlassen möchtest.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich Dir's gestehe,
Und lieber sag' ich Dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreisen; gut! ich halt' ihn nicht.
Er will hinweg; er will nach Rom; es sei!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende.
Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Die Bessern zu besitzen, zu benützen.
Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt:
Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar; er sei auch, wer er sei.
Gefunden hab' ich diesen und gewählt;
Ich bin auf ihn, als meinen Diener stolz;
Und da ich schon für ihn so viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen; denn ich trage doch
Vor Dir die Schuld von dem, was heut' geschah;
Auch will ich meinen Fehler gern gesteh'n;
Er bleibet Deiner Gnade zu verzeih'n;
Doch wenn Du glauben konntest, daß ich nicht
Das Mögliche gethan, ihn zu versöhnen,
So würd' ich ganz untröstlich sein. O sprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich fassen kann, mir selbst vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein! da sei nur immer ruhig;
Ich schreib' es Dir auf keine Weise zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan,
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz
Vergessen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber Vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen; seinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn Andre Vieles um den Einen thun,
So ist's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den Andern nützt.
Wer seinen Geist so viel gebildet hat,
Wer jede Wissenschaft zusammen geizt

Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt ist: sollte der sich zu beherrschen
Nicht doppelt schuldig sein? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir sollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unsrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur so eng
Nicht wie das Thier beschränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von Allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark' Getränke,
Eins um das Andre schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig' Wesen
Und schilt auf die Natur und das Geschick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten seh'n;
Zum Lachen fast, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menschen quält und Andre plagt.
„Ich fühle dieses Uebel," sagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt Ihr Eure Kunst?
Schafft mir Genesung!" Gut! versetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht." —
So nehmet diesen Trank. — „O nein! der schmeckt
Abscheulich; er empört mir die Natur." —
So trinkt denn Wasser. — „Wasser? Nimmermehr!
Ich bin so wasserscheu, als ein Gebissener."
So ist Euch nicht zu helfen. — „Und warum?" —
Das Uebel wird sich stets mit Uebeln häufen
Und, wenn es Euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag Euch quälen. — „Schön!
Wofür seid Ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
Der Leiden los zu sein, recht leiden müsse."
Du lächelst selbst, und doch ist es gewiß;
Du hast es wohl aus seinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.

Antonio.

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wenn es uns schwere, wilde Träume gibt,

Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was ist sein Argwohn anders, als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann Niemand seh'n,
Der ihn nicht neidet, Niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen Dich belästigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe
Und Gift und Dolch! Was Alles vor ihm schwebt!
Du hast es untersuchen lassen, untersucht,
Und hast Du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürsten macht' ihn sicher;
Der Busen keines Freundes kann ihn laben.
Und willst Du einem Solchen Ruh' und Glück,
Willst Du von ihm wohl Freude Dir versprechen?

Alphons.

Du hättest Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächsten Vortheil suchen wollte!
Zwar ist es schon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen grad' und unbedingt erwarte.
Nicht Alles dienet uns auf gleiche Weise;
Wer Vieles brauchen will, gebrauche Jedes
In seiner Art, so ist er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt;
Das haben uns die Päpste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmuth trugen diese Männer
Manch' groß' Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien, und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürst? Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
So jung hat er zu Vieles schon erreicht,
Als daß genügsam er genießen könnte.
O sollt er erst erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird:
Er strengte seine Kräfte männlich an
Und fühlte sich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertrau'n und Gunst, und will an seine Seite
Vor Andern ihn erheben, sei's im Krieg,
Sei's in Geschäften oder im Gespräch:
So dächt' ich könnte der bescheidne Mann
Sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren.

Und Tasso hat in allem Diesen noch
Das schönste Glück des Jünglings: daß ihn schon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, sein launisch' Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.
Er kommt; entlass' ihn gnädig; gibt ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzusuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur finden kann.

Alphons.

Will er zurück erst nach Ferrara geh'n?

Antonio.

Er wünscht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause sein.
Du folgst uns bald, wenn Du für ihn gesorgt.
Dem Castellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schlosse bleiben kann,
So lang' er will, so lang', bis seine Freunde
Ihm das Gepäck gesendet, bis wir ihm
Die Briefe schicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb' wohl!

Zweiter Auftritt.

Alphons. Tasso.

Tasso (mit Zurückhaltung.)

Die Gnade, die Du mir so oft bewiesen,
Erscheinet heute mir in vollem Licht.
Du hast verziehen, was in Deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging.
Du hast den Widersacher mir versöhnt;
Du willst erlauben, daß ich eine Zeit
Von Deiner Seite mich entferne, willst
Mir Deine Gunst großmüthig vorbehalten.
Ich scheide nun mit völligem Vertrau'n
Und hoffe still, mich soll die kleine Frist
Von Allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es soll mein Geist auf's Neue sich erheben
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch Deinen Blick ermuntert, erst betrat,
Sich Deiner Gunst auf's Neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünsche Dir zu Deiner Reise Glück
Und hoffe, daß Du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirst. Du bringst uns dann
Den doppelten Gewinnst für jede Stunde,
Die Du uns nun entziehst, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe Dir an meine Leute,
An Freunde Dir nach Rom, und wünsche sehr,
Daß Du Dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest, wie ich Dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Tasso.

Du überhäufst, o Fürst, mit Gnaden den,
Der sich unwürdig fühlt, und selbst zu danken
In diesem Augenblicke nicht vermag.
Anstatt des Danks eröff'n ich eine Bitte!
Am Meisten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan und keine Mühe
Und keinen Fleiß gespart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt: dort möcht' ich in die Schule
Auf's Neue mich begeben; würdiger
Erfreute Deines Beifalls sich mein Lied.
O gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beschämt in Deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirst mir nicht an diesem Tage nehmen,
Was Du mir kaum an diesem Tag gebracht.
Laß zwischen Dich und zwischen Dein Gedicht
Mich als Vermittler treten. Hüte Dich.
Durch strengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in Deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tausendfältigen Gedanken vieler,
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins und scheut sich nicht,
Gar Manchen zu mißfallen, daß er Manchem
Um so mehr gefallen möge. Doch
Ich sage nicht, daß Du nicht hier und da
Bescheiden Deine Feile brauchen solltest;
Verspreche Dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältst Du abgeschrieben Dein Gedicht.
Es bleibt von Deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich seiner erst mit meinen Schwestern
Mich recht erfreuen möge. Bringst Du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns

Des höheren Genusses freu'n, und Dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Tasso.

Ich wiederhole nur beschämt die Bitte:
Laß mich die Abschrift eilig haben! Ganz
Ruht mein Gemüth auf diesem Werke nun.
Nun muß es werden, was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb, der Dich beseelt!
Doch, guter Tasso, wenn es möglich wäre,
So solltest Du erst eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, Dich zerstreuen,
Dein Blut durch eine Kur verbessern. Dir
Gewährte dann die schöne Harmonie
Der hergestellten Sinne, was Du nun
Im trüben Eifer nur vergebens suchst.

Tasso.

Mein Fürst, so scheint es; doch ich bin gesund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und so macht wieder mich mein Fleiß gesund.
Du hast mich lang gesehn; mir ist nicht wohl
In freier Ueppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am Mind'sten Ruhe. Dies Gemüth ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hin zu schwimmen.

Alphons.

Dich führet Alles, was Du sinnst und treibst,
Tief in Dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinab zu stürzen.
Ich bitte Dich, entreiße Dich Dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Tasso.

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstlichste Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinem Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,

Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.

Alphons.

Höre mich!
Du gibst so vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern', ich bitte Dich,
Den Werth des Lebens kennen, das Du noch
Und zehnfach reich besitzest. Lebe wohl!
Je eher Du zu uns zurücke kehrst,
Je schöner wirst Du uns willkommen sein. (Göthe.)

---

4) Das Singspiel.

Das Singspiel im Allgemeinen ist die dramatische Darstellung einer Handlung, welche nach ihrer Anlage, Haltung und Durchführung entweder auf eine beständige oder abwechselnde Begleitung der Tonkunst berechnet ist, um durch die Verbindung der Dichtkunst mit der Tonkunst einen möglichst tiefen Eindruck auf das Gefühl des Zuschauers hervorzubringen. Nicht selten werden auch die Wirkungen der übrigen Künste, namentlich der Malerei, Architektur, Tanzkunst, Pantomime u. s. w. aufgeboten, um den Gesammteindruck der Oper zu verstärken. Da das Singspiel die Begleitung der Musik, für die es in der Anlegung und Durchführung berechnet ist, nothwendig erfordert, so hat es Aehnlichkeit mit der Cantate; es unterscheidet sich aber dadurch von ihr, daß im Singspiel die Handlung die Grundlage bildet, in der Cantate aber der Gefühlsausdruck der Hauptzweck ist. Auch im Aeußern fordert das Singspiel durch seine Bestimmung für die Bühne Rücksichten, die die Cantate nicht zu beachten hat. Zur Begründung der Verbindung der Dicht- und Tonkunst muß neben den Anforderungen, welche das Drama überhaupt macht, das lyrische Element in dem dramatischen Stoffe vorwalten. Der Dichter muß daher den Tonkünstler durchgehends im Auge behalten und ihm vorarbeiten. Dies gilt sowohl von den in die dramatische Handlung aufgenommenen Personen, als auch von dem Umfange und Inhalte und von der Länge und Kürze der einzelnen Scenen und Acte, so wie von dem genau berechneten Verhältnisse der Arien, Duette, Terzette ꝛc. und der Chöre gegen einander.

Das Singspiel zerfällt a) in die ernsthafte Oper, in welcher ein Held nach der ähnlichen Ankündigung des Helden im Trauerspiele handelt; b) in die komische Oper, in welcher, wie im Lustspiele, Thorheiten und Fehler versinnlicht dargestellt oder Intriguen ausgesponnen werden, an deren Darstellung der Faden bis zur völligen Entwickelung fortläuft, in die gemischte Oper, die auf gleiche Weise, wie das Schauspiel gebildet wird und mit heiteren und ernsthaften Stoffen und Scenen wechselt; in das Liederspiel oder die Operette, das im Stoff dem feineren Lustspiel verwandt ist und mit Dialog und Gesang abwechselt; in das Melodrama, welches die Eigenthümlichkeit hat, daß die Musik zur Begleitung und Hebung der Deklamation mehr als zum Gesang benützt wird. Dasselbe heißt Monodrama, wenn nur Eine Person spricht und handelt, Duodrama aber, wenn dieses von zwei Personen geschieht.

Beispiel des Singspiels.

Aus dem Singspiel: „Der vierjährige Posten."

Neunter Auftritt.

Düval, der Hauptmann, Walther, Käthchen, Veit, Bauern, Bäuerinnen, der General.

General.

Was gibt es hier, was ist geschehen?
Was muß ich Euch in Aufruhr sehen?
Hat man je solchen Lärm gehört!
Wer hat den Frieden hier gestört?

Hauptmann.

Den Posten befahl ich auszustellen;
Ich war der Erste hier im Ort;
Und finde den Düval, der vor vier Jahren
Von uns desertirt, auf dem Hügel dort.
Verwegen vertheidigt er sein Leben;
Man kennt ihn; Keiner wagt sich hin.

Düval.

Ich will mich ja sogleich ergeben,
Wenn ich nur erst abgelöst worden bin.
So lang aber bin ich unverletzlich;
Den Posten behaupt' ich, den man mir gab.

General.

Nun, das ist billig und gesetzlich. —
Herr Hauptmann! löst die Vedette ab!
(Düval wird abgelöst.)
Nun bist du Arrestant. Doch will ich fragen:
Was kannst du mir zu deinem Vortheil sagen?

Düval.

Ich gebe mich, wie ich versprochen;
Doch seh' ich nicht, was ich verbrochen,
Da ich nicht von der Fahne lief.
Dort oben stand ich als Vedette,
Ja, wenn man mich gerufen hätte,
Als der Befehl nach Hause rief. —
Doch meine Post ward ganz vergessen;
Mir war kein Fehler beizumessen;
Den ganzen Tag lang blieb' ich steh'n;
Und als ich mich herunter wagte
Und spät nach meinen Brüdern fragte,
War von Soldaten nichts zu seh'n.
Da bin ich in dies Haus gekommen,
Hab' statt des Schwerts den Pflug genommen —

Käthchen.

Und weil er fleißig war und treu —

Düval.
Nahm mich der Richter dort zum Sohne,
Gab hier die Tochter mir zum Lohne.
Vier Jahre sind's! — Herr, laßt mich frei!

Alle Bauern.
Ach, habt Erbarmen, laßt ihn frei!

General.
Ja, wenn das alles Wahrheit wäre —

Düval.
Bei Gott und bei Soldatenehre!

Hauptmann.
Ich selbst gesteh' es freilich ein:
Er mag vergessen worden sein.

General.
Und hast du dich sonst brav geschlagen?

Düval.
Herr, die Medaille darf ich tragen.

Hauptmann.
Auch das muß ich ihm zugesteh'n:
Ich hab' ihn immer brav geseh'n.

Soldaten.
Wir haben ihn stets brav geseh'n.

Walther. Veit. Käthchen (auf den Knieen).
Herr General! ach, habt Erbarmen!
Habt Mitleid mit dem armen Sohn!
Ach, reißt ihn nicht aus unsern Armen;
Gebt ihm Pardon!

General.
Es sei! — Pardon!

Alle.
Pardon! Pardon! Pardon!

General.
Verzeihung wäre nicht genug;
Nun, so verdoppl' ich meinen Spruch:
Ich laß dir einen ehrlichen Abschied schreiben;
Du magst hier zufrieden und ruhig bleiben;
Ich störe nicht gern ein Menschenglück.
Die Freude kehre Euch wieder zurück.

Alle.
Schöne Stunde, die uns blendet! —
Glück, wie hast du dich gewendet!
Kühnes Hoffen täuschte nicht!
Der nur kennt des Lebens Freude,
Der nach wildempörtem Streite
Ihre schöne Blüthe bricht.

(Der Vorhang fällt.) (v. Th. Körner.)

Dritter Abschnitt.

Die Beredsamkeit.

A. Von der Beredsamkeit im Allgemeinen.

Wie schon weiter oben erwähnt wurde, wirkt die *Beredsamkeit*, wie die Prosa und Poesie, auf die drei Hauptkräfte des menschlichen Geistes, also auf das Erkenntniß-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen ein. Die Rede ist, wie *Schott* sagt, eine zusammenhängende Darstellung unserer Vorstellungen in Worten, welche ganz dazu geeignet ist, durch eine gleichmäßige Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft auf der einen, und der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens auf der andern Seite den menschlichen Willen zu bestimmen, oder das ganze Gemüth für einen Gegenstand zu gewinnen.

Der Hauptzweck der Sprache der Beredsamkeit ist demnach der, auf das Bestrebungsvermögen zu wirken und den Willen zu bestimmen, und hierdurch unterscheidet sie sich eben von der Prosa und Poesie. Sie steht aber dessenungeachtet mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst in einer gewissen Verwandtschaft und Verbindung, weil sie ihren Zweck nicht erreichen kann, wenn sie nicht zugleich, wie die Prosa, den Verstand und die Vernunft von dem zu verwirklichenden Gegenstande belehrt und überzeugt, und dann diesen Gegenstand, wie die Poesie, der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen so nahe bringt, daß beide von demselben angesprochen und bewegt werden, ehe die Wirkung der Sprache der Beredsamkeit auf das Bestrebungsvermögen, nämlich ein freies Handeln zur Verwirklichung des erstrebten Gegenstandes, erfolgt.

Aus dem so eben Gesagten geht hervor, daß die Beredsamkeit alle drei geistige Vermögen in eine harmonische Thätigkeit bringt.

In Bezug auf die *Form der Darstellung* unterliegt die Sprache der Beredsamkeit den nämlichen Gesetzen, wie alles durch die Sprache Darstellbare oder Dargestellte. Die Haupteigenschaften des Styls: *Richtigkeit* und *Schönheit* sind auch in der Sprache der Beredsamkeit der höchste Maßstab für stylistische Gediegenheit und Vollkommenheit. Die *Richtigkeit* der rednerischen Form schließt, wie die der prosaischen und poetischen, folgende Eigenschaften in sich: Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, Reinheit, Ordnung, Treue, Vollständigkeit und Kürze, worüber schon oben von S. 7—15 das Nöthige verhandelt wurde. Eben so fordert die *Schönheit* der rednerischen Form, wie die der prosaischen und poetischen, Natürlichkeit, Einheit und Mannigfaltigkeit, Neuheit, Vertheilung von Licht und Schatten und ästhetische Farbengebung, Anmuth, Lieblichkeit, Adel, Würde, Kraft, Lebhaftigkeit, Witz und Scharfsinn, ja in einzelnen Fällen beruht sie auch auf der Anwendung des Unerwarteten, Kühnen, Erhabenen und Feierlichen, des Pathetischen, des Rührenden, und selbst des Humoristischen, des Scherzhaften und Satyrischen. Das Nöthige hierüber findet sich schon weiter oben von S. 15—26.

Zur Beförderung der Lebhaftigkeit werden auch in der Sprache der Beredsamkeit die *Figuren* und *Tropen*, von denen schon auf S. 27—37 die Sprache war, häufiger

angewendet, als in der Prosa, und die Beredsamkeit steht daher in dieser Beziehung der Sprache der Poesie näher, als der Sprache der Prosa.

In Hinsicht auf die Technik der rhetorischen Form ist dagegen die Sprache der Beredsamkeit der Sprache der Prosa näher verwandt, als der Sprache der Poesie; denn das Eigenthümliche der Technik der poetischen Form wird hauptsächlich an dem Rhythmus mit den von ihm abhängigen verschiedenen Sylbenmaßen und Reimen erkannt; das Eigenthümliche der Sprache der Beredsamkeit und Prosa ist aber der Numerus.

Ungeachtet der Ausschließung des Rhythmus darf es aber der Sprache der Beredsamkeit durchaus nicht an Wohlklang fehlen, und eben deßwegen erfordert die Technik der rednerischen Sprachformen 1) Klang (Euphonie), 2) Numerus und 3) Symmetrie.

Der Klang schließt alle Härten, allen Gleichklang in unmittelbar auf einander folgenden Buchstaben, Sylben und Worten und alle Eintönigkeit (Monotonie), so wie alle Einmischung eines dichterischen Metrums von sich aus; er verlangt daher eine gute Wahl und schöne Stellung der einzelnen Wörter nach dem Verhältnisse der langen und kurzen Sylben zu einander, nach der Abwechselung, Vertheilung und Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter rücksichtlich ihres musikalischen Inhalts, und nach der Verbindung und Rundung der einzelnen Sätze, besonders hinsichtlich des Schlußfalles am Ende der Perioden.

Der Numerus verlangt, daß mit dem grammatischen und logischen Periodenbau auch der ästhetische berücksichtigt werde; denn es können die einzelnen Wörter und Glieder einer Rede nach den Regeln der Sprachlehre und nach den Gesetzen der Logik ganz richtig auf einander folgen, und doch kann der Wohlklang fehlen; es muß demnach die Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder einer Rede, namentlich der Vorder- und der Nachsätze in den einzelnen Perioden genau nach dem Gesetze des Wohlklanges berechnet und durchgeführt werden.

Die Symmetrie im Periodenbau entsteht, wenn der Numerus in einer ganzen Rede auf solche Weise festgehalten und durchgeführt wird, daß die sämmtlichen einzelnen Theile der Rede bei aller Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Perioden doch einen und denselben musikalischen Charakter an sich tragen. Die Symmetrie beruht daher auf dem innern Ebenmaße und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines rednerischen Ganzen.

Aus dem Bisherigen wird sich ergeben, daß ein Redner über die Sprache mit Sicherheit zu gebieten im Stande sein muß, daß er den Stoff, welchen er verarbeitet und wodurch er Andere zum Handeln bestimmen will, vorher zum deutlichsten Bewußtsein in sich erhoben habe, und denselben vermittelst der Sprache so darzustellen vermöge, daß hierdurch der Wille der Leser und Hörer zu festen Entschlüssen gebracht und zur Verwirklichung durch freie Handlungen bestimmt werde.

Damit dies Alles aber dem Redner möglich sei, so werden verschiedene unerläßliche Anforderungen an ihn gestellt. Es ist vor Allem nöthig, daß er einen hohen Grad geistiger Bildung erreicht habe, und daß die drei geistigen Vermögen in ihm selbst gleichmäßig ausgebildet seien. Seine Vorstellungen müssen Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit, seine Gefühle Innigkeit, Reinheit und Wärme, seine Bestrebungen einen sittlichen, erhabenen Zweck und zugleich Kraft und Beharrlichkeit haben, diesen Zweck zu erreichen.

Will aber der Redner zu Handlungen bewegen und begeistern und soll überhaupt seine Darstellung Leben, Fülle, Kraft und Feuer haben, so muß auch seine Einbildungskraft an der Gestaltung der rednerischen Form Antheil nehmen, freilich nicht

dazu, um, wie der Dichter, das Gefühlsvermögen zu bewegen und zu erschüttern, aber doch um das Bestrebungsvermögen zu beleben, aufzuregen und anzufeuern. Bei aller Wärme des Gefühls und bei allem Feuer der Einbildungskraft soll daher doch die Vernunft die Herrschaft über die Einbildungskraft behalten. Treffende und reiche Bilder sollen nicht ihrer selbst wegen, sondern zur Entwickelung wahrer und tiefer Ideen gebraucht werden; diese Bilder sollen, während die Idee mit unaufhaltsamer Kraft den Geist überzeugend ergreift, über das Ganze der Darstellung ein frisches, wohlthuendes Leben verbreiten.

Der Redner muß ferner eine genaue Menschenkenntniß überhaupt, insbesondere aber eine umschließende Kenntniß des bestimmten Kreises seiner Zuhörer haben. Er muß das menschliche Herz nach seinen Licht- und Schattenseiten, nach seinen rechtlichen und sittlichen Neigungen und nach seinen Schwächen, Fehlern und Verirrungen erforscht haben; er muß den Geist des Zeitalters, in welchem er lebt, nach seinen Bestrebungen verstehen, den Standpunkt der Cultur der Völker richtig auffassen und einen sicher berechneten Blick in die Zukunft thun, die aus der Gegenwart sich entwickeln wird.

Wenn aber die vom Redner beabsichtigte Wirkung nicht verloren gehen soll, so ist neben den schon aufgestellten Anforderungen noch nothwendig, daß die Versammlung, zu der er spricht, an seiner eigenen Ueberzeugung von dem, was er sagt, keinen Zweifel hege, daß sie von der strengen Sittlichkeit, Reinheit und Güte seines Charakters durchdrungen sei, daß das Leben des Redners selbst der sicherste Beleg zu den Wahrheiten ist, die er verkündigt, zu den Handlungen, die er von Andern verlangt.

Jede Rede muß aber auch äußerlich und zwar in der mündlichen Darstellung sowohl, als auch in der Geberdensprache vollkommen erscheinen.

Zur Erlangung eines guten mündlichen Vortrags ist zunächst eine vielseitige Uebung und Bildung des Sprachorgans nöthig, damit die Stimme Reinheit, Umfang und Wohllaut gewinne, und der Redner durch Uebung und Kunst eben so die Naturanlage veredle, wie der Sänger durch lange Uebung sein Organ verbessert und vervollkommnet. Man gewöhne sich deshalb schon frühzeitig, alle einzelnen Buchstaben, Sylben und Wörter deutlich, richtig und nach dem ihnen eigenthümlichen Laute auszusprechen; man übe die natürliche Stufenleiter der Vocale (u, o, a, e, i), und der Diphtonge frühzeitig richtig ein; man verschlinge keinen Buchstaben und keine Sylbe, und gewöhne sich nicht einen singenden Ton an; man strebe nach der Fertigkeit, hohe und tiefe, starke und schwache, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne nach den in den darzustellenden Ideen selbst enthaltenen Schattirungen mit Leichtigkeit hervorzubringen; man hüte sich, zu hastig und zu übereilt zu sprechen, und bemühe sich dagegen, im Vortrage besonnen und ruhig zu sein.

Durch Anwendung dieser allgemeinen Regeln genügt aber der mündliche Vortrag noch nicht. Der Redner muß im mündlichen Vortrage den eigenthümlichen Charakter des rednerischen Erzeugnisses getreu wieder geben und bestimmt versinnlichen; er muß für die in der Wortsprache darzustellende Rede den ihr angemessenen Grundton ergreifen und festhalten und, wie bei der Musik, die Ausweichungen aus demselben in verwandte Töne im Voraus genau berechnen; er muß das für die Rede gewählte Zeitmaß in den einzelnen Schattirungen des Vortrages, wie dies in der Tonkunst geschieht, genau durchführen; er muß über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, wie dies auch in der Tonkunst Erforderniß ist, frei und sicher gebieten; er muß mit einem Worte der richtigen Accentuation oder Betonung mächtig sein; denn die äußere Darstellung der Rede verlangt unnachläßlich ein richtiges Legen und Festhalten des Accents, nicht bloß des Wortaccents, sondern des deklamatorischen oder ästhetischen

Accents, der in den einzelnen stylistischen Perioden alle einzelnen Wörter nach ihrem ästhetischen Gehalte und ihrer gegenseitigen Stellung bezeichnet. So unerläßlich die Richtigkeit des Ausdrucks in der äußeren Bezeichnung bleibt, eben so wichtig ist der deklamatorische Accent für die ästhetische Farbengebung, die — wenn sie natürlich ist — ihre Wirkung auf das Bestrebungs- und Gefühlsvermögen gewiß nicht verfehlen wird.

Die Geberdensprache, von der wir auch Erwähnung thaten, muß die mündliche Rede begleiten, unterstützen und verstärken, und daher ganz von der mündlichen Rede abhängig sein. Sie soll mit der mündlichen Rede ungefähr in demselben Verhältnisse stehen, in welchem in der Musik das Accompagnement zum obligaten Instrumente steht; sie soll daher nicht jeden Ausdruck begleiten, sondern nur das Bedeutendere und Wichtigere in der Wortdarstellung, und zwar nur mit Sparsamkeit und mit genau berechneter Abstufung und Steigerung. Die Geberden des Redners sollen gleichsam den Wiederschein der hohen Bildung und Gediegenheit seines geistigen Lebens enthalten; sie sollen daher dem zu bezeichnenden Gegenstande völlig angemessen sein, so daß das Innere und das Aeußere der Rede ein in sich übereinstimmendes, unauflösliches Ganze bilden; dann wird auch die Geberdensprache zur Wirkung auf das Gemüth der Zuhörer das Ihrige beitragen.

Nachdem nun das Nöthigste über die Form und Darstellung, über die Technik der rhetorischen Form und über die unerläßlichen an einen Redner zu stellenden Anforderungen gesagt ist, soll noch kürzlich Einiges erörtert werden 1) über die Erfindung (inventio), worunter man nicht bloß die Wahl des Themas, sondern auch die Auffindung aller Materialien, welche zur Ausführung des Themas erforderlich sind, versteht, 2) über die Eintheilung und Anordnung oder Disposition der Stofftheile.

Bei der Wahl des Themas oder Hauptsatzes und der Auffindung aller zur Ausführung desselben erforderlichen Materialien soll vor Allem die Frage oben an stehen, ob das Thema und die Materialien zur Durchführung desselben nicht gegen die Wahrheit und das Sittengesetz verstoßen; denn wäre dieses der Fall, so wäre ja die ganze Rede, wenn sie auch in ästhetischer Beziehung ganz vollkommen genannt werden könnte, nur auf Täuschung oder auf bloße Ueberredung der Masse berechnet. In der religiösen Beredsamkeit kommt dies nur selten vor, desto häufiger aber in der politischen. Der Beispiele gibt es gar nicht wenige, daß durch solche mit Kraft und Feuer durchgeführte Reden die irrigsten und schädlichsten Lehren aufgestellt und die nachtheiligsten Erfolge im Staatsleben bewirkt worden sind.

Ist aber auch der Stoff einer Rede von der Art, daß er in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Sittengesetze steht, so darf er doch wenigstens dem Sittengesetze in keinerlei Weise widersprechen; denn Alles, wodurch das Sittengesetz umgangen oder beleidigt wird, ist unter der Würde des wahren Redners.

Damit die Zuhörer für den abzuhandelnden Gegenstand gleich Anfangs gewonnen werden, so soll das Thema möglichst neu, wichtig und einfach sein. Neu ist der Hauptsatz, wenn er bisher noch gar nicht behandelt oder wenigstens noch nicht aus dem aufgestellten Gesichtspunkte gefaßt wurde. Wichtig ist derselbe, wenn er eine solche Hauptwahrheit der Religion oder des wirklichen Lebens behandelt, die gleich bei der Ankündigung des Redners die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselt. Einfach ist er, wenn er gleich im Voraus klar aufgefaßt, als Hauptgedanke anerkannt und leicht behalten wird; der Gegenstand mit allen dazu gehörigen Vorstellungen muß in einen Satz zusammengedrängt sein und zugleich in einer bestimmten, deutlichen und kurzen Form erscheinen. Im Uebrigen wird in dieser Beziehung auf das hingewiesen, was weiter oben auf S. 2—5 über das Auffinden und Sammeln des Stoffes stylistischer Produkte gesagt ist.

Die Eintheilung und Anordnung (Disposition) einer Rede beruht zunächst auf der Eigenschaft der logischen Richtigkeit. Bei dieser Anordnung der Rede sind folgende Punkte zu berücksichtigen: 1) die Einleitung oder der Eingang, 2) der Hauptsatz mit der Eintheilung (propositio), 3) die Exposition oder Entwickelung des Gegenstandes und die Argumentation oder die Beweisführung für die aufgestellte Wahrheit und 4) der Schluß.

Der Eingang hat die Bestimmung, auf den Hauptsatz vorzubereiten, die Aufmerksamkeit des Zuhörers anzuregen und seinen Geist und sein Gemüth für das Folgende empfänglich und geneigt zu machen. Derselbe soll leicht und natürlich sein und aus dem Gegenstande selbst hervorgehen; er soll in Ansehung des Ausdruckes und Tones bescheiden sein, damit der Zuhörer nicht im Voraus gegen den Redner eingenommen werde; er soll nicht Gegenstände behandeln, welche erst der Ausführung angehören, damit die folgenden Theile nicht den Reiz der Neuheit verlieren; er darf nicht zu lang und ausführlich sein, weil er nur auf den Hauptgegenstand der Rede vorbereiten soll; die Ausdrücke sollen in demselben besonders gut gewählt sein, weil durch Nachlässigkeiten im Eingange leicht alle gute Wirkung des Nachfolgenden verhindert wird. — In einzelnen Fällen bedarf die Rede gar keines Eingangs.

Der Hauptsatz und die Eintheilung müssen kurz und so deutlich, als möglich sein, da das Verständniß der ganzen Rede darauf beruht; die Eintheilung soll logisch richtig und vollständig sein; sie kann auf Partition oder auf Division beruhen; das Nähere hierüber siehe auf S. 10—13 &c. Die Zersplitterung in zu viele Unterabtheilungen soll, wo es möglich ist, vermieden werden, damit das Gedächtniß, welches am Thema und der Eintheilung einen leitenden Faden zum Festhalten aller einzelnen Abschnitte der Rede haben soll, nicht überladen werde.

Die Exposition entwickelt und stellt den Hauptgegenstand der Rede und die Absicht des Redners über denselben dar; die Argumentation oder Beweisführung, worauf die Ausführung der Reden zunächst beruht, entwickelt die Gründe für die Richtigkeit des aufgestellten Gegenstandes oder Hauptsatzes und widerlegt und beseitigt die möglichen Einwürfe und Gegengründe. Der Beweise, welche man gebrauchen kann, gibt es sehr viele; die vorzüglichsten bestehen in Vernunftschlüssen, Erfahrungsbeweisen, Zeugnissen, Beispielen u. s. w. Die schwächeren Gründe müssen nach logischen Gesetzen den stärkeren vorausgehen; doch sind zuweilen auch Ausnahmen gestattet. Wenn nun der Verstand und die Vernunft der Zuhörer durch die aufgestellten Gründe zur Ueberzeugung gebracht ist, dann suche der Redner sich allmählich vom lehrenden Styl zu entfernen und durch Rührung des Gefühls und Belebung, Erregung und Erschütterung des Bestrebungsvermögens den Hauptzweck der Rede zu erreichen. Der wahre Ausdruck der Empfindung erfordert übrigens eigene Rührung des Redners, die Belebung des Bestrebensvermögens erfordert die Ueberzeugung der Zuhörer, daß es dem Redner selbst größter Ernst ist, die Anforderungen, die er stellt, zunächst an sich selbst zu stellen und denselben gemäß zu leben.

Der Schluß stelle die gewonnene Wahrheit noch einmal auf eine solche Weise dar, daß die Zuhörer davon gänzlich überzeugt werden, und rege sie an, ermuntre und veranlasse sie, den Forderungen der gewonnenen Wahrheit gemäß zu denken und zu handeln. Der Redner dränge am Schlusse in wenige Sätze alle Kraft zusammen und schließe mit einem starken Gedanken, damit im Zuhörer der volle Eindruck und der möglichst größte Affect zurückbleibe.

B. Von den einzelnen Gattungen der Reden.

Man theilt die Reden, theils durch ihren Inhalt, theils durch die äußerliche Veranlassung bestimmt, in vier Gattungen, nämlich

1) in religiöse,
2) in politische,
3) in gerichtliche und
4) in Convenienz-Reden.

Im Allgemeinen sind alle diese Reden den oben angedeuteten allgemeinen Regeln unterworfen; für jede dieser Arten bestehen aber ihrer besonderen Bestimmung wegen wieder besondere Gesetze, die sich vorzüglich auf die äußere Form beziehen.

1) Die religiöse Rede.

Der Zweck der religiösen Rede ist, die Lehren der Religion vorzutragen, zu entwickeln, auf das Ueberzeugendste darzuthun, auf Geist, Gemüth und Leben anzuwenden und hierdurch die Zuhörer wahrhaft zu erbauen und zu wahrer Frömmigkeit zu bestimmen. Der religiöse Redner soll die gesammten geistigen Vermögen seiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, ihre religiöse Ueberzeugung — ihren Glauben begründen, befestigen und steigern, ihre Gefühle beleben, ihre Triebe läutern, in ihnen eine möglichst vollkommene religiöse Gesinnung und eine nachhaltige Richtung auf das Göttliche und Ewige hervorbringen, hierdurch ihren Willen zu freien Handlungen bestimmen und für das Höchste im Leben begeistern; sein Beruf ist demnach der wichtigste und umfangreichste. Er kann und darf und soll alle Erscheinungen des Lebens in ihrem Verhältnisse zur Religion in den Kreis der religiösen Rede ziehen; auch die großen Vorgänge des bürgerlichen und des öffentlichen Staatslebens können und müssen aus dem Standpunkte der Religion gefaßt werden. Thronbesteigungen, Huldigungen der Regenten, Kriege, Verheerungen der Staaten, wichtige Siege oder Verluste, Revolutionen und bedeutende Veränderungen und Umwandlungen des gesammten Staatslebens behaupten auf das bürgerliche Leben einen so mächtigen Einfluß, daß die richtige Beurtheilung derselben des Lichtes der Religion bedarf, daß zu einem christlich würdigen Betragen bei denselben bald Belehrung, Aufmunterung, Warnung, Zurechtweisung, bald Trost und Ermuthigung durch die Religion nothwendig ist.

In Bezug auf Thema und Disposition der religiösen Rede muß bemerkt werden, daß die neuere Homiletik sich gegen das zu ängstliche Binden an die in dieser Hinsicht aufgestellten Schulregeln, nach welchen der Predigt eine durch logische Operation meist unabhängig vom Texte gewonnene Eintheilung zum Grunde liegen soll, energisch ausgesprochen hat, indem sie, die ungehemmte Entwickelung des Gedankens in Schutz nehmend, den Prediger nur durch die Schranken des Bibelwortes gebunden wissen will, das er nicht willkürlich benützen, sondern auslegen soll.

Man kann die religiösen Reden nach ihrem Inhalte und nach ihrer äußeren Form eintheilen.

Dem Inhalte nach sind die religiösen Reden entweder

a) dogmatische, wenn sie zunächst Glaubenslehren aufstellen und durch diese auf das Bestrebungsvermögen zu wirken und die Handlungsweise der Zuhörer zu bestimmen suchen, oder
b) moralische, wenn sie aus der Religion Sittenlehren entwickeln und die Folgen der Beachtung oder Nichtbeachtung derselben sowohl für Einzelne, als auch für das gesammte Menschengeschlecht schildern, oder

c) gemischte, wenn sie beide Aufgaben mit einander verbinden.

Der Form nach werden die religiösen Reden eingetheilt

a) in die eigentliche Predigt, welche aus dem gewählten oder vorgeschriebenen Texte ein Thema ableitet, bei dessen Ausführung es jedoch nicht nothwendig ist, alle Nebenbestimmungen des Textes in die Darstellung des aufgestellten Satzes zu ziehen;

b) in die Homilie, welche alle einzelnen Theile und Sätze des Textes benützt, anwendet und nach ihrer Aufeinanderfolge unter einen im Thema aufgestellten Hauptbegriff bringt, und

c) in die religiöse Rede im engeren Sinn, welche der äußeren Form nach gewöhnlich kürzer ist, als die beiden ersten Gattungen, nicht immer einen bestimmten Text, wohl aber ein an die Spitze der Ausführung gestelltes Thema behandelt, und sich bei der Entwickelung der aus dem Thema abgeleiteten Begriffe auch freier bewegt, als die beiden ersten Gattungen. Zu den religiösen Reden rechnet man die Reden bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, bei der Abendmahlsfeier, Einweihungen u. s. w.

Mit der Behandlung der religiösen Rede im weiteren Sinne, der praktischen Anwendung, ihrem Vortrage &c. beschäftigt sich eine eigene Wissenschaft, nämlich die Homiletik.

In Deutschland erreichte die Kanzelberedsamkeit, sowohl hinsichtlich des inneren Gehaltes, als auch in Bezug auf kunstvolle und wissenschaftliche Behandlung einen hohen Grad der Vollendung, und es ist von so vielen Rednern aller Confessionen so Großes und Bedeutendes geleistet worden, daß, wenn man nur von jedem der ausgezeichnetsten darunter ein Beispiel der Beredsamkeit aufführen wollte, hierdurch ein eigenes großes Werk entstehen würde.

2) Die politische Rede.

Der Stoff der politischen Rede ist dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens entlehnt; ihre Wirkung ist auf die Erzeugung von Entschlüssen und Handlungen berechnet, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Wenn aber die politischen Reden in Beziehung auf das Staatsleben den billigen Anforderungen genügen sollen, so setzen sie bei dem Redner nicht bloß eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes voraus, sondern auch eine tiefe Kenntniß der Rechtsverhältnisse und der Verfassung, eine genaue Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um daraus den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung und die Ursachen des Steigens und Verfalls vieler Staaten und Reiche der Vor- und Jetztzeit zu erforschen urd zu überschauen, und hieraus die Gegenwart nach allen ihren Licht- und Schattenseiten verstehen und beurtheilen zu können; vorzugsweise aber muß der politische Redner die Geschichte des vaterländischen Staates und die socialen und politischen Zustände desselben genau kennen, weil es ihm außerdem unmöglich ist, sich ein richtiges, wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande des vaterländischen Staates zu verschaffen.

Obwohl auch die politische Rede den oben aufgestellten allgemeinen Forderungen an jede Rede genügen muß, so unterscheidet sie sich doch wesentlich von der religiösen. Der Eingang beschränkt sich gewöhnlich auf einige kurze und vorbereitende Sätze und in der Durchführung des Hauptgedankens tritt nur selten die Gliederung der einzelnen Theile und Unterabtheilungen mit so vieler Schärfe hervor, als in der religiösen. Die politische Rede ist meistens mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener Erguß der Beredsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete Rede. Wenn nun aber auch hieraus hervorgeht, daß sich der politische Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit

bewegen darf, als der religiöse, so darf er doch der Gesetze der Logik sich nie für entbunden halten, oder die wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form vernachlässigen.

Soll die politische Rede eine nachhaltige Wirkung hervorbringen, so ist es durchaus nöthig, daß der behandelte Stoff aus dem Standpunkte des Rechts und der Pflicht gefaßt werde und tief ins Gebiet dieser unerschütterlichen Wahrheiten eingreife, daß der Redner von wahrer Liebe und reinstem Eifer für das Land, dem er seine Kräfte widmet, beseelt sei, und daß er die höchste Besonnenheit zur Führerin wählen müsse.

3) Die gerichtliche Rede.

Die gerichliche Rede kann entweder von dem Richter, oder von den Partheien oder von den Anwälten derselben gehalten werden; daher ist dieselbe entweder eine anklagende oder eine vertheidigende. Ihre Aufgabe ist die zusammenhängende, aber dennoch in allen Theilen möglichst vollständige Entwickelung und Darstellung eines Rechtsfalles und die dadurch veranlaßte Anklage oder Vertheidigung einer oder einiger bei dem Rechtsfalle betheiligten Personen. Sie hat den Zweck, die Entscheidung des Richters oder des Geschwornengerichts zu lenken und zu bestimmen. Der Redner kann alle ihm 'zu Gebote stehenden und sachdienlichen rhetorischen Mittel anwenden und hat darauf zu sehen, daß er das Gericht nicht bloß von der Richtigkeit seiner Behauptungen vollständig überzeuge, sondern auch dergestalt auf das Gemüth der Richter wirke, daß er diese ohne Verletzung ihrer Pflicht zu möglichster moralischer Theilnahme anrege. Die klare Erzählung des Rechtsfalles in der Exposition und die aus diesem Rechtsfalle und aus den einzelnen bestätigenden Umständen desselben herzuleitenden Beweisgründe für seine Ansicht sind daher diejenigen Punkte, auf welche er ganz vorzüglich sein Augenmerk zu richten hat. Die Ausdrucksweise des Redners muß seinem Berufe und der Würde des Gerichts durchaus angemessen sein.

4) Die Convenienzrede.

Außer den schon angegebenen drei Gattungen von Reden gibt es noch andere, die bei besonderen meist feierlichen Gelegenheiten gehalten werden und die man gewöhlich mit dem Namen Convenienzreden bezeichnet. Sie haben meistens nur auf die Ueberzeugung durch den Verstand zu wirken, beschäftigen sich meist mit wissenschaftlichen oder der Wissenschaft verwandten Gegenständen und bilden daher größtentheils nur einen Uebergang von den Abhandlungen zu den Reden. Zu denselben rechnet man die akademischen Reden, Universitätsreden, Schulreden, Anreden, öffentlichen Erwiederungen, Lob- und Trauerreden.

Ihre äußere Form wird durch die Verhältnisse und durch die übliche Etikette bestimmt.

Schlüßlich erwähnen wir auch noch der scherzhaften, satyrischen Reden, in welchen bald die Unvollkommenheiten und Mängel des häuslichen Lebens entweder mit leichtem Spotte berührt, oder mit treffendem Tadel gegeißelt werden, jedoch auf eine solche Weise, daß die rednerische Form durchaus den ästhetischen Charakter behält und sich nicht von der Eigenschaft der Schönheit entfernt.

Beispiele einiger Reden.

1) Betrachtungen über den gestirnten Himmel.

Höre die Stimme des gestirnten Himmels, o Mensch!
Er rufet Dir zu:

1) Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könntest du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchstweisen, den Allgütigen, in diesen seinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloses Heer übersehen; wer ihre Größe und ihre Entfernung ausmessen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückseligkeit aller lebendigen und empfindenden Wesen beschreiben? Wo ist hier Anfang, wo Mittelpunkt, wo Ende? Der Himmel umgibt dich ganz, o Mensch! Von jeder Seite des Erdballs, den du bewohnst, vom Aufgange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget sich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen und Welten. Und so wie deine Sonne deinen Erdball mit allen seinen Bewohnern erleuchtet, erwärmt, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Wesen ausgießt: so thun es jene unzählbaren Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist, da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung sein; da müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen! Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebest, und dich dann zu dem, der sie alle schuf und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie groß, wie undenkbar groß muß nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste, ewige Ursache aller Dinge sein! — O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den unerforschbaren, in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maß und Raum und Gewicht so weit übertreffen, sein hieß, sie alle in seiner Hand hält, alle trägt und belebt, und durch sie in allen Theilen seines Reiches Alles wirkt, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so neben einander geordnet, so von einander entfernt, so mit einander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegungen und ihren Lauf festgesetzt hat, daß Alles zu demselben Endzwecke übereinstimmt, Alles gemeinschaftlich wirket, und Alles unveränderlich in seinem Wirkungskreise bleibt. Bete ihn an, den Allgütigen, den Gott der Liebe, der so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorbrachte, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblicke mit neuen Ausflüssen seiner alles belebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt!

2) Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth! Wandelt dich je die thörichtste aller Leidenschaften, der eitle Stolz an; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben: dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit! Sieh mit mir in die Höhe, und antworte mir! Ich will dich fragen. Kannst du die Sterne zählen? Kannst du sie alle mit Namen nennen? Kennst du die Kraft, die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunkt angewiesen hat, die sie

aufgehen und niedergehen heißt? Kennst du ihre Gestalt, ihren Bau, ihre innere Beschaffenheit, die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen und die unzählbaren Geschöpfe, die diese Welten bewohnen? Weißt du, wann eine jede von diesen Sonnen, von diesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie lange sie leuchten, und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen soll? Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorrufet und ordnet und leitet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unermeßliche Lichtwelt übersehen? Was ist nun der Erdball, den du bewohnst gegen dieses unermeßliche All? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du bewohnst? Zähle, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die schon vor dir gelebt haben, und die nun im Staube schlummern, und die Menschengeschlechter, die nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen vermischen wird! Und du könntest noch stolz sein? dir noch auf deine Wissenschaft, deine Macht, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden?

3) *Fühle deine Würde, und lerne derselben gemäß denken.* Freilich sagt dir jeder Blick, den du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, jeder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben dir vorzustellen dich bestrebest, wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt du bist; aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, schon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichungen, die du zwischen dir und andern Wesen anstellen kannst, selbst die Fehltritte, die du auf dem Wege der Untersuchung begehst — sie sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist, und daß eine geistige, thätige Kraft in dir ist, die dich weit über den Staub erhebt. Ja, fühle bei aller deiner Niedrigkeit deine Hoheit, bei allen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohnern des Erdbodens, kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, entziehen, und sie in die Höhe richten, und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich unter allen Bewohnern des Erdbodens, rühret und entzücket dieses herrliche göttliche Schauspiel! Und wenn du denn von den Geschöpfen zu dem Schöpfer hinaufsteigest, und dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle ihre Bewohner trägt und erhält, belebet und erfreut, der ist auch mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter, der kennet, der liebet auch mich! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gott Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich freuen: kannst du da noch deine Würde verkennen? Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten und Bemühungen in den engen Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken?

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o Mensch. Ahne, auch dies ruft dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu:

4) *Ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit; freue dich derselben im Voraus, und mache dich ihrer immer fähiger!* Siehe, jetzt bekleidest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge; aber die Begierde, die Fähigkeiten, das Streben, höher zu steigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben. Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen, dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte. Nein, du kannst, du sollst von einer Stufe der Vollkommenheit

und Seligkeit zur andern fortgehen, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glücklicher werden. Denn hier in seinem unermeßlichem Reiche sind Quellen des Lichts und der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen, und die kein geschaffener Geist jemals ganz erschöpfen kann; hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen; hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsere Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und Alles zu sein und zu werden, was wir jetzt nicht sein und werden können! Hier sind Wohnplätze der größten gemeinnützigsten Thätigkeit, Wohnplätze der innigsten wirksamsten Liebe, der reinsten göttlichen Freude! Ja, hier können wir von einer Ewigkeit zu der andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun nnd genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden! (Zollikofer.)

2) Bruchstück aus der Predigt: Das Bild des vollkommenen Mannes, der in keinem Worte fehlet.

Die Reden des Mannes, der in keinem Worte fehlet, sind immer richtig und genau bestimmt. Er will nicht bloß einigermaßen und ungefähr verstanden, sondern ganz verstanden werden; nicht bloß etwas von seinen Gedanken und Empfindungen in ihnen erwecken, die er selbst hat; die Dinge, von welchen er redet, nicht bloß so bezeichnen, daß man sie zur Noth von einander unterscheiden kann, sondern so, daß man sie wirklich kenne, und für das halte, was sie sind. In dieser Absicht hütet er sich sorgfältig vor allen zweideutigen, vieldeutigen, unbestimmten Wörtern; vor allen Arten, zu reden und sich auszudrücken, die zu viel oder zu wenig sagen, und die Sachen größer oder kleiner, besser oder schlechter vorstellen, als sie wirklich sind; bedient sich der Wörter, die er gebraucht, immer in derselben Bedeutung; verwechselt die Namen der Dinge so wenig, als die Dinge selbst mit einander, und weiset einem jeden die Stelle und den Rang an, die ihm zukommen. Er nennet das Kleine klein und nur das Große groß; ihm ist nicht Alles, was etwa ihn oder Andere stärker rühret: unendlich schön, unendlich gut, unendlich groß. Er kennt nur ein unendliches Wesen, und das ist Gott; nur eine unendliche Dauer, und das ist die Ewigkeit; nur ein höchstes Gut, und das ist die Gunst und das Wohlgefallen Gottes. Der innere Werth der Dinge bleibt in seinen Augen immer derselbe, sie mögen gegenwärtig oder abwesend sein, ihn selbst oder Andere betreffen, und er bezeichnet sie nicht nach zufälligen Umständen, sondern nach ihrem bleibenden Werthe. Ihm ist also nicht jedes Gut, nach welchem er jetzt strebt, oder das er jetzt eben erhält, bloß deßwegen das Begehrungswürdigste; nicht jede Lust und Freude, die er jetzt genießt, bloß darum, weil er sie jetzt genießt, die reinste und höchste; nicht jedes Uebel, worunter er eben jetzt leidet, bloß darum, weil es ihn gegenwärtig drückt, das schwerste; nicht jedes Laster, wovon er etwa spricht, das schädlichste und verderblichste; nicht jede Tugend, wovon eben die Rede ist, die schönste und wichtigste. Er verwechselt das Gute nicht mit dem Bessern und das Bessere nicht mit dem Besten, das Böse nicht mit dem Schlimmern und das Schlimmere nicht mit dem Schlimmsten; nennt das Gute nur gut, das Böse nur böse, den Fehler nicht Verbrechen, und das Verbrechen nicht Fehler, die Schwachheit nicht Bosheit und die Bosheit nicht Schwachheit, die Ueberlegung nicht Vorsatz, und den Vorsatz nicht Ueberlegung. Eben so wenig verwechselt er Glück und Glückseligkeit, Unglück

und Unglückseligkeit mit einander; preiset nie den Reichen und Großen, bloß weil er reich und groß ist, glückselig, und hält den Armen und Niedrigen nie bloß deßwegen, weil er arm und niedrig ist, für unglückselig. Alles und etwas; nichts und wenig; allezeit und oft; niemals und selten; ganz gewiß und vermuthlich; Absicht und Ausgang; das sind Alles Wörter, vor deren Verwechslung er sich sorgfältig hütet, die er nicht, wie die meisten Menschen, als ziemlich gleichviel bedeutend gebrauchet. (Zollikofer.)

3) Von der Heiligkeit der Schulen.

Zu unsrer Zeit,[1]) wo fast nichts mehr heilig, wo Alles gemein ist, ziemet es mir nicht nur, sondern mein Gefühl und mein Amt erfordern es, von der Heiligkeit der Schulen zu reden. Ein heiliges Thema! Werde es auch, wie heiligen Gegenständen es gebührt, vernommen und geübt.

Sanctum ist sancitum, was als Vertrag, als Gesetz und Regel festgestellt, von den Göttern geweiht durch Opfer und heilige Gebräuche beschworen ist; unverbrüchlich.

Sanctum ist also auch unverletzbar. Was nicht beschadet, was von keiner frechen Hand berührt werden durfte, hieß integrum sanctum.

Sanctum endlich hieß, was der göttlichen Gegenwart näher, von ihrer Kraft durchdrungen ist, worin der Geist der Götter selbst wohnt.

Lasset uns sehen, wie in jeder dieser Bedeutungen, die im Grunde nur Eins sind, den Schulen Heiligkeit beiwohne.

1) Sind Schulen Pflanzstätten zur Bildung menschlicher Seelen. Gäbe es einen reineren Zweck? eine heiligere Stätte?

Heilig ist eine jugendliche Seele; die obersten Engel des Himmels, sagt Christus,[2]) sind ihre Diener und Schutzgeister auf Erden; in dem reinen jugendlichen Antlitz einer Kinderseele schauen sie Gott. Wehe ruft er aus über den, der Eines der Kleinen ärgert.

Und wie leicht werden sie geärgert, d. i. verletzt, verführt! Was ist aufmerksamer, als eine jugendliche, kindliche Seele? Jeden Eindruck nimmt sie, wie eine höhere Eingebung, an, brütet den Gedanken aus, oder spinnt ihn weiter. Ich glaube nicht, daß Segen über oder in einem Menschen wohne, der, wie die Schrift sagt, den Geist Gottes in ihnen lästert oder betrübt.

Verbannt sollte also aus den Schulen sein alle Frechheit der Grundsätze, der Sitten und des Geschmacks, alles Lüsterne, Weibliche, Kriechende, Abscheuliche, mit welchen Namen es sich auch schmücke; wie sehr es auch der Modegeist beförderе. Diesem Modegeist des Jahrhunderts vielmehr, der Albernes, Lüsternes, Schwaches, Gebrechliches gut heißet, sollen und müssen Schulen entgegenarbeiten. Wenn nirgends sie wäre, so stehe in ihnen die heilige Regel eines festen gesunden Geschmacks, einer reinen Sittlichkeit und Vernunft aufrecht. Sieht oder hört man in Schulen Niedrigkeiten, Unsittlichkeiten, Possen; o wehe! Ist hier die Regel des Wahren und Anständigen verloren, wird jungen Leuten angepriesen oder zum Vorbilde gemacht, was niedrig, gemein, abscheulich ist — so haben Wahrheit und reiner Geschmack ihr letztes Asylum verloren. Schafft mir hinaus, sagte

---

1) Die Rede wurde gehalten im Jahre 1802.
2) Vergl. Matthäus 18, 3—10.

Christus,[1]) die Taubenträger und Wechsler. Meines Vaters Haus ist ein Heiligthum — und was wird es durch euch?

Deßhalb werden nichts als heilige Sachen in den Schulen gelehrt, oder sollen gelehrt werden. Die Grundsätze echter und reiner Wissenschaft sind heilig. Mit Willkür kann Niemand über sie hinausspringen; denn sie sind nicht aus Willkür erfunden; ihre Regeln und Grundpfeiler sind in der heiligen Natur, ja diese selbst unantastbare, unverletzbare, heilige Gesetze und Gebote. Heilig sind jene großen Seelen des Alterthums, die sogenannten klassischen Autoren, und eben das Heilige, das Ewige, die unverletzbare Regel des Wahren, Guten und Schönen, sollte in ihnen gezeigt, aus ihnen der jugendlichen Seele, auch als ewige Regel eingedrückt werden. Heilig endlich sollten die Sitten der Schule sein, sowohl in gegenseitiger Achtung der Lehrer und Schüler, als in unverletzter Heiligkeit des Betragens der Schüler gegen einander. Keine Ausschweifungen sollten strenger geahndet werden, als wo diese Heiligkeit der Sitten, gegen welches Geschlecht es sei, verletzt und untergraben wird. Sie verdunkeln nicht nur den Glanz einer Schule, sondern sind für den Jüngling selbst ein fressendes Gift auf sein ganzes Leben.

Wenn in Allem der Jugend Nachsicht gebührte, in Fehlern dieser Art nie; denn nichts ist in einer Schule anstößiger und ärgerlicher, als eine Beleidigung der heiligen Zucht, des Anständigen, des Edlen.

2) Soll in Schulen die Regel des Anständigen, des Sittlichen dem jungen Mann auf sein ganzes Leben eingebildet werden; wohlan! so werde sie und zwar in Allem eingebildet, diese heilige Regel! Ihr lauft in das Theater, ihr jungen Leute; wozu? Was seht und höret ihr da? Gutes und Schlechtes, Verderbliches ebensowohl, was den Verstand verrückt und den Geschmack verweichlicht oder verwildert, als in anderen Stücken, was für Verstand, Geschmack und Sitten auch Muster sein kann. Esset ihr alle diese gesunden und ungesunden Früchte durcheinander; sehet ihr Alles ohne das feine Haar der Dioptern,[2]) und nehmt es in Bausch und Bogen durcheinander — weh Euch! denn leider kann man nicht sagen: „Unser Theater ist heilig!" Die Vorbilder und Grundsätze der Alten sollten euch eben auch hierüber unverletzbar heilige Regeln geben. Den Sinnen soll nichts gefallen, was der Verstand verwirft, was die Sittlichkeit durch ein procul profanum![3]) verbannet und ausschließt.

Ihr leset viel und vielerlei durcheinander! Improbus labor,[4]) wenn es ohne Regel geschieht, ohne Plan, ohne Absicht. Ein schlechtes Lesen und eine morgenländische Opiumgesellschaft — sind beide gleich ungesund und gefährlich. Dort und hier verzerren sich Gesichter und Seelen; dort und hier werden sie aufgespannt, um zu erlahmen.

Ihr excerpiret. Nur das Heilige in einem Buch, das Reinbewahrte, Ewige sollte man excerpiren, das Gold. Nirgend erscheint der Verstand oder Unverstand, der Geschmack oder Ungeschmack, das Zweckmäßige oder Zwecklose eines jungen Menschen mehr, als in den Excerpten. Traurige Schädelstätte, wo sie nicht Geist, Absicht, Zweck, Herz belebt.

---

1) Bei Matthäus 21, 12 f.
2) Ein Werkzeug zum Sehen (Visiren) in der Meßkunst, Späher, Kundschafter.
3) D. i. Ferne bleibe alles Unheilige!
4) Uebertriebene, übermäßige Anstrengung.

3) Das Heiligste in einem Menschen, also auch in einem Jüngling ist sein Geist; er heiligt den Körper. Zweien Jünglingen, die die Schrift auszeichnet, Joseph und Daniel, weiß sie kein edleres Lob zu geben, als: „In ihnen war der Elohim, der heiligen Götter Geist.“ Und Er, den sie als die reinste Blüthe der Menschheit darstellt, war in heiligem Geist gebildet und mit seinem Freudenöl vor allen Sterblichen gesalbet.

Genius nennen wir in einem Menschen das Göttliche, das in ihm lebt, das ihn eigen charakterisirt, treibt und beseelt; wohl! wenn dieser überirdische Engel in ihm ein reiner, heiliger Genius ist, der sich das Edelste nur zu seiner Laufbahn erkieset. Gemeines, Schlechtes wird er nicht sehen, oder verschmähen; nur mit dem Reinsten in reinen Geistern lebt er; dies ist sein Element, sein Athem, seine Wirkungssphäre. Wie manchen gepriesenen Schriftsteller wirft er fort, wie jener eine unanständige Gestalt aus dem Tempel warf, mit dem Ausruf: „Fort von hinnen! nichts Heiliges ist in dir!“

Dies reine Göttliche soll jeder Jüngling in sich bewahren und ausbilden; es ist der feinste Umriß seines innigsten Wesens. Dies reine Göttliche soll jeder Lehrer in seinem Schüler, als seinem jungen Freunde, anerkennen oder kennen lernen, es lieben, ehren und ausbilden! — In ihm wohnt des Menschen einzelne Kraft, seine reinste Glückseligkeit, seine innigste Weisheit.

Aber ach! Nichts wird so leicht entweihet, als dies Heiligthum! Dieses himmlische Gemälde wird so leicht beschmutzt! Diese Perle geht so leicht verloren! — Wenn sie zertreten ist, wer kann sie sammeln? Wer kann ihr ihre vorige Gestalt, ihren hellen reinen Glanz geben? Frage sich also jeder Jüngling: „Ist in dir etwas Heiliges? und was ists? Wie hast du es bewahret? Wie ausgebildet?“ Jeder lernende Jüngling frage sich: „In Wissenschaften und Uebungen, was ist dir heilig? Welche Wissenschaft treibst du als eine heilige Wissenschaft, der du auf den Grund kommen wolltest? Kamst du dahin? Zieht sie dich noch an mit himmlischem unwiderstehlichen Zuge?“

„Welche Schriftstellen, welche Grundsätze sind dir heilig? Was liesest du am liebsten? Wobei geht dir dein Inneres auf? Was excerpirest du am sorgfältigsten, am treuesten?

Lebest du lieber mit großen oder mit kleinen Geistern, mit Engeln oder mit Gergesenern?*)“

„Liebest du die Regel? denn heiliger ist nichts als Ordnung und Regel. Liebst du sie allenthalben in Wissenschaften, Meinungen, Sitten, in Uebungen, in Kleidern und Geberden? oder ist dir allenthalben das Oberflächliche, Flüchtige, Freche, Unverständige und Unanständige, pöbelhaftgemeines Geschwätz lieb und werth?“ —

Fragt euch, Jünglinge, hierüber vor den Altären der heiligsten Männer aller Zeiten, die wir verehren. Leget dabei die Hand auf euer Herz, und seid redlich.

Wir fangen jetzt ein Examen an. Keine Wissenschaft, kein Autor werde von uns mit unreinen Händen angegriffen, und in jedem hinter der Schale der reine Kern gekostet.

(J. G. v. Herder.)

---

*) Dieser Stamm, Nachkommen des Gergesi, eines Sohnes Kanaans, wohnte gegen Abend jenseits des Jordans und wurde von den Israeliten vertilgt.

4) Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau am 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freuden voriger Zeiten wieder zurück führen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem Jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem Jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst schon seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegen sehe. Das Fest, was wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unseres gnädigsten Herrn bei dem Antritte seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt!

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flötz häuften, und, wenn ich sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohle dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer, wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unseren Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! Wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unseres Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unseren neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath; denn man sahe von jeher, selbst da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tieferen Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten in's Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlorenen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen und abgebauten Tiefen dem Wasser

und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse unangetastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werkes dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamten dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innere Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohle dieser Stadt, ja eines Theiles dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unseres Fürsten, unsere Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unserer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsere Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerke nützen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unserige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flore: so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja möge uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefen verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen, als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge!

(W. v. Göthe.)

5) Bruchstück aus einer Predigt Reinhards am Johannisfeste 1806.

(Kurz vor der Stiftung des Rheinbundes, und in unverkennbarer Beziehung auf Napoleons Weltherrschaft geschrieben.)

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen; blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt: wer könnte dann aus dem Anblicke der großen Weltbegenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? Ach, dann wären sie ein Chaos regelloser, schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge, gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten; sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken gibt. Denn richtet eure Augen im Umfange der Geschichte, wohin ihr wollet; ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthigt und herabgewürdigt, daß sie von andern gemißhandelt und unterdrückt, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber wenn Alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende, Völker gerathen in Verfall, sondern verdorbene, pflichtvergessene und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde, Völker werden eine Beute der Herrschsucht, sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt, sondern mißhellige, in allen ihren Fugen aufgelösete, und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdigt und seinem Untergang nahe, es sei in der Vergangenheit oder in der Gegenwart: forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr; ein Gott, der unterdrückende Völker zur rechten Zeit demüthiget, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeizigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reißende Ströme in fremde Länder ergossen, oder Alles um sich her anfielen und besiegten, die ein schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bei ihrer Herrschaft sich behaupteten; ach, in einer fürchterlichen Reihe sehet

ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts, — welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unseres Geschlechts!

Aber zweifältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebukadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern das jüdische Volk und einen großen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Grenzen setzten, die Strafe an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in einigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthume, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Siege über die Welt; und es konnte endlich sagen, das allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Jesaias einem älteren Eroberer in den Mund legt: Meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufraffet, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperrt, oder zischet. Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen? Ist ein mächtiges Volk trauriger herabgesunken und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das römische? Ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte? Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: Ist das der Mann, der die Welt zittern und Königreiche beben machte? Nun bist du verworfen von deinem Grabe, wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte, das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich Alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an Andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bei diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung in die Augen fallen. Sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

6) Ueber die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Rede in einer vermischten Gesellschaft am 24. März 1795 gehalten von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke.

Erinnerung an die freundliche Aufnahme, welche meine Rede über die Erziehung zur Häuslichkeit fand, und die Süßigkeit, die in dem Gedanken liegt, daß eine Arbeit nicht ganz ohne Wirkung und Spur geblieben sei, treibt mich jetzt zur Wahl einer verwandten Betrachtung, durch welche die Nothwendigkeit der Erweckung des häuslichen Sinnes im hellsten Lichte erscheint, zur Wahl einer Be-

trachtung, über die Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Wer sein inneres bleibendes Wesen von allen äußern Dingen unterscheidet, seine Erhöhung über alles Sichtbare durch Vernunft und Sittlichkeit empfindet; wer es einsieht, daß der Geist nach andern Gesetzen waltet, als nach welchen Sonnen und Erden sich wälzen, daß Tugenden auf andere Art entstehen, als sich Schönheit und Vollkommenheit in den Gestalten bildet, daß den Geist die Welt, an welcher er sich übt, nicht befriedigt, daß seine Befriedigung nur in ihm selbst und in seiner Entwickelung gedeiht: dem ist es ausgemacht, daß der Mensch nicht bloß hier ist, zwischen den Erschütterungen sinnlicher Lust und sinnlichen Schmerzes zu taumeln, zu drängen und sich drängen zu lassen, grau zu werden, gebeugt einher zu schleichen und dann, in Gras und Kraut verwandelt, die Thiere des Feldes zu weiden; dem ist die Erziehnng des Menschengeschlechtes unbestreitbar wie die Bestimmung der Blüthe zur Frucht, dem ist die Würde der Menschheit und ihres Zwecks in jedem, der Mensch heißt, dem ist das Gebot der Vernunft, daß diese Würde und dieser Zweck von Jedem geehrt werde, in reiner uneigennütziger Gesinnung, dem ist unendliche Veredlung ein unantastbares Heiligthum! Und dieses Heiligthum wird besonders gepflegt im häuslichen Leben durch die Selbstschätzung, durch innige Liebe zu Andern und durch die Uebung der Kräfte, die es gewährt.

Wenn es wahr ist, daß sich Jeder großentheils darnach schätzt, was er Andern gilt, daß Jeder auch darnach gut oder schlecht ist, wie er von Andern gut oder schlecht behandelt, vorgezogen oder zurückgesetzt wird; wenn die Menschenbeobachter richtig sahen, daß schöne Menschen darum, weil ihnen fast Alles mit Zuneigung entgegenkommt, und häßliche, weil sie so häufig versäumt und verachtet werden, ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler haben, so ist das häusliche Leben mit seinen Verhältnissen schon deßhalb höchst wichtig, weil es Selbstachtung erzeugt.

In seinem Hause wird jeder nur nicht ganz Unwürdige geliebt und werth gehalten. Wer bei einem Blicke in die große bürgerliche Gesellschaft sich sagen muß: In der zusammengesetzten Staatsmaschine achten die Meisten mich nur nach meiner Schwere und nach meiner Kraft, viel oder wenig zu haben und zu treiben; da gelte ich als Rad, an dessen Stelle, wenn es stockt, ein anderes gesetzt wird; und der noch nicht eingefügten Räder und Gewichte stehen immer gar viele bereit; wer sich so in der bürgerlichen Gesellschaft verliert, der findet sich in der häuslichen wieder. Wenn die Menschheit im dichten Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des Hauses und wuchert da mit sich selbst. Hier wird Jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt; hier ist Jeder, auch der, welcher dem Nachbar nebenan und gegenüber sehr entbehrlich scheint, wichtig. Er ist nun einmal ein Glied einer Kette, die, wenn er herausfiele, wieder zusammengeknüpft werden müßte; es sind nun einmal Herzen an ihn geschlossen, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreißen können; man mag ihn nicht missen, weil er da ist. Es gibt, kann er bei sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge näßen, Hände, die sich über meinem Grabe in einander ringen würden; ich habe Werth; ich bin geliebt.

Und dieser Gedanke erhebt, macht den Menschen in sich selbst wichtiger und theurer, weckt das Bestreben, sich selbst nicht verächtlich zu werden, und treibt mit dem Wunsche, auch Andern schätzbar zu bleiben, zur Uebung der Tugend und

zur Erhöhung der Vollkommenheit. Entarten nicht viele herrliche Jünglinge, wenn sie aus den Armen der Eltern geschieden sind, bloß dadurch, daß sie nur ihr Geld geliebt sehen, das sie selten lebhaft an die Guten erinnert, welchen sie so unaussprechlich werth sind, durch die kalte Gleichgültigkeit, womit Alles sie empfängt, sich selbst gleichgültig werden? Stürzen nicht Unzählige bloß deßwegen in den gräßlichsten Abgrund der Verworfenheit hinab, weil sie, von Andern verachtet, sich selbst verachten lernten? Darum Preis dir, Preis dir, du holde Wärme des häuslichen Lebens, in welcher sich die Blüthe der Selbstschätzung entfaltet!

Wer sich selbst schätzt, veredelt sich dann auch zur Schätzung Anderer und zu reiner, wohlwollender Sinnesart. Liebe gab ihm den Maßstab, nach welchem er sich selbst messen soll, und mit diesem mißt er dann Andere wieder. Wie Jemand sich selbst am Werthe steigt, so steigt ihm Alles am Werthe; wie er sich selbst als Mensch achtet, so achtet er zunächst die, welchen er das Gefühl seiner Würde dankt, und allmählich auch Andere als Menschen: zur allgemeinen Menschenliebe erzieht ihn nach und nach die Anhänglichkeit an die Seinigen. Diese trennt ein nicht Schlechtgesinnter in Gedanken nimmer von sich; was sie trifft, trifft ihn selbst, ihre Freude erquickt ihn, ihr Schmerz ist der seinige; er betrachtet sie als einen Theil von sich selbst; wie man über ein leidendes Glied alle übrigen, so vergißt er sich selbst über ihre Pein; für sie dulden, heißt keine Last; Mühe hört auf, Mühe zu sein, und Aufopferung ist keine Aufopferung mehr. Wie wird der Eigennutz da erstickt, die Gesinnung geläutert; wie lächelt und erfreut die unbefangene, mit aller Gewalt des Instinkts wirkende und mit aller Reinheit der Vernunft waltende, um keinen Lohn buhlende, in sich selbst belohnte Liebe; wie strahlt die menschliche Natur auf ihrer lichtesten Höhe! Wie manche That, die mehr Gehalt hat, als tausende, die die Geschichte verewigt, ward in einer ärmlichen Stube vollbracht! Wie mancher schlichte Jüngling in einer ländlichen Hütte hat für eine betagte Mutter rastloser gearbeitet, als Mancher, der durch seine Thätigkeit Ländereien gewann! Wie manche Mutter ausdauernder und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten bekümmert und gedemüthigt, mit Leere im Herzen, mit Ekel und Abscheu zurück von dem Anblick des Bevortheilens, des Bübelns und Heuchelns, des katzenmäßigen Schmiegens beim katzenmäßigen Häckeln nach fremdem Gute, des Raubens und Blutverschüttens auf dem Markte der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über; wie steht und knieet und geht und läuft und ängstigt sie sich im Schweiße des Angesichts für den Liebling; wie gibt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit für seine herzzerreißenden Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht, — schon schwellen ihre Füße und sie wacht fort; — wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Ekel, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe und linderndes Streicheln mit der weichen Hand; wie hat sie immer Thränen für Thränen; wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam als möglich zu fassen; wie seufzt sie bei seinen unmuthigen Geberden mit dem Gedanken gen Himmel: Wenn es nur nicht meint, ich sei an seinen Schmerzen Schuld!

Oder belausche einen Vater in der Wirksamkeit für die Seinigen, wie er von Dämmerung zu Dämmerung für sie sorgt und sich anstrengt; wie er spricht: Ich wünschte mir wohl diese Bequemlichkeit; aber unsere Lieben müssen neu gekleidet werden; ich habe bisher dieses unschuldige Vergnügen genossen; aber von

nun an weg damit, unsere Kinder müssen diesen oder jenen Unterricht empfangen; ich will mich nun mit minderer Bedienung als sonst begnügen; denn der Sohn muß außer unserem Hause gebildet werden; wie er auf dem Sterbebette denkt und sinnt und alle Kräfte zu nützlichen Verfügungen spannt; wie er auf dem großen Scheidewege wünscht und betet und kämpft zwischen dem, was ihn vorwärts ruft und dem, was ihn hier zurückhält; — und das Alles, für die, denen er immer nur gab, und von welchen er auch künftig nichts für sich erhalten kann, als Thränen auf seinem Aschenhügel. Hier ist uneigennütziger Sinn mit der festen Ueberzeugung, daß das so sein müsse, daß es Schuldigkeit sei. Hier wirkt die Neigung in Eintracht mit der Pflicht. Hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden zu dem Leitbande, an welchem der Mensch geführt wird, so in einander, daß es nimmer reißt, daß der Zögling der Erde, ohne zu wanken, daran einhergeht. Hier wird das Guthandeln Bedürfniß und Fertigkeit, Vergnügen und Glück. Hier wehet reine Luft von dem Gipfel, zu welchem sich der Mensch erheben soll; hier glänzt schon das Ziel, zu dessen Erreichung wir in der sinnlichen Welt erzogen werden; hier tagt der erste Schimmer des leuchtenden Ideals der Menschheit, der Vollkommenheit und Glückseligkeit in entzückender Harmonie.

Diese Erziehung der Menschheit wird dann dadurch unterstützt und vollendet, daß die Arbeiten und Verhältnisse, die traurigen und die frohen Ereignisse des Hauses Uebung aller Kräfte zum Wirken, Uebung und Reinigung des Vermögens zu empfinden und zu genießen, gewähren. Viele häusliche Geschäfte sind an sich unbedeutend und geringfügig; das ist wahr; aber es kommt hier weniger auf sie selbst an, als auf die Art, wie der Mensch hierdurch gebildet wird. Man kann sich an Rechenpfennigen eben so wohl im Zählen üben, als an Goldstücken, und an der Stellung und Aufbewahrung von Kleinigkeiten eben sowohl, als an der Verwaltung von Perlen und Edelsteinen unterscheiden und eintheilen lernen. Wichtige Angelegenheiten können sehr geistlos und kleine Geschäfte mit einer sehr ehrwürdigen Fülle von Ueberlegung betrieben werden. Es hat Männer in einflußreichen Aemtern gegeben, die *für sich allein* nicht Kraft genug gehabt hätten, eine Gesindestube in Ordnung zu erhalten, nicht Gabe des Absonderns und Vergleichens genug, das Geräth einer Küche zu ordnen, und nicht Gewandtheit genug, eine Maus aus einer Speisekammer zu schaffen, indeß manche Frau mit so viel Scharfblick und Ueberblick, mit so vielem Haushaltungsgenie, mit einem so überall gegenwärtigen und wirkenden und voraussehenden und zu Gute bringenden Verstande zwischen Schüsseln, Töpfen und Kesseln, zwischen Rädern und Spindeln ihr Wesen trieb, daß es zu wünschen gewesen wäre, der Geist, der da in der kleinen Wirthschaft waltete, möchte manchen Leib beseelt haben, der ein großes Fach ausfüllte.

Zeitungsschreiber und andere Schriftsteller können sich manchmal gar nicht zufrieden geben über den Reichthum von Beurtheilung, über die überschwängliche Erfindungskraft, über die Weisheit und Seelenstärke, wodurch diese oder jene öffentliche Begebenheit zu Stande kam, bei welcher es entweder sehr gemein oder sehr unredlich herging, indeß es im tiefsten Dunkel bleibt, wie hin und wieder eine Wittwe, die um sich nur Mangel und Verwirrung sah, mit weit reiferer Beurtheilung, mit einer unvergleichbar größeren Fülle von Erfindungskraft, mit weit höherer Weisheit und echter Seelenstärke sann und forschte und rang und kämpfte, um sich und ein Häuflein Kinder auf der Straße der Ehrlichkeit durch die Welt zu bringen.

Es ist auch gut, daß es so ist. Das Edelste muß hier im Verborgenen bleiben; aber einst, wenn die Schatten der irdischen Dämmerung weggeschwunden sind, wenn es ganz Tag geworden ist, wird es anders sein. Da wird denn nicht darnach entschieden werden, ob der Mann einen Commandostab oder einen Spaten führte, ob das Weib seine Brust mit einer Schleife von Diamanten oder mit einem Veilchenstrauße schmückte. Da wird mehr darauf ankommen, wie, als wo wir standen, wie, als was wir arbeiteten, und da wird denn Mancher, der sich hienieden als unbemerkter Wirbel oder Hebel versteckt in dem Getriebe einer engen Wirthschaft drehte, zu hoher Ehre und Würde gelangen, indeß manches gewaltige Schwungrad einer großen Staatsmaschine als minder tauglich in einer höhern Welt zurückgesetzt wird.

Häusliche Thätigkeit kann also zur Erreichung der menschlichen Bestimmung erziehen, und nicht minder thun dies häusliche Schicksale durch die Art, wie sie wirken, wie gelitten und genossen, geduldet und überwunden, und wie dadurch das Empfindungsvermögen geübt und veredelt wird. Mag man jene Schicksale immerhin in wenig Worte zusammenfassen können, sie bieten darum doch oft die ganze Kraft dessen auf, der sie erfährt. Es kann Gefahren geben, herzangreifender als die, in welchen der Seemann schwankt, in der Geborgenheit einer Hütte; seltsame Abenteuer zwischen den Wänden eines kleinen Zimmers, und unbeschreibliche Stürme in den engen Schranken einer menschlichen Brust. Aus dem unübersehlichen Gebiete, das sich mir hier eröffnet, erwähne ich hier nur eine einzige Scene. Ein Gatte liegt krank, und die Nacht ist gekommen, welche nach dem Ausspruche des Arztes über sein Leben entscheiden soll. Die Gattin harret, die Kinder harren am Krankenlager, wie Menschen, die ein richterlicher Ausspruch in Freiheit oder auf das Hochgericht bringen wird.

Welche Spannung aller Sinne, welches Hinblicken auf jede Bewegung des Geliebten, welches Spähen, ob sich seine Decke noch von seinem Athem regt! Welches ängstliche Horchen auf jeden Zug desselben; welches leise, bange Tasten nach dem Klopfen des Pulses; welche Hinheftung, um jeden Wunsch des Leidenden zu erlauschen; welche Sorglichkeit, ihn nicht durch zu hellen Schein des Lichts, ihn nicht durch Geräusch zu stören; welche Wirksamkeit der Einbildungskraft in der Entfaltung der möglichsten Scenen des Todes oder der Genesung! Welche Wehmuth und Furcht und Trauer beim düstern Glimmen der mattbrennenden Lampe, bei jedem Glockenschlage, bei jedem Rufe des nächtlichen Wächters; welche das Mark durchfröstelnde Schauer beim Vorüberschwirren einer wimmernden Eule, welche Besorgniß, daß dies den Schlummernden wecken und beunruhigen möchte; welche Erfindungen der Dichtungskraft, wie die gegebene Arznei oder ein Stündchen Schlaf heilsam wirken, den Stoff der Krankheit zerstreuen, Kräfte und Gesundheit bringen könne; welche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen; welches Ergreifen und Denken der Zukunft; welches Zählen aller Minuten und welche Verlängerung jeder Minute durch so mannigfaltige, einander jagende und verschlingende Gefühle; welche Nacht! Die Erfahrungen mehrerer Jahre sind in diese Nacht zusammengepreßt; der Wechsel eines langen Zeitraumes wird in ihr durchgekämpft; ewig steht sie in der menschlichen Seele da, ernst und unvergeßlich wie die verschlungensten Begebenheiten.

Und nun die beiden einfachen Fälle, von welchen diese Nacht einen entwickeln muß. Der Gatte stirbt. Welche Sprache hat Worte für die Stürme, die niederstürzend und zerschmetternd gegen die Verwaisten toben? Da ist ihnen bald, als wären sie aus der Welt in einen bodenlosen Raum gestoßen, bald, als

läge eine Welt auf ihnen; da malen sie sich mit folternder Erinnerung Bilder auf Bilder aus den Gefilden der Vergangenheit, wie der Geschiedene sonst hier saß, da stand und wandelte, dort froh war und scherzte, um alle diese Bilder in dem starren Gefühle der kalten Leere umher und in dem Grauen beim düstern Hinschweben des Sarges, wie in ein schwarzes Grab, zu versenken; da taumeln sie an der Grenze, wo der wildeste Schmerz mit der stumpfesten Abspannung zusammenfließt. — Oder der Gatte genest. Wer vermag es, über ein Gemälde dieses Glückes das begeisternde morgenrothe Licht zu gießen, das die Wirklichkeit erhellt? Wer kann in der Rede darstellen jenes leichte jugendliche Aufathmen nach der langen Beklemmung, jenes Schweben zwischen Hoffnung und Jubel, jenes neue, frische Umfassen alles Vorhandenen, jene Wonne, welche das unbedeutendste Gut zu einem kostbaren Schatze, die dürftigste Stube zu einer Bühne, auf welcher sich eine liebliche Erscheinung nach der andern entwickelt, den dürrsten Garten zu einem Paradiese, den trübsten Herbsttag zu einem reichen, blumenvollen Lenze zaubert?

O ihr mannigfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seid ihr so hehr und so ehrwürdig? Wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seid, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Größe und Erhabenheit der Seele, und wie gewöhnt und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süßesten Genüsse, ihr stillen, häuslichen Freuden! Wem brauchte ich, wenn ich Kraft und Zeit dazu hätte, die stillen häuslichen Freuden zu schildern? Wer wäre so bedauerswürdig, keinen Sinn für sie zu haben? Ersehnt sie nicht der Jüngling in seinen unschuldigsten Träumen? Erschmachtet sie nicht der Held, wenn er seinen Lorbeer mit einem Vergißmeinnicht von geliebter Hand, erseufzt sie nicht der König, wenn er seine Krone und seine Sorgen mit dem Stabe und mit den Freuden des Hirten zu vertauschen wünscht? Beurtheilt und schätzt nicht fast Jeder die Ereignisse der wirklichen Welt und im Gebiete der Dichtung nach ihren Verhältnissen zum häuslichen Leben? Findet man nicht im Homer den Helmbusch des Hektor erst da schön, als sich beim Abschiede von seiner Gemahlin der zarte Sohn an ihrem Busen vor diesem Helmbusch fürchtet? Wem brauchte ich durch die Schilderung der stillen häuslichen Freuden zu zeigen, wie sie am meisten zum Genuß geläuterter, über Selbstsucht und Eigennutz erhöhter, mittheilender und durch Mittheilung immer wachsender Seligkeiten reinigen und erziehen?

Ach, wenn schon hienieden mancher gereifte und glückliche Mann angeben sollte, wo und auf welche Art er ward, was er geworden ist: wie rasch und wie kalt würde er vor manchem Markte, vor manchem Prunkzimmer, vor manchem Hörsaale vorübergehen, und wie trunken und innig würde er bei seiner väterlichen Hütte und im Anschauen ihres Strohdachs weilen? Hier würden Thränen der Wehmuth aus seinen Augen strömen; hier würde er seine Hände falten; hier würde ihm sein, als müsse er auf seine Kniee sinken und beten. Hier, würde er sagen, ward meine Kraft geweckt und gerichtet; wohin ich blicke, blüht mir eine Erinnerung an ein Spiel und ein Vergnügen, und an Belehrung und Bildung durch beide entgegen. In diesem Gemache tändelte ich mit Blumen und Bildern; da lagen meine Bälle und die übrigen Reichthümer meiner Kindheit; da saß ich und hörte meine Mutter erzählen und meinen Vater unterrichten und ermahnen. Auf diesem Platze trieb ich meinen Kreisel; dort im Garten war das kleine Beet, wo ich meine bunten Primeln und meine einfachen, braunen Nelken wartete. Dort unter dem Birnbaum habe ich Veilchensträußer gebunden und Johanniskränze geflochten und mit dem gelblockichten Knaben des Nachbars gespielt, den ich so lieb hatte — ich nannte ihn meinen Bruder und konnte es, wenn man mich eines

Andern belehren wollte, nicht begreifen, warum der nicht mein Bruder wäre, den ich so liebte. Auf jenem Rasen habe ich meine Händchen gerungen, als er gestorben war, und konnte es gar nicht vergessen, wie er im weißen Gewande im Sarge lag, und wie die Blüthenkrone mit Flittern um das Kreuz auf seinem Grabe flatterte. Mir war bis dahin in meiner Beschränktheit so wohl gewesen; Blumenhecken hatten mir die Zukunft verhüllt; aber seit dem Tage saß ich oft auf dem Rasen und weinte und träumte und sann in die Zukunft hinaus. Da begann mein Blick weiter zu dringen und meine Kraft sich ungeduldiger zu regen. Was ich hier sah, lehrte mich denken und forschen und fühlen, mich anschließen, und mit Wärme, was ich vermöchte, zu versuchen. Allenthalben zeigst du mir meine Schule und mein Paradies, liebes, ewig theures Hüttchen! O Gott, wo ich stehe, ist heiliges Land! —

Warum ich mich in dieser Darstellung verlor, meine Verehrten? Weil, ach weil das geschilderte unser aller Loos ist. Liebende lieben sich hienieden nicht für ein paar Tage des Rausches; Liebende wandeln hienieden nicht Arm in Arm, um einander zuletzt zu versenken als Staub zu Staube. Es kommt die Zeit, in welcher wir Alle sein werden, wie jener Gereifte, in welcher uns Allen die Erde sein wird, wie ein väterliches, nicht mehr von uns bewohntes, aber immer noch liebes und unvergeßliches Hüttchen. Wenn wir dann den bunten Wechsel des irdischen Lebens überschauen; wenn wir an den Spielen und an den Uebungen unserer irdischen Kindheit trunken hangen, so werden mit vorzüglicher Lieblichkeit die milden lachenden Scenen des häuslichen Lebens, die Gefühle, die Wirkungen, die Seligkeiten der Häuslichkeit vor unserem helleren Geiste vorübergehen. Oder vielmehr sie werden nicht vorübergehen, sie dauern schöner und himmlischer fort. Der reine, uneigennützige Sinn, der durch sie erzogen ward, waltet nun ungehinderter nach den Absichten Gottes in einem weiteren Gebiete der Schöpfung, und die lauteren Flammen gegenseitiger Liebe, die hier in einander loderten, wie die Flammen von Reisern auf dem häuslichen Herde, werden über die Gräber und über ihre stäubende Asche hinübergehoben, um fortzuglühen auf dem hohen Altare in dem erhabenen Tempel der gereiften, der veredelten Menschheit.

7) Tod des Jünglings auf dem Schlachtfelde.

O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Thränen wieder entstürzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen, als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle, feurige, schuldlose, schöne Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Thränen wieder! Aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an, noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübniß eines Sterbenden stürzt er in den feurigen Schlachttod, wie in eine Sonne, mit keckem Herzen, das Höllen*) ertragen will; von hohen Hoffnungen umflattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen, im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland, fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todeskatarakten über-

*) D. h. Plagen und Schmerzen und Leiden, stark, wie die Strafen in der Hölle.

decken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in ihrer Brust, als in einem Göttersaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Streben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzt zu groß für einen großen, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten auf Erden; ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollet ihr noch einmal Thränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! Aber es seien nur Freudenthränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Thränen tragen, als die Freuden der Geistersiege entbehren will. Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern! ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert; denn ihr habt in der kälteren Lebensjahreszeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand, und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfer fort.

(Jean Paul Friedrich Richter.)

8) Das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren.

Rede, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon.

Als wir vor einigen Jahren nur in geringer Anzahl in einen Schutzverein der Thiere zusammentraten, übersahen wir noch die Hindernisse nicht, welche seiner Wirksamkeit im Wege standen. Die Sache war neu und alles Neue hat einen Reiz und Gegenreiz, eine Lichtseite und eine Schattenseite; man betrachtet die Thiere noch immer als einen bloßen Gegenstand der Naturkunde, welcher nicht in das Gebiet der Pflicht herüberreiche; man sprach von weicher Sentimentalität, die sich wichtig machen und einen kleinen Ruhm erringen wolle; selbst der Spott richtete die ernste Mahnung an uns, lieber die Zahl der Menschenquälereien zu vermindern, als uns unberufen und unbeglaubigt zu Schutzherren der Thiere aufzuwerfen. Alle diese Einreden blieben indessen ohne merklichen Erfolg; der Verein erstarkte und verfolgte ruhig seine Bahn; es war der gerechte Unwille über so viele Mißhandlungen der Thiere, die unser Gefühl empörten; es war die Theilnahme an den Leiden der seufzenden Creatur, die uns näher an einander schloß; es war zuletzt der gemeinschaftliche Vorsatz, die geplagten Thiere, so weit wir es vermögen, gegen die Mißhandlungen des Menschen zu schützen und dafür eine angemessene Behandlung derselben in das Leben zu rufen, was unsere Stellung befestigte und ihr einen geselligen Wirkungskreis verschaffte. Ihn zu ordnen, zu erweitern, die nöthigen Mittel zur Erreichung jener Endzwecke herbeizuschaffen und durch das Gedeihen der Thiere unserm Geschlechte selbst zu nützen, sind wir heute

abermals versammelt. Das zu wollen, was wir aussprechen, ist eine löbliche und leichte, es mit Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit zu wollen, eine rühmliche und schwere Aufgabe namentlich in der Mitte dieses ehrwürdigen Kreises, der mir, das Wort an ihn zu richten, gestattet hat.

Lange genug, sagt ein naturhistorischer Polyhistor des zweiten Jahrhunderts (Aelian), habe ich Tugend und Pietät bei den Menschen gesucht, bis es mir gelungen ist, sie ohne Freiheit und Willkür bei den Thieren zu finden. Er beruft sich nun in seiner lehrreichen Schrift von der Natur der Thiere auf das Beispiel der Tauben, Störche, Elephanten, Hunde, Delphine, und führt dann den Beweis von der moralischen Seite, wie ihn Oken so genial von der physischen entwickelt hat, daß die Beobachtung des Thierreichs den Menschen zur Kenntniß seiner selbst führe.

Dafür spricht denn schon in unsern heiligen Büchern die Vision eines jüdischen Propheten, vor dessen begeisterten Blicken ein Mensch, Löwe, Stier und Adler als verwandte Gestalten auf feurigen Rädern vorüberschweben; auch der berühmte Maler des thierischen Laokoon (Tischbein) pflegte alle menschliche Physiognomien nach ihren Grundzügen auf gewisse Thiergattungen zurückzuführen, und unser eigener Scharfsinn gefällt sich häufig in der Beobachtung, daß einzelne Menschen und zuweilen ganze Familien mit besonderen Thiergestalten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ist nun diese Bemerkung gegründet, so folgt aus ihr, daß der Mensch als sichtbare Erscheinung den Thieren näher steht als den Pflanzen und der unorganisirten materiellen Natur; so wie er wieder als vernünftiges Wesen der Geisterwelt und ihren vielfach gedachten Abstufungen angehört. Will daher unser Verein als Anwalt und Beschützer der Thiere gegen unbefugte Drangsale auftreten, so liegt ihm, um zu wissen, was er will und beginnt, ein doppeltes Geschäft ob. Er muß nämlich genau in dieser Beziehung zuerst das sittliche Verhältniß erörtern, in welchem der Mensch zu dem Thiere in der Schöpfung steht, damit er nicht unbefugt in die Ordnung der Dinge eingreife und entweder zu viel oder zu wenig leiste; dann aber muß er aus diesen Ansichten die Rechte und Pflichten ableiten, welche er mit Rücksicht auf diese Geschöpfe ins Leben zu rufen und zu verwirklichen gedenkt. Dieser doppelte Gegenstand soll uns nun kürzlich beschäftigen; jener gehört der Betrachtung, dieser dem Leben und seiner freien Thätigkeit an; beide bilden ein Ganzes, wie Licht und Wärme; wie der Gedanke und die zu beschließende That. Möge nun auch beiden in der Darstellung die Klarheit und Faßlichkeit zur Seite gehen, die das Siegel der erkannten Wahrheit sind.

Unleugbar waltet zwischen Thieren und Menschen ein nahes und in vielfacher Aehnlichkeit sich berührendes Verhältniß ob. Mag es immer zweifelhaft erscheinen, ob das Leben, diese dem Menschen so liebe Gewohnheit, zu sein, erst mit der Pflanze beginnt, oder ob es als rege Kristallisation auch in das Reich der Metalle und Gesteine hinüberreicht, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Thiere, wie wir, leben, aus einem zarten Keime sich entwickeln, eine Beweglichkeit und Organisation besitzen, die auf einem vielfach abgestuften psychischen Grunde beruht, daß sie, wie wir, sich nähren, wachsen, gedeihen, und, wenn sie den Mittelpunkt ihres Daseins erreicht haben, wieder rückwärts schreiten, bis die Natur das stufenweise auflöst, was sie wunderbarer Weise gebildet und zusammengehalten hatte. Dabei haben sie dieselben Sinne, denselben Trieb der Selbsterhaltung, dieselben technischen Instinkte und Anlagen, die bei dem Menschen in das Gebiet seiner natürlichen Freiheit fallen, nur mit dem Unter-

schiede, daß sie sich bei den Thieren naturgemäßer entfalten und eben daher auch die unsrigen oft an Schärfe, Fertigkeit und Zweckmäßigkeit übertreffen. Eben so denken, träumen, sprechen die Thiere auf ihre Weise; sie dichten zu gewissen Zeiten, wie das ihre Gesänge und Klagen beweisen; sie sind in ihrer Art verständig, schlau, verschlagen und mit einem bewunderungswürdigen Vermögen ausgerüstet, die nahe Zukunft zu ahnen; als gesellige Thiere endlich beweisen sie Wachsamkeit, Vorsicht, Ordnung und Gehorsam, und ergänzen das durch Gewohnheit und natürliche Fügsamkeit, was bei uns Erziehung, Ueberlegung und die Achtung für das Gesetz leisten. Auch die Gelehrigkeit und Bildungsfähigkeit der Thiere ist bekannt, vom Insekte an bis zum Murmelthiere, von diesem an bis zum Hausthiere, und wieder von diesem an bis zum Löwen und Elephanten; aber diese thierische Cultur ist nicht freie Reflexion, sondern nur eine Abrichtung und Nachahmung, welche einzig und allein durch das Gedächtniß vermittelt wird; eine Heerde Affen lagert sich wohl um ein Feuer, welches Menschen verlassen haben; aber keiner unter ihnen denkt daran, es durch nachgelegtes Holz zu unterhalten, oder einen neuen Zündfunken aus dem Steine hervorzurufen. Nicht einmal die Tugenden des Fleißes, der Thätigkeit, der Mäßigkeit, der Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit können dem Thiere abgesprochen werden; aber sie ermangeln alles sittlichen Werthes, weil sie nicht durch freien Entschluß, sondern immer nur von dem sinnlichen Bedürfnisse, oder von der sinnlichen Anschauung dessen hervorgerufen werden, der sie gepflegt oder ihnen Gutes erzeigt hat. Was aber hieraus folgt, ist von selbst klar: die Thiere sind gewordene, bewegliche, lebende, unsrer leiblichen Gestaltung nahe verwandte, sie sind sogar nach einem verkürzten Maßstabe denkende, begehrende, für Lust und Schmerz empfängliche Wesen, wie wir; obschon unter sich selbst durch weite Zwischenräume getrennt, füllen sie doch eine Lücke in der Schöpfung aus, welche ohne sie weder unsern Bedürfnissen genügen, noch die nähere Kenntniß unserer selbst und unserer geistigen Bildung befördern würde. Wenn daher schon ein heidnischer Weltweiser den Armen einen Bruder des Reichen und den Knecht den niedrigen Freund seines Herrn nennt, so muß sich uns als Christen noch überdies die Ueberzeugung aufdringen, daß die Thiere als irdische Erscheinungen unsere Mitgeschöpfe sind, die von einem Hauche der Allmacht beseelt und uns als dienstbare Gefährten unserer kurzen Laufbahn zur Seite gestellt werden.

Diese organische Verwandtschaft stellt sich indessen bald von Seiten des Menschen als ein die Thiere geistig überragendes und sie von der höheren Ordnung der sittlichen Freiheit ausschließendes Verhältniß dar. Das wird zwar allen denen ein hartes Wort zu sein scheinen, die das Hochwild des Feldes, den Vogel in der Luft, den sich zu fernen Himmelshöhen aufschwingenden Adler freier nennen, als den von so manchen Fesseln des Zwanges und Bedürfnisses zur Erde herabgedrückten Menschen; und wer sich vollends einbildet, die wahre natürliche Freiheit bestehe in dem Vermögen, zu thun, was man wolle, der wird, der kann nicht anders urtheilen, als es von der ungebildeten, ihre eigene Persönlichkeit verkennenden Menge geschieht. Dennoch leidet es keinen Zweifel, daß die äußere Bewegung im Raume, die man als ein wesentliches Merkmal des organischen Lebens betrachtet, sich eben so bestimmt von der innern Freiheit des Willens unterscheidet, als das körperliche Leben von dem geistigen, die Wuth des Thieres von dem Unwillen des Menschen, oder als die niedrige Liebe des Wüstlings von der Liebe eines reinen Herzens zu Gott. Die Thiere leben daher nicht in der Freiheit, sondern nur in einem Traume der Freiheit,

genau so, wie sie nicht selbstständige und wachende, sondern nur geistig schlafende und ihren Schlummer zur Zeit noch nicht entronnene, animalische Seelen sind. Noch mehr werden wir durch diese Behauptung bei Andern anstoßen, welche die Affen zur Ebenbürtigkeit mit unserm Geschlechte zu erheben, die Spuren derselben bei einem afrikanischen Volke nachzuweisen und die aufrechte Stellung des Menschen, so wie die gegenwärtigen Vorzüge seines Geistes nur als zufällige und glückliche Ergebnisse seiner geselligen Bildung zu betrachten versucht haben. Aber abgesehen von offenbaren Mythen und Traditionen des Fetischism weiß kein Classiker der Vorzeit etwas von dieser Verwandtschaft; so weit die Geschichte reicht, werden die Menschen des entferntesten Alterthums immer als vernünftige und sittlichfreie Wesen beschrieben; da, wo die natürliche Anlage zur Vernunft und Willensfreiheit fehlt, ist es schlechterdings unmöglich, sie durch Uebung und Nachahmung hervorzurufen, und wenn das geschehen könnte, so würde der unsägliche Fleiß, den die Menschen seit Jahrtausenden auf die Abrichtung der Thiere verwendeten, längstens zu andern Resultaten, als zu bloßen Kunststücken, geführt haben. Eine stete und zusammenhängende Reihenfolge körperlicher und geistiger Kräfte findet sich daher zwischen Menschen und Thieren nicht; *es ist zwischen beiden vielmehr eine Kluft befestigt, welche sie nicht überschreiten können*; obschon beide körperlich und physisch befreundet, unterscheiden sie sich doch durch den Geist oder die *Vernunft*, durch das tiefere *Selbstbewußtsein* und den *Urgedanken*, welcher die *Unendlichkeit* erfaßt, durch eine *Freiheit des Willens*, welche jedem äußern *Zwange der Natur* zu widerstehen vermag, und durch die *Ichheit* die als der *unveränderliche Centralpunkt* unsers *Daseins* sich unaufhörlich aus seiner *Individualität* zur reinen *Persönlichkeit* herausbildet. So hoch der Gedanke des Menschen über dem thierischen und seine Sprache über dem sehr beschränkten Umfange thierischer Laute steht, eben so unterscheidet sich die menschliche Persönlichkeit von der thierischen Individualität, die nur ein eigenthümliches Concretum ihres organischen Daseins ist. Darum ist dem Menschen eine *aufrechte Gestalt* verliehen, sich von der Erde zum Himmel zu erheben; darum fühlt er überall seine *Abhängigkeit von der Natur* und ist doch wieder *frei* genug, sich eine *kleine Welt* in den Tiefen seines *Gemüthes* zu erbauen; darum geht sein anschauliches Bewußtsein der *Außenwelt* in dem *geistigen* Bewußtsein seiner *Selbst*, und dieses wieder in dem *höheren* Bewußtsein Gottes auf, dessen heiliges *Bild* er in seinem Innern trägt; darum bildet sich allmählich in seiner *Gesammtbewußtheit* eine Welt des *Lichtes*, der *Wahrheit*, der *Gerechtigkeit*, *Liebe* und *Seligkeit*, welche das höchste Vorbild seines *Denkens* und *Glaubens*, seines *Strebens* und *Handelns*, seiner gewissen *Hoffnung* und *Zuversicht* wird. Suchen Sie von dem Allen etwas Gleiches oder auch nur Aehnliches bei den Thieren, und Sie werden sich umsonst bemühen; *der Mensch allein ist von Gott mit Schmuck und Ehre gekrönt und zum Herrn gemacht über seiner Hände Werk.*

Diesen Ansichten gemäß kann nun vor dem Richterstuhle der Vernunft das wahre *Verhältniß der Menschen zu den Thieren kein gegenseitig gleiches*, sondern nur von Seiten *unseres Geschlechts ein sittliches und rechtliches sein. Kein gegenseitig gleiches Verhältniß* von Seiten der *Thiere* zu dem *Menschen* überhaupt; denn das würde bei ihrer vereinten physischen Kraft für uns eben so furchtbar und zerstörend sein, wie der schlaue Angriff räuberischer Wölfe auf eine Heerde von Schafen, die ihrer Wuth nicht zu entgehen vermag. Aber glücklicher Weise ist die Denkkraft der

Thiere auf den niedrigsten Grad derselben, die anschauliche Vorstellung und Erinnerung, beschränkt, so daß sie keinen Plan zu entwerfen, keinen Angriff zu regeln, und wenn sie von ihrem Socialtriebe verlassen sind, nicht einmal ein eigentliches Bündniß einzugehen im Stande sind. Noch viel weniger sind die Thiere eines Rechtsanspruches an den Menschen fähig, weil ihnen der freie Wille und die Persönlichkeit abgeht, welche die einzige Quelle vernünftiger Befugnisse gegen Wesen von gleichen Eigenschaften ist. Man glaubt vielleicht einen selbstsüchtigen und trüglichen Spruch zu fällen, wenn man das unermeßliche Thierreich für rechtlos in Beziehung auf die Menschen erklärt, weil ihm dann auch der Schutz des Staates durch heilsame Gesetze gänzlich entzogen zu sein scheint. Die Selbsttäuschung in dieser Folgerung leuchtet aber bald von selbst ein; der Staat nimmt sich der Thiere keineswegs darum an, weil er von ihnen zum Schutze ihres unterdrückten Rechtes aufgefordert worden wäre. Denn da sie sich unter einander selbst ohne Schonung zerfleischen, so führen sie den Beweis durch die That, daß sie einen Rechtszustand unter sich und Andern gar nicht kennen und folglich auch nicht wünschen, desselben theilhaftig zu werden. Tritt daher der Staat dennoch für die Thiere als Gesetzgeber auf, so thut er das in seinem eigenen Interesse, und hieraus erklärt es sich auch, daß die Rechtsgesetzgebung über die Behandlung der Thiere unter Christen und Nichtchristen noch so abweichend, unbestimmt, willkürlich und schwierig in der Vollziehung ist, daß sie nur in einzelnen Fällen mit Erfolg angerufen und verwirklicht werden kann. Geht man nämlich tiefer in die Natur und den Ursprung jener Gesetze ein, so wird man fast immer finden, daß sie weder aus dem Rechtsprincipe der Freiheit und Persönlichkeit, noch aus alten geschichtlichen Quellen, sondern aus bloßer Gewohnheit und Tradition, aus Rücksichten der Nationalökonomie, Polizei und Humanität, vorzugsweise aber aus einem gemischten Gefühle des Rechtes, des Anstandes und der Pflicht geschöpft sind, aus Quellen also, die zwar zusammen einen Fluß bilden, aber einen trüben, ungleichen, hier versandeten, dort von Klippen gehemmten, auf welchem sich die Barke des geselligen Lebens nur schwerfällig und langsam bewegt. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Unvollkommenheit der Gesetzgebung auf dem animalischen Gebiete in der Natur der Sache liegt, und setzen nur hinzu, daß weitere und umfassendere Ansprüche an sie, wenn sie in das Leben treten sollten, dieselben Hindernisse und Schwierigkeiten finden würden, welche jedem neuen Gesetze in den Weg treten, in dem sich Recht, Pflicht und Gefühl in ungemessenen Räumen berühren. Der kräftigste Schutz der Thiere liegt daher immer in der vernünftigen Natur des Menschen selbst, die ihm für seine Rechte und Pflichten gegen sie ein bleibendes Gesetz vorhält. Denn wie überall sich die Vernunft erhebt über die Unvernunft, so soll der Mensch auch über die unvernünftigen Thiere herrschen, die ihm zum Dienste und zur Nahrung in das Dasein gerufen wurden, so wie das Gras auf dem Felde wieder ihnen zur Weide und zum Unterhalte angewiesen ist. Der Mensch kennt daher im Lichte des Christenthums nicht mehr den alten Unterschied zwischen heiligen und unheiligen, reinen und unreinen Thieren, weil die sittliche Unlauterkeit nur aus dem Herzen kommt und Alles gut ist, was mit Dank gegen den Schöpfer empfangen wird. Und da uns bei einer tieferen Kenntniß der Natur der Unterschied zwischen Blut, Leben und Seele deutlicher geworden ist, als den Patriarchen und selbst den jüdischen Zeitgenossen der Apostel, so geben wir auch unserm Rechte gegen die Thiere nicht die Ausdehnung mehr, ihnen das Blut erst in langer Todesqual aus dem Leibe zu ziehen, damit nicht mit ihrem Blute auch ihr Leben und ihre Seele in unseren

Körper übergehe. Der Gebrauch dieses Rechtes aber, dessen Umfang durch äußere Gesetze schwer zu bestimmen ist, wird dafür durch die eigene Stimme des Gewissens und der Pflicht beschränkt, die sich auf alle freie Handlungen des Menschen bezieht, und also auch die Behandlung der Thiere unter ihre sittliche Leitung stellt. Auch sie sind Geschöpfe Gottes, der sie bei der ersten Entwickelung unserer Naturordnung zwischen die Pflanze und den Menschen in die Reihe setzte, und ihnen dadurch die Stellung anwies, die sie in der Schöpfung einnehmen sollen; auch sie gehören zu dem großen Haushalte der Natur und tragen ungemein viel zur Erleichterung unsers Berufes, zu unserm Vergnügen, zu unserer Bildung, Erheiterung und Wohlfahrt bei; auch in ihrer Abstufung, Bildung, Erhaltung und abgemessenen Wirksamkeit offenbart sich eine Macht und Weisheit, die jeden aufmerksamen Beobachter in Verwunderung setzt, und wenn ihre Zukunft in einen Schleier gehüllt ist, der selbst den weisesten König des jüdischen Volkes beunruhigte, so ist das für uns eine neue Hinweisung auf die Heiligkeit der Pflicht und Tugend, welche uns die Unendlichkeit unseres künftigen Daseins verbürgt. Daher der Opferdienst der alten Welt, in welcher Thiere so oft die Vermittler sittlicher und religiöser Ideen für unser sinnliches Geschlecht waren; daher die erhebenden Schilderungen heiliger Dichter von einzelnen Thieren, als lauten Zeugen der göttlichen Größe; daher das mosaische Verbot der zu großen Anstrengung der Thiere und die Ermahnung, die Brut der Vögel zu schonen; daher endlich der alte Spruch des Weisen: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes", und die Weihe desselben durch die noch umfassendere Lehre der Apostel: „Ist irgend ein Lob, irgend eine Tugend, der strebet nach; denn wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist's Sünde." Gegen alle diese Pflichten in Beziehung auf die Thiere, die uns Vernunft und Schrift so eindringend an das Herz legen, gibt es kein Recht, sie zu mißhandeln, zu peinigen und zu quälen, und wer sich das dennoch erlaubt, dem darf man frei und unumwunden erklären, daß ihm bei einer beschränkten Weltansicht der Beruf des gebildeten Menschen und Christen noch nicht klar geworden ist.

Tragen wir nun dieses dreifache Verhältniß unseres Geschlechtes zu den Thieren auf den ehrwürdigen Verein über, der sich zum Schutze derselben in unserer Mitte gebildet hat, so bleibt uns für seine Dauer, für sein Wachsthum und seine segensvolle Wirksamkeit nur ein dreifacher Wunsch übrig. Er bedarf zuerst erleuchteter Freunde der Thierwelt, welche dieses unermeßliche Reich in seiner netzförmigen und dennoch progressiven Ausdehnung, so weit das menschlichen Augen vergönnt ist, überschauen, und da das nur von dem Naturforscher und Naturweisen erwartet werden kann, sich wenigstens in ihren freien Stunden mit einzelnen Abschnitten, oder auch nur Individuen des Thierreichs beschäftigen, wie das in trefflichen Monographien des Löwen, des Rosses, der Biene, und namentlich der Weidenraupe geschehen ist. Die moralischreligiöse Zwecklehre, welche die eigentliche Seele unsers Vereins ist, hat keine festere Unterlage als die physische in der Erforschung des Baues und der Triebe der Thiere. Als unsere Väter die Weisheit und Größe Gottes noch aus den Elementen und Gestirnen, als sie dieselbe noch anschaulicher aus dem Reiche der Insekten, der Fische, Vögel, Land- und Seethiere bewiesen und vor Augen stellten, hatte auch ihr religiöser Glaube eine tiefere Wurzel als jetzt, wo man nur die Ideologie, Dialektik und Autorität des Buchstabens kennt, welche dem Anfänger das bei weitem nicht gewähren, was ihm die fromme Naturanschauung täglich und stündlich an das Herz legt. Ich muß diese Bemerkung namentlich denen empfehlen, die so oft von dem

rechten Sinne und Geiste unserer heiligen Bücher sprechen, und doch nicht einmal die Namen der vielen Pflanzen und Thiere kennen, die für die tiefere Erfassung jener heiligen Schriften so wichtig und bedeutungsvoll sind. Wie weit hier unsere Zeit, wie weit sie namentlich in der vergleichenden Anatomie der Menschen und Thiere, ja selbst in der Psychologie der letzteren fortgeschritten ist, wissen wir Alle, und lassen daher gewiß auch kein Ergebniß jener Forschungen für unsere eigene Bildung verloren gehen. Ihr verdanken wir das lebhafte Interesse, welches achtungswürdige Männer aus allen Ständen, welches namentlich berühmte Naturforscher, die Säulen unseres Vereins, seiner Begründung gewidmet haben; ihr verdanken wir ferner die kräftige Theilnahme, der er sich von der großen Mehrzahl würdiger Geistlichen und wohlwollender Schullehrer des Landes zu erfreuen hatte, ihr die Anerkennung und den Schutz, den ihm unser hochverehrter König, die hohen Ministerien des Innern und des Cultus gewährten; ihr die freundliche Aufmerksamkeit verschwisterter Vereine, ja selbst fremder Regierungen, die von unserm Beginnen Kenntniß nahmen. Diese genauere, eifrige, fortschreitende Kenntniß des Thierreiches wollen wir denn auch in unserer Mitte als das Lebenselement, als das eigentliche Kleinod unserer Gesellschaft bewahren; sie in faßlichen, zweckmäßigen und wohlfeilen, wo es sein kann, sogar unentgeldlich dargebotenen Schriften zu verbreiten, und in einzelnen Fällen zuweilen durch angemessene Preisaufgaben hervorzurufen, soll auch künftig unser Bestreben sein. Namentlich aber soll der Entschluß, uns an Kirche und Schule, diese gemeinsame sittliche Pflegeschule des Volkes, immer inniger anzuschließen, bei uns fest und unerschütterlich stehen; denn ohne ihren Beistand würden auch die glücklichsten Leistungen manchen Wagnissen und Wechselfällen unterworfen sein.

Dennoch sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß von unserm Vereine auch das Beispiel eines musterhaften Verhaltens gegen die Thiere ausgehen muß, wenn das Volk den Mißhandlungen derselben entsagen soll. Ich will nichts von der übertriebenen Sentimentalität derer sagen, die es für Sünde halten, nur zufällig eine Fliege oder einen Wurm zu tödten; das sind Regungen eines ängstlichen und kranken Gewissens, weil das niedrigste und niedrige organische Leben der sich nur regenden Thierwelt noch von geringer Bedeutung ist, und seinen Preis erst in der Annäherung der Psyche des Thieres an die menschliche erhält. Auch den Gegensatz von dem täglichen Hinschlachten ganzer Heerden und dem Einflusse des überwiegenden Fleischgenusses auf die Gesundheit und Sittlichkeit unseres Geschlechtes will ich nicht berühren; die alten und neuen Pythagoräer, namentlich der unsterbliche Verfasser der Metamorphosen, haben uns hier nach dem Beispiele der Aegypter und der mosaischen Gesetzgebung sehr ernste Warnungen hinterlassen, und es ist wohl möglich, daß die mit der Wasserflasche angefangene Reform unserer Diät erst durch eine bedeutende Ermäßigung des Fleischfraßes (Kreophagie) ihre Vollendung erhält. Dafür gibt es einen Luxus in dem Einfangen und Halten vieler Thiere zum Prunk und Vergnügen, welcher viele Nachtheile hat; es gibt eine Vertraulichkeit mit gewissen Thieren, wie Hunde, Pferde und gezähmte Bestien, welche oft nachtheilig auf den sittlichen Charakter einwirkt; es gibt endlich eine falsche Zärtlichkeit gegen besondere Lieblingsthiere, welche die Menschen verwöhnt, verweichlicht, ja zur Härte und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Geschlecht verleitet. Und nun denke man erst an das unbefugte Wegfangen der Singvögel, an die Excesse in der Pflege und wieder der Ausrottung ganzer Thierarten, an die Unregelmäßigkeit ihrer Zucht und Abwartung, an ihre muthwillige Verstümmelung und frivole Vernachlässigung, an ihr

Hetzen, Peitschen, Ueberbürden, an die ganz unnützen Gewaltthätigkeiten und Peinigungen vor und in dem schmerzlichen Tode, den wir ihnen unter grausamen Qualen und Zuckungen bereiten. Das Alles nicht allein zu meiden, sondern es auch in der häuslichen Umgebung nicht zu dulden, ist Pflicht für jedes würdige Mitglied unseres Vereins; es ist schon eine Tugend von einem bedeutenden Umfange, gerecht und wohlwollend gegen die Thiere, beides ohne Mangel und ohne Uebertreibung zu sein; aber je pflichttreuer wir hier Anderen mit gutem Beispiele vorangehen, desto schneller wird auch die Besserung des Volkes auf diesem Gebiete seiner Pflichten wachsen; und das ist gerade der zweite Wunsch, dessen Erfüllung uns heute nahe liegt.

So bleibt mir für den dritten und letzten, der allerdings problematischer und kritischer Natur ist, nur noch ein kurzes Wort übrig, welches ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sie sehen, daß hier von der Disciplin, oder doch von den eleuktischen und correctiven Mitteln die Rede ist, die unser Verein für seine Zwecke in Anspruch nehmen darf. So viel ist klar, daß uns ein persönliches Strafrecht gegen die Thierquäler nicht zur Seite steht, weil dieses ein ausschließendes Attribut der Obrigkeit und Familienhäupter in ihrem Kreise ist; der Staat hat sich hier, wie wir bereits eben bemerkten, in seiner polizeilichen und criminellen Gesetzgebung auch in einer neuen Berathung dieses Gegenstandes sehr kurz gefaßt; wir haben überdies weder die Lust, noch das Befugniß, als Beamte und Diener des Gesetzes aufzutreten und uns dadurch in persönliche Mißverhältnisse zu verwickeln. Es ist merkwürdig, daß einzelne, sonst gebildete Völker in der milden und zarten Behandlung der Thiere dem Türken, Araber und Russen nicht gleichkommen, ja vielleicht nicht einmal die Vergleichung mit andern Bewohnern unsers Welttheils, den Briten und Spaniern aushalten, eine Erscheinung, die sich nur aus dem Festhalten einzelner Nationen an alten Gebräuchen und Gewohnheiten, an altem Rechte und Unrechte erklären läßt.

Man darf indessen auch von der andern Seite nicht übersehen, daß unser Verein kein bloß meditativer und theoretischer, sondern auch ein praktischer und das Volksleben unmittelbar berührender sein will. Eine solche Gesellschaft kann ohne Disciplin nicht bestehen; sie muß bei offener Verletzung oder gar Verhöhnung ihrer Gesetze zuerst ermahnen, dann aber auch drohend und bessernd einschreiten; wer nicht hören will, der mag empfinden und büßen, um es auf dem Wege schmerzlicher Erfahrung zu lernen, daß man die Gesetze der Natur und Humanität nicht ungestraft übertreten darf. Gewiß wird hier unsere Gerechtigkeitsliebe immer von Klugheit und Vorsicht geleitet werden; die Belohnungen, welche wir von Zeit zu Zeit armen und ausgezeichneten Thierfreunden gewähren, werden den Unwillen der Barbarei über wohlverdiente Strafen reichlich aufwägen; die höchste Gewalt unseres Vereins wird immer die siegende Gewalt der Wahrheit und des guten Beispiels sein, weil nur der freie Gehorsam Gott und Menschen wohlgefällt.

9) Der Schlaf, ein lehrreiches Bild unserer Schwäche und Abhängigkeit.

Eine Naturerscheinung ist der Schlaf, der wir und alle Lebendigen uns unterwerfen müssen, die der Thor und der Weise, der Monarch und der Bettler mit einander gemein haben, die in gewisser Hinsicht uns so tief demüthigt, in andern Beziehungen aber wieder so ermunternd und erhebend ist, in allem Be-

trachte aber höchst nützlich und lehrreich für uns werden kann und soll. Der Schlaf ist ein lehrreiches Bild unserer Schwäche und Abhängigkeit.

Bild unserer Schwäche, ja wohl! Denn der Müde versuche es doch, ihn zu verbannen; auf einige Stunden wohl, vielleicht auf mehrere Tage und Nächte wird er es können, wenn es sein muß; — am Ende erliegt er. Was er auch beginne, über die nothwendige Einrichtung seiner sinnlichen Natur vermag er nicht zu gebieten. Wie er nicht bewirken kann, daß der Kreislauf des Blutes in seinen Adern die entgegengesetzte Richtung nehme, das Alter ihn nicht beuge, der Tod ihn nicht endlich hinwegrufe: so kann er es auch nicht dahin bringen, daß jenes Bedürfniß der Natur ihn nicht überwältige. Hier ist er nicht frei. Die ungetreuen Kräfte versagen ihm den Dienst; seine Ohnmacht verspottet den kühnen Vorsatz; er ist zuletzt, selbst über dem Bestreben, es nicht zu wollen, eingeschlafen.

Und wie schwach ist er nun vollends im Zustande des Schlafes! Das laute, lebendige Spiel seiner Kräfte hat aufgehört. Vergessen sind die Entwürfe des Tages. Die gewohnte Arbeit feiert. Keine Spur von dem, was er vermag, verräth sein Aeußeres. Hier ist der Geistvolle, wie der Einfältige, der Thätige, wie der Träge. Wer sieht es dieser Hülle an, daß dieser Mund so sinnreiche Gedanken aussprach, oder so reizende Töne sang; daß diese Hand so künstliche Formen schuf, oder so nützliche Arbeiten fertigte; daß diese Glieder, von einer verborgenen Gewalt beseelt, so mächtig, so wunderbar sich regen und wirken konnten. Klein und sich selbst unähnlich ist der Mensch, wenn er schlummert. Wie groß und majestätisch er wachend sei, hier ist alle Größe verschwunden. Welche Bewunderung er da erhalte, hier ist er geworden, wie der Geringsten Einer. Wie furchtbar und allgefürchtet er da hervortrat, hier ist er ungefährlich und wehrlos. Der Verfolgte mag hier sich ihm nähern und ungestraft ihn verspotten. Die Feigheit kann hintreten an sein Lager und ihn für immer entwaffnen. O wahrlich, wer das Bild der Schwäche darstellen will, der zeichne den Schlaf!

Nur du wirkst allein unaufhörlich, du wirktest bisher und wirkst in Ewigkeit, Schöpfer des unermeßlichen Alls, erhabenstes Wesen, vor dem wir im Staube uns demüthigen! Ach, daß wir mit heil'ger Scheu deine Größe empfinden und mit Freuden ihr jauchzen; daß wir deiner allwirksamen Macht und deiner nie ermüdenden Vatersorgfalt uns voll Zuversicht anvertrauen: daß wir unsere Abhängigkeit von dir in kindlicher Unterwerfung erkennen möchten, um dir zu gefallen!

Wie werden wir doch durch jeden Schlaf so besonders lebhaft an diese Abhängigkeit erinnert! Des Schlafenden Sinne sind für die Außenwelt geschlossen, und damit hört seine Sorge und Wirksamkeit auf. Ihm droht Gefahr; er kann sie nicht abwenden. An seinem Eigenthum vergreift sich eine diebische Hand; er kann es nicht hindern. Seine Habe geht in Flammen auf; er kann sie nicht retten. Sein Leben überfalle der tückische Meuchelmord; er kann sich nicht schützen. Die Welt könnte um den Schlafenden her untergehen, und er würde vielleicht nur dann erst etwas gewahr, wenn ihn selbst das furchtbare Geschick ergriffe. Denn nicht immer sind Freunde, die ihm Hilfe bringen, oder die seiner Hilfe bedürfen, um ihn her. Fern und nahe schläft Alles mit ihn, wenn schweigende Nacht die Erde in Schatten hüllt. Ihn schützt nicht der lichtscheue Sünder, der ihn vielleicht in der Finsterniß zum Gegenstande seines Bubenstückes macht. Wer sonst noch, indem er ruht, die nächtlichen Stunden in trüber Sorge oder in stillem Fleiße durchwacht, weiß nichts von ihm, oder kann ihm doch nicht helfen. Und alle Wächter der Sicherheit, was vermögen sie allein zu unserer und vollends zur Er=

haltung des Ganzen? Wo der Herr nicht die Stadt behütet — und die Welt ist eine einzige große Stadt — da wacht das Auge der Kreatur umsonst.

Unsere Abhängigkeit von Gott macht uns der Schlaf mithin doppelt fühlbar und setzt sie außer allem Zweifel. Am Tage, wo die Lebendigen alle geschäftig sind, möchte der Ungläubige dieser Ursache die Erhaltung der Dinge beimessen; möchte der Selbstgenügsame wähnen, die Welt bestehe durch ihn. Senkt aber die Nacht sich herab; beginnt jede arbeitende Kraft zu feiern; wiegt tiefe Ruhe das müde Leben ein; und wir fragen ihn: Wer nun, da Keiner mehr sorgt, das Ganze erhalte; wer nun, da Alles schläft, für Alle wache; wer nun, da todtenähnliche Stille überall verbreitet ist, mit lebendigem Odem durch die Schöpfung wandle und die heilige Schaar der Sterne im sicheren Gleise am Himmel auf und nieder leite: — dann muß er anbetend verstummen, dann zerknirscht sein Nichts fühlen, und Dich, der Du, ohne seiner zu bedürfen, alle Dinge mit Deinem kräftigen Worte trägst, in Demuth verehren.

Nachdenkenden und Rechtschaffenen wird dieses Gefühl auch nie fremd. Gern und dankbar bekennen sie, daß sie Alles, was sie haben und sind, von einem Höheren empfangen, und dessen väterlicher Aufsicht, wie die Fortdauer, so das Glück ihres Lebens zuzuschreiben haben.

Laßt uns die Nähe des Vaters, von dem wir in jedem Augenblicke unseres Lebens abhängen, überall fühlen, und, wo wir des Allmächtigen bedürfen, fest auf ihn hoffen; laßt uns einschlafend Leib und Seele dem empfehlen, der Beides gegeben hat: — dann werden wir, so oft uns der dämmernde Morgen oder bei Nacht schon ein Unfall aufweckt, getrost und ruhig zu einer frohen und gewissenhaften Uebung der Pflicht auf der Stelle geschickt sein. (Dräseke.)

10) Rede bei der Einweihung des Dampfschiffes „Gutenberg“ in Mainz,

gehalten am 15. August 1838 vom Bischof Kaiser zu Mainz.

Verehrteste Anwesende! Die Erinnerung zweier großer Ereignisse tritt vor unsere Seele, indem wir vor diesem Schiffe bereit stehen, demselben zur Erreichung seiner wohlthätigen Bestimmung den Segen des Himmels zu erflehen, es durch das Gebet der Kirche zu seinem Dienste einzuweihen und ihm unter Beilegung des gefeierten Namens Gutenberg die sogenannte Taufe zu ertheilen. Ich meine die beiden Ereignisse der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Schifffahrt, insbesondere nun der Dampfschifffahrt. Zwei herrliche Zeugen menschlichen Scharfsinns und Fleißes! Ich will nicht von unserm Gutenberg und seiner Erfindung, nicht von den weltumfassenden Folgen, die sie gehabt, reden; es ist dies bereits von unsern Mitbürgern in Mainz bei der vorjährigen Inaugurationsfeier geschehen, und durch Wort und Handlung in würdiger Weise ausgesprochen worden.

Wenn aber, will ich nur bemerken, wenn die Buchdruckerkunst das Mittel ward, die Hervorbringung des einen Geistes zum Gemeingute Aller zu machen und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, vordersamst aber die beseligenden Offenbarungen des höchsten ewigen Geistes, das theure Wort, im Ländchen Juda gesprochen, die heiligen Urkunden unserer Religion mehr und mehr zu verallgemeinen und auch den Minderbemittelten zugänglich zu machen, so wie überhaupt Alles, was auf dem einen Punkte der Erde Wahres und Gutes, Schönes und Nützliches hervortritt, in tausend und abertausend Stimmen auf allen andern Punkten der Erde vernehmbar werden zu lassen: so dient hinwieder das Dampfschiff dazu, die

Communication zwischen Völkern und Ländern zu erleichtern, zu erhöhen, und die Produkte eben jener Kunst und des menschlichen Denkens, Sinnens und Thuns, so wie des Bodens und Klimas auf den die Erde umgebenden Wassern, durch die Gewalt des Feuers getrieben, von Strom zu Strom, von Meer zu Meer, von einem Pol zum andern zu tragen; ja nicht nur die Produkte menschlicher Thätigkeit, sondern die Menschen selbst aus dem einen Welttheile in den andern zu bringen und mit Leichtigkeit und wie mit Blitzesschnelle sich in die Arme zu führen, so daß die Hindernisse der Zeit und des Raumes unendlich gemindert, fast aufgehoben erscheinen.

Fürwahr, wir staunen ob so großer menschlicher Erfindung, und der Mensch könnte bei ihrer Erwägung stolz sein auf die Macht, die seinem Geiste inwohnt; aber solch ein Stolz hat doch nur dann einen guten Grund und Werth, ist nur dann wahrhaftig ehrwürdig und wohlthuend, wenn er zugleich der Demuth und Bescheidenheit nicht ermangelt, wenn der Mensch dem die Ehre gibt, dem sie gebührt, Gott; wenn er nicht vergißt, daß er nicht der Schöpfer, sondern das Geschöpf ist, daß sein Geist Gottes ist und er mit Gottes Kraft schafft, was er schafft; wenn er nicht vergißt, daß der Geist Gottes es sei, der das Wollen und das Vollbringen gibt, daß es des Menschen Sache ist, bei der Gabe mitzuwirken, daß aber seiner Arbeit Segen von Oben kommen muß. Von dieser Ueberzeugung sind auch Sie, verehrte Herren Besitzer dieses Dampfschiffes, ausgegangen, indem Sie das Ansinnen an mich gestellt haben, demselben die sogenannte Taufe, d. i. die höhere Weihe und kirchliche Segnung zu ertheilen. Ich entspreche gern Ihren frommen Wünschen und verrichte die Handlung im Namen des Herrn und seiner heiligen Kirche, und nach der Leitung unseres Diöcesan-Rituals.

So sei denn, du Schiff unseres Gutenberg, und bleibe im Schutze des Allmächtigen, dem wir dich betend empfohlen haben. Seine Rechte wahre dich vor allem Unglück. Der Herr, der die Abgründe durchschauet, wache über dir und denen, die dich lenken. Der Herr, der auf dem Meere gewandelt, den Winden und Wellen geboten und dem sinkenden Petrus die schützende Hand gereicht, reiche sie, wie wir gefleht, allen denen, die auf diesem Schiffe reisen werden, und bewahre sie und alle Habe, die sie ihm anvertrauen werden, vor allen Gefahren, vor Sturm und Ungewitter, errette sie aus jeglicher Noth und führe sie jederzeit in den gewünschten Hafen, damit sie in Friede und Fröhlichkeit die Fahrt beginnen, fortsetzen und vollenden und nach glücklicher Vollbringung ihrer Geschäfte wohlbehalten zu den Ihrigen heimkehren. Amen.

11) Rede bei Enthüllung der Schillersstatue.

Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wir Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuren Volksgenossen, der unser Stolz und unsere Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palaste bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Grenzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimath seines Geistes zu schauen, unseres Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unserm huldreichen Könige, der unsere Gefühle theilt, der sich mit fürstlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugesellt, der dem gefeierten Mitbürger diese würdige Stelle eingeräumt hat; Dank dem größten Bildner unserer Zeit, Thorwaldsen, den

die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jetzt, kunstreich im Erze festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüth' Hyakinthos.
Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

Es sind welche unter uns, die den Verklärten im Leben gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja, in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblicke: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns Andern ist Keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wiederfände.

Ja, bei diesem Anblicke wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte, dieses Bild sagt uns, was in ihm war, und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das genialische Geheimniß" ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm ist."

Diese Stirne versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt „das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseins auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern", war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre; daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unseres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt, der Mensch in seiner mannigfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch echte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser

Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschet, durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am Geschmacke zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblößtem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Gluth geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesetzt. Oder wäre Schiller im verwerflichem Irrthume befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdischen Menschenleibes in

einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen." Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, ferne von Demjenigen gewesen sein, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen's — so klar erkannt, wenn er auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist!

Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jetzt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so Vieles im Gebiete des Werdens der stetigen Entwickelung überlassen bleiben: das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besitzt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — Ihr gibt er die Ehre.

(Gustav Schwab.)

12) Aus einer Rede bei der Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg am Pfingstfeste 1840.

Seit vier Jahren stand dieser Gottestempel geschlossen und verödet. Der seit vier Jahrhunderten täglich ihn durchschallende Laut der Psalmen war verstummt; keine Hymnen, keine Orgeltöne erklangen mehr in ihm; selbst die Glocken schwiegen und im verschlossenen Innern erdröhnten die Werkzeuge der Bauleute, Hammer und Meißel der Steinarbeiter; Gerüste wurden gebaut und wieder abgetragen; Alles lag voll Schutt und Trümmer, und Verwüstung und Zerstörung herrschte überall. Traurig anzusehen und doch wieder erfreulich; denn es galt ja, ein großes, schönes Werk zu vollbringen. Was im Laufe mehrerer Jahrhunderte ein verirrter Kunstgeschmack darin verunstaltet, was unverständliche Prunksucht und kleinliche Eitelkeit Entstellendes hinein gebaut, sollte daraus entfernt, das oft schonungslos Verstümmelte und nachlässig Zerbrochene in ursprünglicher Gestalt wieder ergänzt, vom Anfang her unvollendet Gebliebenes möglichst vollendet, und, soweit die Mittel reichten, die reine Urform hergestellt werden. Und so ist es geschehen! Dank dem kunstsinnigen Könige, der Anschlag und Mitttel dazu gab! Dank den Behörden und Künstlern, welche die Ausführung beförderten und leiteten!

Wer seit vier Jahren diesen Dom in seinem Innern nicht mehr gesehen, wird ihn heute kaum wieder erkennen. Frei schweift nun der Blick durch die majestätischen Hallen hin, nicht mehr, wie ehemals, durch die hölzernen Bühnen und Logen,

die eine vergangene kleinliche Zeit sich hinein gebaut hatte, als sei ihr der Raum zu groß für ihren Athem und ihre Begeisterung. Frei streben die gewaltigen und doch schlanken Pfeiler himmelwärts, nicht mehr verunstaltet durch geschmacklose Grabdenkmale, welche die Eitelkeit gleich krüppelhaften Auswüchsen, an sie hingeklebt, der es gleich galt, ob sie Gottes Haus verunstalte, wenn nur Name und Wappen über den modernden Gebeinen ihrer vormaligen Träger prunkten. Großartig breitet dort über dem Mittelschiff, wo eine unförmige Kuppel das Auge verletzte, ein neues kühnes Gewölbe sich aus, die bedeutungsvolle Kreuzgestalt des großen Ganzen wieder in engerer Kreuzform zusammenschließend. Nicht mehr hemmen den Blick die schweren Eisengitter, die gefängnißartig das innere Heiligthum absperrten; frei blickt nun das Auge auf den Hochaltar hin; ungehindert können die Gläubigen Theil nehmen an der heiligen Handlung des Priesters am Altare. Auch der steinerne Boden, der im Laufe der Jahrhunderte durch die Fußtritte darüber hingegangener frommer Geschlechter ausgehöhlt, oder über ihren vergessenen Gräbern eingesunken war, —. das einzige Rührende in der großen wüsten Entstellung; — auch der Boden ist neu gelegt, und sicher gleitet nun der Fuß über die ebene Fläche dahin. Orgel und Musikchor, die vormals in jene hohe Halle dort bühnenartig hinein gezimmert waren, sind verschwunden; geheimnißvoll dringt hinter dem Hochaltare die Macht der Töne hervor, um alle Sinne, alle Herzen dorthin zu lenken, wo die heiligen Mysterien gefeiert werden. So steht nun der herrliche Bau in seinem Innern in ursprünglicher Würde wieder da. Reinheit des Styles und Einheit des Raumes, das heißt Entfernung aller fremdartigen Zuthaten am Gebäude, nnd aller Hindernisse, welche der sittlichen Verbindung der versammelten Gläubigen unter sich und mit dem Priester und dem Altare im Wege standen, also Reinheit des Baues und Einheit der Kirchengemeinde, das ist der lohnende Gewinn dieser vierjährigen Unterbrechung. R e i n h e i t und E i n h e i t, zwei auch im Geistigen höchst bedeutungsvolle Worte.

Wenn nun der Wiedereinzug in den also gereinigten Tempel gerade heute, am heiligen Pfingstfeste, stattfindet, so liegen darin Beziehungen, die ich nicht erst aufsuchen, die ich, da sie sich selbst darbieten, nur aufnehmen darf, um das Fest und das Ereigniß gleich lehrreich und bedeutungsvoll für uns zu machen. Denn das Fest erinnert uns an jenen ersten Pfingsttag, wo die durch den Tod und die Erhöhung des Erlösers vereinigte Menschheit in ihren Erstlingen wieder zum Tempel Gottes eingeweiht ward, — durch den mit Windesbrausen und in Feuerzungen herabkommenden heiligen Geist, der an diesem Tage die christliche Kirche sich erbauete zuerst aus den zwölf Grundsäulen, den Aposteln, dann aus den übrigen Jüngern und den dreitausend, die auf die Predigt Petri schon am ersten Tage gläubig und als erste Bausteine eingefügt wurden in den göttlichen Bau, dessen Eckstein Christus ist.

Zu dem Baue dieses geistigen Tempels sind auch wir berufen; auch wir sind zu Bausteinen an diesem ewigen Gotteshause erwählt; denn auch an uns ist das Wort des Apostels gerichtet: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?" (1. Kor. 3, 16.) Und wiederum: „Ihr seid erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, wovon Jesus Christus der Eckstein ist, durch welchen das ganze Gebäude zusammengehalten wird und emporwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, durch den auch ihr mit eingebaut seid zu einer Wohnung Gottes im Geiste. (Ephes. 2, 20—22.)

Von diesem g e i s t i g e n T e m p e l b a u e G o t t e s i n d e r M e n s c h h e i t will ich daher heute zu euch reden, von dem Werke, welches das Ende aller Wege

Gottes, das Ziel seiner ganzen Schöpfung ist, um dessentwillen allein alle Dinge bestehen. Auch dieser steinerne Dom ward ja nur erbaut zur geistigen Erbauung der Christengemeinde; heilige Feste werden darin gefeiert, Gottesdienst und Predigt darin gehalten zur Erbauung; und so möge mir denn heute Dom, Fest und Predigt Anlaß, Stoff und Mittel werden, euch im Geiste zu erbauen durch die Gnade und Kraft des ewigen Baumeisters, des heiligen Geistes Gottes! Er löse mir die Zunge und euch Ohr und Herz!

Mit Recht bewundern wir diesen majestätischen Dom als ein erhabenes Werk menschlicher Kunst: diese hohen, mächtigen Pfeiler, diese weiten Hallen, diese kühnen Bogen, diese schwebenden Gewölbe, nur gehalten durch Druck und Gegendruck, durch kunstreiche Spannung, die das eiserne Gesetz der äußern Welt, das Gesetz der Schwere, aufhebt durch die Schwere selbst, und diese gewaltigen Massen schwebend erhält, und sinnbildend, wie auch in uns die Wucht der sündhaften Schwere, die uns kraft der sinnlichen Triebe zur Erde niederzieht, überwunden werden soll durch die Macht der heiligen Liebe, die, uns innig verbindend, uns Alle himmelan hebt! — Aber wie herrlich und großartig auch dieser Dom: was ist er gegen die Werke dessen, der nicht bedarf der Tempel von Menschenhänden erbaut? Riesenhaft erscheint uns wohl dieser Bau, und doch! entfernt euch einige Stunden weit und schauet zurück nach ihm: kaum findet ihr ihn wieder; er schwindet zu einem dunklen Punkte zusammen, kaum erkennbar dem Blicke!

Und nun wendet euch mit mir zu den Hochgebirgen: welchen Tempel des Herrn erschauen wir dort! Pfeiler aus den tiefsten Tiefen der Erde bis weit in die Wolken hinaufragend; ihr krystallenes Dach von ewigem Eis und Schnee; donnernde Lawinen und Gletscherkrachen das Glockengeläute, Wolken der Opferdampf; Sturmgeheul das Orgelspiel, Brausen der Wasserfälle das ewige Psalmengebet, das wiederhallt durch die Thäler, daß, wie der Psalmist sagt: „Ein Abgrund dem andern zuruft“: (Ps. 41, 8) Was ist das Werk der Menschenhand gegen diese Werke Gottes?

Und nun wiederum blicket in einer klaren Nacht über euch nach den Sternen: welch' ein anderer Tempel eröffnet sich euch dort! Ausgespannt ist die unermeßliche Veste des Aethers, Räume umfassend, deren Ausdehnung unserem irdischen Sinne unergründlich, undenkbar ist; unzählige Lichtwelten wälzen sich in ihm; Lichtströme fluthen hindurch, deren jeder Tropfen eine Sonne, jede Welle ein Weltensystem ist. Aus unzählbaren Sternen fließen die Lichtstrahlen in dein kleines Auge zusammen, Strahlen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes Jahrtausende brauchten, ihren Weg zurück zu legen bis in dein Auge. Diese Sonnen alle mit ihren dienstbaren Welten tanzen vor dem Herrn ihren Reigen; „er nennet sie alle mit Namen.“ (Ps. 146, 4.) „Er führet sie, wie ein Heer, bei der Zahl heraus; freudig leuchten sie vor ihm auf ihrer Wacht, und wenn er sie hervorruft, antworten sie: Hier sind wir!“ (Baruch 3, 44. Isai 40, 26.) Er weiset ihnen ihre Bahnen, die sie nicht überschreiten; in majestätischer Ruhe, in schönem Ebenmaße wandeln sie vor seinem Blicke, und die Harmonie ihres Sphärenklanges ist sein ewiger Lobgesang. Und dieses lichte, wohlgeordnete Weltall, gegen das unsere Erde mit all' ihrer Herrlichkeit weniger ist, als ein Tropfen am Eimer, als ein Sandkorn am Meeresufer, ist es nicht ein würdiger Tempel Gottes? Und wer erbaute ihn? Sein heil. Geist, die ewige Weisheit. Hören wir sie selbst reden! Also spricht sie durch Salomos Mund: „Als er die Himmel bereitete, war ich zugegen; als er nach sicherem Gesetze den Abgrund in die Runde umfaßte; als er den Aether droben festete, und die Brunnen der Tiefe abwog;

als er dem Meere sein Ziel setzte und den Wassern ihre Grenze; als er den Grund der Erde legte: da war ich bei ihm als der Alles ordnende Werkmeister. (Sprüchw. 8, 27.) Und was setzt die ewige Weisheit, der Geist Gottes hinzu? Höret das wunderbare Wort: „Meine Freude ist auf der Erde, und meine Lust ist's, zu wohnen bei den Menschenkindern!" Also alle die wunderbare, unerforschliche Herrlichkeit der himmlischen Schöpfung genügt Gott nicht; auf ein anderes verborgenes Ziel hat er es abgesehen; nach einem andern Tempel noch verlangte ihn. Und welcher ist dieser Tempel? Du selbst bist es, o Mensch! Deine Seele ist es, mit der Fähigkeit ausgerüstet, ihn zu erkennen, ihn zu lieben; mit der Bestimmung, alle jene sichtbare und unsichtbare Herrlichkeit ewig mit ihm zu theilen, ewig mit ihm zu beherrschen. Deßhalb sprach er, nachdem der Geist Gottes auf den uranfänglichen Wassern sein Werk vollbracht hatte: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und zu unserem Gleichnisse. (1. Mos. 1, 26.) Und er formte ihn aus der Erde und hauchte ihm in's Antlitz seinen Hauch des Lebens. Nun war der wahre, lebendige Tempel Gottes erbaut und eingeweiht und der heil. Geist hatte Besitz von ihm genommen. Aber eben weil es ein lebendiger, geistiger Tempel, ein Tempel der Liebe sein sollte, darum ward die Behauptung dieser Würde und der damit verbundenen Seligkeit in die Freiheit des Menschen, in seine eigene Wahl gelegt. Er sollte die heilige Stätte, den Altar Gottes in sich hüten und das ununterbrochene Opfer kindlichen, liebenden Gehorsams darauf darbringen. Allein von dem neidischen Versucher verlockt, ließ er den Keim alles Bösen, die Selbstsucht, in sich Wurzel fassen, wollte nicht mehr Gottes Tempel, sondern selbst wie Gott sein; er sündigte, vertrieb aus sich den heiligen Geist und fiel dem Tode und Verderben anheim; die sündhafte Wurzel der Selbstsucht, die er in seine Natur eingepflanzt, wucherte fort und entwickelte sich mit vergiftender Gewalt in seinen Nachkommen. Der irdische, fleischliche Sinn verdunkelte immer mehr das Licht des Geistes; das Geschlecht versank in gräuelhafte Sünden, und als Gott sah, daß alles Fleisch seinen Weg verderbt hatte auf der Erde, gereute es ihn seiner Schöpfung, und er sprach: „Mein Geist soll nicht bleiben in dem Menschen ewig; denn er ist Fleisch! (1. Mos. 6, 3.) Und die Sündfluth vertilgte das entartete Geschlecht, ohne in den wenig Geretteten die Wurzel des Bösen zu tilgen. So war nun der Tempel Gottes in der Menschheit wieder entweiht und zerstört und der heil. Geist aus ihr gewichen. Und doch konnte er, der Liebende, sie nicht ganz verlassen. Wie er einst über den chaotischen Wassern der Sündfluth geschwebt hatte, so schwebt er jetzt auch wieder, auf eine neue Schöpfung sinnend, über den Wassern der Völkerströmung fort und von Geschlecht zu Geschlecht bereitete er sich irgend ein reines Haupt, auf dem er sich niederlassen konnte, um mit dem Oelzweige der Hoffnung auf die künftige neue Schöpfung und Begeisterung durch den Erlöser hinzudeuten. Angefächelt von seinem Flügelschlage, berührt von seinem Hauche, sprachen dann die Propheten begeisterte, geheimnißvolle Worte von der großen Zukunft. Dann sang David „von dem Geiste, den der Herr aussenden, der Alles neu schaffen und das Antlitz der Erde erneuern werde; von dem Erlöser, der als Besieger des Todesgefängnisses in die Höhe des Himmels hinauffahren, und dort geistige Gaben für die gesammte Menschheit empfangen werde" (Ps. 103, 30; 67, 19. Ephes. 4, 8.) Isaias sang „von dem Zweige, der aus der Wurzel Jesse sprossen, und auf welchem ruhen werde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Gottseligkeit; von dem Wasser geistiger Erquickung, das dann Alle frohlockend schöpfen

werden aus dem Brunnen des Erlösers" (Isai 12, 3. Vergl. Joh. 7, 37); Jeremias „von dem neuen Bunde, den der Herr mit seinem Volke schließen, und wie er sein Gesetz in ihre Herzen schreiben und alle ihre Sünden vergessen und er ihr Gott sein werde und sie sein Volk" (Jerem. 31, 33); Ezechiel „von dem neuen Herzen und dem neuen Geiste, die anstatt des steinernen Herzens den Menschen werden gegeben werden (Ezech. 11, 19), und Joel „von dem Geiste Gottes, der alsdann werde ausgegossen werden über alles Fleisch (Joel 2, 23.).

Und als nun die Fülle der Zeiten erschien, da war es wieder der Geist Gottes, der dem Sohne Gottes den Tempel baute in dem jungfräulichen Schooße Mariä; er war es, der Johannes, den Täufer, schon vor der Geburt heiligte und ihn rüstete zum Herolde des von den Propheten verkündigten, nun herannahenden neuen Gottesreiches. Er war es, der bei der Taufe im Jordan in Taubengestalt auf den Herrn herabschwebte und ihn dem Täufer bezeichnete als den Begründer und Herrn des Reiches, „der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt tragen, und taufen werde nicht bloß mit Wasser, sondern mit Feuer und dem heiligen Geiste." (Joh. 1, 29. Matth. 3, 11.) Und als nun die göttliche That der Erlösung durch den Tod des Gottmenschen am Kreuze vollbracht und durch seine Auferstehung und Himmelfahrt besiegelt war: da war es der vom Vater und vom Sohne gesandte heilige Geist, der in Wesens- — und Willens- — Einheit mit dem Vater und Sohne die Fortführung und Vollendung dieses großen Werkes übernahm, die Ausbreitung des Reiches Gottes, den Bau der Kirche, die Heiligung der Menschenseelen; wie Christus der Herr es seinen Jüngern verheißen hatte: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt: ihr aber werdet ihn kennen; denn er wird bei euch wohnen und in euch sein; er wird euch leiten in alle Wahrheit, und wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Derselbe wird mich verherrlichen (wird mein Werk siegreich und herrlich hinausführen), denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden." (Joh. 14, 16. 17. 26; 16, 14.)

Und diese göttliche Verheißung ward am Pfingstfeste göttlich erfüllt. Die Schleusen des Himmels öffneten sich, und herab strömte mit Sturmesbrausen und in Feuerflammen der heilige Geist Gottes und erfüllte die harrenden Jünger und rüstete sie zu ihrem großen Werke. Zwölf arme unwissende Fischer waren es, aus dem verachtetsten Winkel des verachtetsten Landes der Erde, zaghafte Anhänger eines ans Kreuz Genagelten, eines unter Spott und Hohn auf der Richtstatt Gestorbenen. Und diese sollten die Welt aus ihren Angeln heben? Sollten die Menschheit in ihren Höhen und Tiefen umgestalten? Sollten das Angesicht der Erde erneuern? Ja, das sollten sie, aber nicht sie, sondern der Geist Gottes in ihnen. Und durch welche Mittel? Durch das Wort vom Kreuze, durch das Wort, mit dem Petrus in seiner ersten Predigt sogleich dreitausend Seelen gewann, durch das Wort: „So wisse denn nun das ganze Haus Israel für wahr und gewiß: dieser Jesus, den ihr gekreuzigt habt, ihn hat Gott zum Herrn und Heiland gemacht. So thuet Buße und ein Jeder lasse sich taufen in dem Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, und auch ihr werdet die Gabe des heiligen Geistes empfangen." (Apostelgesch. 2, 36.) Dieses Wort, das damals durch den heiligen Geist aus dem Munde Petri in allen noch so verschiedenen Sprachen seiner Zuhörer ertönte, es tönt noch heute fort in dem Munde der Kirche in mehr als hundert Sprachen über den ganzen Erdkreis; und wo es ertönt und wo es

gläubig aufgenommen wird, da erbaut der heilige Geist die Kirche, den Tempel Gottes. Von dem Mittelpunkte des Kreuzes, von dem durchstochenen Herzen des Erlösers hat sich die Kirche in den vier Kreuzesbalken nach allen vier Weltgegenden ausgebreitet, gegen Morgen und gegen Abend, gegen Mittag und gegen Mitternacht, und darum liegt auch dieser steinernen Kirche dieselbe bedeutungsvolle Form zu Grunde. Und dieses Wort vom Kreuze, „den selbstgerechten Juden ein Aergerniß, und den selbstweisen Griechen und Römern eine Thorheit", es hat dennoch in der Kraft des heiligen Geistes die ganze alte Welt besiegt, sowohl die griechische Weltweisheit, als die römische Weltmacht, die sich beide mit vereinten Kräften, mit allen Waffen des Wissens, der List, des Truges, des Spottes und der rohesten, grausamsten Gewalt dagegen stemmten, und es in Strömen Blutes zu ersticken und mit Feuer und Schwert verstummen zu machen drei volle Jahrhunderte lang vergeblich sich abmühten. Denn was vermag menschliche Gewalt gegen die Macht des Geistes Gottes? Wenn heute alle Gewalthaber der Erde alle ihre Macht und ihre Heerhaufen versammelten, um den Wind, der aus Westen weht, zu hemmen und ihn nach Osten umzuwenden, — würde es ihnen gelingen? Der Wind würde ihrer Ohnmacht spotten und, den Staub der Erde ihnen in die Augen streuend, über ihren Häuptern frei dahin fahren. Wenn dies vom irdischen Winde gilt, wie vielmehr, spricht Christus, „von Allem, was aus dem Geiste Gottes geboren ist?" (Joh. 3, 8.) So konnte denn auch schon der Afrikaner Tertullianus nach kaum zweihundert Jahren den erstaunten Römern triumphirend zurufen: „Wir Christen sind von gestern, und doch haben wir all' das Eure erfüllt: eure Städte und Inseln, eure Kastelle und Ansiedlungen, eure Heerlager, sogar den Palast, den Senat, das Forum! Nur eure Götzentempel lassen wir euch. Je öfter ihr uns abmähet, dessen üppiger sprossen wir hervor; denn das Blut der Märtyrer ist der Same der Christen!"

Dasselbe Wort vom Kreuze, verkündet in der Macht des heiligen Geistes, war es, das in folgenden Jahrhunderten die wilden Fluthen der aus dem Norden hervorbrechenden Völkerhorden, darunter auch unsere Altvordern, bändigte und durch die Macht des Glaubens, der Liebe und der christlichen Gesittung diese wilden Löwen und Tiger zu frommen Lämmern zähmte, ohne ihre edle Kraft zu brechen, und so in einem Sinne die alte Prophezeiung des Isaias erfüllte: „In jenen Tagen wird der Wolf friedfertig bei dem Lamme wohnen und der Panther bei dem Böcklein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben, und die ganze Erde wird voll sein von der Erkenntniß des Herrn." (Js. 11, 6; 65, 25.)

So steht nun die christliche Kirche seit achtzehn Jahrhunderten unerschüttert da, erbaut von dem heiligen Geiste über dem Hügel von Golgatha durch das Wort von dem Kreuze der Erlösung. Und dieses Wort vom Kreuze, das in der Kraft des heiligen Geistes die ganze alte Welt umgestaltet hat, das wollen sie uns heute in ihrer Eintagsweisheit für einen Mythus, für ein Märchen ausgeben, für Lug und Trug und Menschenerfindung? Mögen sie es versuchen! Sie sind nicht die Ersten und werden nicht die Letzten sein, welche sammt ihren Werken der heilige Geist „hinwegweht wie Spreu mit dem Hauche seines Mundes!" (Isaias 40, 24. Vgl. 2. Theß. 2, 8.)

Ja, so wahr auf der gesammten Menschheit das dumpfe drückende Gefühl einer alten schweren Erbschuld lastet; so wahr in allen Religionen aller Weltalter und aller Erdstriche die dargebrachten Blutopfer von jenem Schuldgefühle und dem Sühnungsbedürfnisse zeugen; so wahr in der ganzen Menschheit und in dem Innern eines Jeden, auch des Besten, die große Kluft gähnt zwischen dem Sollen und

Wollen, zwischen dem Wollen und Thun, und zwischen dem Thun und Gewissen, und die andere große Kluft zwischen dem Glückseligkeitstriebe und seiner nie erreichten Befriedigung; so wahr der erschütternde Anblick von Sünde, Gräuel, Elend, Unterdrückung und Ungerechtigkeit durch alle Zeitalter in ganzen Völkern, wie in Familien und Einzelnen, dem Menschenfreunde die Brust zerpreßt, der sie alle beglückt sehen möchte, und sich wehmüthig fragt: „Warum sind sie es nicht?" — so wahr ist das christliche Wort vom Kreuze, vom Sündenfalle und von der Erlösung durch den Gottmenschen und der Heiligung durch seinen Geist ein nicht zu beseitigendes, nicht sich verflüchtigendes Wort, — das göttliche Wort des Lebens, das nicht nur dem Denker alle jene Räthsel löset, sondern das, gläubig aufgenommen in das Gemüth, alle jene Wunden heilt in denen, welche zur wahrhaften Wiedergeburt aus dem Geiste Gottes gelangen. — —

O was wäre die Menschheit, wenn die heilige Liebe, von der der Apostel Paulus sagt: „sie ist langmüthig und freundlich; sie beneidet nicht und blähet sich nicht auf; sie ist nicht ehrsüchtig; sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht erbittern; sie denkt nichts Arges; sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern sie freut sich über die Wahrheit; sie trägt Alles; sie glaubt Alles; sie hoffet Alles; sie duldet Alles" (1. Korinth. 13, 4—8.), wenn diese heilige Liebe überall und in Allen herrschte; wenn das einfache, Alles umfassende Gebot: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst" überall erfüllt würde; wenn anstatt des erstarrenden, satanischen Geistes der Selbstsucht nur der heilige Geist Alle beseelte! Dann wären auf der ganzen Erde keine blutigen Kriege mehr, keine Unterdrückung, keine Tyrannei, keine Empörung, keine Sclaverei, keine Spaltung, keine Parteisucht, keine Prozesse und Feindseligkeiten, keine Armuth und Noth; mit dem sittlichen Uebel wäre auch der größte Theil der leiblichen Uebel von der Erde verbannt. Erfüllt wäre, was wir täglich im Vaterunser flehen: „Dein Reich komme zu uns; Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden!" Die ganze Menschheit wäre in heiliger Reinheit und Einheit wieder ein Tempel Gottes; sie wäre im Großen, was ihr Vorbild, die erste am Pfingstfeste gegründete apostolische Gemeinde in Jerusalem war, von der es heißt: „Alle waren erfüllt von dem heiligen Geiste, und die ganze Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Nicht ein Einziger sagte, daß das, was er besaß, sein eigen sei, sondern sie hatten Alles gemein. Täglich verharrten sie einmüthig im Tempel, brachen das Brod in den Häusern umher und genossen die Speise mit Fröhlichkeit und Einfalt des Herzens; sie lobten Gott und waren beliebt beim ganzen Volke." (Apostelgesch. 4, 31; 2, 46.)

So ist denn nun der heilige Geist das Lebensprincip der christlichen Kirche im Ganzen wie im Einzelnen; wo er nicht ist, da ist Finsterniß, Erstarrung, geistiger Tod. Er ist es, der die christliche Wahrheit in der Kirche aufrecht erhält gegen alle äußere Anfechtung des Unglaubens und des Irrthums, wie gegen alle innere Verderbniß der Sittenlosigkeit, der Heuchelei und des Aberglaubens. Er ist es, der in ihren Sacramenten das Heil wirkt und im Munde ihrer Priester die Vergebung der Sünden verkündet und verleiht. Alles wahrhaft Gute, vom Kleinsten bis zum Größten, das in der Menschheit geschieht, entsteht unter seinem göttlichen Anhauch; denn ohne ihn ist und gedeiht nichts Gutes. Ihr habt ein liebliches Bild seines Wirkens in dem anbrechenden Frühlinge gesehen. Wie die milde Mailuft die Kälte des Winters verscheucht und alle Lebenstriebe hervorlockt; wie der warme, erquickende Regen Alles ergrünen, alle Keime, alle Knospen sich entfalten macht, jede Erdscholle mit grünem Leben bedeckt, und nur den harten,

kahlen Felsen nackt und todt läßt: so wirkt der heilige Geist in den Seelen der Menschen. Wie gering durch die Empfänglichkeit, wie arm und dürr auch der Grund des Herzens sein mag: wo nur irgend eine Wurzel, ein Keim des Guten Raum und Stätte findet, wo der Wille sich nicht verschließt, da befruchtet er es, erwärmt es mit göttlicher Liebe, und nur die harten, kalten, widerspenstigen Herzen läßt er unberührt und verstockt. Alle Menschenseelen möchte er anregen, beleben, in Besitz nehmen und zu seinem Tempel machen; er wirbt um eine jede, arbeitet an einer jeden, versucht es mit ihr auf alle Weise, durch innere Anmassung und äußere Weckrufe, durch Glück und Unglück, Leid und Freude, Trost und Traurigkeit. Auch meine schwache Stimme, die jetzt hier vor euch ertönt, ist ein Liebesruf von ihm an eure Herzen; wer ihm nicht widerstrebt, wer ihm Gehör gibt und seinen Mahnungen folgt, dem wird er ein bleibender süßer Gast, „und gibt sich ihm als Pfand des ewigen Lebens ins Herz!" (2 Korinth. 1, 22. Ephes. 1, 14.) (M. von Diepenbrock.)

Gedruckt bei Theodor Burger in Bayreuth.

/ Heinisch, Georg Friedrich / Ludwig, Johann Lorenz,

Die Sprache der Prosa, Poesie und Beredsamkeit theoretisch erläutert und mit vielen Beispielen aus den Schriften der besten deutschen Klassiker versehen

Bamberg 1867